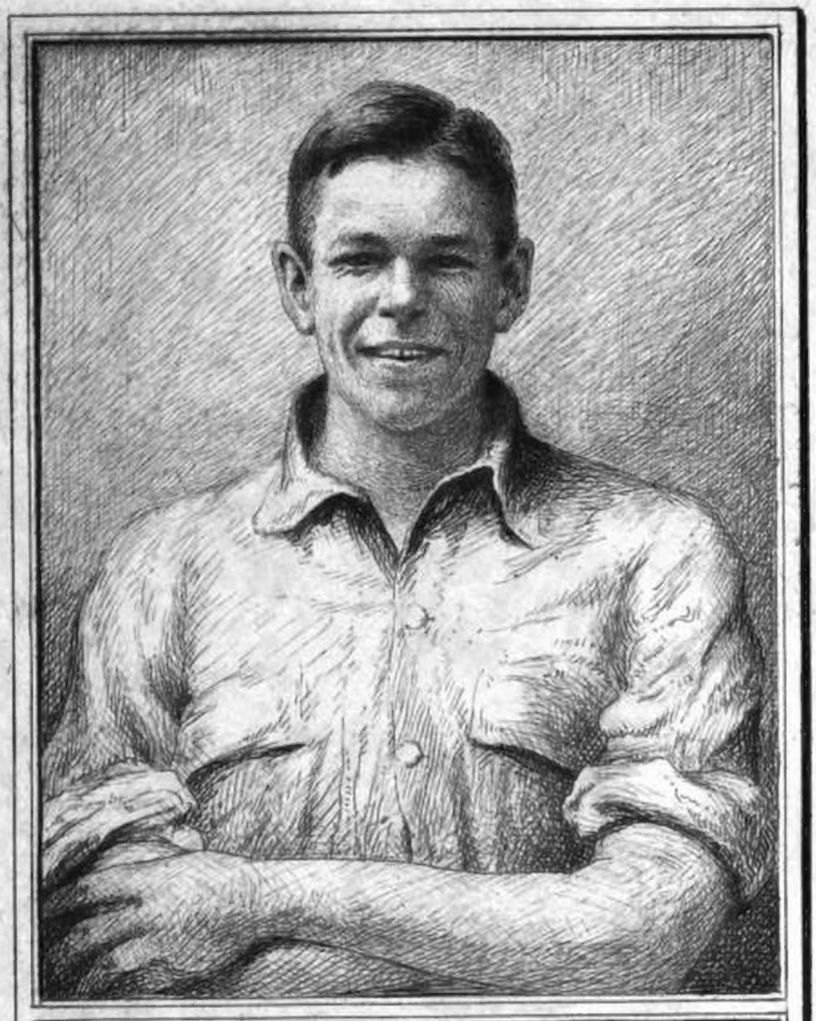

In Memory of
STEPHEN SPAULDING
1907 – 1925
CLASS of 1927
UNIVERSITY OF MICHIGAN

W.H.W. Bushnell 1927

Gr. 8° 1122 4 Dla Mezza.

Rüh

M 10.606

Digitized by Google

Zeitschrift

für

die neueste Geschichte,

die Staaten- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Friedrich Rühs und S. H. Spiker.

Erster Band.

Januar — Junius.

1814.

Berlin,

im Verlage der Realschulbuchhandlung.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

D
1
248
v.1

12-27-54, 4 vol.
SS 3410

Inhalt.

I. Zweck und Einrichtung dieser Blätter . . . . Seite 1

II. Beiträge zur Geschichte des Kriegs in der pyrenäischen Halbinsel. Von R. Semple . . . . . — 8

Portugal S. 9. Spanien . . . . . — 17

III. Beiträge zur Geschichte des Kriegs in Rußland.
1. Einleitung . . . . . — 39
2. Schilderungen und Anekdoten aus Ker Porters Geschichte des Feldzugs von 1812 . . . — 47

IV. Sitten und Gebräuche der Mosquitoindianer. Von Capitän Henderson . . . . . — 65

V. Die Revolution im spanischen Südamerika Von R. Semple. . . . . — 74

VI. Djezzar Pascha. Von E. D. Clarke . . . — 82

Februar.

I. Die englische Niederlassung zu Honduras. Vom Capitän Henderson . . . . . Seite 97

II. Die Insurrektion im spanischen Südamerika. Von Robert Semple. Beschluß . . . . — 129

III. Der Harem des Großherrn zu Konstantinopel. Nach E. D. Clarke. . . . . — 147

IV. Ein Blick auf die skandinavischen Staaten. Von einem Skandinavier . . . . . — 162

V. Die französische Polizei . . . . . — 179.

März.

I. Ein Blick auf die skandinavischen Staaten. Von einem Skandinavier. Beschluß . . Seite 173

II. Cyprus. Nach E. D. Clarke . . . . . — 212

III. Das ehemalige schwedische Pommern . . . — 222

IV. Der portugiesische Krieg. Von William Granville Eliot . . . . . — 239

V. Die französische Polizei. Fortsetzung. . . . — 274

VI. Charakteristik der neueren Türken und Griechen. Von Robert Semple . . . . . — 285

April.

I. Statistisches Gemälde von Persien. Nach Macdonald Kinneir . . . . . Seite 259

II. Der portugiesische Krieg. (Fortsetzung). . . — 311

III. Don Francisco Espoz y Mina, spanischer Guerilla-Hauptmann . . . . . — 335

IV. Das ehemalige schwedische Pommern. (Beschluß.) — 345

V. Ueber die natürliche Beschaffenheit der deutschen Grenzländer gegen Frankreich. Von C. S. Weiß . . . . . — 362

VI. Bemerkungen über Südamerika, besonders spanisch Paraguay und Brasilien. Von J. Mawe. — 372

Mai und Juni.

I. Bemerkungen über Südamerika, besonders spanisch Paraguay und Brasilien. Von J. Mawe (Beschl.) Seite 385

II. Statistisches Gemälde von Persien. Von Macdonald Kinneir. (Fortsetzung.) . . . — 461

III. Der portugiesische Krieg. (Beschluß.) . . . — 492

IV. Die Belagerung von Tarragona . . . . — 527

V. Briefe aus einem Mahrattenlager. Von Thomas Duer Braughton . . . . . — 344

VI. Ueber Tetuan und Tangers. Nach R. Semple — 574

Zeitschrift

für

die neueste Geschichte,

die Staaten- und Völkerkunde.

Erstes Heft. Januar 1814.

I.

Zweck und Einrichtung dieser Blätter.

Bis auf die so glücklich begonnene und im Großen als vollendet zu betrachtende Wiederherstellung des gebildeten Europa war es unmöglich, über die Gegenstände, womit sich diese Zeitschrift beschäftigen wird, würdig und lehrreich zu schreiben; wer sich selbst ehrte und nicht die elenden Gemeinplätze der Tyrannei hohl und gedankenlos wiederholen, oder, was noch verächtlicher, sich zum Herold der Gewalt herabwürdigen und ihre verruchtesten Thaten, ihre frevelhaftesten Eingriffe in die Heiligthümer der Menschheit sophistisch rechtfertigen und mit eitlen Redner-Künsten bekleiden wollte, muste schweigen, denn freimüthige Aeußerung selbst der einfachsten Wahrheiten war mit Gefahren für den Wortführer und, was das Furchtbarste, auf eine nie zu berechnende Weise auch für Andre verknüpft, die in keinem Verhältniß zu den Früchten standen, die sich davon erwarten ließen. Eine der ersten Wohlthaten, die das befreite Europa als den Preis seiner Anstrengungen betrachten muß, ist das erhabne Vorrecht freier Mittheilung, die

von den schimpflichsten Fesseln gelähmt war und völlig unterdrückt werden sollte. Die ewigen Lehren der Geschichte haben sich auch in den Ereignissen der neuesten Zeit glorreich bewährt; durch den Glauben, daß die göttliche Hülfe den, der sich im Vertrauen auf sie an seine Kräfte wendet, nie verläßt, durch das treue Zusammenwürken der Fürsten und Völker, durch die Verzichtleistung auf jene falsche und engherzige Politik, die nur den augenblicklichen Vortheil berücksichtigend und unbekümmert um Andre, für sich bestehn zu können glaubte, ist das Größte gelungen: es ist die Hofnung aufgegangen, daß endlich nach einer langen Zeit der Noth, der Knechtschaft, des Irrthums und der Sünde ein edleres Leben beginnen und das menschliche Geschlecht, durch so harte und traurige Erfahrungen belehrt, auf diejenigen Güter den höchsten Werth legen werde, die sein inneres Wesen berühren und verherrlichen. So wie das irdische Daseyn sich durch die bessere Richtung aller Kräfte und Bestrebungen erhebt, muß die Theilnahme an den Ereignissen der Zeit steigen: der Einzelne verschmilzt inniger mit dem Ganzen, auf das auch er würdig und oft bedeutend einwirken kann.

Eine gründlichere und genauere Belehrung über die großen Thaten und Ereignisse der Zeit und alles was sie angeht, zu verbreiten, als sich auf den gewöhnlichen Wegen erlangen läßt, die meist nur die erste Neugierde befriedigen, nur eine vorläufige Andeutung geben, ist der Zweck der gegenwärtigen Zeitschrift, die namentlich auch die vielen Aufschlüsse sammeln und zur Kenntniß deutscher Leser bringen wird, welche die ausländische Literatur darbietet, von der uns Frankreichs Einfluß abgeschnitten hatte, und deren wir nur auf Umwegen theilhaftig werden konnten. Es wird ihre Richtung durchaus historisch seyn; sie wird nur neue und unbekannte Thatsachen, Berichtigungen falsch dargestellter, oder auch Betrachtungen enthalten, die sich ihnen anschließen und unmittelbar aus ihnen hervorgehen: Aufsätze rein speculativen Inhalts werden keine Stelle finden, nicht weil wir den Werth der Speculation auch in diesem Gebiete verkennen, sondern um die Gränzen unsrer Zeitschrift scharf und genau zu bestimmen und sie von ähnlichen Unternehmungen durch einen eigenthümlichen Charakter zu

unterscheiden: wir werden uns daher auch genau auf die drei Momente beschränken, die der Titel andeutet.

Wir werden Materialien für die neueste Geschichte sammeln, Aufklärungen über Erscheinungen und Begebenheiten sowohl als Anleitungen zu ihrer gerechten Beurtheilung und Würdigung. Zu den gewöhnlichen, aber verbrauchten Künsten des Despotismus gehört Verheimlichung oder Verdrehung; sie sind selten in einem so großen Umfange, mit so barbarischer Strenge angewandt worden, als in den wenigen Jahren, welche die Zeiten des Tiberius für das halbe Europa zu erneuern, die Geister zu lähmen und die jüngeren Geschlechter um die Vorzüge zu bringen drohten, deren sie vor älteren genossen. Viele Begebenheiten dieses Zeitraums, groß an sich, für seine Söhne ehrenvoll, wichtig in ihren Folgen, werden nur mangelhaft oder entstellt gekannt, oder sind vielleicht noch ganz der allgemeinen Wissenschaft entzogen; wir werden daher Nachrichten und Aufklärungen aller Art über alles was in den Zeitraum von Napoleons Zwangherrschaft fällt, den pyrenäischen, den russischen, den deutschen Krieg, den Geist der Völker und ihre Anstrengungen, die heimliche List und Ränke der Franzosen und ihrer Söldner u. s. w. aus zuverlässigen Quellen mittheilen: wir werden das Böse nicht erhöhn, es wird uns nur darum zu thun seyn, Alles in ruhiger Wahrheit einfach und nachdrücklich darzustellen; nicht ohne Liebe für Alles, was preiswürdig ist, aus freien, menschlichen Gemüthern stammt, und nicht ohne Haß gegen das Schlechte und Knechtische, gegen die verruchten Grundsätze der Gewalt, der Ungerechtigkeit und der politischen Mechanik, welche die Sophisterei einer gefesselten Zeit oft als Maaßregeln einer hohen Weisheit gepriesen hat. Jede fremde Mittheilung wird, wie sich von selbst versteht, ganz ungeändert gegeben und wir werden uns bemühn, den Darstellungen, die wir aus fremden Sprachen übersetzen, ihre Eigenthümlichkeit möglichst zu erhalten. Besonders wird es unser Bestreben seyn, die schädlichen Folgen, die der Einfluß Frankreichs überall für die Bildung, den Wohlstand, die Sitten gehabt hat, in ihrem vollen Lichte zu zeigen. Verblendet durch den ungewöhnlichen Erfolg, den die französischen Maaßregeln und Einrichtungen hatten, hat

man sie leider nur zu allgemein nachgeahmt und ihnen die edelsten Eigenthümlichkeiten löblicher Verfassungen, ehrenvolle Freiheiten, die frommen Gebräuche altväterlichen Herkommens, alle Rücksichten auf Gerechtigkeit und Würde aufgeopfert; man hat ganz ohne Noth die französischen Gesetze, die verderblichen Beschränkungen der franz. Handels- und Gewerbe-Politik, ihre knechtische Spionenpolizei, ihre gräuelvollen Gewaltsstreiche in der Finanz, und tausend andre Mißbräuche in einer gedankenlosen Bewunderung zu unendlichem Schaden der Gemüther und der Sitten angenommen. Es ist nothwendig den Geist zu zeigen, aus dem das ganze französische Wesen mit allen seinen Einrichtungen hervorgegangen ist, das Ziel recht klar vor Augen zu stellen, wohin sie streben, daß nämlich, wie Euripides sagt, Alles Knecht werde außer Einem, daß Alles, was in den Menschen und ihren Verbindungen Heiliges, Höheres und Göttliches erscheint, untergehe, daß Treue, Redlichkeit und Tugend zum Gelächter und das seelenlose Ganze durch die niedrigsten Hebel, den schmutzigsten Eigennutz und die feigste Furcht zusammengehalten und geleitet werde: dies sind die vorherrschenden Elemente in der Verfassung Frankreichs und den Ansichten seiner Regierung, dies die Elemente, woraus es neue Staaten bilden wollte! Die sicherste Schutzwehr vor den Gräueln einer Revolution, ist die innige, auf einer klaren Einsicht beruhende Ueberzeugung, daß jede wahrhafte Verbesserung in dem stillen Fortschreiten der Zeit sich von selbst vorbereiten und erzeugen muß, daß bei jedem gewaltsamen Eingreifen die theuersten und herrlichsten Güter, das unwiederbringliche Erbe besserer Vorfahren, den unvermeidlichsten Gefahren bloß gestellt sind, daß von Frankreich aus seit mehr als 20 Jahren, oder vielmehr von jeher, eine unaussprechliche Masse von Elend und Verdorbenheit bis in die fernsten Himmelsstriche verbreitet worden ist, daß es um der gemeinsten und selbstsüchtigsten Absichten willen, frevelhaft überall Aufruhr und Verheerung hervorgerufen, den Bürgerkrieg entzündet, die Schande und den Jammer zurückgelassen hat.

Vielleicht erscheint es manchem Leser auffallend, daß wir auch der Statistik, die in den neuesten Zeiten in einen sehr üblen Ruf gerathen ist eine Stelle einräumen. Man

hat ihr geradezu allen Werth und alle Bedeutung abgesprochen; man hatte Recht, so lange man nur an französische oder französirte Staaten dachte; hier, wo alle lebendigen Kräfte verabscheut und in ihrem freien Regen vernichtet wurden, artete sie in ein nacktes Inventarium aus, wie es ein westindischer Pflanzer über seine Sklaven und sein Vieh halten mag. Ueberdies nahm der zerstöhrende Geist, der alle französische, unter französischem Einfluß stehende Verwaltungen bezeichnet, keine Rücksicht auf die klarsten statistischen Wahrheiten: gleichgültig gegen das Glück des lebenden Geschlechts, unbekümmert um die Zukunft, war es nur darauf abgesehn, die Länder, deren Schicksal in ihre Hände gegeben war, bis auf das Mark auszusaugen: hierzu reichten die Tabellen hin, die überall, wo die Franzosen sich einnisteten, sogleich mit einer pedantischen Genauigkeit nach bestimmten Vorschriften angefertigt wurden. So wie freie Staaten sich nebeneinander bewegen, ein unabhängiger Verkehr derselben sich wieder anknüpft, wird auch die Statistik in ihre alten Rechte treten. Die Kenntniß von den lebendigen Kräften eines Staats, ihrer Entwickelung und Anwendung, dem Einfluß der Verfassung auf sie und den wohlthätigen Folgen, die aus einer großen und edlen Leitung entspringen, ist eine der wichtigsten und belehrendsten für den Menschen und den Bürger. Es ist gewiß, daß die Zahlen der Statistik der Wahrheit sich immer nur mehr oder weniger nähern: denn wie sich die veränderlichen Eigenthümlichkeiten eines lebenden Körpers nicht so fest und genau bestimmen lassen, wie an einer Leiche, eben so wenig läßt sich von einem Staat, der nur besteht, indem er sich unaufhörlich neu erzeugt, eine Anatomie geben, die dem strengen statistischen Zergliederer genügen wird: die Aufgabe der Statistik ist keinesweges, wie man vielleicht durch den Namen verführt, so oft behauptet hat, die stehenden, sondern die fortschreitenden Verhältnisse der Staaten, die Regungen ihres Lebens zu verfolgen: sie soll nicht Rechnung halten über Dinge, die jeder Berechnung spotten; nie muß sie es sich anmaßen, den Werth materieller Kräfte geltend zu machen, die nur durch den Geist, der sie belebt und in Thätigkeit setzt, entweder bis in's Unendliche gesteigert oder bis zur Vernichtung beschränkt wer-

den. Man muß sich daher hüten, Ansprüche an die Statistik zu machen, die sie nicht befriedigen kann; aber in so fern sie der Prüfstein ist, woran sich empirisch die allgemeinen Grundsätze der Politik, die eben so nothwendig sind als die jeder andern philosophisch begründeten Disciplin, bewähren, müssen uns ihre Aufschlüsse und Erfahrungen willkommen seyn, denen es nie zum Vorwurf gereichen kann, daß ihnen die Gewißheit eines mathematischen Satzes fehlt. Mit freudiger Theilnahme werden wir die allgemeinen Verhältnisse der Staaten verfolgen, die aus der Zerstöhrung neu hervorgehn, die frei von dem verpestenden Einfluß Frankreichs, sich gemäß ihrer in der Geschichte begründeten Eigenthümlichkeit und die ältern Erfahrungen benutzend, neu gestalten; wir werden auf die Zerrüttungen aufmerksam machen, welche die einfachsten Verhältnisse, die Gewerbe, der Verkehr unter dem Drucke wahnsinniger, sich selbst vernichtender Gesetze überall erlitten haben, das einzige Mittel zeigen, das die Wunden heilen kann, — die freieste, sich selbst überlaßne Thätigkeit.

In keinem Zweige des historischen Wissens sind unsre Zeiten so reich an den wichtigsten Aufschlüssen und neuen Entdeckungen als in der Völkerkunde, die man erst jetzt angefangen hat, nicht als eine Sammlung von einzelnen auffallenden Sonderbarkeiten, sondern im Zusammenhang, nach nothwendigen und allgemeinen Grundsätzen zu betrachten. England hat für diese Wissenschaft äußerst schätzbare Bereicherungen geliefert: wir werden uns bemühn sie zu sammeln, sie zu verarbeiten und zweckmäßig darzustellen; besonders aber werden wir Werke benutzen, von denen sich eine vollständige Uebersetzung nicht erwarten läßt. Eine gewisse Weitschweifigkeit ist namentlich die Modekrankheit der neuesten englischen Länder- und Reisebeschreibungen; die meisten Verfasser, statt ihre Beobachtungen rein und einfach zu geben, schwellen sie mit wohlklingenden Gemeinsätzen, mit ewigen Wiederholungen des Alten und Längstbekannten und mit Auszügen aus anderen Büchern an; von diesem lästigen Ueberfluß befreit, werden oft stattliche Bände auf wenige Bogen zusammenschmelzen; die Auszüge, die wir zu liefern gedenken, sollen keine Bruchstücke seyn, sondern durchaus ein Ganzes bilden, in dem nichts verlohren gehn soll,

was neu, eigenthümlich und für die Wissenschaft förderlich ist. Aber auch die allgemeine Theorie der Völkerkunde werden wir in den Kreis der Gegenstände aufnehmen, denen diese Blätter gewidmet sind; nur durch sie werden die größten Erscheinungen der Geschichte erklärt; nur durch sie wird der Staatsmann vor jener verführerischen Nachahmungs- und Neuerungs-Sucht bewahrt, die ohne auf feste und tiefgegründete Ursachen der Eigenthümlichkeit in der Verfassung, dem Leben, den Sitten, den Ansichten der Völker Rücksicht zu nehmen, nach flüchtigen Eindrücken, nach betrügerischen Vorbildern oder gar nach den Vorspiegelungen einer glänzenden Theorie in einem Augenblick zu ändern sucht, was sich im Laufe von Jahrhunderten aufgebaut hat.

Durch die Vereinigung der drei Hauptgesichtspunkte, nach denen die Zeit sich betrachten läßt, hoffen wir ihr wichtigsten Angelegenheiten, in so weit eine historische Darstellung derselben für jetzt möglich ist, zu erschöpfen und durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, gleichgesinnten Lesern eine erhöhte Unterhaltung darzubieten. Wir dürfen uns der Unterstützung vieler treflicher Männer und ausgezeichneter Forscher in den verschiedensten Theilen Europa's erfreuen: wir werden Alles aufbieten, um diesen Blättern einen innern Gehalt zu geben, wodurch sie sich auf keine unwürdige Weise den besten Werken der Art, die der deutschen Literatur zur Ehre gereichen, anschließen können.

Fr. Rühs. S. H. Spiker.

II.

Beiträge zur Geschichte des Kriegs in der pyrenäischen Halbinsel.

Bis jetzt sind wir über die merkwürdigen Ereignisse nur sehr wenig unterrichtet, die Napoleon's greuelvollem Despotismus den ersten Stoß versetzten: kaum kennt man das abscheuliche Gewebe von Hinterlist und Gewaltstreichen, worin er die letzten Sprößlinge der Bourbons auf Spaniens Thron verstrickte; keine Stimme durfte laut werden auf dem festen Lande, und es ist daher gewiß ein belohnendes Unternehmen, zuverlässige Nachrichten von dem spanisch-portugiesischen Kriege und der großen Revolution, die ihm voranging, dem Geist und den Anstrengungen des Volks, das, um seine Freiheit zu behaupten, die Kraft zuerst in seinem Willen fand, zusammenzustellen. Als Einleitung schicken wir die Bemerkungen eines neuern Reisenden über die Regierung, das Volk und den Zustand der beiden Länder kurz vor dem Ausbruche jenes heldenmüthigen Kampfes voraus, eines Reisenden freilich voll von Vorurtheilen, ohne tiefe Einsicht, der aber doch oft glücklich beobachtet und die Er-

scheinungen, die ihm vor Augen liegen, richtig auffaßt. Hr. Robert Semple ist Kaufmann, aber er besitzt eine wissenschaftliche Bildung, die freilich in dem Leben und Treiben der Welt etwas flach geworden ist: er verließ London am 26sten Jan. 1805, ging über Lissabon nach Madrid, von Madrid nach Cadiz, von Algesiras nach Livorno, machte einen Durchflug durch Italien, besuchte Sicilien, Malta, einige Inseln des Archipelagus, Constantinopel, Smyrna und kehrte über Candia in die Heimath zurück. Seine Reise empfiehlt sich durch eine leichte Darstellung und eine gewisse Gemüthlichkeit, wobei aber die Bemerkungen oft höchst flüchtig und alltäglich sind. Nichts destoweniger ist sie schon zum zweiten Mahl gedruckt worden. Einen gleich günstigen Erfolg hatte die Schilderung einer zweiten Reise, die er im Jahre 1809 von Lissabon durch die westlichen Pässe der Sierra Morena, nach Sevilla, Cordoba, Granada, Malaga und Gibraltar und von hier nach Tetuan und Tanger unternahm. Diese Reise ist offenbar um vieles anziehender als die erste, und die Schilderung von dem Zustande in Lissabon bei der Annäherung der Franzosen äußerst lebendig. Unsere Auszüge werden sich nur auf das Neue und Eigenthümliche beschränken, dessen in den drei Bänden des Originals verhältnißmäßig sehr wenig ist, auf das, was die Gesinnungen der Portugiesen und Spanier betrifft: die übrigen Nachrichten sind von einem sehr geringen Werth und aus anderen Quellen besser und vollständiger bekannt. Wir lassen dem Verfasser seine Ansichten und Urtheile, so wenig wir oft mit ihnen übereinstimmen, und nur bei Gegenständen von großer Bedeutung erlauben wir uns eine Gegenbemerkung.

Portugall.

Die Portugiesen sind im allgemeinen von dunkler Farbe und mager, mit schwarzem Haar; jachzornig, rachsüchtig und in ihren Bewegungen selbst bei unbedeutenden Gelegenheiten heftig. Sie sollen auch träge, betrügerisch und feige seyn:

aber ihre Lebensart ist mäßig; diese Eigenschaft kann an die Spitze ihrer Tugenden gesetzt werden, wenn sie überhaupt noch andre hinzufügen können. Sie sprechen mit großer Verachtung von den Spaniern, vielleicht dem nächsten, ihnen verächtlichen Volk, mit dem sie bekannt sind. Sie haben keinen Sinn für das Oeffentliche und mithin keine Volksthümlichkeit. Ein Engländer oder ein Franzose zeichnet sich in fremden Ländern durch ein seinem Volk eignes Wesen und eigne Sitten aus: er würde es vergebens zu verbergen suchen: aber jeder magre schwärzliche Mann kann für einen Portugiesen gelten.

Die Regierung hat alle Schwäche des Despotismus in seinem Alter. Die Seemacht hängt in Hinsicht ihrer besten Befehlshaber von England ab *).

Die Wege, die von Lissabon nach Spanien führen, sind nicht bloß vernachläßigt, sondern ganz über den beschwerlichsten und felsigsten Boden geführt. Die Portugiesen verhehlen die Ursache davon nicht: wir wünschen nicht, sagen sie, den Spaniern einen Weg nach Lissabon zu machen. Die Spanier hingegen bauen vortrefliche Landstraßen, in allen Richtungen von ihrer Hauptstadt nach den Gränzen und selbst gegen Frankreich **).

Am 20sten Jan. 1809 kam bei Tagesanbruch ein Fischerboot an die Seite unsres Schiffes, woraus wir einen Lootsen nahmen. Beinahe ein Monat war seit unsrer Abreise aus England vergangen, und nach dem Zustande, worin damals die Angelegenheiten in der Halbinsel sich befanden, waren wir sehr begierig, das Schicksal des englischen Heers unter General Moore zu erfahren. Die Nachrichten, die wir von unserm Lootsen einzogen, waren in-

---

*) Observationes on a Journey through Spain and Italy to Naples and thence to Smyrna and Constantinople. The second Edition. By Robert Semple. London 1808, II Voll. 8. I. p. 6.

**) Das. S. 51.

dessen sehr unbefriedigend. Einige englische Truppen waren nach den Gränzen gegangen, andre eingeschifft und bereit abzusegeln. Die Franzosen hatten einmahl Besitz von ganz Galicia genommen, waren aber hernach von den Spaniern und Portugisen vertrieben worden. Zwei Dinge indessen waren gewiß: die englischen Kaufleute in Lissabon schifften ihr Eigenthum ein, und die Einwohner waren alle bewaffnet oder bewaffneten sich. Aus diesen Umständen zogen wir keine vortheilhafte Vorbedeutung und verbrachten den Tag unter mannichfaltigen Muthmaaßungen. Erst am Morgen des 29sten liefen wir in den Tajo ein: die portugiesische Flagge wehte wieder von St. Julien: wir kamen vor einer großen Zahl von Lastschiffen vorüber, die vor Anker lagen und voll Truppen waren. Dies versprach nichts Gutes und eh' wir an's Ufer gingen, waren bereits neue Reisende an Bord gekommen und sicherten sich mit großen Eifer ihre Ueberfahrt nach England in dem Postschiff.

Um Mittag befand ich mich am Ufer. Es war Sonntag, ehmals in Lissabon der feierlichste Tag der Woche: aber jetzt war alles traurig und verhältnißmäßig still. Der ganze Umfang unsrer Unfälle in Galicia war noch nicht bekannt; aber es hieß, daß unser dortiges Heer sich zurückgezogen habe, daß die französischen Reiter und leichten Truppen nahe bis an die Gränzen von Portugall streiften und sogar bis nach Oporto vorgedrungen wären. Das Papiergeld der Regierung verlohr dreißig auf hundert; während der allgemeine Wunsch Eigenthum nach England zu bringen, den Wechseln auf englische Plätze einen hohen Preis gab. Jeder Engländer wußte sehr gut, daß beim Einrücken der Franzosen in Lissabon sein Eigenthum zuerst aufgesucht und weggenommen werden, und daß auch seine friedlichen und kaufmännischen Geschäfte nicht hinreichen würden, seine Person vor der Einkerkerung zu sichern. Von der Ungewißheit, der Spannung, der Bestürzung, der Verwirrung, die überall herrschten, kann man sich leicht einen Begriff machen. Die Eingebohrnen boten ein anderes und anziehenderes Schauspiel dar. Eben so gespannt, eben so verwirrt, eben so begierig auf jede neue Kunde, waren sie doch mit unauflöslichen Banden an den Ort gekettet und genöthigt auf

ihrem Platze den Ausgang des Kampfs zu erwarten: daher ein sonderbares Gemisch von Leidenschaften, Wuth gegen die anrückenden Franzosen, Wuth gegen die Engländer, die sich anschickten sie zu verlassen. Die erste war offen und eingestanden, die zweite heimlich und versteckt, aber sie wartete nur auf den letzten Augenblick der Einschiffung, um in ihrer ganzen Heftigkeit auszubrechen. Der Streit entgegengesetzter Leidenschaften endete in einen Ausbruch der Vaterlandsliebe. Da es nicht länger verborgen bleiben konnte, daß die spanischen und englischen Heere in Galicia sich zurückzogen, da es sichtbar ward, daß die englische Macht in Lissabon alle Vorkehrungen traf, um sich auf den ersten Wink einzuschiffen und daß die Regimenter, welche gegen die Gränzen marschirten, sich schnell zurückzogen, ohne einen Feind gesehn zu haben, erließ die Regierung einen lebhaften Ausruf an das Volk, erinnerte es an den alten Ruhm des portugiesischen Namens und forderte es auf, denselben zu bewähren. Der durch solche Aufrufe und die Noth erzeugte Enthusiasmus war sehr groß: aber wären die Franzosen herangerückt, so würde er ihnen weniger verderblich gewesen seyn, als den Nachzüglern der englischen Hinterhut. Glücklicherweise kam es auf keine Probe an. Die Straßen, die Plätze, die Quais waren mit Reihen von Freiwilligen besetzt, deren Waffen, Ausrüstung und Bewegung höchst verschieden und sonderbar waren. Der größere Theil trug Piken, einige waren mit Vogelflinten bewaffnet, einige mit Bajonetten auf Stangen befestigt, einige mit kleinen Degen, mit Dolchen, mit einem Paar Pistolen, oder einer einzigen. Hier und dort in den Reihen sah man Hellebarden und Piken von sonderbarer und alter Arbeit, die wahrscheinlich in den Kriegen des funfzehnten Jahrhunderts gebraucht und nachdem sie lange in Staub und Dunkelheit gelegen hatten, nun an's Licht hervorgezogen worden waren. Die Mischung der Leute war so verschieden, als ihre Waffen; der Lange und der Kurze, der Schlanke und der Dicke, der Greis und der Milchbart standen Seite an Seite. Auf das Befehlwort drehten sich einige rechts, andre links; einige Theile der Reihe rückten vor, während andere stehn blieben. Mit einem Wort alles war lächerlich, bis auf ihre Sache, die heiligste

von der Welt. Aber der Pöbel von Lissabon war bewaffnet und wollte es in der That beweisen. In jeder Nacht ward wenigstens ein Franzose oder jemand der als ein solcher verdächtig war, entdeckt und in's Gefängniß geschleppt, wo meist nur sein todter Körper ankam. Ich selbst war Zeuge, daß auf diese Art ein Engländer ermordet ward und bemühte mich vergebens ihn zu retten. An einem Sonntag Abend ging ich in der Hauptstraße. Als ich ein wenig weiter als das Hauptquartier des englischen Generals gekommen war, hörte ich das Geschrei eines großen Volkshaufens. Er kam näher und ich fand mich von einer wüthenden Menge umringt, die einen armen Menschen in englischer Kleidung fortschleppte: sein Gesicht war von Blut entstellt, und er war kaum im Stande weiter zu schwanken, wegen der Schläge, die er empfangen hatte. Ich fragte nach seinem Verbrechen. Man sagte mir er sey ein Franzose: aber ein englischer Offizier in dem Haufen rief, es sey sein Diener und bemühte sich einige Leute zu Vernunft zu bringen, die die Führer des Pöbels zu seyn schienen. Auf diese Nachricht that ich mein Möglichstes, um den Unglücklichen nahe zu kommen und kam gerade zu rechter Zeit, um mit meinen beiden Händen eine Pike zu ergreifen, die irgend ein portugiesischer Bravo ihm von hinten in den Rücken zu stoßen suchte. Ich forderte den Offizier auf mir beizustehn. Er erwiederte, es sey bestimmter Befehl des Generals, daß bei allen solchen Fällen kein Engländer sich einmischen sollte, und rieth mir, mich selbst in Acht zu nehmen. Ich war in der Mitte von Piken, Degen und Dolchen, die wie durch Raserei oder Trunkenheit nach allen Richtungen gezückt schienen. Trotz aller meiner Bemühungen ward ich niedergerissen und beinahe von dem Pöbel getreten: endlich entkam ich ihnen mit Mühe. Am nächsten Morgen hörte ich, daß der arme Mensch in der Nacht ermordet worden wäre. Dies geschah etwa hundert Schritte von dem englischen Hauptquartier.

Weil sie bewaffnet waren und der Feind noch nicht vor ihren Thoren stand, fingen die Portugiesen schon an, Großsprechereien zu äußern. Jedermann, der vielleicht zum ersten Mahl eine Waffe in seinem Händen fand, verrichtete damit tausend Heldenthaten. Aber nicht bloß was sie thun

wollten, was sie bereits gegen den gemeinschaftlichen Feind Europa's gethan hatten, war der Gegenstand ihrer Gespräche. Sie hatten in Verbindung mit ihren englischen Bundsgenossen die Schlacht von Vimeira gewonnen. Ein portugiesischer Soldat nahm den General Brenier gefangen und sie hatten die Franzosen bei Oporto geschlagen. Damit kein Zweifel an diesen Thatsachen bleiben möchte, war in jedem Laden ein Gemählde von der Schlacht bei Vimeira zu finden, das die fürchterlichen Dragoner darstellte, wie sie den Feind angriffen und wenigstens die Hälfte des Siegs davon trugen.

Der kriegerische Enthusiasmus theilte sich sogar den Kindern von Lissabon mit. Kindische Schaaren mit papiernen Fahnen und hölzernen Kanonen ergötzten sich in jeder Straße. Sie brachen ab, sie bildeten sich, sie schlossen, sie schwenkten rechts und links unter ihren winzigen Anführern und ahmten im Spiel getreu nach, was sie täglich als eine ernsthafte Beschäftigung treiben sahn. Auf den Straßen drängte sich das Volk nicht, um einen rohen Fandango anzuschauen oder alten Liedern auf der Sackpfeife zuzuhören. Die wandelbaren Neuigkeiten des Tags versammelten es in verschiedne Haufen. Waffen von jeder Art waren die Haupt-Gegenstände des Handels. In allen Buden waren Haufen von ebengegoßnen Pistolen- und Musketenkugeln, Flintensteinen, Ladstöcken, Hämmern, Schrauben und alten verrosteten Waffen aufgethürmt, die außer für die jetzige Krisis nie mehr zum Gebrauch würden hervorgesucht worden seyn.

Ungleich den Spaniern, die in allen ihren Städten außer Cadiz, beim Anfang des Freiheitskrieges die Schauspiele einstellten, behielt Lissabon fortdauernd sein Theater. Die ersten schickten ihre Schauspieler, ihre Gaukler, ihre Tänzer und Platzbuben zum Heer, allein die Portugiesen, obgleich ihr Fürst in's Elend vertrieben war, dachten auch nicht einmahl daran, einen solchen Beschluß zu fassen. Aber die Darstellungen waren von denen der frühern Zeit sehr verschieden. Statt eines vollen Hauses fand ich nur eine düstre und sparsame Versammlung und auf den Brettern, wo die Catalani zu entzücken pflegte, ward ein unanständiger Fandango von zwei alten Personen getanzt,

der den Umständen der Zeit übel anpassend war. Das Ohr ward hingegen von patriotischen Gesängen betäubt. Der Nahme ihres Feindes gab eine unerschöpfliche Quelle des Spotts. Er war bono tiranno aber mala parte. —

Die Engländer haben eine dem Volke verhaßte Regierung unterstützt und dadurch und die Uebereinkunft von Cintra mehr verlohren als sie bei Vimeirà gewannen. Die Franzosen greifen in allen Richtungen alte und verdorbne Einrichtungen an, die im Begriff sind durch ihre eigene Schwere zu fallen. Wir eilen, um sie mit Englands ganzer Kraft aufrecht zu erhalten. Die natürliche Folge ist, daß das Volk in den meisten Ländern die Franzosen verwünscht, aber es hart findet, viele von ihren Maßregeln zu verdammen; während im Gegentheil, die Engländer ganz allgemein geliebt und ihre Maaßregeln verabscheut werden. Die vorige Regierung von Portugall, die von der jetzigen Regentschaft dargestellt wird, war sehr schlecht: ihre Unwissenheit und ihre Unterdrückungen waren alle gleich entschieden: dennoch haben wir uns an diese Regierung gekettet und nicht an das Volk. Wir wenden uns nicht, wie es seyn müßte, gerade von Volk zu Volk. Alles was wir sagen, gelangt an die Nation vermittelst nicht beliebter Obrigkeiten, die nicht weiter geachtet sind, als dadurch, daß sie eine willkührliche Macht in Händen haben *).

---

*) In so weit der Verf. hier Thatsachen anführt, können wir ihm nicht widersprechen, aber seine Ansicht ist ein Irrthum, der immer mehr und mehr erkannt wird. Allerdings war das Feldgeschrei der Franzosen, wodurch sie die Völker bethörten, Verbesserung, und das große Mittel, das ihnen ihre Fortschritte erleichterte, die Auflösung der heiligsten Bande zwischen den Völkern und ihren Obrigkeiten. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß die schlechteste unter den alten Verfassungen wenigstens besser war, als die neufranzösische; denn statt zehn Mißbräuche und Mängel, die sie abschaffte, traten hundert neue ein. Nur dann kann eine fehlerhafte Verfassung gründlich und heilbringend verbessert werden, wenn es in dem stillen Gange der Zeit durch das Zusammentreffen des Volks und seiner Vorsteher, von selbst geschieht, wenn die mangelhaften Theile gleichsam ausgestoßen oder ausgeschieden werden, was allerdings durch Umstände beschleunigt werden kann. Wer wird zweifeln, daß der große Kampf den

Es war der Anfang des Februars eh' das Schicksal des Generals Moore mit einiger Gewißheit in Lissabon bekannt wurde: so kläglich war der Mangel an Nachrichten: man hatte auch nicht eine der gewöhnlichen Vorkehrungen getroffen, um sich zu unterrichten. Nach Wochen voll Spannung und Unwissenheit ward endlich die Kriegsschaluppe Nautilus nach Coruna abgesandt; aber 14 Tage vergingen und sie kam nicht wieder. Nun konnte länger kein Zweifel übrig bleiben, daß General Moore gefallen und das Heer unter ihm eingeschifft sey. Die englischen Regimenter, die nach den Gränzen geschickt waren, kehrten zurück. Es schien indessen noch kein bestimmter Plan gefaßt zu seyn. Heute ward die Reiterei eingeschifft. Aber das waren nur einzelne Bewegungen: die englische Hauptmacht blieb noch in Lissabon. Als eine Vorbereitung zum Abzug hatten die Engländer bereits gegen 500 Weiber an Bord geschickt, die zu ihrem Heer gehörten. Die ganze franz. Macht unter General Junot hatte als sie eingeschifft ward, kaum zweihundert.

Die Franzosen handhabten während ihres Aufenthalts eine scharfe Polizei. Sie reinigten die Straßen von einer unendlichen Menge Hunde, die sie zu beunruhigen pflegten, und nöthigten die Einwohner die unermeßlichen Schmutzhaufen fortzuschaffen, die an vielen Stellen seit Jahren gesammelt waren. Aber diese Verfügungen wurden nicht länger beobachtet. Die Zahl der Hunde fing an zu wachsen, der

---

die Völker Portugals und Spaniens so glorreich für die Freiheit und die Selbständigkeit bestanden, die glücklichste Folge für sie haben, sie zu mannichfaltigen Verbesserungen führen werde, aber nur wenn sie weder von Frankreich noch von England ausgehn, sondern aus dem Lokal des Landes, seinen Bedürfnissen, und seinem inneren Verhältnissen, sich entwickeln, läßt sich eine tiefeindringende und fortdauernde Wirkung erwarten. Dadurch allein hat sich Englands Größe bewährt und ist es die Befreierin der Welt geworden, daß es jedes herkömliche Recht ehrte, keine andre Wege einschlug, als die der Ordnung und Gerechtigkeit, und sich durchaus nicht in die innern Verhältnisse der Völker mischte, denen es so großmüthig zu Hülfe eilte.

R.

der Schmutz sammelte sich wieder mit jedem Tage, und allnächtlich tönte das beständige Plätschern der Ausgüsse aus den Dachfenstern durch die Straßen und belästigte die Vorübergehenden. Es ist wahr, diese unlieblichen Regengüsse wurden allgemein mit dem melodischen Ausruf Agua va! begleitet, aber der Strom ging sehr häufig der Warnung voran, die bloß zum Spott gegeben zu seyn schien *).

Spanien.

Madrid 1805. Die Vergnügungen sind jetzt dieselben wie in andern europäischen Ländern und enthalten seit der Unterdrückung der Stiergefechte durch den jetzigen König (Carl IV.) nur wenig volksthümliches. Menschlichkeit

*) Die Franzosen haben vielleicht auch für die Bezeichnung der Häuser mit Zahlen, der Straßenecken mit Nahmen gesorgt: allein diese Dienste ihrer elenden Polizei sind ohne Werth. Es ist bekannt, daß schon vor ihrer Ankunft seit 1802 thätig und mit Ernst daran gearbeitet ward, den polizeilichen Mißbräuchen abzuhelfen und daß bereits vieles geschehn war: vermuthlich haben die Franzosen fremdes Verdienst sich nach ihrer Weise zugeeignet. Auch in diesen Dingen können die Verbesserungen nur allmählig eintreten: es ist ja noch nicht lange, daß auch in Berlin ungepflasterte Straßen und vor den Häusern Schweinställe waren: einheimischen Behörden ist es natürlich weit schwieriger überall Ordnung zu schaffen und das bessere hervorzurufen, als fremder Gewalt. Sie sollen herkömliche Vorurtheile, eingewurzelte Gewohnheiten, im Besitz verjährte Bequemlichkeit, schonend bekämpfen, worüber diese sich hinwegsetzt. Uebrigens nahmen die Franzosen bei den polizeilichen Verbesserungen, die sie überall einführten und die man ihnen so hoch anrechnet, nur auf das Rücksicht, was ihnen schaden oder nützen konnte; dahingegen haben sie überall die Anordnungen zu Erhaltung der öffentlichen Spatziergänge mit dem schändlichsten Uebermuth übertreten, die nützlichsten Einrichtungen aller Art ohne Ursache mit bloßer Laune, aus Muthwillen oder schlechten Bewegungsgründen zerstöhrt, Pest und Seuchen verbreitet, kurz alle Forderungen der Polizei, sobald sie nicht ihren unmittelbaren Vortheil betrafen, auf's Frechste und Willkührlichste verletzt. R.

ward als Beweggrund angegeben: aber sie soll dadurch veranlaßt worden seyn, weil das Volk laut seine Unzufriedenheit über einige der Befehle des Königs in Bezug auf die Leitung eines Gefechts, wo er anwesend war, ausdruckte. Das Murmeln ward eine Meuterei genannt: der Despotismus ward beunruhigt, und um entweder seine Furcht oder seine Macht zu zeigen, verbot der König auf einmahl das Lieblingsvergnügen eines großen Volks *).

Die meisten Unterhaltungen waren gefesselt durch die Furcht irgend etwas zu sagen, das zu den Ohren einer eifersüchtigen Regierung kommen konnte. Späher in lange Mäntel gehüllt standen an den Ecken aller Gassen. Die Leute unterhielten sich mit Geflüster und Achselzucken: und unaufhörlich erinnerten mich meine Freunde, nicht so laut zu sprechen **).

Der König ist ein Mann von guten Absichten, aber von schwachem Charakter und dem Vergnügen der Jagd leidenschaftlich ergeben, dasnicht bloß seine einzige Unterhaltung, sondern seine hauptsächliche Beschäftigung ausmacht. Die Flinten werden ihm stets geladen von seinen Jägern gereicht, so schnell er sie abfeuern kann; daher ist das Blutbad, welches er oft anrichtet, fast unglaublich. Man muß gestehn, daß er ein vortrefflicher Schütze ist; aber was mehr zu seinem Vortheil spricht, er scheint den unglücklichen Einfluß dieser blinden Leidenschaft auf den Beherrscher eines großen Königsreichs einzusehn, und hat strenge Befehle gegeben, um seinen Sohn vor ähnlichen Neigungen zu bewahren. Er ist von Körper sehr groß und stark, und gewöhnlich gesund, welches er ohne Zweifel seinen beständi-

---

*) Observations 1, 68. Es geschah im Jahr 1805. und die Leute, die sonst bei den Stiergefechten Unterhalt fanden, wurden zu Straßenräubern, die alle Wege unsicher machten. Zu den jämmerlichen Kunstgriffen, wodurch die neufranzösische Regierung sich beliebt zu machen suchte, gehörte ihre Wiederherstellung: auch das ist ein Beweis, wie verächtlich die franz. Regierung alle Völker betrachtete: sie hoffte, wenn sie den Spaniern eitle, an sich verdammliche Lust, eine Augenweide zurückgab, sie über die theuersten Güter, Ehre und Freiheit zu trösten, die sie ihnen raubte! R.

**) Daf: S. 72.

gen Uebungen und seiner Mäßigkeit im Trinken dankt, indem Wasser sein einziges Getränk ist. — Seine Gemahlin macht die Kehrseite seines unempfindlichen Charakters; sie ist herrschsüchtig, rachsüchtig und leidenschaftlich. „Durch sie" sagen die Spanier insgeheim, „ist ein gemeiner Mensch empor gehoben worden, um unsern Adel zu beherrschen, unser Land an Frankreich zu verkaufen." Dieser mächtige Mann in Spanien ist gegenwärtig der Friedensfürst, wie er genannt wird; früher ein Leibgardist, und in einem Nu zu den höchsten Würden erhoben. Er erhält sich in seiner despotischen Gewalt bloß durch den Einfluß Frankreichs, oder mit andern Worten, durch pünktlichen Gehorsam gegen den geringsten Befehl von diesem Lande. Er ist allgemein gehaßt, aber heimlich; vor ihm dürfen auch die Grandes Spaniens nur ein Lächeln zeigen; Madrid ist voll von seinen Spionen. Er ist indessen klug genug, um die Ungewißheit von Revolutionen einzusehn, und soll große Summen in fremden Banken niedergelegt haben, außer vielem baaren Gelde, das er in seiner eigenen Verwahrung hat. Mittlerweile unterhält er einen königlichen Staat: seine Palläste sind prächtig, und sein eignes Regiment Dragoner ist immer in seiner Nähe, hält vor seinem Thor Wache, und sendet Abtheilungen, um ihn allenthalben hin zu begleiten. Ich bin Zeuge der geheimen Verwünschungen gewesen, die seinen Schritten folgten, aber die Säbel seiner Dragoner sind scharf, und wehe dem Spanier, den man murren hört. — Von Gestalt ist er groß und wohlgebaut von braunlichem Gesichte, einem Engländer nicht unähnlich; aber er hat nicht das freie Ansehn dieser Nation und ist im ganzen ein Mann von sehr mäßigen Talenten. Dies sind dem Namen nach die Bestandtheile der jetzigen Regierung Spaniens. Ich sage dem Namen nach, weil die wirkliche Regierung in Frankreichs Händen, und der französische General welcher als Gesandter in Madrid sich aufhält, wirklich König von Spanien ist.

Allgemein ist der Haß gegen Frankreich und die Franzosen durch das ganze Land zwischen den Pyrenäen und den Meeren, die es bespülen; die Mischung von Haß, Verachtung und doch von Furcht, womit von den Franzosen gesprochen wird, kann nur derjenige begreifen, der Zeuge

davon gewesen ist. Könnte jeder Portugiese oder Spanier einen einzelnen Franzosen mit seinem langen Messer erreichen, so würde der Kampf bald entschieden seyn. Aber so lange die jetzigen Regierungen dauern, müssen andre Völker der Kriegszucht, den Bajonetten und dem Geschütz der Franzosen begegnen.

Von der unumschränkten Herrschaft, die Frankreich über Spanien ausübte, mag unter andern folgenden Vorfall zeugen. Ein französischer Kaper brachte ein Schiff nach einem spanischen Hafen auf: Schiff und Ladung wurden von einem spanischen Gericht frei gesprochen: der franz. Kaper hiermit nicht zufrieden, wandte sich an eine höhere Instanz, die das erste Urtheil bestätigte. Aber für einen Franzosen in Spanien gab es noch eine höhere Behörde, als das hohe spanische Admiralitätsgericht. Im Hause des franz. Konsuls ward ein Gericht aus lauter Franzosen niedergesetzt: die Sache ward zum dritten Mahl vorgenommen, Schiff und Ladung wurden für gute Prisen erklärt, als solche verkauft und der Ertrag ward unter die Theilnehmer an dem Kaper vertheilt.

Die Neigung der Spanier für England ist so groß, daß mit einer geringen Sorgfalt von Seiten der Regierung beide Länder unauflöslich könnten vereinigt werden: in Spanien müssen wir ein großes Gegengewicht der französischen Macht im Westen suchen und in diesem Lande, so ungünstig der Anschein jetzt auch seyn mag, beginnt vielleicht die Freiheit Europa's *).

Die erste Betrachtung, die sich jedem Gemüth aufdringt, ist im höchsten Grade wichtig und tröstend; die franz. Macht in Spanien ist überwältigt, und der dem Lande aufgedrungne Beherrscher war gezwungen die Hauptstadt mit Schande zu verlassen, bloß durch die Bemühungen der Spanier selbst. Kein fremder Krieger hatte noch für ihre Sache geblutet als Dupont sich ergab und Joseph floh. Im Gegentheil, die ersten Nachrichten von den Er-

*) Das. 201.

folgen der Spanier ward durch dieselbe Post überbracht, die uns von Angriffen unsrer Schiffe im mittländischen Meere auf die spanischen Küsten unterrichtete. Wir sind dadurch berechtigt uns den günstigsten Begriff sowohl von dem Geist als der inneren Stärke des wiedergebohrnen Spaniens zu machen. Die Flamme der Begeisterung hat sich unter ihnen selbst entzündet und sich von einer Brust zur andern mitgetheilt. Eine so erzeugte und so gebohrne Flamme muß dauerhaft seyn. Hätte Großbritannien jede Anstrengung gemacht, um Spanien aus seiner langen Schlafsucht zu erwecken, hätte irgend eine der Parteien, die nacheinander die Zügel der Macht in England gehalten haben, versucht die Neigungen der Spanier zu gewinnen und sie zum Widerstande zu ermuntern, so würde ein solcher, so ganz offenbar mit einer fremden Macht verknüpfter Widerstand wahrscheinlich bloß äußerst einzeln, von kurzer Dauer und mehr als um wirksam geblieben seyn. Aber jetzt ist der Fall ungemein verschieden. Der Widerstand gegen die Anfälle Frankreichs ist von keinen fremden Intriguen, von keinen geheimen Gesandschaften, von keinem englischen Golde hervorgebracht. Die Spanier wurden dazu gezwungen durch eine Reihe der fürchterlichsten Treulosigkeiten und der abscheulichsten Verbrechen. Es war nicht genug, daß ihre Regierung das knechtische Werkzeug Frankreichs war, daß die Spanier im Stillen die Schmach ihres Landes, die Vernichtung ihrer Flotte, ihren zerstöhrten Handel betrauerten. Sie waren unter allen diesen Leiden geduldig, wenigstens schwiegen sie. Aber als die Blüthe ihres Heers zu den fernsten Gränzen Deutschlands gesandt ward, als ihr König und sein Geschlecht erst geschändet und dann entthront wurden, als ein niedriggebohrner Italiener mit seinem ganzen blutsaugenden Gefolge von Prinzen von Geblüt, Pagen und Herzogen von gestern ihnen aufgedrungen ward; kurz, als um diese höchst tragische Posse zu vollenden, gegen hunderttausend disciplinirte Barbaren unter mancherlei Vorwänden und auf verschiednen Wegen in das Königreich einbrachen, die wichtigsten Stellungen besetzten, sich die Einkünfte zueigneten, offenbar den heiligsten Vorurtheilen Hohn sprachen und bei jeder Gelegenheit den unerträglichsten Uebermuth zur Schau trugen, war es möglich!, daß die Spanier sich

diesem unterwerfen und Männer bleiben konnten? Der neue gegen die Franzosen entstandene Haß, ist bloß ein Zuwachs dessen, der in hohem Grade bereits vorhanden war. Denn die Verbrechen, die ihn erregten, sind zu bekannt, um verhehlt, zu klar in ihrem Gegenstande um mißverstanden, zu abscheulich, um je vergessen zu werden. —

In dem Charakter des Volks und der natürlichen Beschaffenheit des Landes liegen Hülfsmittel, die von einem kräftigen Widerstande den besten Ausgang erwarten lassen. Der spanische Bauer ist immer bewaffnet: auch wenn er in die benachbarten Dörfer oder zu Markte geht, trägt er eine lange Flinte auf seiner Schulter oder an den Sattel seines Esels gebunden. Das Messer, womit er bisweilen seine Streitigkeiten entscheidet, ist bloß der celtische Dolch in einer neuern Gestalt. Gewiß kann in keinem andern Lande von Europa schnell eine so große Zahl von bewaffneten Bauern gesammelt werden, die sich zugleich so unmittelbar für die Zwecke des Krieges gebrauchen läßt. Mäßig, ernsthaft, bei Beschwerlichkeiten und Entbehrungen geduldig, von blindem Gehorsam, wer auch zu seinem Anführer bestimmt seyn mag, besitzt der spanische Bauer bereits die ersten Erfordernisse eines Kriegers. Was Bonaparte in der Stunde des Uebermuths und des Triumphs sagte, ist eben so anwendbar auf ihn, „daß er in 6 Wochen zu einem bessern Soldaten gebildet werden kann, als der Deutsche in 2 Jahren*). Aber um dies zu bewirken, wird der Mangel an Befehlshabern am ersten schwer gefühlt werden. Die Mittelklasse, woran England und Frankreich so reich sind, ist verhältnißmäßig nur sparsam über Spanien verbreitet. Der Geist derselben ist in der That bewundernswürdig; aber ihre Vorurtheile sind stark und ihre Ansichten beschränkt. Zum Glück sind indessen nur wenige oder gar keine von derselben mit dem Verkehr und den Gewerben beschäftigt. Die Männer dieser Klassen sind bereit, auf einmal die Waffen zu ergreifen und die Bauern, deren Vorurtheile wenigstens eben so stark als die ihrigen sind, werden sie mit Achtung und Ehrerbietung als ihre angebohr-

*) Wahrscheinlich hat er jetzt seinen Irrthum schmerzlich erkannt.

R.

nen Führer und die natürlichen Befehlshaber des Landes betrachten. Aus diesem Gründen bin ich überzeugt, daß die Zahl der bewaffneten Männer jetzt in Spanien weit über die gewöhnliche Schätzung ist und Europa in Erstaunen versetzen wird. Auf diese ganze Volksmenge ist der Einfluß der Religion bedeutender als jeder andre und wird in der jetzigen Crisis, sich höchst glücklich mit der Treue gegen die Regierung und den heiligsten Pflichten des Patriotismus vereinigen.

Auf ihrer Nordostseite nach Frankreich hin sind die Pyrenäen fruchtbar und fast bis zum Gipfel des Anbaus fähig; aber kaum erreicht man ihre höchsten Spitzen und sieht nach Spanien hinab, als die Aussicht sich ganz verändert. Die südlichen Abhänge dieser Gebirge bieten den dürrsten und traurigsten Anblick dar; so weit das Auge reicht, erblickt es nichts als dunkle und enge Thäler, abgerißne Felsspitzen, und unermeßliche Granitmassen, wo die Natur wenig andre Zeichen des Lebens giebt, als in ungeheuern und einsamen Korkbäumen. Von den Ufern des Ozeans bis zu denen des Mittelmeers kann diese traurige Kette nur an gewissen wohlbekannten Punkten überschritten werden. Hier muß daher ein Heer, das einen Einfall beabsichtigt, sich zusammendrängen, eh es anfangen kann sich zu wirklichen Unternehmungen auszubreiten. Die Mittel des Unterhalts sind sparsam und können nicht ohne Schwierigkeit herbeigeschafft werden.

Aber auch nach dem Uebergang über die Pyrenäen bietet Spanien wieder andre Schranken dar: nach Nordost in den Gebirgen von Biscaya, dem starken Lande, das sich gegen den Ebro erstreckt und in diesem Strom selbst, der allmählig, wie er sich dem Mittelmeer nähert, an Wichtigkeit zunimmt. Hinter dem Ebro nach Südwest erstreckt sich eine andre Gebirgskette von Asturien quer durch das ganze Land bis an die Provinz Valencia. Verbunden mit dieser Kette sind die Guadarramagebirge, deren Richtung nach Südwesten durch den Lauf des Tajo bezeichnet wird. Ganz Andalusien ist durch die Gebirge der Sierra Morena bewundernswürdig vertheidigt; ein andrer Zweig derselben bildet auch einen natürlichen Wall für das fruchtbare

Land, das sich längs den Küsten des Mittelmeers von Gibraltar bis zu den Gestaden des Xucar ausdehnt.

Unzählige Hülfsmittel zum Widerstand liegen in dem allgemeinen Zustande des Landes, das allein an einzelnen Stellen bebaut wird, die durch Wälder oder unermeßliche Ebnen für die Merinoheerden von einander getrennt sind. Der Zwischenraum von einem Dorf zu einem andern beträgt selten weniger als zehn oder zwölf (englische) Meilen, und sparsam sieht man auf der ganzen Strecke dazwischen einen Hof, eine Meierei oder nur eine Hütte. Auch diese Dörfer sind vermittelst ihrer Lage von der äußersten Wichtigkeit, da sie fast ohne Ausnahme auf Höhen liegen und von alten Mauern und Thürmen umgeben sind, die sich leicht in starke Militairposten verändern lassen, während der Feind aus dem umherliegenden Lande keinen Unterhalt ziehn kann.

Nach allen diesen Betrachtungen kann ich die Eroberung Spaniens bei dem jetzigen Zustand der dort herrschenden allgemeinern Gesinnung nicht anders als für höchst schwierig ansehn. Der erste Anlauf der französischen Heere muß ihrer Zahl und Kriegszucht wegen, furchtbar seyn, allein nur die traurigste Verkehrtheit von Seiten der Spanier kann ihn unwiderstehlich machen. Selbst wenn sie glücklich sind werden die Eindrücke des Hasses und der Rache nur desto tiefer und unauslöschlicher in jeder Brust seyn, je größer die Wunden sind, die man beklagen muß. Kein Volk in Europa ist durch seine Sitten und Gewohnheiten so ungemein geschickt sich frei von der Vermischung mit seinen Eroberern zu erhalten, in verzweiflungsvollem Schweigen über gehäufte Ungerechtigkeit zu brüten, und furchtbar und plötzlich zu vergelten, wenn die Stunde der Rache erscheint. Ein solches Volk in der Unterdrückung zu erhalten ist wenigstens eine eben so schwierige Aufgabe als es zu unterjochen.

Die Hauptursache der Erfolge der französischen Heere muß ohne Zweifel in den tiefen und ausgedehnten Verbindungen der kriegerischen Bewegungen gesucht werden, welche einzig in der Geschichte sind. Operationen in Italien hatten dasselbe Ziel wie die am Rhein und die Truppenbewegungen auf den Gipfeln der Alpen waren genau verbunden

mit denen an den Ufern der Nordsee oder den Küsten des mittelländischen und adriatischen Meers. Aber alle diese Bewegungen wurden entweder längs der selben Operationslinie gemacht oder dehnten sich in der Richtung des obern Theils dieses Stroms nach den Alpen aus. Die Armeen von der Maas und der Mosel, dem Rhein, den Alpen und selbst von Italien waren in der That verschiedne Abtheilungen desselben Heers. Jede dieser Abtheilungen verstärkte oder verminderte die Kraft eines jeden, wie die Umstände es erforderten, und dieselben Grundsätze, nach denen ein Feldherr mit einem Flügel seines Heers angreift und den andern zurückzieht, wurden auf eine Linie ausgedehnt und angewandt, die quer durch Europa von der Nordsee bis an das adriatische Meer reichte. Aber alle diese Vortheile sind für Frankreich auf der Seite der Pyrenäen verlohren; seine Heere, die gegen Spanien wirken, müssen ganz unabhängig von denen am Rhein seyn; ihre Magazine, ihre Hospitäler, kurz ihre ganze Organisation, müssen ein besondres System bilden, das nicht durch Ketten starkbefestigter Städte, wie in den Niederlanden, unterstützt und durch die ganze Breite Frankreichs von aller Mitwirkung der Heere auf den nördlichen und östlichen Gränzen getrennt ist *).

Febr. 1809. Auf dem ganzen Wege von Badajoz nach Santa Marta begegnete ich Haufen von bewaffneten Männern, die zu der Macht stießen, die in Badajoz gesammelt ward. Sie unterließen nie mich mit dem wiederholten Geschrei: „Viva l'Ingleterra" zu erfreuen, was ich natürlich mit „Viva l'España" erwiederte **).

Ueberall fand ich denselben Eifer, einen Engländer zu verbinden, den ich durchgängig von dem ersten Augenblick, seit ich über den Guadiana gegangen war, bemerkt hatte. Es war nicht eine berechnete Aufmerksamkeit, die in Rücksicht auf den künftigen Gewinn eilt, unsre Wünsche zu erfüllen, sondern eine dankbare Bereitwilligkeit, die mich im-

---

*) Das. 11, 2.

**) A second Journey, 43.

mer mehr überzeugte, wie tief die Dienste, welche England Spanien geleistet hat, jeder Brust eingedrückt waren. Solche Vortheile fließen den Völkern zu, die nach großen und edlen Grundsätzen handeln. Die Gefühle des größten Theils der spanischen Bauern, werden manchen politischen Sturm überdauern und England treu bleiben; nur England allein kann dieses günstige Vorurtheil zerstöhren. In Los Santos de Maimona hatte das Gerücht kaum die Ankunft eines Engländers verbreitet, als die Thür von staunenden Bauern umringt ward, während einige der vornehmern Einwohner, unter mancherlei Vorwänden, in das Haus traten und nachdem sie mich sehr höflich gegrüßt hatten, mir mannichfaltige Fragen vorzulegen anfingen. Da die Franzosen noch nie bis in diese Gebirge vorgedrungen waren, so war die Angst der Weiber sehr groß, um zu erfahren ob eine Wahrscheinlichkeit sey, daß sie bis nach Maimona kommen könnten. Sie wußten die Ausschweifungen, die von Duponts Heer in Cordoba und Andujar begangen waren, und die Einbildungskraft mahlte sie, wo möglich, noch in schwärzern Farben als sie in der Wirklichkeit trugen. Als ich sie versicherte, daß England ihre Sache nie verlassen würde so lange sie sich selbst treu blieben und ihnen zugleich ermunternde Hofnungen für die Zukunft gab, war ihre Freude kaum zu beschreiben. Ein allgemeiner Ausruf „Vivan los Ingleses" ertönte, während ihr Eifer sich mit mir zu befreunden sich verdoppelte. Ich war genöthigt, Theil an dem Puchero (dem Essen) der Familie zu nehmen; der Eine nahm meinem Hut, ein zweiter meinen Mantel, ein Dritter reichte mir einen Stuhl, während ein Vierter meine nassen Handschuhe anzog und sie über das Feuer hielt *).

In Monasterio lagen 400 Mann vom zweiten Batallion Cantabria: das erste war bei der Armee: ich bemerkte bei den Gesprächen über diese Gegenstände, daß das vierzigste englische Regiment, das neulich auf dem Wege nach Sevilla durchgezogen war, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung war. Was hauptsächlich das Erstaunen und

*) Das. S. 45 u. 48.

fast den Neid der spanischen Rekruten erregte, schienen die Kleidung und die Ausrüstung des Regiments zu seyn, und sie konnten nicht umhin ihre eigene elende Kleidung und ihren kärglichen Sold mit denen ihrer neuen Bundesgenossen zu vergleichen. Die Weiber waren insonderheit eingenommen, und die Spielleute mit ihren befederten Hüten hatten, wie ich fand, einen tiefen Eindruck auf jedes Herz gemacht. Der Tod des General Moore und die Einschiffung der Engländer waren hier selbst den am besten Unterrichteten noch nicht bekannt. Ein französischer, in Spanien verheiratheter Emigrant von einigem Rang in der spanischen Armee besuchte mich und erfuhr nun zuerst diese wichtigen Ereignisse. Die spanische Regierung beharrt noch eben so stark wie in frühern Zeiten bei dem elenden System das Volk soviel als möglich in Unwissenheit zu erhalten. Er sagte mir, daß er die Reiterei der Hinterhut von dem Heer des Herzogs von Infantado befehligt habe, als es genöthigt war sich zurückzuziehn und sein sämtliches Geschütz verlohren hatte. Meine Leute fochten verzweifelt, sagte er, und trieben den Feind zweimal zurück, aber irgendwo war ein großer Fehler, denn die ganze Macht unter meinem Befehl, die bestimmt war das Geschütz zu decken, machte nicht über 500 Mann aus. Er versicherte mich auf meine Frage nach seiner Ansicht über den Ausgang, daß nach seiner Meinung die Spanier, von England unterstützt, nie würden bezwungen werden. Da ich wußte, wie schwer es ist, aus dem Gemüth eines Franzosen jemahls die Vorstellung von dem Ruhm seines Landes auszurotten, fühlte ich mich geneigt, einiges Gewicht auf seine Meinung zu legen *).

Begeistert von den glänzenden Beispiel Saragossa's schienen die Bürger Sevilla's entschlossen zum Widerstand, wenn es den Franzosen gelingen sollte, Cuesta's Heer zu schlagen und die Pässe der Sierra Morena zu durchbrechen. Drei englische Kriegsbaumeister waren von Gibraltar angekommen, die Entwürfe zur Befestigung und Vertheidigung waren mit der Junta verabredet, und einige Feldwerke waren bereits ziemlich vorgerückt. Während einer kurzen Zeit des Enthusiasmus, schienen alle Stände eifrig,

*) Das. S. 50.

sich dieser Pflicht zu unterziehn: aber binnen Kurzem ward sie hauptsächlich den ältern Landleuten aufgebürdet, die dafür eine bestimmte Bezahlung erhielten, während die Rüstigern noch in den Waffen geübt und zur Armee geschickt wurden. Die schöne Ebne von Sevilla bot ein vortreffliches Uebungsfeld für die Reiterei dar: aber bei ihren Evolutionen war wenig bemerkenswerthes, ausgenommen die Schönheit einiger Pferde, die stille Geduld der Leute und die außerordentliche Unwissenheit der Befehlshaber *).

Während meines Aufenthalts in Cordoba hatte ich täglich Gelegenheit die Verstärkungen zu sehn, die durchzogen um zur Armee zu stoßen. Sie bestanden, wie man leicht denken kann, ganz aus neu ausgehobnen Leuten, die ohne Gleichförmigkeit gekleidet, abscheulich ausgerüstet und zum Theil unvollkommen bewaffnet waren, die Männer selbst aber waren groß, geduldig und abgehärtet und bestätigten mich in der Meinung, die ich früher hegte, daß sich nirgends ein besserer Stoff finde, um Soldaten zu bilden als unter den spanischen Bauern. Ihre unzierliche Kleidung, ihre sonnegebrannten Gesichter, ihre linkischen Versuche im Manövriren, können einem französischen Bülletin Stoff zum Scherz geben, aber bei einem bessern System der Kriegszucht werden sie bald die Freude ihrer Freunde, und der Schrecken ihrer Feinde werden **).

In Castro traf ich gerade an einem Sonntage ein und ich ward daher von weit mehreren Personen im Posthause umringt, als ich sonst zu sehn gewohnt war. Ich erzählte ihnen ohne Zurückhaltung was sie noch nicht wußten, die Einschiffung der englischen Armee und die Sage, daß die Galizier feindlich gegen sie gehandelt und Corunna und Ferrol den Franzosen übergeben hätten. Ueber die erste Nachricht äußerten sie große Betrübniß, und als ich schloß, ertönte ein allgemeines Geschrei: Malditos sean los Gallegos! — (Verwünschte Galizier!) Kaum hatten wir

*) Das. 102.

**) Das. 148.

die Stadt verlassen, als wir die Ebne fast ganz mit zahlreichen Haufen von Menschen bedeckt fanden; anfangs glaubte ich, daß die Einwohner von Castro den Sonntag im Freien zugebracht hätten, allein bald fand ich, daß es Männer und Jünglinge waren, die, nach einem kürzlichen Beschluß der Junta, meist aus der Gegend von Baena, sich zur Armee begaben: es waren alle waffenfähige Männer aufgerufen und nur wenige Ausnahmen bewilligt. Nichts konnte ein treffenders Gemählde von der Ergebung und dem blinden Gehorsam der Spanier gegen ihre Regierung geben, als diese beständige Züge darboten, die so plötzlich auf einen bloßen Beschluß einer selbsternannten Junta ihre Heimath verließen. Einige waren alte Männer mit grauen Haaren, die auf Eseln ritten: andre junge Burschen unter 14 Jahren, die während des Marsches mit einander spielten. Die meisten schwiegen; einige lachten und sangen: während andre mit niedergeschlagnen Augen und düstern Blicken nur mühsam sich der Thränen zu erwehren schienen „Hay buenas noticias? Volveremos? — Viva l'Inglaterra! Vamos! (Giebt es gute Neuigkeiten? Müssen wir umkehren! England lebe! Vorwärts) waren die Ausrufungen, die die verschiednen Gefühle der Leute ausdrückten, ihre Hofnungen und ihre Furcht: ihre Abneigung umzukehren und ihren Wunsch oder vielmehr ihre Begierde weiter zu gehn. Auf diese Weise begegneten mir vor Sonnenuntergang wenigstens 1200 Männer und Bursche *).

Der Haß der Einwohner von Granada gegen die Franzosen und die Anstrengungen, die sie gemacht hatten und noch machten zu Gunsten der allgemeinen Sache, waren denen jeder andern Stadt in Spanien wenigstens gleich. Nach ihrer Lage, der Natur des Landes und dem Geist des Volks wird Granada wahrscheinlich der Mittelpunkt wichtiger kriegerischer Begebenheiten werden und der letzte Theil des Landes, der sich je einen fremden Joch unter-

*) Das. S. 151.

werfen wird. Seit dem Anfang des Kriegs mit Frankreich sind von dieser Stadt 30000 Mann völlig bewaffnet und ausgerüstet zum Heer geschickt worden *); nicht daß hier eine so große Zahl ausgehoben ward, sondern sie ward hier gesammelt, ausgerüstet und in Fahnen gebildet. Eine große Zahl von Handwerkern war beständig beschäftigt, Rüstzeug zu machen. Durch einen neuen Beschluß musten alle Waffen, die sich in Besitz von Privatpersonen befanden, gegen einen festgesetzten Preis zum Gebrauch des Heers ausgeliefert werden. Verräther wurden angezeigt, und die Galgen muslen mit ihren Leitern beständig stehn bleiben, um diejenigen, die treulos gegen das Vaterland waren, aufzuknüpfen. Auf dem großen Triumphplatz vor dem Thore Elvira waren Schaaren von Männern in beständiger Uebung, und oben dem Thor hingen in eisernen Käfigten die Köpfe zweier Verräther, die vor 3 Monaten hingerichtet waren. Dies alles bewies eine Kraft und eine Neigung, die wenn sie auch in einigen Fällen schlecht geleitet war, zum Besten zu reifen versprach. Hiermit waren Processionen, Wachsfackeln, heilige Bilder und heilige Dornen vermischt; und schwarze, graue und weiße Brüder mit allen ihren Gaukelwerken **). Vor einer Hauptkirche wurden verschiedne Abende hintereinander Feuerwerke zu Ehren der heiligen Jungfrau und um ihre Gunst zu erlangen gezeigt. Um das heilige Bild der betrübten Mutter mit ihrem todten Sohn

---

*) Die Stadt hatte einige 50000 Einwohner.

R.

**) Hier wie in andern Stellen spricht Hr. S. in einem wegwerfenden Ton über den Katholicismus; wir sind weit entfernt, die Mißbräuche, die in dem Lauf der Zeiten sich entgeschlichen haben, zu billigen, allein hier bei dieser Gelegenheit scheint uns jeder Spott sehr übel angebracht; dieser Kampf muste mit Gott begonnen werden, und die Spanier wie die Russen, Deutschen, Holländer, fühlten, daß nur im Vertrauen auf seinen Beistand ein Unternehmen gelingen konnte, das in den Augen menschlicher Kurzsichtigkeit als thörigte Vermessenheit, unkluge Tollkühnheit, vergebner Widerstand erschien. Daß die Spanier sich auf die Art, wie es ihr Glaube mit sich brachte, an den Führer der Heerschaaren wandten, ist begreiflich; daß er es war, der ihnen geholfen hat, ist durch den Ausgang herrlich offenbar geworden.

R.

auf ihren Knieen, waren rings verschiedne farbigte Lampen angesteckt; einige herrliche Orchester spielten; und ein großer Zusammenlauf des Volks hatte sich versammelt, um die Jungfrau zu ehren und das Feuerwerk zu sehn. Der Schimmer der Lampen, der liebliche Klang der Musik, das Spiel der Springbrunnen vor der Kirche, mit grünen Zweigen verziert, und das helle Licht des Mondes, alles machte die Szene anziehend genug, nicht als eine fromme Feier, sondern als eine öffentliche Unterhaltung. In der Kirche war dasselbe Gemisch; viele Fromme, viele Gaffer, viele Abergläubische. Eine Frau fiel beim Eintreten auf die Kniee, rutschte in dieser Stellung bis an den Altar, murmelte hier einige Gebete, und bekreuzte sich zu wiederholten Mahlen; sie stand auf, ging rückwärts bis an die Thüre, wo sie wieder knieete und wie vorhin verfuhr: diese Ceremonie ward dreimal wiederholt *).

Der höchste Thurm der Alhambra (der alte Pallast der arabischen Könige) zu Granada, dient zum Gefängniß: ich erstaunte hier eine Anzahl von Leuten eingesperrt zu sehn, die ich nach ihrer Tracht, Sprache und Sitten für Spanier hielt. Ich hörte, daß es Franzosen waren: viele von ihnen hatten gegen 30 Jahre in Granada gewohnt und fast alle waren mit spanischen Frauen verheirathet. Ihr einziges Verbrechen war, daß sie von Geburt Franzosen waren: denn sie schienen es wirklich in keiner andern Hinsicht zu seyn. Einige von ihnen waren mit verschiednen Spielen beschäftigt, andre unterhielten sich, während andre auf die höchste Spitze des Thurms stiegen, wo sie mit Leichtigkeit die Dächer ihrer eignen Häuser entdecken konnten, aus denen sie so grausam gerissen waren. Es ist unmöglich durch irgend eine Sophisterei diese Einkerkerung von Männern zu rechtfertigen, die sich auf alle Sicherheit der Einbürgerung verließen. Die gerechte Sache der Spanier sollte nicht durch ein so niedriges und feiges Verfahren befleckt seyn. Es läßt sich vielleicht anführen, daß man sie gegen alle plötzliche Ausbrüche der Volkswuth in Sicherheit bringen wollte. Ich glaube indessen nicht, daß dies der ursprüngliche Bewegungsgrund war und selbst, wenn es der

*) Daf. 195.

Fall war, so kann dadurch die Regierung, aber nicht der Volkscharakter gerechtfertigt werden. In der Spitze des Thurms ist eine große Glocke, die nur bei besondern Gelegenheiten geläutet wird. Der Schall verbreitet sich über die ganze Ebne von Granada, und es strömten stets unermeßliche Haufen aus dem ganzen umliegenden Lande herbei, um die Ursache zu erfahren. Kürzlich hatte sie, wie man mir sagte, drei Tage hintereinander ertönt, um Rekruten zu sammeln und es kamen in diesem Zeitraum auf diese Weise 20000 Mann zusammen *).

Der regelmäßige Verkehr in Friedenszeiten und der Schleichhandel zwischen Malaga und Gibraltar während des Kriegs war natürlich Veranlassung, daß die Einwohner stets freundschaftlich gegen England gesinnt waren. In demselben Verhältniß zeigte sich ihr Haß gegen die Franzosen bei dem Ausbruch des jetzigen Kriegs; einige wurden ermordet, andre eingekerkert, während viele, sowohl von Malaga als aus andern Theilen Spaniens in Gibraltar Schutz suchten und fanden. Das Wirthshaus, wo wir wohnten, ward von zwei Französinnen gehalten; ihr Geschlecht hatte sie gegen persönliche Gewaltthätigkeiten geschützt, aber nicht gegen Beleidigung und Argwohn. Der Pöbel brach in das Haus, und durchsuchte es um Flüchtlinge aufzuspüren; aus Furcht, daß nicht geheime Schlupfwinkel angebracht seyn möchten, untersuchten sie die Wände und wo sie hohl zu seyn schienen, wurden sie aufgerissen und genau durchforscht. Die auf diese Art entstandnen Löcher waren noch vorhanden: und es wäre wirklich nicht rathsam für die Besitzerinnen gewesen, sie vermauern zu lassen **).

Man hat gesagt, daß die Täuschung mit dem Namen Ferdinands VII nicht lange dauern kann, daß das Volk müde

---

*) Das. 193.

**) Das. S. 226.

müde werden wird, bloß das Gemälde eines Königs zu sehn, daß selbst ein Fremder, mit einem angemaßten Titel, aber mit wirklicher Macht bekleidet, allmählig den leeren Schatten des Königthums vernichten wird. Allein die Vertheidiger dieser Ansicht scheinen zu irren. König Ferdinand auf dem Thron würde nie die Theilnahme erregt haben, die er jetzt durch sein tragisches Schicksal, ein Opfer des Verraths, der Tyrannei und der Ungerechtigkeit, einflößt. Sein Name wirkt wie ein Zauber. Die Provinzialjunta's werden fast allgemein mit Mißtrauen oder Verachtung betrachtet. Ihre Energie wird Tyrannei genannt: ihre Parteilichkeit und Nachsicht nennt man Schwäche. Aber sie handeln für Ferdinand VII und alles ist vergessen. O daß uns unser König zurückgegeben würde, sagt das Volk; wir würden dann nicht so viele Regenten haben.

Daher ist die Stimme des ganzen Volk's für einen König. Es ist ein eitles Geschwätz, wenn man sagt, daß man den Spaniern eine Verfassung, Freiheit, etwas, wofür sie fechten können, geben soll. Ihr König ist ihnen entrissen, ihr Land von einem Volke, das sie verabscheuen, besetzt, Saragossa zerstöhrt, weil es tapfer und redlich war, die Hauptstadt unter das Joch gebracht; ist nicht jede dieser Ursachen des Kampfes werth? und wo nicht, verdient eine unerprobte politische Theorie so große Aufopferungen an Gut und Blut?

Die Monarchie ist die Verfassung, welche Spanien am angemessensten ist. Sein Umfang, das Wesen seiner Bevölkerung und seine alten Vorurtheile und Gewohnheiten beweisen es zur Genüge. Könnte es in die Form eines Freystaats gezwungen werden und bliebe ungestöhrt von fremder Einmischung, binnen zehn Jahren würde es sich von selbst unter die Herrschaft eines Einzigen fügen.

Die erste und bei weitem die wichtigste Ursache der fehlgeschlagnen Erwartungen, die man sich in England von den Anstrengungen der Spanier machte, war die Uebersspannung derselben. Weil viel geschah, glaubte man sich berechtigt, alles zu erwarten. Der Streit zwischen Spanien und Frankreich war in kurzer Zeit entschieden. Der erste Feldherr Europa's mit vortrefflichen Befehlshabern und alten und geübten Heeren; die sich fast auf 200000

Mann beliefen, war Anführern entgegengesetzt, die keinen Ruf hatten und keinen zu haben verdienten; rohen Aufgeboten, bloßen Massen von Bauern; und da die letztern geschlagen wurden, erstaunten wir: wäre es anders gekommen, würden wir uns gar nicht verwundert, bloß gejubelt haben. Es wäre ein Wunder gewesen, und doch waren wir geneigt, ein solches Ereigniß als wie im gewöhnlichen Laufe der Dinge zu betrachten. Es giebt sehr starke Gründe, weswegen man die endliche Eroberung oder den langen Besitz Spaniens durch Frankreich als durchaus unmöglich betrachten mußte: aber es war keinen Augenblick zweifelhaft, daß der erste Angriff der französischen Heere unwiderstehlich seyn würde.

Aber wenn die Engländer anfangs in ihren Erwartungen und Lobeserhebungen ausschweifend waren, so verfielen sie später in die entgegengesetzte Uebertreibung, Spanien auf's tiefste zu verachten. Wir finden es nicht wunderbar, daß Bonaparte die Heere schlug, die für die ersten in Europa galten: aber wenn die rohen, schlechtgeübten und erbärmlich angeführten Aufgebote der Spanier fliehen musten, können wir nicht schmähende Beiwörter genug finden, um sie auf sie anzuwenden. —

England hat Spanien nicht auf die rechte Weise unterstützt *); schickten wir den Spaniern bloß Hülfstruppen, so musten wir hauptsächlich ihnen solche Waffenarten senden. die ihnen abgingen und deren Gebrauch eine größern Uebung und Geschicklichkeit voraussetzt, also Geschütz und Reiterei. Die span. Artillerie taugt nicht viel nnd ihre Cavallerie ist erbärmlich: erstere wird vom Fußvolk bedient und ist daher mit dem Fußvolk gleich; aber die letztere besteht nur aus Fußknechten zu Pferde und muß nothwendig noch weniger furchtbar seyn. Ein braver Mann, bewaffnet und im Felde, kann ein Soldat seyn, aber ein braver

*) Der Verfasser spricht vom J 1809; ich habe seine weitläuftige Auseinandersetzung, die nur auf jenen Zeitpunkt paßt und besonders für England wichtig ist, sehr zusammengezogen. Die Hauptideen sind aber durchaus richtig und wirklich zum Theil angenommen: der Ausgang hat ihren Werth augenscheinlich dargethan. R.

Mann bewaffnet und auf dem Roß ist deswegen noch kein Reiter. Wären die spanischen Heere bei Tudela, Somosierra und Medellin von brittischen Geschütz und Reiterei unterstützt worden, so wurden sie vielleicht geschlagen, aber nicht so ganz überwältigt und versprengt worden seyn. Bei Medellin war der Sieg bereits gewonnen, als die spanische Reiterei schimpflich floh und den Verlust der Schlacht verursachte.

Aber müssen wir in Spanien bloß als Hülfstruppen handeln oder sollen wir die Hauptsache übernehmen? Niemand hat an einen solchen Plan gedacht und doch scheint er nur der einzige vernünftige, den wir annehmen können. Es war gut bloß Hülfe zu leisten, so lange noch Hofnung war, daß die Spanier Wissenschaft und Geschicklichkeit genug besäßen, um die Hauptsache durchzuführen: aber jetzt, da ihr großer Mangel an guten Befehlshabern, an System und Kriegszucht bekannt geworden ist, ist es klar, daß dieser Entwurf verändert werden muß: die Engländer müssen die Hauptsache übernehmen, und die Spanier als Hülfstruppen betrachtet oder Spanien ganz aufgegeben werden. Was wird den glücklichsten Ausschlag geben, ein Heer von 60 oder 80000 Briten unter aufgeklärten und verständigen Anführern, mit ganz Spanien als Hülfsmacht, oder ganz Spanien ohne ein angemeßnes System der Organisation, mit 20 oder 25000 Briten als Hülfstruppen? — Durch eine hinreichende Macht wird England im Stande seyn, den Franzosen in Spanien die Spitze zu bieten: die starke Beschaffenheit des Landes, die Reihe von Pässen und Stellungen, welche es darbietet, die Zahl der Städte längs dem mitländischen Meer und die vollkommne Herrschaft der See, alles ist zu Gunsten der Engländer. Ich rede nicht von den Gesinnungen der Eingebornen, obgleich ich troß den Versicherungen unseret Heere versichern muß, daß sie uns äußerst günstig sind: kaum war unsre Macht unter Sir John Moore in Spanien angekommen, als unsre Zeitungen anfingen, mit Briefen von Offizieren angefüllt zu werden: da schrieb einer an seinen Vater in London, ein andrer an seinen Bruder in Manchester und ein dritter an seinen Vetter in Glasgow, und der Inhalt war immer sehr traurig. Es waren Klagen über die lan-

langen Märsche, das grobe Brodt und das harte Lager von Stroh. Wenn indessen die Offiziere eines Heers über die Gesinnungen der Einwohner in einem Lande zu urtheilen wagen, so muß man mit vorsichtigem Ohr horchen. Wie werden fremde Offizieren, die mit fremden Korps in unserm Solde dienen, von uns aufgenommen? Nirgends mit Zuvorkommenheit und Enthusiasmus, kaum in der That mit Höflichkeit. Vergleicht man die von allen englischen Nichtkriegern in Spanien ertheilten Berichte ohne Ausnahme mit denen, die von Offizieren gegeben werden, so wird man kaum glauben, daß sie von Personen desselben Volks ertheilt sind so wesentlich weichen sie von einander ab. General Whitelocke und die meisten Befehlshaber unter ihm versicherten, die Neigung der Bewohner von Südamerika sey so feindseelig gegen die Engländer daß sie ein unübersteigliches Hinderniß ausmache. „Ich bin überzeugt, sagt er in seinen Depeschen, dies Land kann nie englisch werden." Und doch in derselben Zeit, obgleich Monte Video mit Sturm genommen ward, ist es aus dem einstimmigen Zeugniß der dortigen englischen Kaufleute gewiß, daß kein solcher feindlicher Geist vorhanden war. Zeigt sich ein Mann einem fremden Volke in dem Charakter eines Kriegers, so wirft er einen gewissen Zwang auf Alles um ihn her, oder er weckt einen Geist entweder des Widerstandes oder der Eifersucht, welcher die wahre Gesinnung der Leute vor seinen Augen verschleiert. Um richtig von einem Volk zu urtheilen, um es in seiner wahren Gestalt, in seinem wirklichen Charakter zu sehn, müssen wir es in der Tracht des Friedens durchreisen.

Ungemein erleichtert wird die Vertheidigung durch die Beschaffenheit der Gegenden, die ich durchreiste und die gewiß die letzte Zuflucht der spanischen Freiheit bilden werden. Bei Badajoz erreichet man die Guadiana und die Gränzen von Spanien. Der Lauf dieses Stroms bezeichnet den tiefsten Theil des Thals zwischen zwei entfernten Bergketten; eine derselben erstreckt sich im Norden der Guadiana von den Gränzen Portugals bis zum Mittelpunkt von Neucastilien, und trennt das Bette dieses Flusses von dem Tagus. Die Landstraße von Madrid durchkreuzt sie bei dem starken Paß von Miravete, eine Meile (2 Leagues) von der Brücke

bei Almazar. Hat der Feind diese starke Linie schon besetzt, so bleibt das offne Land, wodurch der Guadiana fließt, und die Gebirge südlich von dem Fluß; sie erstrecken sich von Santa Marta bis nach Sevilla. Einige Meilen südwärts, wenn man Badajoz verlassen hat, reist man durch ein offnes Land, das nur an einzelnen Stellen sich erhebt, und auf dieser Seite die äußerste Gränze der weiten Ebnen von Estremadura bildet. Bei Santa Marta befindet man sich zwischen kleinen runden Hügeln, die wie man sich Maimona nähert, allmählig kühnere Gestalten annehmen, und das Land wird auf allen Seiten fest und leicht zu vertheidigen. Sieben Meilen von Badajoz ist man im Herzen der Sierra Morena. Von Santa Maimona, durch Fuente de Cantos, Monasterio, Santa Olalla, Ronquillo, und Venta de Guillena nach Santiponce, eine Linie von beinahe 10 Meilen trifft man nichts als eine Reihe von fast unüberwindlichen Positionen: auf dieser Linie ist die Gegend zwischen Monasterio und Ronquillo am stärksten, die in einem Strich von 4 Meilen fast ununterbrochen einen Engpaß bildet, dessen Wichtigkeit auch die Spanier zu begreifen schienen und daher an verschiednen Stellen Batterien errichteten. Von Venta de Guillena steigt man zum Guadalquivir und den Ebnen von Sevilla hinunter.

Auf dieselbe Weise wie lange Bergketten den Guadiana von dem Guadalquivir trennen, scheidet auch eine noch höhere Kette den Guadalquivir von der See. Von Cap Trafalgar bis zu der Schneespitze von Granada und von dort nach Cap de Palos schützt eine zweite Reihe von Bergen und Pässen das fruchtbare Land, das sich von ihrem Fuße längs den Ufern des Mittelmeers erstreckt. In dieser Gegend liegen die wichtigen Städte Marbella, Malaga, Motril, Almeria, Vera und Carthagena, alle an der Küste, und längs der Reihe von Bergen sind Ronda, Antequera uud Granada. In solchen Ländern findet der Genius unzählige Hülfsquellen wider eine überlegne Zahl. In solchen Ländern müssen wir nach den kostbaren Resten alter Sitten suchen und dürfen hoffen, daß sie sich gegen die Ueberschwemmung eines fremden Angriffs behaupten werden.

Es wäre zu wünschen, daß wir die Zeit benutzten, um möglichst sorgfältige topographische Darstellungen von

allen Theilen Spaniens, die noch frei sind, aufzunehmen; der Feldzug würde dadurch ungemein erleichtert werden, unsre Heere werden dann nicht im Dunkeln tappen, einem Feinde gegenüber, dessen vortreffliche topographische Pläne die Basis seiner Erfolge ausmachen.

Ein andrer Plan, der außerordentlich viel Gutes hervorbringen würde, wäre die Bildung von spanischen Ergänzungsfahnen, die den englischen Regimentern beigegeben würden. Statt Massen von schlecht geübten Bauern und unerfahrnen Anführern zu sammeln, die ganz unfähig sind, dem Andrange zu widerstehn, oder sich den Bewegungen regelmäßiger Truppen zu widersetzen, würde die britische Macht dadurch gewissermaaßen verdoppelt werden, und ein Mittel vorhanden seyn, ihre Verluste beständig zu ersetzen: es würde nothwendig ein Wetteifer unter den englischen Regimentern entstehn, um diese Hülfsmacht so bald als möglich in einen vollkommnen Zustand zu bringen: jeder Offizier, jeder Unteroffizier, jeder Gemeine würde bereit seyn, so schnell als möglich Unterricht mitzutheilen: und selbst die Spanier würden von einem edlen Stolz beseelt werden, den Briten nicht nachzustehn *).

*) Das. 285.

(In einem der nächsten Hefte die Geschichte des portugiesischen Kriegs nach Eliot).

III.

Beiträge zur Geschichte des Krieges in Rußland.

Einleitung.

So reich unser Zeitalter an auffallenden und sonderbaren Begebenheiten ist, so bleibt die Unternehmung des Kaisers von Frankreich gegen Rußland eine der unbegreiflichsten. Sie zerstöhrte auf immer den so allgemeinen Wahn von der geistigen Ueberlegenheit des Mannes, der sich aus dem Dunkel gewöhnlicher und beschränkter Verhältnisse bis zu der glänzendsten Höhe emporschwang, der nicht zufrieden mit der Herrschaft über Frankreich, alle Länder Europa's sich dienstbar machen wollte. In den Zeiten des gesunknen römischen Reichs und in den Despotieen des Orients war es nicht selten, daß ein Günstling des Glücks, ein kühner kräftiger Charakter sich mit dem Purpur bekleidete, aber in dem freien gebildeten Europa war es nur möglich, in den Zeiten einer furchtbaren Revolution, die sich durch frevelhafte Vernichtung der heiligsten Rechte und durch Auflösung aller Verhältnisse und Grundsätze, worauf das Wohl, die Ehre und die Sicherheit der Völker und Staaten beruht, auszeichnete. Es ist daher kein Wunder, daß von dem gefürchteten Beherrscher des schönsten Theils von Eu-

ropa keine große, für die ganze Menschheit ersprießliche Idee aufgefaßt ist, daß er im Gegentheil aller freien Thätigkeit im Geistigen sowohl wie im bürgerlichen Leben den Krieg erklärte: alle die gewaltigen Veränderungen und Umwälzungen, die von ihm ausgingen, sind spurlos dahin gegangen, und die Schnelligkeit, womit die ganze Schöpfung zusammenstürzte, beweist daß es ihr an aller innern und eigenthümlichen Haltung fehlte. Ohne Zweifel würde sie nach und nach fester geworden seyn, die Gewohnheit das Neue und Fremde erträglicher gemacht und das Gefühl des Drucks abgestumpft haben, die Verschlechterung der Gesinnungen würde allgemeiner, die geistige Kraft, die namentlich noch in Deutschland, in der Stille genährt, sich erhielt, immer mehr untergegangen seyn; aber es war der Trost und die Hofnung aller, die den Charakter des Kaisers von Frankreich begriffen, daß er selbst seinem Werke die Zeit, die es bedurfte, um tiefere Wurzeln zu schlagen, nicht verstatten würde; der Augenblick muste kommen, wo er die letzten Schranken hinter sich ließ, und alle Gutgesinnten sahen demselben freudig entgegen, als er den Kampf gegen Rußland begann. Es giebt außer den gerechten Kriegen, die geführt werden, um feindselige Angriffe, ungebührliche Anmaaßungen zurückzuweisen und die Volkseigenthümlichkeit zu behaupten, politische, wozu sich Völker und ihre Beherrscher aus eigennützigen Gründen entschließen: so ungerecht und unedel sie in der Regel seyn mögen, so haben sie doch einen sichtbaren oder eingebildeten Vortheil zum Zweck, und sie werden unter Umständen unternommeu, die mit Sicherheit einen günstigen Erfolg versprechen: dieser Gesichtspunkt bleibt in der Betrachtung der Weltbegebenheiten übrig, wenn wir auf den höhern oder moralischen auch Verzicht leisten, und Kriege, die auch politisch thöricht erscheinen, gehören zu den größten Gräueln, die die Menschheit quälen und entehren. Ein solcher war der Kampf gegen Rußland, der nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nicht gelingen konnte, der dem Beherrscher von Frankreich gar keinen wesentlichen Vortheil versprach, vielmehr auch im glücklichsten Fall seine Macht untergraben mußte. Daß der Mann, der bis dahin als der größte Berechner gegolten hatte, diese einleuchtenden Wahrheiten übersah, daß er

nur den Eingebungen seines mißverstandnen Ehrgeizes, dem nichts genügte, den die halbe Welt nicht sättigte, jenem unerklärlichen Drange, alles umzukehren, alle alten Heiligthümer, die letzten Freistätten des Friedens und des Glücks zu zerstöhren nachgab, läßt es sich anders begreifen, als durch eine unmittelbare Schickung Gottes, der ihn mit Blindheit schlug und ihn dahin gab in seinem Wahn? Napoleon verachtete seine Zeitgenossen und ihre Stimme bereits so sehr, daß er es nicht einmal nöthig fand, sie von seinen Gründen zu unterrichten oder ein Manifest zu erlassen: es reichte hin seinem Heer, von seinen Königen bis zum Gemeinen hinab, seinen Willen kund zu thun, das Reich der Russen zu zertrümmern, das beinahe tausend Jahre gedauert hatte: erst lange hernach wurden von Paris einige unbedeutende Verhandlungen zwischen den beiden Höfen mitgetheilt, die aber auch keine nur einigermaaßen triftige Ursache zu einer so ungeheuren Unternehmung enthielten. Rußland hatte zu den unerhörtesten Eingriffen geschwiegen, die Napoleon sich erlaubte, es hatte kaum Vorstellungen gemacht, nicht einmal zu scheinbaren Beschwerden über eine, nach seinen Ansichten unbefugte Einmischung Veranlassung gegeben. Soviel auch andern Ländern aufgebürdet ward, so ließ sich eine so riesenhafte Unternehmung nicht ausführen, ohne den größten Aufwand von Seiten Frankreichs selbst. Durfte der Kaiser auf einen Ersatz dafür rechnen in einem Reich, dessen umlaufender Geldstock größtentheils in Papier besteht? Jene düstre Nebelgestalt, das Continentalsystem, dem er so unendliche Opfer gebracht, sollte es ihm selbst nicht wirklich als leer und nichtig erschienen seyn? Unmöglich kann man sich überreden, daß er aus Ueberzeugung eine falsche Ansicht durchsetzen wollte, wenn man die Verkehrtheit seiner Maaßregeln betrachtet: war es ihm darum zu thun, daß wirklich der Verkehr mit England aufhören sollte, so muste er nicht den Handel mit den Waaren, die es allein besaß, verbieten, sondern überhaupt den Gebrauch derselben: ein solches Verbot wäre konsequent gewesen, würde aber zugleich alle Gemüther empört und die Raserei seiner Bestrebungen im vollsten Lichte gezeigt haben.

Es ist wahr, die Zurüstungen, welche für den Zug ge-

macht wurden, waren ungeheuer. Was für Kräfte wurden nicht aufgeboten, um den ausgewanderten Schaaren in so weiter Ferne nur die einfachsten Bedürfnisse zu verschaffen! nichts schien vergessen, für alles ein vorsichtiger Geist gesorgt zu haben, und doch wem leuchtete nicht ein, daß die Unternehmung desto schwieriger ward, je größer und verwickelter alle diese Vorkehrungen waren, je mehr sie von diesen Anstalten abhängig war? Auch bei den günstigsten Umständen war es am Ende unmöglich, ein Heer von 500000 Mann mit allen Bedürfnissen zu versehn, es stets in der Ordnung damit zu versehn, die nothwendig war, wenn es nicht zertrümmern sollte. Es ist eins der alten Geheimnisse des Despotismus lebendige Kräfte nicht anders zu betrachten als mechanische; die Anwendung aber ist gefährlich und rächt sich nur zu leicht an dem kühnen Experimentator. Die Franzosen verdanken den Fortgang ihrer Waffen während des Revolutionskrieges theils der Erhebung, die alle Gemüther durchdrang, theils der ineinandergreifenden Uebereinstimmung in allen Unternehmungen und Bewegungen: jene Begeisterung war längst aus den französischen Heeren verschwunden: es war nur noch ein matter Nachklang übrig, der nirgends eine Haltung fand als in dem soldatischen Gemeingeist, in dem dunklen Begriff von Ehre; die Aussicht von den niedrigen Stufen sich aufzuschwingen, war sehr entfernt; unverkennbar die allgemeine Unzufriedenheit, ein innerer Mißmuth über das rastlose Treiben von Westen nach Osten, ohne Ziel und Ende! Während ein unentschiedner Kampf im Westen ihn beschäftigte, warf sich der Kaiser mit seiner ganzen übrigen Macht mehr als 400 bis 500 Meilen weit nach dem äußersten Osten; auch mit dem größten Heer konnte er sich nur in einer Linie ausdehnen, die auf allen Seiten angegriffen werden konnte; nur auf eine schnelle Entscheidung, die durch bloßes Imponiren hervorgebracht werden sollte, war der Krieg berechnet; hatten die Gegner sich dagegen gesichert, täuschten sie diese Voraussetzung, so sank von selbst die furchtbare Nebelhülle, worin der drohende Feind einher schritt; waffenlos war er der Vergeltung Preis gegeben! Unmöglich konnte dem Kaiser bei seinem Spionensystem, und seiner bis zur Virtuosität ausgebildeten Polizei die Stimmung der Völker verbor-

gen seyn; hinter ihm brannte ein furchtbarer Vulkan: wehe ihm, wenn sich die Flammen an das Licht drängten! kannte er diese Stimmung nicht, so haben die Elenden, die er unter allen seinen Dienern am reichlichsten besoldete, ihm schlecht gedient; glaubte er, im wilden Despotenübermuth, den verhaltnen Ingrimm ganzer Völker verachten zu können, so hat sich diese Verachtung, verdient und schrecklich gerächt. Die französischen Soldaten mußten mit jedem Schritt auf neue Schwierigkeiten, neue Verlegenheiten stoßen; sie durchzogen ein unbekanntes Land; freilich war zum Behuf der hohen Befehlshaber die große Charte vom russischen Reich, welche die kaiserl. Akademie in St. Petersburg herausgegeben hat, in's französische übersetzt und zu Paris im vergrößerten Maaßstab nachgestochen worden; aber abgesehn von den Fehlern, die sich in die Uebersetzung eingeschlichen hatten und nothwendig oft zu Fehlgriffen veranlassen mußten, konnte dies kostbare Hülfsmittel doch nur Wenigen zu Statten kommen, nicht denen, denen am meisten an richtiger Orientirung gelegen seyn muste. In allen Ländern, welche die Franzosen bis dahin überschwemmt hatten, trafen sie Menschen, die sie verstanden, die es sich zur Ehre rechneten, sich mit ihnen in ihrer Sprache zu unterhalten: es fehlte ihnen nicht an Dollmetschern und Vermittlern: ganz anders war es in Rußland; selbst in der Mittelklasse gab es nicht Viele, die des Französischen kundig waren und die Hülfe der Polen war unzureichend, da sie das Russische nur halb verstanden und zum Theil wieder nicht französisch konnten. Die Verfassung Rußlands begünstigte die Entwürfe eines Eroberers gar nicht; die Einrichtung der Verwaltung, die geringere Zahl der Beamten machte eine schnelle Auflösung der ordentlichen Behörden möglich: es konnte hier daher kein ordentliches Requisitions- und Contributionssystem eingeführt werden, wozu die bestehenden Regierungen immer die Hand boten: statt der fortdauernden Plünderung, die dem Kaiser und seinen Heeren so unermeßliche Hülfsquellen eröffnete, muste man sich mit einer vorübergehenden begnügen, deren Vortheil nur dem Einzelnen zufloß, dem Ganzen hingegen schadete. Nirgends endlich war die freiwillige Verheerung des Landes so oft, mit so großem Erfolg angewandt, als in Rußland: nirgends

konnte sie leichter ausgeführt werden und nirgends versprach sie eine so schnelle und sichre Entscheidung. Die Franzosen haben diese Maaßregeln als barbarisch, unmenschlich verschrieen, weil ihnen keine verderblicher und furchtbarer war: dadurch ward die Kraft der französischen Heere in Portugall gebrochen und in Rußland vernichtet: selbst Frankreich verdankt ihm seine Rettung in furchtbaren Krisen; schützte nicht Montmorency durch gänzliche Verwüstung der Provence das Reich gegen Carl V und vereitelte nicht Louvois durch die in den deutschen Gränzländern ausgeübten Verheerungen die Absichten der Bundsgenossen? Jedes Mittel ist gerecht, das auf eine genügende Weise, die Entwürfe eines Feindes zerstöhrt: keins aber edler und heiliger als wenn ein Volk freiwillig sein Besitzthum dahin giebt, um die Freiheit und Selbstständigkeit, die Sitte und den Ruhm der Väter zu erhalten und zu schützen: wo um so erhabner Zwecke willen, ein Volk selbst den Brand in seine Häuser und Saaten wirft, da erhebt, ein verjüngter Phönix, neues Glück und neuer Wohlstand sich schnell und wunderbar aus der Asche hervor. Das große Geheimniß, wodurch Napoleon der Held des Zeitalters ward, lag in nichts anderem als seiner Rücksichtslosigkeit, seiner Verachtung aller Schonungen, die die Regierungen, gegen die er in die Schranken trat, aus ganz natürlichen Gründen immer beobachteten; begegnete ihm ein kräftiger Entschluß, bediente man sich derselben Mittel gegen ihn, sogleich ward ein allgemeines Geschrei über Barbarei, über Vernichtung der Menschenrechte, über Gefahr für die Civilisation erhoben: die französische Revolution hatte es bewährt und es war eine der großen Lehren, die Napoleon von ihr entlehnt, mit auf den Thron brachte, wie sehr der für den Augenblick im Vortheil ist, der sich Alles erlaubt, dem jede Maaßregel gleichgültig ist, der über jede Schranke der Sitte und der Meinung spottet, während er von Andern verlangt, sie zu ehren und zu beobachten *). — Der Un-

*) In diesem Augenblick geben die Reden im Senat einen neuen Beweis; bei allen Kriegen, welche die Franzosen anfingen, suchten sie die Völker und ihre Fürsten zu trennen; sie scheuten sich nicht vor den abscheulichsten Lästerungen, um die letztern in den Augen der

ternehmung auf Rußland ließ sich nach allen diesen Betrachtungen im Voraus kein andrer Ausgang als der traurigste verkündigen. Der Kaiser schreibt die unerhörten Unfälle, die ihn und sein Heer ergriffen, dem ungewöhnlich strengen Winter zu, allein auch ohne dies Ereigniß würde der Erfolg derselbe gewesen seyn; gewöhnlich sind im Herbst und Winter durch die feuchte Witterung die Wege des innern Rußlands völlig unfahrbar, schon einzelne Reisende haben Schwierigkeit fortzukommen; würde das Heer nicht alle die Nachtheile empfunden haben, die aus dem Mangel entstanden, würde es nicht noch sicherer die Beute seiner Verfolger gewesen seyn? Derselbe Versuch, der dem Kaiser von Frankreich mißlang, stürzte den König Carl XII von Schweden in's Verderben. Sonderbar ist die Uebereinstimmung beider Unternehmungen auch in zufälligen Umständen: nur verstattet die Menschenmenge, die Napoleon zusammengetrieben hatte, mit den kleinen Schaaren, die dem nordischen Helden folgten, keine Vergleichung: wie Napoleon kam auch Carl mit einem Heer, das allgemein für das erste in Europa galt, das noch nie überwunden war, das die Russen verachtete, das eben Sachsen vernichtet, den König von Pohlen gezwungen hatte, dem Thron zu entsagen, das sich auf fremde Kosten herrlich ausgerüstet hatte. Carl machte bis in die Nähe von Smolensk denselben Weg, hatte meist in denselben Oertern sein Hauptquartier, wie Napoleon; die Russen vermieden jede Hauptschlacht und zo-

---

erstern herabzusetzen, und das Band, das durch die heiligsten Erinnerungen der Geschichte geknüpft war, zu zerreißen; die niedrigsten Schmähungen gingen den Feindseligkeiten voran. Was für Dinge sind den Beherrschern Östreichs, Rußland, Schwedens, Preußens, Portugalls, Spaniens, Neapels u. s. w. gesagt worden! Es wäre nichts leichter als eine Sammlung von diesen Ausfällen anzulegen, aber sie sind zu neu, sie haben gewiß jedes edle Gemüth zu schmerzhaft verwundet und empört, um schon vergessen zu seyn: nun aber höre man die Klagen, daß die verbündeten Mächte das franz. Volk von seinem Beherrscher zu entfernen suchen, weil sie den Franzosen mit Würde und Mäßigung erklärten, daß sie nicht gegen Frankreich, gegen Frankreichs Unabhängigkeit, nur gegen den schrankenlosen Eroberungs- und Zerstöhrungsgeist seines Beherrschers die Waffen ergreifen.

gen sich, das Land verheerend, zurück. Carl sogar, der das Verheerungssystem kannte, und der wuste, daß die Russen energisch genug waren, es auszuführen, wagte es nicht, auf Moskau vorzudringen: er wandte sich, weil es nicht möglich war, ihn für den einzig zweckmäßigen Operationsplan zu gewinnen und ihm nichts schimpflicher schien als umzukehren, nach der Ukräne, wo er durch dieselben Ursachen, wie Napoleon, seinen Untergang fand, durch die gänzliche Entfernung von seinen Hülfsquellen, den aufgelösten Zusammenhang mit dem Kern seiner Macht. Auch damahls kam den Russen ein ungewöhnlich strenger Winter zu Hülfe, die Schweden die keine Zelte hatten, denen viele Bedürfnisse ausgingen, litten ungemein durch die grimmige Kälte: mehr als 4000 Mann wurden die Opfer derselben; aber die Ungemächlichkeiten der Witterung lassen sich ertragen, sobald es nur nicht an Hülfsmitteln gebricht, und Carl fand sich durch den strengen Winter in den Stand gesetzt, einen Theil seiner kriegerischen Unternehmungen auszuführen. Auch das Buch der Geschichte blieb für Napoleon verschlossen.

Unläugbar konnte der Kampf noch lange unentschieden fortgeführt und die russische Macht gelähmt und erschüttert werden, wenn Napoleon sich Riga's bemächtigt, die Düna behauptet und dann allmählig seine Unternehmungen längs dem Dnepr nach Süden fortgesetzt hätte. Vor der Verfolgung dieses Plans muste jeder Gutgesinnte zittern, jeder, der nach Erlösung von der tiefen Schmach und Knechtschaft seufzte. Die Leiden die seit Jahren das menschliche Geschlecht heimsuchten, würden bis zu einer unbestimmten Zeit verlängert worden und der Sturz, der Reichen von dem Umfang und den Elementen wie das Napoleonische, nothwendig bevorsteht, unter weit furchtbarern Zerrüttungen und Convulsionen erfolgt seyn: er würde viele Erinnerungen und Ueberbleibsel aus bessern Zeiten mit sich fortgerissen haben, die wir jetzt behaupten werden: aber Gott hatte seine Stunde bestimmt; die Geister der Nacht, die ihrem Liebling bis dahin gedient, verblendeten ihn durch trügerische Vorspiegelungen. Alles ist wandelbar, nur nicht die Gerechtigkeit; ein gleiches Schauspiel hat die Erde nicht gesehn.

R.

Schilderungen und Anekdoten aus Ker Porters Geschichte des Feldzugs von 1812.

Vorwort.

Daß man über die Geschichte des letzten russisch-französischen Krieges eine unpartheyische Darstellung erst von russischer Seite oder aus der Feder eines Schriftstellers aus einer der mit Rußland verbundenen Nationen erwarten durfte, war natürlich. Von russischer Seite ist, soviel wir wissen, außer den Armee-Berichten, keine vollständige Schilderung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1812 bekannt gemacht worden, wohl aber hat ein Engländer versucht eine Uebersicht der Begebenheiten von dem Einrücken Napoleons in Rußland bis zu seiner Flucht und der Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande oder die Geschichte des russischen Feldzugs im Jahre 1812 zu geben. Es ist dies Sir Robert Ker Porter, ein Maler in London, der sich bis jetzt zwar noch durch kein Erzeugniß seiner Feder wohl aber durch mehrere mit Beifall aufgenommene Produkte seines Pinsels, namentlich durch das in London aufgestellte Panorama des Brandes von Moskau bekannt gemacht hat. Die bildliche Ausstattung seines Werkes, das Portrait des Generalfeldmarschall Fürsten Kutusoff ist auch in der That ungemein befriedigend ausgefallen, desto weniger indeß der schriftliche Theil, so großes Glück er auch bei den Engländern gemacht hat.

Daß Sir Robert sich während des Feldzugs wirklich in Rußland befand, davon zeugt der von ihm als Panorama bearbeitete Gegenstand, und mehrere Details in seinem Werke; eben so einleuchtend ist es aber auch, daß er seine Nähe beim Kriegsschauplatze keinesweges so benutzt hat, wie es wohl hätte geschehen können, so daß manche Aufschlüsse die man über das Wesen dieses merkwürdigen Krieges gewiß zu finden erwartet hätte, vergebens in seinem Werke gesucht werden. Was er namentlich von den Rüstungen und Maaßregeln der Russen sagt, vervollständigt unsere Kenntniß von den Anstrengungen dieser Monarchie nicht im geringsten, sondern läßt noch immer Beiträge aus russischen Quellen wünschen, die wir auch durch die Güte unsrer russischen Freunde in unserer Zeitschrift mitzutheilen hoffen. Die Nachrichten über das wirkliche Fortschreiten des Krieges sind etwas ausführlicher, scheinen aber so wenig mit Zuratheziehung sachkundiger Männer gegeben zu seyn, daß sie gegen ähnliche Darstellungen militärischer Operationen im Archenholz, Tempelhoff u. s. w. gewaltig abstechen. Eben dies ungünstige Urtheil müssen wir von den beiden Planen fällen, die der Beschreibung des Feldzugs vorangehn und wovon der erste die Märsche und Stellungen der russischen und französischen Armeen bei dem Vordringen der letztern in Rußland, der zweite aber dieselben bei dem Rückzuge der Franzosen darstellt. Außer, daß an eine genaue Bezeichnung jeder einzelnen Truppenabtheilung und deren Stellung gar nicht zu denken ist (indem nur die Märsche der einzelnen Divisionen und deren ungefähre Anordnung angegeben sind) ist auch ein großer Theil der Orte, an denen Treffen und sonst bedeutende Gefechte vorgefallen sind, gar nicht in die Pläne eingetragen, so daß man bei Lesung des Werks fortdauernd fremde Charten zu Hülfe nehmen muß. Was endlich die Rechtschreibung fremder Namen betrifft, so ist diese auf eine unbeschreibliche Weise vernachlässigt worden. — Wittgenstein heißt nie anders als Vigtenstein, Bagration, Bragation, Steinheil, Steingel, (nach einer Verbesserung nachdem er früher immer Stengeil geheißen) u. s. w.; eben diese Verdrehung findet auch bei den Namen der Orte statt, und wird auch durch die am Ende der Uebersicht des

Werks,

Werks, von der eigentlichen Beschreibung gegebene Liste der Verbesserungen nicht ganz aus dem Wege geräumt werden.

Uebrigens muß man dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Darstellung ungemein lebendig und anziehend ist, daß sie von einem edlen Geist belebt wird, der innig von den französischen Greueln durchdrungen ist, und daß man überall die Sorgfalt zu bemerken Gelegenheit hat, welche auf die Glätte des Stils verwendet worden ist. Besonders ist dies bei den Abschnitten des Werks der Fall gewesen, welche wir hier den deutschen Lesern vorlegen, und welche dazu dienen werden, in ihnen die Erinnerung an die Scenen zu beleben, die einerseits Folgen blinder Ehrsucht und tyrannischer Herrschbegierde, anderseits aber aufopfernder Vaterlandsliebe und unermüdlicher Beharrlichkeit, in den Jahrbüchern der Geschichte gewiß auf ewig ihr Gedächtniß finden werden *).

S.

---

1. Von dem Tage, an welchem der Kaiser von Rußland den alten Sitz seines Kaiserreichs besucht hatte, um von dem Throne seiner Vorfahren herab seine Unterthanen zu ermahnen, ihre ganze Kraft zum Widerstand gegen einen so unerhört heftigen Angriff zu vereinigen, war Graf Rostopschin, der Kriegsstatthalter der Stadt unermüdet thätig in seinen Vorbereitungen auf den äußersten Fall gewesen. Er bewaffnete und gestaltete jede Klasse zum Kriege, und gab zeitig Befehl, alles aus der Hauptstadt zu entfernen, was dem Feinde hätte willkommene Beute seyn können. Die Archive des Reichs und des Adels, die Schätze im Kremlin und die der öffentlichen Anstalten wurden in Si-

*) Einzelne Auszüge in englischen Blättern gaben dem Unterzeichneten eine so gute Vorstellung von dem Werke, daß er eine Uebersetzung davon liefern wollte, allein er fand seine Erwartung nicht befriedigt, und gab daher jenen Plan auf: das Wenige was neu oder bedeutend erscheint, ist in diesen Auszügen geliefert, und wird hinreichen einen Begriff von dem Ganzen zu geben. R.

cherheit gebracht, und so empfahl er auch den Prinzen und anderen Großen in Moskau ihr Eigenthum von Werth fortzuschaffen, so daß, wenn unglücklicher Weise die Stadt in die Hände des Feindes gerathen möchte, dieser keinen Vortheil davon ziehen könne.

Die Zerstöhrung von Smolensk hatte viele Einwohner Moskau's mit Besorgniß über das Schicksal ihnen theurer Gegenstände erfüllt, und sie verloren keine Zeit, ihre Weiber und Kinder in entfernte Provinzen zu senden, während sie selbst zurückblieben, um bis zu dem letzten Hauch ihres Lebens die Gräber ihrer Väter zu vertheidigen. Graf Rostopschin dessen Unerschrockenheit und persönliche Opfer seiner Vaterlandsliebe die größte Ehre machen, sparte weder Worte noch Handlungen, diesen uneigennützigen Vaterlandsvertheidigern Vertrauen zu ihm selbst einzuflößen. Indem er offen bekannt machte, in welcher Lage sich die Stadt befände, erklärte er zugleich, daß noch kein Grund zu Besorgnissen vorhanden sey, versprach aber, sobald die Stadt sich wirklich in Gefahr befinden sollte, sogleich den Einwohnern davon sichre Nachricht zu geben. Diejenigen welche durch Alter und Geschlecht zu den Schwächeren gehörten, möchten sich dann einen Zufluchtsort wählen, während er der festen Hoffnung lebe, daß die noch in der Fülle ihrer Kräfte lebenden Bürger keinen zweiten Ruf erwarten würden, sich unter die Fahnen ihres Beherrschers zu versammeln, und sich an die Helden anzuschließen, welche entschlossen wären, die Unterdrücker zu besiegen oder fechtend zu sterben.

Während daß diese Vorbereitungen in der Kaiserstadt getroffen wurden, rückten die Franzosen vor. Sie drangen nach Dhoroghobucz, Wiasma und Gjatz, und schon ließen sie sich auch auf dem Wege nach Mojaisk sehen. Die Nachricht von diesem Vordringen verbreitete, den Tröstungen Rostopschins zum Trotz, ein panisches Schrecken unter den Weibern und den Schwächern der Einwohner Moskau's überhaupt. Tausend übertriebene Gerüchte wurden verbreitet, tausend abgeschmackte Erzählungen erfunden, um die Angst der Furchtsamen zu vermehren, und diese wurden zuletzt so gefährlich, daß man ihrem Ursprunge nachzuforschen sich genöthigt sah. Jetzt ergab es sich

daß, ungeachtet der Wachsamkeit der Polizey, eine Bande geheimer Abgeordneter des Tyrannen, welche sich in die Cirkel der Hauptstadt einzuschleichen gewußt hatte, die Verbreiterin dieser beunruhigenden Erdichtungen war. Die Verräther wurden sogleich eingezogen und zur Strafe ihrer That nach Sibirien gesandt, während diejenigen, die sich durch ihre Erdichtungen hatten schrecken lassen, entweder in entfernte Städte flohen, oder sich auf das Wort des Gouverneurs, sie zu benachrichtigen, wenn wirklich Gefahr da seyn sollte, verließen.

Die Ernennung des Fürsten Kutusoff zum Oberfeldherrn gab den tröstenden Versicherungen Rostopschins neue Kraft, und erweckte doppeltes Vertrauen in dem Volke.

Die Schlacht von Borodino war geliefert und gewonnen, aber es war ein blutiger Sieg, ein Sieg der noch dem Schweren noch das Schwerere fürchten ließ, und groß waren die Schwierigkeiten, die man noch zu überwinden hatte. Die Erhaltung des Reichs beruhte auf einem entscheidenden Schlage: der zweckmäßigste Schritt dazu war nach der Meinung der meisten, die Behauptung von Moskau. Es waren wenige, die mit Kutusoff's entgegengesetzter Meinung übereinstimmten: aber er war großherzig genug, seinen ganzen Ruhm, den Ruf von 70 Jahren, in die Schaale des Vaterlandes zu werfen, und beschloß die Hauptstadt der Zaren aufzuopfern, um ihr Reich zu retten.

Demzufolge wurden die nöthigen Verhaltungsbefehle an den Grafen Rostopschin gesandt.

Die schreckliche Nachricht verbreitete sich bald in der ganzen Stadt. Keine Feder ist im Stande die Verwirrung und die herzzerreißenden Auftritte, die sich jetzt dem Auge darboten, zu schildern. Die Häuser ertönten von Geschrei und Klagen, Mütter und Weiber trennten sich von ihren Söhnen und Gatten, die sich entschlossen hatten, ihrem Gouverneur zu folgen, oder in ihrer Geburtsstadt auszuharren, so lange noch ein Stein auf dem andern seyn würde. Kinder sagten weinend ihren Vätern das letzte Lebewohl: die Alten und Kranken weigerten sich, sich fortbringen zu lassen, und fern von ihren väterlichen Altären

und den Gräbern ihrer Vorfahren zu sterben. Die Straßen und Zugänge waren mit Karrn und Fuhrwerken aller Art bedeckt, auf denen Alt und Jung saßen: einige lagen, von dem Kampfe des Abschieds überwältigt, besinnungslos da, während daß die Luft von dem Wehklagen anderer erschallte, welche den Tyrannen verwünschten, der sie aus ihren Wohnungen vertrieb. Viele tausend Unglückliche, welchen nicht diese Mittel zur Flucht zu Gebote standen, sahen sich genöthigt, zu Fuß vor dem erwarteten Einbruch des schonungslosen Feindes zu fliehen: einige dieser Flüchtlinge begaben sich zu Freunden in der Nähe, andere wußten gar nicht wohin sie sich wenden sollten, bauten aber darauf, von dem Mitleiden der benachbarten Provinzen ein Obdach zu erhalten. Viele wandten ihre Schritte zurück: mehrere Weiber, welche zu sehr an den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit hingen, fanden es unmöglich, den Ort zu verlassen den diese vertheidigten und Greise wankten zu ihren Hütten zurück und riefen aus: wo wir geboren und erzogen worden sind, da wollen wir uns auch hinlegen und sterben!

Der Gouverneur gab endlich die letzten Befehle. Vergebens drang er in den Rest der Einwohner, die er noch erblickte, ihn auf seinem Marsche zu begleiten: sie weinten, aber sie blieben fest nnd da ihn die Sache seines Vaterlandes keinen längern Aufschub erlaubte, so gab er das Zeichen und verließ an der Spitze von 40000 vollständig bewaffneten Bürgern die Stadt, um sich mit dem Heere des Oberfeldherrn zu vereinigen.

Am 14ten September, um Mittag, erschien der Feind vor den Mauern von Moskau. Sein Vortrab unter den Befehlen Murat's und Beauharnoi's zog mit dem Stolze und dem Pompe des Siegers in die Stadt ein. Die Truppen näherten sich dem Kremlin. Ein Theil der Bürger, die sich entschlossen hatten sich selbst zu opfern, hatten sich dahin zurückgezogen, die Thore verschlossen, und suchten sich durch eine Musketen-Salve zu vertheidigen. Schwach war indeß gegen ein Heer eine Wehr von Eisen und Stein! Die Thore wurden augenblicklich gesprengt und die tapferen Opfer der Vaterlandsliebe innerhalb der Wälle ihrer alten Burg niedergestoßen.

Kaum war dies geschehen als das Werk des Patriotis-

mus begann und Moskau an verschiedenen Theilen in Flammen stand. Die Franzosen hatten sich als sie in diese, dem Verderben geweihte Stadt einrückten nach verschiedenen Gegenden, um Beute zu machen, zerstreut und verübten bei ihren Streifereien, an denen, die sie entdeckten, so furchtbare Gräuel, daß Väter, um ihre Kinder vor der Schmach zu retten, lieber ihre Zufluchtsörter ansteckten um eine sichere Schutzwehr in deren Flammen zu finden.

Die Straßen, die Häuser, die Keller alles schwamm in Blute und war mit Frevel und Mord erfüllt. Das Gefühl der Menschlichkeit schien in dem französischen Soldaten erstorben zu seyn und man konnte in ihm nichts als ein wüthendes, nach Beute schnaubendes Thier erkennen. Die Flammen, welche der Uebermuth dieser Räuber aufsteigen ließ, mischten sich mit dem brennenden Opfer des dahinsterbenden Volks, und gleich Dämonen liefen die Böswichter durch die Gluth, und plünderten Privatwohnungen und öffentliche Gebäude, und wenn diese nichts mehr enthielten, so streckten sie ihre räuberischen Hände nach dem Eigenthum der Kirchen aus. Die Schreckuisse von Smolensk wiederholten sich an den heiligen Stätten von Moskau. Altäre wurden mit Blut befleckt, heilige Gefäße zerbrochen und weggeschleppt, die Ueberbleibsel der Heiligen entehrt, ja selbst die Todten nicht ungestöhrt gelassen, um verborgene Schätze bei ihnen zu suchen.

Während diese Gräuel vorgingen, blieb Bonaparte an der Thorschranke, welche auf den Weg nach Smolensk führt, ungeduldig das erwartend, das seinem Triumph-Einzuge in Moskau vorangehen sollte. Er schob diese prachtvolle Feierlichkeit auf, bis die Behördev der Stadt ihm eine Deputation entgegenschicken würden, ihn in die Stadt einzuladen. Einmal um das andre blickte er nach den Mauern, wo alles geschäftig schien, aber Niemand kam ihm entgegen, wie er es erwartete. Nun faßte er den Entschluß einen polnischen General hinein zu schicken, den Bürgern anzudeuten, daß sie die erwünschte Deputation senden sollten. Der General ging mit seinem Auftrage ab, erkundigte sich bei einem in Moskau ansäßigen Fremden, den der Zufall ihm zuführte, nach dem Wege, und ward nun von diesem Fremden zu dem Pallast begleitet, welcher

der Sitz der Regierung gewesen war, von dort zu dem Polizeybureau und nachher zu dem Hause des Generalgouverneurs. Kurz er ließ sich von den Fremden überall hinführen, wo man nur einen öffentlichen Beamten hätte vermuthen können. Die Nachsuchung blieb fruchtlos. Er kehrte zu Napoleon mit der Nachricht zurück, daß keine gesetzlichen Behörden in Moskau zu finden wären, daß die Stadt schon eine Wüste sey und bald ein Schutthaufen seyn werde. Zum ersten Male waren des Tyrannen Erwartungen von der Huldigung die er von einer eroberten Stadt hoffte, getäuscht worden. Kein Possenspiel einer Deputation, keine Ueberreichung der Schlüssel, keine Beifallsbezeugungen über die Mäßigung des Siegers nichts von allem dem ward dem einrückenden Cäsar! Kein Schimmer von Ehrfurcht, aus dem man ein Bülletin hätte machen, oder der im Moniteur hätte glänzen können!

Indeß wollte der Unterdrücker von Rußland seine voreiligen Hoffnungen doch nicht ganz aufgeben. Er schmeichelte sich, daß am nächsten Tage wenigstens die in Moskau ansäßigen Fremden einige der verscheuchten Einwohner sammeln, sich mit ihnen zu einer Art Repräsentation für die Stadt vereinigen und so ihm doch einigen Stoff verschaffen würden, etwas über seinen Triumph bekannt machen zu lassen. In dieser Hoffnung nahm er seine Wohnung in dem Pallast Petrofsky ungefähr eine Meile vor der St. Petersburger Thotschranke. Der erwünschte Morgen brach an: der Mittag kam heran, aber noch keine Spur von der erwartetrn Deputation! Erbittert über diese doppelte Täuschung gab er endlich alle Hoffnung auf und zog, nachdem er seinen Garden Befehl gegeben, aufzubrechen, in dumpfem Schweigen in die Stadt ein. Ohne das Wirbeln der Trommeln, ohne den Donner des Geschützes, oder irgend eines der Prunkschauspiele, mit welchem er sonst den Stolz seines Heeres zu kitzeln pflegte nahm er Besitz von der Hauptstadt der Czaren! der Unterdrücker Rußland fand keinen anderen Willkommen selbst von seiner eigenen Begleitern bereitet, als das Aechzen der unglücklichen Opfer die sie ihrer Muth schlachteten.

2. Die Kälte fing mit einer selbst in Rußland ungewöhnlichen Heftigkeit an. Napoleons armseelige Flüchtlinge waren gezwungen sich auf dem nackten Schnee zu lagern, ohne irgend eine andre Bedeckung als die stöbernden Schlakken, welche ihre entblößten Körper wie geschärfte Pfeilspitzen verwundeten. In diesen furchtbaren Nächten mehr als tödtlicher Kälte suchten sie Feuer anzuzünden, und hockten um die halb erlöschenden Brände aufeinander, um sich die Lebenswärme mitzutheilen die jeder noch besaß. Aber diese war so gering, daß in wenigen Stunden mehrere hundert starben, und wenn der Morgen dämmerte, so sahen ihre überlebenden Kameraden sie in grausigen Gespensterkreisen todt um die glimmende Asche.

Selbst die ältesten Leute in Rußland konnten sich nicht erinnern, daß der Winter so früh mit so eiserner Strenge eingetreten wäre. Aber selbst die härteste Kälte fand ein Volk, von Kindheit daran gewöhnt, deren jährliche Rückkehr zu erdulden, und dem es nie an Mitteln fehlt, selbst einem ungewöhnlichen Grade derselben zu trotzen, nicht unvorbereitet. Der Kaiser und die Vaterlandsliebe seiner Edeln hatten das russische Heer im Ueberflusse mit Lebensmitteln und Wintertracht versehen, und obgleich allem Ungemach der Jahreszeit ausgesetzt, fühlten sie doch kaum die Rauhheit derselben.

Nicht so das französische Heer. Die, aus denen seine Legionen bestanden, waren fast alle unter einem milderen Himmel geboren: sie kannten nichts, das ihren Körper gegen den Einfluß eines kalten Klima's hätte schützen können, und da man sich keiner scheinbaren Mittel bedient hatte, sie vor so unvermeidlichen Uebeln zu bewahren so konnten die Folgen derselben für sie nur verderblich seyn.

So schleppten denn diese Unglücklichen ihr jammervolles Daseyn von Tage zu Tage hin. Alle Gedanken an kriegerische Form waren bei Seite gesetzt: es war nicht länger ein Heer auf dem Rückzuge, sondern eine Menge Hungersterbender, von denen jeder nur auf seine eigene Erhaltung bedacht war, und sich um alles übrige in der Welt nicht mehr bekümmerte. Von Kriegszucht oder Ordnung zu ihnen zu reden, hätte ihrer spotten geheißen. Sie verachteten Befehle, die so ohnmächtig waren, daß sie nur Rei-

hen von Sterbenden geboten. Gieb uns Brod, würden sie einem jeden zugerufen haben, und wir wollen dir gehorchen! Officiere und Gemeine sahen mit gleicher Verachtung auf jede Bemühung der Generale herab, Subordination, und das äußere Ansehn eines Heeres zu erhalten. Sie rotteten sich in Haufen zusammen, wie wilde Thiere, die nach Beute heulen, und indem sie entweder zusammen umherstreiften, oder einzeln verzweifelte Unternehmungen wagten, trotzten sie jedem Hinderniß, das sich ihnen in den Weg stellte, wenn sie sich nur Nahrung und Kleidung zu verschaffen hoffen konnten. Freund und Feind ward angegriffen, Selbsterhaltung war ihr einziger Beweggrund, und wenn kein russisches Eigenthum zu plündern war, so fielen sie über ihre eigenen Wagen her und beraubten sie ihres Inhalts. Ueber Tausende breitete sich der Gräuel der Vernichtung aus und wohin sie flohen, folgte ihren Schritten das furchtbarste Elend. Ihre Gestalt sah kaum mehr der menschlichen ähnlich: bei einigen war das Gesicht durch den von dem eingewurzelten Frost verursachten Verlust mehrerer Theile entstellt, andere hatten ihre Hände oder Füße, andre die ganzen Glieder verloren, aber selbst diese Verstümmelungen waren nur unbedeutend in Vergleich mit der Masse körperlicher Leiden (bis jetzt in den Jahrbüchern der Menschheit unbekannt), welche auf manchem lastete, und Krankheiten hervorbrachte, für die noch kein Name da ist. Das furchtbarste Golgatha von Menschenopfern, den Molochs von Indien dargebracht, konnte nicht mehr Trümmer der Sterblichkeit zeigen, als dieser Weg des Todes. Hier starb der Mensch in jeder Gestalt des Schreckens und groß waren die Haufen seiner Ueberreste. Viele lagen in beneidenswerther Ruhe; aber die Geschichte muß die grausenhafte Thatsache erwähnen, daß oft die verstümmelten Körper der Todten von ihren sinnlosen Waffengefährten zerrissen wurden, die, von der Pein ungestillten Hungers zur Verzweiflung gebracht, über die Gebeine der Todten herfielen und das erstorbene Fleisch mit cannibalischem Heißhunger verzehrten.

Dies waren die Ausbrüche der heftigeren Gemüther unter diesen Unglücklichen: diejenigen, die von einer gemäßigteren Natur waren, trugen das Elend des Mangels und der Kälte mit einer starren Verzweiflung bis die

Schwäche ihrer Natur ihnen nicht länger gestattete mit der Gewalt des Frostes zu kämpfen und eine furchtbare Erschlaffung sich aller ihrer Fähigkeiten bemeisterte. Tausende fielen in diesem Zustande den Siegern in die Hände: ohne Sprache, jedes Sinnes beraubt, und beinahe bewegungslos hörten sie auf zu leben noch ehe sie zu athmen aufhörten.

Das Schicksal schien über Napoleons Heer die ganze Schaale seines Zorns ausgießen zu wollen. Selbst den Ungläubigsten mußte ein solcher Anblick zum Nachdenken bringen: es war ein Anblick der das härteste Herz zum Jammer hätte bewegen können. Der Kelch, den der Mensch hier bis auf die Hefen ausleeren mußte, war der bittern bitterster.

Da der Mensch durch seinen eigenen Willen sich diese Leiden zuzog, so war es billig, daß er auch am längsten litt. Die armen Thiere, welche die französische Nation zu Mitgefährten ihres Einbruches erwählt hatte, litten ebenfalls, aber der Tod erlößte sie schneller von ihrer Qual. An jeder Stelle des Rückzugs bemerkte man, daß, obgleich die Menschen mit allen Uebeln, welche in solcher Lage, auch den Geist so wohl als den Körper treffen, zu kämpfen gehabt, die Thiere doch die nachtheiligen Wirkungen der Jahreszeit weit unmittelbarer gefühlt hatten. An jedem Tage und in jeder Nacht starben die Pferde zu Tausenden. Diese armen Geschöpfe hatten lange Zeit kein Futter gehabt, und waren schon von den Mühseeligkeiten die sie erdulden mußten, ehe der Winter eintrat, ganz erschöpft; als aber dieser das Elend des französischen Heers vollendete, hatte man gar nicht daran gedacht, die Pferde zu diesem Eisgange zu beschlagen, und die Folge waren nun Krankheiten an den Füßen und eine Schwäche der Glieder, welche das Thier so erschöpften, daß es beinahe unfähig zur Arbeit ward. Was die schwache Kraft weniger nicht bewirken konnte, mußten jetzt ganze Haufen verrichten, und so wurden statt der gewöhnlichen Bespannung einer Kanone oder eines Wagens zwölf, vierzehn ja oft zwanzig Pferde vorgespannt. Aber selbst so ward jede Anhöhe, über welche die Last gezogen werden mußte, zum unübersteiglichen Hinderniß und Kanonen und Wagen wurden dann im Stiche gelassen.

In jedem Augenblick mußte die Kavallerie (die Kavallerie der Garde ausgenommen) absitzen, um mit ihren Pferden die oft fruchtlosen Versuche zu unterstützen, Geschütz und Gepäck zu retten. Zuweilen ward, die Pferde zu erhalten, das Gepäck zurückgelassen, sehr oft aber auch beides verloren indem die Pferde der ihren Kräften unangemessenen Anstrengung unterlagen, und die im Stich gelassenen Wagen im Angesicht ihrer Eigenthümer von den lauernden Kosaken weggenommen wurden.

---

3. Da Bonaparte nicht an dem einen Orte *) gefunden worden war, so verlor man keine Zeit, ihn an dem andern zu suchen, und unmittelbar nachdem sich das Korps des General Billiard **) ergeben hatte ward Platof über Borissof nach dem entgegengesetzten Ufer ***) abgeschickt um sich mit dem Admiral Tschitschagof zu vereinigen und in Verbindung mit ihm über den erhabenen Flüchtling herzufallen, wenn es ihm durch irgend ein Ereigniß gelungen seyn sollte, über den Fluß zu kommen.

Während der Hetman die erhaltenen Befehle befolgte, rückte Graf Wittgenstein vor, die anderen Colonne des Feindes in dem Augenblicke ihres Ueberganges über die Beresina anzugreifen. Zwei Brücken waren von den Franzosen vollendet worden, die eine bei Studnitzi die andre bei Wesselwo. Sobald man nur drüber gehen konnte befahl der ungeduldige französische Kaiser einen beträchtlichen Theile seiner Garden den Weg von unmittelbaren Hindernissen zu säubern und sobald dies geschehen war,

---

*) Die französische Armee errichtete bei Studniczi zwei Brücken zu ihrem Uebergange über die Beresina, die eine bei Studniczi, die andre bei Wesselowo, Zemboni gegenüber.

**) Billiard der durch ein geschicktes Manöver von dem Korps Viktors zu dem er gehörte getrennt wurde, mußte sich bei Studniczi mit den Generalen Deletre, Camuse und Blamont, vielen andre Offizieren und 7800 Mann an Wittgenstein ergeben.

***) Der Beresina.

folgte er mit seiner Umgebung und seinen vorzüglichsten Generalen während ein verworrener Haufe von Soldaten sich ihm nachdrängte.

Kaum hatten er und seine auserwählten Gefährten die Brücke verlassen, als auch der Andrang der Flüchtlige wuchs. Unter den Horden welche, um Rettung und Leben zu sichern, herzuströmten, war an Ordnung gar nicht zu denken. Die Russen waren ihnen im Rücken: Wittgensteins Kanonen donnerten unter sie. Das französische Heer hatte seinen Nachtrab eingebüßt, und fand sich nun allen Angriffen des racheschnaubenden Feindes ausgesetzt. Zur Rechten und zur Linken war keine Rettung und in sinnloser Verzweiflung über den Mangel eines Auswegs flohen Tausende auf Tausende gegen die Beresina hin. Einige stürzten sich in die Fluth, die meisten aber lenkten ihre Schritte zu den neuerrichteten Brücken, welche ihnen Rettung vor ihren Feinden darzubieten schienen. Das Elend hatte schon längst die Ordnung in dem französischen Heere aufgelößt und in dem gegenwärtigen Jammer ward ihre Stimme vollends überhört: die Verwirrung war furchtbar, und diente nur dazu Tod und Verderben zu verbreiten, da die Elenden verzweiflungsvoll sich vordrängten und in dem Augenblick der Flucht sich wechselseitig den Vorrang streitig machten.

Wittgenstein sah dieses Chaos menschlichen Elends mit Schrecken. Es war der Wunsch seines gefühlvollen Herzens ihm auf einmal, sey es durch Kapitulation oder durch den Tod ein Ende gemacht zu sehen; aber der Feind war besinnungslos; man hörte nichts mehr als das Gebrüll der Kanonen und das Geschrei der Verzweiflung. Verwundete und Todte bedeckten die Erde und die Ueberlebenden stürmten in wilder Wuth über ihre schreckensstarren Gefährten auf den Brücken hin. Durchzudringen war unmöglich: sie konnten sich nur in einen Haufen am nächsten Ausgange verlieren, denn alle Uebergangspunkte waren so mit verzweiflungsvollen Flüchtlingen vollgestopft, daß sie sich auf einander preßten, und im Gewühl erstickten. Da Artilleriezüge, Gepäck, Reiterei und Wagen aller Art sich einander verwickelten und auf einen Punkt drängten, so wurden hunderte von menschlichen Wesen niedergeworfen, zer-

treten, in Stücke zerrissen und zermalmt. Offiziere und Soldaten drängten sich bunt durcheinander: Selbsterhaltung war die einzige Rücksicht und um diese zu finden stieß mancher seinen Waffengefährten in den Abgrund hinab, damit er einen Platz auf der Brücke gewinnen möge. Tausende fielen in den Fluß, Tausende warfen sich in das scheußliche Wasser, in der Hoffnung sich durch Schwimmen zu retten, aber in wenigen Minuten waren sie zwischen die Eisblöcke geklemmt, welche mit dem Strome gingen, und wurden entweder durch die Quetschung getödtet, oder erfroren. Die Luft ertönte von dem Geheul und Gekreisch (es war etwas schrecklicheres als Geschrei) der Sterbenden, Verwundeten und Ertrinkenden, aber diese Töne wurden nur in einzelnen Zwischenräumen gehört, da das fortdauernde Brüllen des russischen Geschützes, das Feuerströme auf die Häupter der Unterdrücker herabgoß, allein die Luft zu erfüllen schien. Willkommen mußte jedoch der Tod, den diese Schlünde brachten, seyn. Denn kurz waren die Qualen derer, welche durch die Kugeln oder den Säbel fielen, verglichen mit den Martern dessen, der verstümmelt unter den Füßen seiner Waffengefährten lag, oder in den Schrecknissen eines Gedränges von Eis seinen Geist aufgab.

Der Urheber aber dieser Uebel konnte indeß noch unter ihnen weilen, und deswegen mußten die Brücken die noch unter der Last ihre Körper seufzten, angezündet werden! Schon war dies geschehen und noch drängte sich ein Haufen nach dem andern darüber hinweg, und versperrte, zwischen praffelnden Flammen verbrannt und erfroren zugleich, sich den Ausgang, bis endlich das Ganze mit dem Krachen der Vernichtung in die Tiefe der Beresina hinabsank.

---

4. Zu einem der merkwürdigsten Züge, der ganz die Vaterlandsliebe und die Energie des russischen Volkes malt, gehört unstreitig der folgende.

Eine Abtheilung französischer Gefangenen, von einer sehr schwachen Bedeckung geführt, kam in einem zur Statthalterschaft Twer gehörigen, an die Statthalterschaft Smo-

lensk gränzenden Dorfe an. Den Franzosen gelang es, durch Ueberlegenheit und List ihre Wache zu überwältigen; sie bemächtigten sich der Waffen der Russen und würden sie gewiß niedergemacht haben, wenn nicht die Bauern ihnen zu Hülfe gekommen wären. Während ein Trupp kräftiger Landleute den Soldaten zu Hülfe eilte, läutete ein andrer die Lärm-Glocke des Dorfs, und da die russischen Soldaten sich mit dem im Dorfe vorräthigen Gewehren bewaffnet und von den unerschrocknen Bauern unterstützt sahen, so zwangen sie bald die hinterlistigen Feinde um Schonung zu bitten, welches aber nicht verhindern konnte, daß nicht ein großer Theil das Opfer ihres thörigte Unternehmens geworden wäre. — Aber dies waren noch nicht alle Folgen dieses Treffens. — Das Läuten der Sturmglocke brachte alles umher in Aufruhr und so verbreitete sich der Lärm durch die ganze Statthalterschaft. Man glaubte allgemein die Franzosen wären in beträchtlicher Stärke in den Bezirk eingerückt. Je furchtbarer das Gerücht war, desto begieriger war man sich den Franzosen zu widersetzen. Schaaren strömten von allen Seiten zu dem Platze des Treffens herbei und vor Abend waren bereits 9000 wohl bewaffnete Bauern unter den Fahnen ihrer Gutsherrn versammelt. Da sie davon überzeugt waren, daß die Franzosen in ihrer Gegend eingerückt wären, so konnte man nur mit Mühe das großherzige Volk abhalten ihre Kornfelder in Brand zu stecken: wenn sie uns nicht bleiben sollen, riefen sie aus, so sollen sie auch nicht des Feindes werden!

---

5. Smolensk war seitdem es in die Hände der Franzosen gefallen, ununterbrochen der Schauplatz ihrer Tyranney gewesen. Die von Bonaparte eingesetzten Behörden hatten ihre Macht über die Stadt und das umliegende Land mit der größten Raubsucht und der wildesten Wuth gebraucht. Unter den vielen braven Russen, deren Blut täglich vergossen wurde, war auch den Oberst Engelhart. Ein Landgutsbesitzer bei Smolensk, blieb er bei dem Einrücken der Franzosen muthig in seinem Dorfe, um es gegen

die Raubsucht der Feinde zu vertheidigen. Mehrere Detachements wurden ausgesandt ihn zu tödten und seine kleine Festung zu zerstören, aber sein Muth ersetzte den Mangel an Anzahl und mehrere der Räuber fielen durch seine eigene Hand. Aber, es fand sich — kaum mag man es sagen — endlich ein Niederträchtiger, der sich überreden ließ ein Bubenstück zu begehen, und Engelhart ward in die Hände seiner Feinde geliefert. Die Freude, welche diese bei dem Anblick ihres Gefangenen bezeugten, bewies ganz, wie sehr er ihnen zu schaden gewußt, und als er von seinen französischen Richtern über das was er gethan, befragt wurde, antwortete er in der einfachen Sprache der Tugend:

„Ich habe nur meine Pflicht, als ein russischer Unterthan erfüllt. Uns allen liegt es nach dem göttlichen Gesetze ob, uns denen zu widersetzen, die unseres rechtmäßigen Herrschers Ruhe stören und unser Land verheeren wollen: und mich kränkt nichts mehr, als daß mich diese Ketten verhindern noch in meinem letzten Augenblicke an unseren Unterdrückern Rache zu nehmen.“

So sprach der edle Engelhart vor dem Richterstuhl seiner Feinde die Gefühle seines Herzens aus. Kaltblütig hörte er das Todesurtheil an, welches über ihn gefällt wurde. Er kehrte in Ketten durch die Straßen von Smolensk zu seinem Gefängnisse zurück und indem er seinen Kerker mit der sanften Würde der Tugend betrat, gab er noch die letzten Beweise seiner Zuneigung gegen die die er liebte, und seines männlichen Trotzes gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes. Auf dem Platze zur Hinrichtung versicherte er die Franzosen, daß sie sich irrten, wenn sie glaubten, je Rußland unterjochen zu können, sagte den Untergang der Feinde seines Vaterlandes voraus, und dankte Gott dafür, daß auch sein Tod zum Wohl des Reichs gereichen werde.

Der Tod hatte so wenig Schrecken für ihn, den seine Tugenden zum Blutgerüst geleitet hatten, daß als die Henker ihm die Augen verbinden wollten, er die Binde wegriß und indem er unerschrocken in die Mündungen der Gewehre blickte, die auf ihn gerichtet waren, das Zeichen des heiligen Kreuzes auf seine Brust machte. Er fiel ein

Krieger Christi, ein edles Opfer seiner Pflichterfüllung als Unterthan und Mensch.

---

6. Als der General Baron Winzingerode, und sein Adjudant Hauptmann Narischkin jedem bürgerlichen oder militärischen Gesetze zuwider bei Moskau zu Gefangenen gemacht worden waren, befahl Bonaparte sie vor ihn zu bringen. Sein Befehl ward vollzogen. Der französische Feldherr schäumend vor Wuth, aber mit einer Art von Triumph wandte sich an den russischen General (der ein Hesse von Geburt ist): „Herr, schrie er ihn an, Sie „sind ein Verräther, ich werde Sie in Ihr Vaterland zu„rückschenden, damit Sie dort die Strafe erhalten, die Ihre „Schändlichkeit verdient. Ich sollte Sie gleich hinrichten „lassen, aber ich will, daß ihre Landsleute die Genug„thuung haben sollen, einen solchen Verräther den Lohn „seines Verbrechens empfangen zu sehen".

Der Baron antwortete ihm mit Festigkeit: „Sire, „ich bin kein Verräther und als Soldat fürchte ich nicht „den Tod, in welcher Gestalt er auch erscheinen mag.

„Sie, mein Herr, sagte Napoleon, indem er sich „zum Hauptmann Narischkin wandte, sind aus einer recht„schaffenen Familie: ich kenne den Namen wohl, und es „thut mir leid, daß Sie in Gesellschaft eines solchen „Schufts gefangen genommen worden sind".

Bald nach dieser Unterredung, wurden die tapfern Gefangenen zusammen in eine Kalesche gesperrt, und unter einer Begleitung von Gensdarmen auf den Weg nach Grodno gebracht: von dort aus sollten sie nach Warschau gehn, und sodann der Baron nach Hessen gebracht werden. Der Befehl seines Feindes behielt seine Gültigkeit und sein Tod würde die Zahl der unschuldigen Opfer vermehrt haben, welche auf Befehl des französischen Despoten geschlachtet worden sind.

Die Bedeckung hatte so eben das Gouvernement Minsk betreten, als an dem Rande eines Waldes, eines der Räder des Wagens, in dem die Gefangenen saßen, brach. Der General und sein Gefährte schliefen gerade,

als dies geschah, aber von dem Geräusch erwachte Narischkin, der, während er einen Blick auf die Leute warf, welche dem Uebel abhalfen, durch die Bäume hindurch die Spitzen einiger Piken blinken sah. Er weckte sogleich den General und theilte ihm mit, was er gesehen hatte. Seine Bemerkung und die darauf gesetzte Hoffnung war gegründet, denn augenblicklich kamen einige Kosaken hervor, und näherten sich, unbemerkt von den Gensdarmen.

Winzingerode stand im Wagen auf und stellte sich so, daß die Helden vom Don seinen Stern bemerken mußten. Ein Strahl war hinlänglich. Die Kosaken fielen über die Bedeckung her, wenige Augenblicke entschieden den Kampf und der Russische General und sein Adjudant waren in vollkommener Sicherheit in den Händen des Obersten Tschernitscheff und seiner braven Schaar.

---

7. Eben die Größe, mit der ein Russischer Offizier dem übermüthigen Stolze des Französischen Herrschers antwortete, zeigt sich in folgendem Zuge.

Ein Trupp französischer Marodeurs trat in die Hütte eines armen Landmanns, um zu plündern und Lebensmittel zu holen. Als sie alles Lebendigen und Todten, selbst der Hauskatze sich bemächtigt hatten, nahm einer der Räuber die linke Hand des braven Russen und malte mit einer färbenden Feuchtigkeit den Buchstaben N. hinein. Auf die Frage des Bauern was diese Figur bedeute, sagte einer der Soldaten, der ein Pole war, es ist der Anfangsbuchstaben im Namen des französischen Kaisers, und durch dieses Zeichen bist du sein Unterthan geworden. Sobald der hochherzige Russe dies hörte, zog er sein Beil aus dem Gürtel, legte seinen Arm auf den Tisch, und mit einem Hiebe lag die entwürdigte Hand, mit Blut bedeckt vor den erstaunten Soldaten. Hier, rief er aus, nehmt hin, was des französischen Kaisers ist, wenn es sein ist! Aber mein Herz und mein Leib sollen meinem eigenen Herrscher gehören, und ihm mit Treue dienen.

IV.

IV.

Sitten und Gebräuche der Mosquito Indianer.

Die folgenden Nachrichten machen einen Theil von Kapitän Henderson's account of the british settlement of Honduras, second edition, London 1811, 8, 287 S. S. mit einer Charte, aus: wir haben sie vollständig übersetzt und die wenigen Zusätze aus dem vorhergehenden sehr magern Tagebuch einer Reise nach der Mosquito-Küste an den gehörigen Stellen eingeschaltet. Die Nachrichten über die Niederlassung zu Honduras wird ein's der nächsten Hefte verkürzt und von manchen unzeitigen empfindsamen Auswüchsen gereinigt, liefern. R.

Die Mosquito Indianer bewohnen einen beträchtlichen Strich Landes auf dem Festlande von Amerika, das sich fast von der Spitze Castile oder dem Cap Honduras, der südlicher. Spitze der Bay Truxillo, bis an den nördlichen Arm des Flusses Nicaragua, der gewöhnlich St. Juan heißt, erstreckt und begreift in diesen Gränzen beinahe 50 Meilen (100 Leagues) an der See-Küste von 11 — 16° d. Br. Eine Kette von hohen Gebirgen mag als die na-

türliche Gränze zwischen diesem Volk und den spanischen Besitzungen in diesem Welttheil betrachtet werden.

Das Volk ist lange in Verbindung mit dem König von Großbritanien gewesen und hegt allgemein die höchste Meinung von der Gerechtigkeit und dem Edelmuth der Engländer und den größten Abscheu gegen seine Nachbaren, die Spanier. Eine Tradition hat lange unter demselben geherrscht, daß das graudugige Volk, nämlich die Engländer, besonders bestimmt gewesen sey, sie vor Unterdrückung oder Sklaverei zu schützen, und die Mosquito-Indianer können zu den sehr wenigen Stämmen auf dieser Seite des atlantischen Ozeans gezählt werden, deren Freiheit durch europäische Angriffe ununterbrochen geblieben ist.

Der Boden, den sie bewohnen, ist ungemein fruchtbar und mancherlei Arten des Anbaues fähig. Indisches Korn von der besten Beschaffenheit, Pisange, Cassavawurzeln, verschiedne Arten Yanis, und Batanten werden in Ueberfluß gewonnen. Zuckerrohr, Baumwolle, und Taback kommen gleichfalls gut fort und in den gebirgigten Gegenden kann ohne Zweifel eben so guter Kaffee als in Westindien gebaut wird, erzeugt werden. Es giebt auch viel Mahagony und manche andre Holzarten, die wahrscheinlich sehr gut zu Verzierungen gebraucht werden könnten. Aber der gänzliche Mangel an Häfen von hinreichender Tiefe für andre als die kleinsten Fahrzeuge, verhindert jeden wesentlichen Gewinn aus diesen Hülfsquellen. Verschiedne Arten Färbeholz werden ebenfalls gefunden, einige werden gebraucht, um eine grobe Art Tuch zu färben, das die Eingebohrnen verfertigen. Schon Columbus fand die Völker der Inseln, die er besuchte, überflüssig mit einem ächten baumwollnen Zeuge von einheimischer Arbeit versehn. Sie färbten es auf verschiedne Weise, aber am meisten schätzten sie roth. Ein gemeinsamer Ursprung mag vielleicht um nicht weiter zu gehn, den Bewohnern der verschiednen Eilande in diesem Theile der westlichen Welt und dem Volk des angränzenden festen Landes zugesprochen werden: daher die auffallende Aehnlichkeit der Sitten, Gewohnheiten u. s. w. die so häufig als die Kennzeichen beider angegeben werden.

Es fließen zahlreiche Ströme durch dies weite Land

und die meiſten derſelben ſind in ziemlicher Entfernung für Kanots und kleine Fahrzeuge ſchiffbar. Die vielen weitläuftigen Lagunen, woran es reich iſt, machen es auch in maleriſcher Hinſicht ſehr intereſſant. Unter den erſtern verdienen am meiſten bemerkt zu werden: der ſchwarze Fluß oder Rio tinto, Plantain, Patook, Poyers, großer und kleiner, Cape, Coree, Towkcas, Blunfields: u. ſ. w. unter den letztern Schwartzfluß, Brewers, Carataska, Wava, Pearlkey, Blunfields u. ſ. w. In beiden hält ſich eine unendliche Mannichfaltigkeit von Fiſchen auf; und die benachbarten Thäler ſind reich an Rehen, Antilopen, Warri (Schwein der Landenge von Darien) und Peccari, (Sus Tajassu Linn:) Vögel von verſchiednen Arten mit allem Reichthum des den Tropenländern ſo eigenthümlichen Gefieders, beleben jeden Ort. Dieſe Thiere genießen einen ungeſtörten Beſitz ihrer eigenthümlichen Gehege, denn allein die Noth und zwar von höchſt gebieteriſcher Art kann den Indianer antreiben, nach Wild zu ſuchen.

Das Vieh iſt klein, aber wegen des großen Umfangs und der Vortrefflichkeit der Weide iſt das Fleiſch, das es giebt, fett und äußerſt wohlſchmeckend. Auch Pferde ſind ſehr zahlreich, und obgleich im Allgemeinen klein, nicht ungeſtaltet. Schweine werden in außerordentlicher Menge gezogen, und das Federvieh iſt überflüſſig und groß.

Viele Mosquitoindianer ſind von vermiſchter Erzeugung, nämlich von den Urbewohnern und den Negern aus dem Lande Samba. Der Zufall brachte dieſe Verſchiedenheit hervor: vor vielen Jahren ſcheiterte ein africaniſches Sklavenſchiff an der Küſte, einige Weiber aus demſelben wurden gerettet, und ſogleich von den Eingebohrnen zu Frauen gewählt. [Die vermiſchte Art wird indeſſen für thätiger, fleißiger und unternehmender als die urſprüngliche gehalten *).]

Die Männer ſind im Allgemeinen athletiſch und wohl gebildet. Ihre Höhe kann im Durchſchnitt auf 5 Fuß 8 Zoll geſchätzt werden. Die Weiber ſind häufig hübſch: auch beſonders ihre Kinder, ſo lange ſie jung ſind. Ihr Umgang und ihre Manieren miteinander verrathen die

*) Zuſatz aus dem Tagebuch S. 178.

Wohlwollen, da die Alten und die Jungen in beständiger Gemeinschaft gefunden werden.

Sie tragen wenig Kleidung: Männer und Weiber selten etwas mehr als eine Art kleiner Decke, die vom niedrigern Theil des Unterleibs bis an die Mitte der Schenkel reicht. Bei besondern Gelegenheiten erscheinen die Anführer gewöhnlich allgemein in englischen Uniformen: die militärischen Namen der Engländer nehmen sie unveränderlich an. Viele von ihnen haben Vollmachten von dem Statthalter in Jamaica und von dem englischen Oberaufseher in Honduras. [Ich glaube wirklich, daß alle bürgerlichen und militärischen Moden seit den letzten hundert Jahren sich an meiner Tafel zeigten, als ich die indianischen Oberhäupter bei mir bewirthete. Was einmal für zierlich und modisch gehalten ward in den glänzenden und verfeinerten Kreisen von London und Versailles, möchte vielleicht jetzt eben so angesehn werden auf der weniger gebildeten Küste von Caratasca. Es hatte oft meine Verwunderung erregt, für welchem Markt in der Welt die Verkäufer von abgelegten Moden die wunderlichen Artikel bestimmen mögen, die oft ihre Thüren schmücken: dies Erstaunen verschwand, als sich diese Gesellschaft von dem Mosquito Volk bei mir versammelt hatte *).] Die Weiber haben die Gewohnheit sich mit einer Menge von Knöpfen zu zieren; sie sind dieser Art des Schmuckes leidenschaftlich ergeben und mahlen ihre Gesichter und Nacken gewöhnlich mit einer Art rothen Ocher, der in ihrem Lande gefunden wird. Ihre Kinder gehn ganz nackt und werden, so lange sie klein sind, stets auf dem Rücken der Mütter getragen. Alle häusliche Geschäfte werden ausschließend von den Weibern verrichtet: die Männer würden durch solche Dienste erniedrigt werden.

Ihre Wohnungen sind von der rohesten Einfachheit

---

*) Aus dem Tagebuch, 180. — Es ist ein allgemeiner bei den verschiedensten Völkern vorkommender Zug, daß sie gern europäische Kleider tragen, sie mögen auch noch so wenig zu ihrem Himmel und ihrer Lebensarten passen; wie die Kaffern, Negern (Lichtenstein Reise 1, 534.) und die Kamtschadalen. (Stellers Beschreibung von Kamtschatka 313.) R.

und nicht viel mehr als eine Anzahl rauher Pfähle und mit dem Blättern des Palmbaums gedeckt. Sie sind gewöhnlich groß und an den Seiten ganz offen. Der Boden ist von Thon und in der Mitte der Feuerheerd. Die Wohnungen enthalten selten mehr als ein Gemach und dies gewährt in der Regel mehreren Sippschaften Unterkommen. Das Bette eines Jeden, eine Matte, liegt auf einem sogenannten Barbecu, einem von Stöcken gemachten Gestell, das einige Fuß vom Boden erhöht ist. Dies nebst einigen Töpfen zum Kochen sind die Hauptgegenstände des Hausgeräths.

Die Regierung der Mosquitoindianer ist erblich, und sie haben einen sehr genauen und vollkommnen Begriff von dem britischen Gesetz der Nachfolge: es ist ein Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit sehr auf sich zieht, weil sie es lange genug unter sich nachgeahmt haben. In der That, man dürfte vielleicht finden, daß viele Punkte unsrer Lehre von der Erstgeburt genauer von diesen Volk verstanden werden, als von manchen, die unmittelbar bei diesen Untersuchungen interressirt sind. Es ist gewiß nicht selten Indianer zu finden, wenigstens unter denen der höheren Klassen, die fähig sind über solche Gegenstände mit einer Bestimmtheit zu reden, die einem Rechtsgelehrten keine Schande machen würde.

Der letzte König Georg ward ermordet und sein Tod ganz offenbar den Absichten seines Bruders Stephan zugeschrieben. Der erstere war den Engländern unveränderlich ergeben: der letztere ist, wie zuversichtlich behauptet wird, durch Bestechung zu ganz entgegengesetzten Interessen verleitet, womit er auch seine Landsleute auf eine verführerische Weise anzustecken suchte. Die Entwürfe des Fürsten Stephan haben wenig Erfolg gehabt: was hauptsächlich aus der unablässigen und thätigen Wachsamkeit des General Robinson entstanden ist, eines Manns, der an Einfluß dem königl. Geschlecht am nächsten steht und der eine Art von Regentschaft zu erhalten sucht, bis der Sohn und Erbe des letzten Königs alt genug seyn wird, um selbst die Verwaltung zu übernehmen. Der jetzige König ist nur ein Jüngling und ward vor einigen Jahren nach Jamaika gesandt

um unter der Aufsicht und Leitung des dortigen Statthalters erzogen zu werden.

Die Gesetze des Volks sind einfach und bestimmt. Die gesetzgebende und richterliche Gewalt ruht, wie es gemeiniglich bei Völkern der Fall ist, bei denen sich noch keine feste Grundsätze über diese Gegenstände gebildet haben, ausschließend in dem Willen dessen, der herrscht. Der König oder das Oberhaupt ist völlig despotisch: wenn er einen Boten absendet, so sind seine Befehle immer mit seinem Rohr begleitet: dies Zeichen verbürgt die Glaubwürdigkeit des Ueberbringers und einen schnellen Gehorsam gegen die Absicht seines Geschäfts. Auf diese Weise werden Beschlüsse bekräftigt, die dem Vergehen gebührende Strafe erlassen oder der strengste darauf gesetzte Ausspruch zu augenblicklicher Vollziehung gebracht *).

Sie haben ein Gesetz gegen den Ehebruch, das etwas Sonderbares enthält. Der Beleidiger muß dem beeinträchtigten Ehemann einen Ochsen bezahlen. Das Oberhaupt des besondern Stamms, zu dem der Ehebrecher gehört, ist durch lange Gewohnheit strenge verbunden darauf zu sehn, daß diese Buße genau entrichtet wird oder ein Stück seines eignen Viehs kann von ihm als eine gesetzliche Entschädigung genommen werden. Sollte sich das letztere ereignen, so fordert das Oberhaupt dann als einen Ersatz für das was er durch das Vergehn verliehrt, eine bestimmte Zeit der Knechtschaft von dem Beleidiger. Es giebt weder Priester, Aerzte noch Advokaten; aber der Sokee oder Beschwörer vereinigt diese drei Obliegenheiten: eine Person von hoher Wichtigkeit, dessen verborgne Geschicklichkeit stets mit der tiefsten und unbegränztesten Verehrung betrachtet wird.

Sie haben keine Orte eines öffentlichen Gottesdienstes, auch herrscht unter ihnen keine besondre Form religiöser Ueberzeugung: indessen beweisen sie den bösen Geistern ihre Anbetung, weil sie einen besondern Glauben hegen, daß sie größern Nachtheil von dem Einfluß der bösen als von dem der guten zu fürchten haben.

Jeder Mann hat mehrere Weiber, und vielleicht herrscht die Polygamie bei wenigen Stämmen in einem grö-

*) Robertson's Hist. of America, Vol. III, p. 333. 10. Ed.

ßeren Umfange als bei den Mosquitoindianern. Die meisten haben 2 bis 6 Frauen, und ihr letzter König hatte nicht weniger als zwei und zwanzig. Die Weiber verrathen nie die geringste Eifersucht oder Haß gegeneinander. Sie werden sehr früh verheirathet, oft wenn sie kaum das zehnte Jahr erreicht haben. Der Ehevertrag wird nicht selten bei der Geburt eines Mädchens zwischen ihren Eltern und dem künftigen Gatten geschlossen. Aus diesen frühen Verbindungen folgt ein schnelles Altern der Weiber: auch ist die Lebensdauer unter den beiden Geschlechtern sehr unverhältnißmäßig.

Eine sonderbare Gewohnheit wird von den Weibern dieses Volks sorgfältig beobachtet. Zur Zeit der Geburt wird eine Wohnung für sie in der tiefsten Abgelegenheit der Wälder bereitet, wohin sie sich mit einer Gehülfin zurückziehn und eine bestimmte Zeit jedem Auge verborgen bleiben. Wenn dies vorüber ist, muß eine öffentliche Reinigung ihrer selbst und ihres Kindes voran gehn, eh' sie wieder zur Gesellschaft ihrer Verwandten und Freunde zugelassen werden.

Ihre poetischen Ergüsse sind ganz freiwillig und werden in einer Melodie vorgetragen, die wenn sie auch rauh und unverfeinert ist, dessenungeachtet etwas besonders Sanftes und Klagendes zu ihrer Empfehlung besitzt. — [Ein junger Indianer unterhielt seine Gefährten bisweilen mit einem Stück auf einen diesem Lande eigenthümlichen Werkzeug. Es läßt sich nicht viel von der Süßigkeit seiner Töne noch von der Geschicklichkeit des Künstlers sagen; aber da sie sich sehr an beiden zu ergötzen schienen, so muß ich es, allem Ansehn nach, meinem Mangel an Gehör oder Geschmack für die Mosquitomusik zuschreiben, daß ich nicht eben so sehr davon entzückt war *)].

In politischer Hinsicht kann eine Verbindung mit den Mosquitoindianern nur als von geringer Wichtigkeit angesehn werden. Sie sind nicht kriegerisch, auch entspringen aus einer solchen Verbindung keine Handelsvortheile. Der beste Anspruch, den sie auf die Erweiterung unsrer Freundschaft haben, ist vielleicht die unversöhnliche Feindschaft, die sie

*) Aus dem Tagebuch. S. 200.

stets gegen die Spanier gehegt haben. Das Volk kann höchstens nicht mehr als 1500 oder 2000 waffenfähige Männer zählen. Gleich an dasselbe stoßen zwei andre Stämme, die Poyers und Towkcas. Sie sind zahlreicher und werden für unternehmender und tapfrer gehalten, obgleich sie den erstern seit undenklicher Zeit zinsbar sind. Die Anerkennung dieser Abhängigkeit geschieht durch die jährliche Lieferung einer bestimmten Anzahl Vieh. Aber weder die Poyers noch die Towkcas können an Verfeinerung mit dem Mosquitovolk verglichen werden; daher rührt ohne Frage die Veranlassung und Fortdauer ihrer Unterwürfigkeit.

Nach allem, was ich während eines kurzen Aufenthalts unter ihnen bemerken konnte, scheinen diese Indianer im Genuß vieler geselligen Glückseeligkeit und in einem verhältnißmäßigen Grade von Ueberfluß zu leben. Daß ihr Wohlseyn und ihre Bequemlichkeiten sehr vermehrt werden könnten, wann sie thätiger wären, schien nicht weniger klar; aber Anstrengung irgend einer Art gehört nicht zu ihrem Charakter.

Einige Wörter der Mosquitosprache *).

Cortee.	Gott oder Mond.	Lapta.	Sonne.
Yoo.	Tag.	Toma.	Nacht.
Teetan.	Morgen.	Tootenee.	Nachmittag.
Tusba.	Land.	Corboo.	See.
Passa.	Wind.	Lee.	Regen.
Alwonna.	Donner.	Powta.	Blitz.
Awolla.	Fluß.	Ootla.	Haus.
Bip.	Kuh, Ochse.	Oras.	Pferd.
Querco.	Schwein.	Cullila.	Vogel.
Yowell.	Hund.	Wykenar.	Mann.
Myrin.	Frau.	Lupee.	Kind.
Opliker.	Freund.	Oplawalla	Feind.
Isau.	Vater.	Yaptee.	Mutter.
Luper-Myrin.	Tochter.	Moyka.	Bruder.
Lykera.	Schwester.	Dama.	Großvater.
Coka.	Großmutter.	Wykenikee.	Ehmann.
Moya.	Ehfrau.	Weeta.	Oberhaupt.

*) Mit beibehaltener englischen Schreibart.

Wyteniva.	Haupt, erster Mann.	Markaswip.	Friede.
Warmanana.	Krieger.	Rokpuse.	Flinte.
Rokpuse tara.	Große Flinte.	Tara.	Groß.
Mun.	Mich.	Nowree.	Ihr.
Balamna.	Ich komme.	Makhomena oder Makwopee.	Ich gehe.
Yamnee.	Gut.		
Wollosma.	Höre mich.	Soura.	Schlecht.
Ploonadogsa.	Hunger oder ich bin hungrig.	Nee.	Ich höre.
		Ploonaryka.	Essen gieb.
Ootlaryka.	Wohnung gieb.	Mislaryka.	Trinken gieb.
Weree.	Ich bin krank.	Oya.	Korn oder Brot.
Potpruan.	Tod.	Weree-dowkee.	Ich bin sehr krank.
Yapee.	Schlaf.		
Iclarbare.	Krieg.	Stenikee.	Ruhe, Müßiggang.

V.

Die Insurrection im spanischen Südamerika.

[Von Robert Semple*).]

Schon vom Anfange der Insurrection scheint es in allen Theilen Süd-Amerikas eine starke Parthey gegeben zu haben, die entschlossen war es bis auf das Aeußerste kommen zu lassen, und so bald als möglich sich für vollkommen unabhängig zu erklären. Dieser Entschluß blickte in den verschiednen Bekanntmachungen, welche erlassen wurden, ziemlich deutlich hervor, und jeder Unbefangene konnte aus den darin enthaltenen Ausfällen auf die Spanische Regierung schon auf den Erfolg schließen. Die Versicherungen der Anhänglichkeit an Ferdinand VII. als den gemeinschaftlichen Beherrscher der Spanischen Besitzungen, waren kalt und heuchlerisch. Die Gemüther des Volks wurden nach und nach auf kühnere Maaßregeln vorbereitet, und am 1ten Jul. 1811. erklärte endlich der Kongreß von Venezuela seine Provinzen für völlig unabhängig von jeder fremden Macht und für durchaus losgesprochen von allem Gehorsam gegen den König von Spanien. Merkwürdig ist es, daß die vereinigten

*) Aus Robert Semple's Sketch of the present State of Caracas, including a Journey from Caracas through la Victoria and Valencia to Puerto Cabello. London 1812. 8.

Staaten den 4ten Jul. als den Jahrestag ihrer Unabhängigkeit feiern, und deswegen wurde vielleicht jener Tag nicht ohne Absicht gewählt. Der Beschluß ward erst einige Tage nachher öffentlich bekannt gemacht.

Dieser Schritt war in so weit entscheidend, daß er die Gesinnungen aller Beamten an den Tag brachte, die nicht für die Maaßregel waren. Dem zufolge legten manche Männer von Ehre und Talenten ihre Aemter nieder: andere verlangten Pässe um das Land zu verlassen: die Spanier und Eingebornen der Kanarischen Inseln, die alle Hoffnung verloren, stifteten Verschwörungen in Caracas, Cumana und Barcelona an. Man entdeckte diese Meutereien: zehn der Rädelsführer wurden hingerichtet, und späterhin noch fünf zu Caracas. Von den übrigen wurden mehrere in dunkle und ungesunde Gefängnisse geschickt, wo alle Gemeinschaft mit ihren Freunden ihnen abgeschnitten war. Diejenigen, die nicht in die Meutereien verwickelt gewesen waren, verkauften, beunruhigt über das was sie sahen, und täglich Beleidigungen ausgesetzt, ihr Eigenthum, und jedes Schiff, das nach den vereinigten Staaten, oder den benachbarten Inseln segelte, war mit diesen nun zum zweitenmale ausgewanderten Flüchtlingen angefüllt. — So wächst nach und nach zu Puerto Rico, Cuba und Curaçao eine Masse von Leuten an, die überallhin Gerüchte von der Grausamkeit und Ungerechtigkeit der neuen Regierung von Venezuela verbreiten. Nichts schien mir merkwürdiger als die Gelassenheit, mit der so viele und bedeutende Männer ein Land verließen, das sie so lange durch ihre Anstrengungen bereichert hatten. Hätten sie sich zur Vertheidigung ihrer Vorrechte vereinigt, und gemeinschaftlich mit Klugheit und Muth gehandelt, so wäre die neue Regierung in eine bedenkliche Lage gekommen, wenn sie es gewagt hätte, sie mit Gewalt zu unterdrücken. Nun aber, litten sie es daß man ihre Kräfte schwächte, ihr Muth wurde durch die Verhaftung und Verweisung ihrer vorzüglichsten Mitglieder gedämpft, und dann erregten sie Aufstände, welche die ganze Unternehmung mit Recht verdächtig machten, und alle in ein gemeinschaftliches Verderben verwickelten. — Jetzt wo sie von dem Schauplatze entfernt sind, drohen sie laut Rache und hoffen eines Tages die

Urheber ihres Unglücks bestraft zu sehen. Aber es ist zu spät: sie haben ihre Vortheile aufgegeben und der Tag ihrer Macht ist vorüber.

Gleich bei dem Anfange des Aufstandes von Caracas drang die Junta, welche man nur augenblicklicher Zwecke willen versammelt hatte, auf Berufung eines allgemeinen Kongresses. Der Präsident dieser Junta Don Martin Tovar y Ponte war wegen seiner Vaterlandsliebe und wegen der unermeßlichen Reichthümer, welche seine Familie bei dem Anfange der Revolution auf das Spiel gesetzt hatte, allgemein geachtet, aber er hatte nicht den Ehrgeiz eine größere Rolle spielen zu wollen, als die, zur Zeit der Gefahr ein mit großer Verantwortlichkeit verknüpftes Amt angenommen zu haben. Nachdem der Kongreß berufen worden war, wurde es bald klar, daß eine auf diese Art versammelte Masse von Repräsentanten unfähig sey, zugleich die gesetzgebende und ausübende Gewalt auszuüben. Die letztern wird daher dreien Männern übergeben, denen man die Fähigkeit zutraute, sie mit Nachdruck und doch auch mit Mäßigung zu handhaben. Man wollte indeß wissen, daß nach Verlauf einiger Monate der Kongreß dies gefährliche verführerische Geschenk wieder zurück zu nehmen gewünscht, aber auch die Erfahrung gemacht habe, daß es leichter sey, Macht zu verleihen, als wieder zu erlangen. Wie dem nun seyn mag, so ist es gewiß, daß das Triumvirat der Ausführung der öffentlichen Maaßregeln größeren Nachdruck und Schnelligkeit gab, und gewiß mit noch größerer Wirkung das System der Regierung ausgeführt haben würde, wenn nicht die häufige Einmischung einer der selbstgebildeten Gesellschaften, welche in der Zeit der Gährung und Verwirrung entstehen, es daran gehindert hätte.

Dies ist eine sehr ungleichartige Versammlung, welche sich die patriotische Gesellschaft nennt, und regelmäßig zusammenkommt, um über politische Gegenstände zu sprechen, und häufig ganz ohne Scheu die wirklich ergriffenen Maaßregeln der Regierung beleuchtet, oder über zu ergreifende berathschlagt. — Eine beträchtliche Anzahl von Franzosen gehört zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft, wo sie mitunter große Rollen spielen. Das Ganze trägt wirklich deutliche Spuren französischen Ursprungs, und ist sowohl

durch die Wildheit und Leidenschaftlichkeit der daselbst gehaltenen Reden, als durch seinen Einfluß auf die Maaßregeln der Regierung, nahe mit dem merkwürdigen Jakobiner-Clubb verwandt. Ungefähr sechs Monate nach seiner Ankunft ward General Miranda zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt, und führte nachher vier Mulatten ein, zur großen Freude der Verehrer wahrer Gleichheit. Natürlich ist es, daß unter solchen Umständen, Englands Betragen ein Gegenstand häufigen Tadels ist, und dies ist so weit gegangen, daß kurz nach der Erklärung der vollkommnen Unabhängigkeit eine förmliche Bothschaft von der Gesellschaft, eine lange Philippika gegen die Tyrannen des Meers vor dem Kongresse halten durfte.

Einer der ersten Schritte der neuen Regierung war der, eine bewaffnete Macht gegen die Stadt Coro zu senden, welche sich geweigert hatte, dem neuen System beizutreten. Dieses Korps, unter dem Befehle des Marquis von Toro wurde mit beträchtlichem Verluste, von den Coreanern geschlagen. — Um die Schuld von sich abzuwälzen, behauptete der Marquis in seinem öffentlichen Berichte, daß der Feind von den Engländern angeführt und bewaffnet worden sey. Nach dieser Niederlage blieb alles eine Zeit lang ruhig, und man hörte selten von der West-Armee. Als der Kongreß zu Caracas die Unabhängigkeit der Provinzen bekannt machte, waren alle noch unvorbereitet, auf eine so entscheidende Maaßregel, welche unnöthigerweise die Bande zu zerreißen schien, welche Spanien noch zu einem Gegenstand der Ehrfurcht, und unter den jetzigen Umständen, des Mitleids für Viele machten. Das Königreich Santa Fé oder Cundinamarca verharrte noch in seiner Anhänglichkeit gegen Ferdinand VII. Guyana blieb der Krone ergeben: Valencia, das eine so wichtige Lage an dem See hat, der von der Stadt den Namen trägt, erklärte sich ganz öffentlich für den König; und ein ganzes Batallion Pardos oder farbige Leute, stieß zu ihren Fahnen. Im July 1811 marschirte General Miranda gegen diese Stadt, mit den Truppen die er zusammengeraft hatte, in der Hoffnung auf dem Marsche Verstärkung zu erhalten. Er ging über die Berge von St. Pedro, und durch die Thäler von Aragoa auf La Victoria, durch

ein im Ganzen friedliches oder ruhiges Land. — Von den Höhen von La Victoria kam er in die ungeheuere Ebene von La Valencia herab. Bei dem kleinen Dorfe Mariara, wo die Landstraße nahe am See vorbei geht, ward in diesem zweiten bürgerlichen Kriege, das erste Blut vergossen. Die Valencianer hatten mehrere kleine Kanonenböte ausgerüstet, welche hier ihren Platz genommen hatten, und von den Gebüschen und dem Rohr längs den Ufern des Sees versteckt wurden. Der Offizier, welcher den Vortrab der Caraquenos (Einwohner von Karacas) befehligte, hatte es versäumt, recognosciren zu lassen, und die Truppen empfingen also, sobald sie in Kolonnen anrückten, einige unerwartete und wohl gerichtete Lagen. Es gelang ihnen indessen, die Kanonenböte vom Ufer zu verjagen, jedoch nicht ohne einigen Verlust, und sie fanden nun keinen weiteren Widerstand, als bei Morro einem runden Hügel und Paß, der einen großen Theil von Valencia beherrscht. Hier hielten die Valencianer Stand, wurden aber nach einer verzweifelten Gegenwehr gezwungen, sich zurückzuziehen und mehrere Stücke Geschütz, und ihren Haupt-Ingenieur in den Händen der Feinde zu lassen. Sie sammelten sich bei dem Eingange der Stadt noch ein mal, wurden aber sogleich wieder angegriffen, und auf den großen Platz getrieben; sie setzten sich hier auf's Neue und wurden noch einmal zerstreut, wobei sie ihr ganzes Geschütz einbüßten. Schon glaubten sich die Caraquener zum Siege Glück wünschen zu können, als ein Hagel von Kugeln von den platten Dächern und aus den vergitterten Fenstern der benachbarten Häuser, sie von ihrem Irrthum überzeugte. Sie suchten in die Häuser zu dringen, und die Baracken zu nehmen, wo die meisten Batallione der Farbigen standen, aber sie wurden überall zurückgeschlagen. Sie mußten endlich, nachdem sie zehn Stunden in Besitz der Stadt gewesen waren, weichen, und alle das Geschütz das sie vorher genommen hatten, zurücklassen: mehrere wurden gefangen und über 200 blieben oder wurden schwer verwundet, worunter auch mehrere Offiziere waren. Sie hielten auch nicht eher Stand, als bis sie zu Guacara, mehr als 4 Meilen von Valencia, ankamen. In diesem Treffen scheinen beide Theile mit großem Muthe gefochten zu ha-

ben: mit vorzüglicher Erbitterung jedoch die Farbigen, auf der Seite der Valencianer. General Miranda setzte sich ungemein aus, und gab seine Befehle mit großer Kaltblütigkeit. Er selbst ward nicht verwundet, aber mehrere Männer aus den achtbarsten Familien von Caracas wurden getödtet oder verstümmelt. Die Stärke der Angreifenden betrug ungefähr 2600, die der Gegner auf's höchste 700 Mann.

Da fortdauernd Verstärkungen zur Armee von Caracas stießen, die Valencianer aber keine erhielten, so wurde es bald klar, für wen sich der Kampf, wenigstens auf einige Zeit, entscheiden würde. In weniger als vierzehn Tagen sah sich General Miranda im Stande, wieder vorzurücken, und zwar an der Spitze von 5000 Mann, während die Stärke des Feindes vorzüglich durch Desertion der Weißen auf weniger denn 500 gefallen war.

Am 8ten August zog er alle Vorposten ein und nahm sein Hauptquartier am Morro nahe bei Valencia. Belehrt durch die frühere Erfahrung, ging er vorsichtig gegen eine Stadt vor, die jetzt noch besser als vorher Widerstand leisten konnte, da man auf dem großen Platze und allen dahin führenden Zugängen Verschanzungen aufgeworfen hatte. Die geringe Stärke der Valencianer zwang sie indeß bald die Vorstädte aufzugeben, und sich auf den großen Platz zusammenzuziehen, wo sie, von acht verschiedenen Punkten zugleich angegriffen, zuletzt eng eingeschlossen wurden. Hier, ohne Wasser und Lebensmittel ergaben sie sich am 13ten August. Die kleine Flotille, welche mit so vieler Anstrengung auf dem kleinen See ausgerüstet worden war, ward ebenfalls aufgegeben. So endete, für jetzt, der Krieg mit Valencia, aber der Groll hatte sich nicht zu gleicher Zeit gelegt; öffentlichen Nachrichten zu Folge, fanden Meutereyen und Verschwörungen, kurz nachher entweder wirklich Statt, oder wurden den Einwohnern dieser unglücklichen Stadt Schuld gegeben, um dadurch einen Grund zu Verweisungen und Hinrichtungen zu haben. — Wie auch jetzt die Lage der Dinge seyn mag, so ist es klar, daß Haß und Mißvergnügen tief gewurzelt hat.

Während dies alles in Valencia vorging, war die Armee von Coro zur Verstärkung der Valencianer, allein zu

spät, bis San Felipe in Westen vorgerückt, wogegen die Guyaneser ihre Streifereien in Osten bis gegen Calvario ausdehnten. Die Regierung von Caracas, die Nothwendigkeit großer Anstrengungen erkennend, setzte einen Wachsamkeits-Ausschuß ein, der Besuche im Hause abstattete, und bei dem leisesten Verdachte sogleich Verhaftungen anordnete. Das Schauspielhaus ward geschlossen, um Versammlungen des Volk's zu verhindern, und von Lustparthien, Bällen und Concerten hörte man nicht mehr. Sämmtliche Männer wurden bewaffnet, und regelmäßig in den Waffen geübt, und es wurde selbst unter Leuten vom größten Range Sitte, in den Baracken zu schlafen. Um aus der Stadt zu gehn, selbst nur auf ein Paar Meilen mußte man einen Paß haben. Es wurde Preßfreiheit erlaubt, nur daß man nichts wider die Religion, oder sonst etwas schreiben durfte, das die Regierungsform von Venezuela angriff. Eben so wurde auch ein Gesetz gegeben durch das die Tortur abgeschafft wurde, obgleich sie in späterer Zeit schon gänzlich in den Spanischen Kolonien außer Gebrauch gekommen war. Der Titel Bürger ward allgemein, und aller erblicher Rang war aufgelöst, obgleich der Kongreß keine Verordnung darüber erlassen hatte. Zu allen diesen augenscheinlichen Nachahmungen der früheren Maaßregeln der franz. Revolution kam später noch folgende, von Seiten der Regierung, hinzu. Im 8ten Stücke des Publicista, welchen der Staatssecretär auf Befehl des Kongresses herausgab, erschienen die Noten des Moniteur und Cobbett's Betrachtungen über die Rede des Prinzen Regenten bei Eröffnung des Parlements. Die Rede selbst ist ausgelassen.

General Miranda selbst, obgleich an der Spitze der patriotischen Gesellschaft und der Armee, entging doch nicht den Wirkungen des Geistes, der in Zeiten öffentlicher Gährung weit leichter zu erregen als im Zaume zu halten ist. Nach der Eroberung von Valencia ward er bei der ausübenden Gewalt angeklagt, höchst despotisch und tyrannisch verfahren zu haben, und seinem kindischen Ungestüme nach zu urtheilen, mag die Beschuldigung wohl nicht ganz ungegründet gewesen seyn. — Ein großer Theil der Klage mag indeß auch in den wohlthätigen Einschränkungen seinen

Grund

Grund gefunden haben, welche er, nach seiner größeren Einsicht zu machen für gut fand, welche aber den neuen Freiheitshelden hart und unnütz vorkommen mochten. So ward er auch der Unbesonnenheit bei seinem ersten heftigen Angriff auf Valencia angeklagt, den man mit dem von Whitelocke auf Buenos Ayres verglich. — Es ist indeß klar, daß dergleichen gegen Oberanführer erhobne Klagen von keiner langen Dauer seyn können, denn sollten sie weit getrieben werden, so müssen sie durchaus zu Anarchie oder Despotismus führen. Uebrigens ist der Schaden, der aus dem ungeregelten Zustande der Dinge für das Land erwachsen ist, unendlich. Abgesehen von andern Uebeln, hat man überall die Männer vom Pfluge weggenommen, und mit Gewalt zur Armee gesandt, demzufolge mehrere bedeutende Ernten, vorzüglich an Indigo, verdarben, weil keine Hände da waren, sie einzusammeln.

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

VI.

Djezzar Pascha.

Unter allen türkischen Paschas, die sich durch ihre Kühnheit und hartnäckigen Widerstand gegen die Eingriffe der Pforte in die innere Verwaltung ihrer Paschaliks, eine, selbst im Auslande gekannte und bewunderte, Selbstständigkeit zu erwerben gewußt haben, ist wohl niemand berühmter, als Djezzar Pascha. — Die Bemühungen aller übrigen Paschas, die sich unabhängig von dem Hofe von Konstantinopel zu machen suchten, hatten nur einen vorübergehenden Erfolg und endigten mit ihrem Untergange. Djezzar wußte sich, theils durch wirkliche Verdienste um die Regierung, theils durch die derselben eingeflößte Furcht vor dem Gebrauch seiner Macht, bis an das Ende seines Lebens im ungestörten Besitze seines Paschaliks, eines der wichtigsten im ganzen türkischen Reiche, zu erhalten, und zu gleicher Zeit den auswärtigen Feinden mit einem solchen Erfolge die Spitze zu bieten, daß seine Macht dadurch nur vergrößert wurde.

Die folgenden Nachrichten sind aus dem 2ten Bande der eben so lehrreichen als unterhaltenden Reise des Professors der Mineralogie zu Cambridge, Edw. Dan. Clarke durch Europa, Asien und Afrika, London. 1812. 4. genommen. Clarke lernte Djezzar persönlich kennen,

und war also am besten im Stande genaue Nachrichten über ihn zu geben. — Früher hin ertheilten uns zwei der unterrichtesten Europäischen Reisenden und genaue Kenner des Orients, C. F. Volney und Baron Tott über diesen merkwürdigen Mann Auskunft.

Djezzar folgte, wie Volney erzählt, dem unternehmenden Scheik Daher Ibn Omar im Paschalik. Daher hatte in dem Kriege von 1768 mit den Russen im Einverständnisse gestanden: die Pforte erlangte Kenntniß davon, man wünschte ihn aus dem Wege geschafft zu sehen, da man seine Fähigkeiten und seinen aufstrebenden Geist kannte, und Djezzar Pascha bewerkstelligte dies. Djezzar war es auch, der Daher's Familie ausrottete, die Beduinen von Saka unterdrückte, die Druſen demüthigte, und die Motualis (Schiiten, die noch östlicher als die Druſen wohnen, aber jetzt so zusammengeschmolzen, daß ihr Name wahrscheinlich bald verloschen seyn wird), beinahe vernichtete. Dieser Dienste wegen schätzte ihn die Pforte, und bei Volney's Anwesenheit hatte er gerade die drei Roßschweife erhalten. Nichts destoweniger wurde er schon damals verdächtig. Er war übrigens, um von jeder Bewegung der Pforte gegen ihn so schnell als möglich unterrichtet zu seyn, so klug, beständig Spione im Serai des Sultans zu Konstantinopel zu unterhalten, durch die er auch das Paschalik von Damask erhielt. Das von Akre hatte er damals einem Mamluken Selim abgetreten, der ihm ganz ergeben war. Es war zu der Zeit die Rede, daß er auch noch um das Paschalik von Aleppo nachsuche. Man sieht also, wie ausgedehnt seine Pläne schon damals waren.

Tott sah ihn (wahrscheinlich 1775.) auf einer Reise nach Syrien, zu Akre. — Auch er sagt, daß Djezzar bei der Pforte eben nicht sehr beliebt war, obgleich man ihn, wahrscheinlich wegen seines Ansehns in seinem Paschalik, nicht aus dem Wege zu schaffen wagte. Indeß machte die Besorgniß ermordet zu werden, daß er beständig mehrere Banditen besoldete, die ihn umgaben, und wenn er von einer mit einem kleinen Geschwader an der Küste gemachten Streiferei zurückkam, so mußte jedesmal ein Trupp Reiterei an dem Landungsplatze gegenwärtig seyn, ihn zu empfangen. Er tyrannisirte seine Provinz auf das äußerste und

hatte damals schon seit zwei Jahren dem Großherrn alle Einkünfte zurückbehalten. Sp.

Sobald wir in Akre angekommen waren, gingen wir mit dem Kapitän an's Land, um Djezzar Pascha zu besuchen, den Tott zu Akre fand, und zwanzig Jahr vor uns als einen furchtbaren Tyrannen schilderte *). Da ich dem Kapitän Culverhouse, bei allen seinen Zusammenkünften mit diesem außerordentlichen Manne, als Dollmetscher, und zugleich als sein Geschäftsführer diente, wenn er selbst nicht gegenwärtig war, so hatte ich die beste Gelegenheit Djezzar's Charakter zu studiren. Zu dieser Zeit bot er, in seine Festung Akre eingeschlossen, der ganzen Türkischen Macht Trotz, verachtete den Großvezier und verhöhnte des Kapudan Pascha Drohungen, wobei er sich jedoch beständig das Ansehen gab, als ob er die Person und die Würde des Sultan's selbst höchlich verehre. Schon sein Name verbreitete Schrecken über das ganze gelobte Land, indem die wildesten Horden der Araber augenblicklich Ehrfurcht und Gehorsam zeigten, sobald er ausgesprochen wurde. Sein Beiname Djezzar bedeutete, nach seiner eigenen Auslegung, Schlächter: und auf diesen Namen war er, trotz der offenbaren Beziehung auf die Morde die er begangen hatte, ungemein stolz. Er war sein eigener Minister, Kanzler, Schatzmeister und Secretär, oft sein eigener Koch und Gärtner und nicht selten Richter und Vollstrecker in einer Person. Indeß standen doch Leute, die ihm in allen diesen Aemtern gedient hatten, und gelegentlich noch dienten, neben der Thür seines Zimmers: einige ohne Nase,

---

*) Tott erzählt, daß er mehrere Griechen lebendig einmauern ließ, als er die Mauern von Berytus, jetzt Beruti genannt, wieder aufbaute, um die Stadt gegen die Russen zu vertheidigen. Die Köpfe dieser unglücklichen Opfer waren damals zu sehen. — Memoires II. p. 316. Cl. — Macdonald Kenneir erzählt in seiner Beschreibung von Persien, London 1813. 4. daß er einst vier eingemauerte Diebe gesehen, bei denen bloß die Köpfe frei gewesen, und die man so habe sterben lassen. Sp.

andere mit einem Arm, mit einem Ohr, oder einem Auge: gezeichnete Leute, wie er sie nannte, Leute die Zeichen an sich trugen, daß sie unterrichtet worden waren, wie sie ihrem Herrn treulich dienen sollten *). Durch einen solchen Hofstaat wurden wir zu der Thür eines kleinen Zimmers geführt, welches in einem höhern Theil seines Pallastes, von wo man eine Aussicht über den Hafen hatte, lag. —

Ein Jude der sein Privatsekretär gewesen war, kam uns entgegen und ersuchte uns, in einem offnen Hofe oder Garten zu warten, bis Djezzar von unserer Ankunft unterrichtet seyn würde. Dieser Mann hatte, wegen irgend einer Veruntreuung ein Auge und ein Ohr eingebüßt. Als der Pascha zu einer Zeit die Treue seiner Weiber in Verdacht hatte, brachte er sieben derselben mit eigener Hand um. Dies geschah nach seiner Rückkehr von einer Wallfahrt nach Mekka, wo die Janitscharen, während seiner Abreise, sich Zutritt zu dem Harem zu verschaffen gewußt hatten. Sein wahrer Name ist Achmed. Er ist in Bosnien geboren und spricht die Sclavonische Sprache besser, als jede andre. Es ist unmöglich alle die Abentheuer, die er erlebt hat, aufzuzählen. — Noch in seiner frühen Jugend verkaufte er sich einem Sklavenhändler in Konstantinopel: Ali-Bey kaufte ihn in Aegypten, und von einem niedrigen Mamluckensklaven stieg er zur Stelle eines Statthalters von Cairo. Hier zeichnete er sich durch die strengste Handhabung der Gerechtigkeit aus, und that wirklich das, was man von den orientalischen Chalifen erzählt, nämlich, daß er sich verkleidet unter die Einwohner der Stadt mischte, und so alles erfuhr, was man über ihn sagte, oder was von seinen Offizieren gethan wurde **). Das Innre sei-

*) Mehrere auf eine ähnliche Art verstümmelte Gestalten sieht man täglich in den Straßen von Akre.

**) Dem Verfasser erzählte dies Djezzar selbst, so auch daß er einst Statthalter von Cairo gewesen sey. Man hat ihn gewöhnlich nur als Pascha von Seide und Akre gekannt. Volney beschrieb sein Paschalik 1784. als den Stapelplatz von Damask und des ganzen inneren Syrien. — Seine Gränzstädte waren mit regelmäßigen Truppen besetzt. Seine Reiterei bestand aus 900

nes geheimnißvollen Pallastes oder um nach morgenländischer Weise zu sprechen, der Harem seines Serails, darf nur von ihm selbst betreten werden. — Er pflegte sich regelmäßig schon früh dahin zurückzuziehen, wobei er seinen Weg durch drei eiserne Thüren nahm, die er mit eigenen Händen verschloß und verriegelte. An die äußere Thür zu klopfen, wenn er darin war, oder nur in das Serail zu kommen war ein Verbrechen, das mit dem Tode würde bestraft worden seyn. Niemand in Akre wußte um die Zahl seiner Frauen und sie ließ sich bloß aus der Anzahl der Gedecke schließen, welche täglich in eine Art Rad oder beweglichen Cylinder gethan wurde, durch den man Speisen in das Innre des Serails bringen konnte, ohne daß man die Person zu sehen bekam, die sie in Empfang nahm *). Er hatte von Zeit zu Zeit weibliche Sklaven zum Geschenk erhalten; diese wurden in seinen Harem gesandt, aber niemand außer ihm erfuhr dann ferner, ob sie lebten oder todt waren. Sie kamen hinein um nie wieder herauszukommen, und waren so von allem Zusammenhange mit der Welt abgeschnitten, wenn er nicht etwa für gut fand, ihnen etwas davon mitzutheilen. Wenn eine von ihnen krank war, so führte er einen Arzt zu einer Oeffnung in der Mauer, und hielt selbst die Hand des Arztes, während dieser den Puls befühlte. Starb eine von ihnen, so ward die Sache eben so geheim gehalten als wenn er sie mit seinen eigenen Händen umbrachte, und dies soll er mehr als einmal gethan haben. — Mehreres von dem was darüber erzählt wird, ist vielleicht erdichtet: zuverlässig wahr ist indeß die Nachricht von dem Beispiele, das er nach seiner Rückkehr von Mekka gab.

Bosnischen und Arnautischen Reitern. Er hatte eine Fregatte zwei Galioten und eine Schebecke in See. Seine Einkünfte beliefen sich auf 400000 Pfund. Seine Ausgaben beschränkten sich vorzüglich auf seine Gärten, seine Bäder und seine Frauen. In seinem Alter wurde er sehr geizig.

*) Er hatte nach Volney 1784 achtzehn weiße Weiber und der Aufwand den sie machten, war gränzenlos. Dies ist indeß sehr zu bezweifeln, da Djezzar sich in keinem Stücke, ausgenommen in der Grausamkeit, zu Extremen hinneigte.

Nach allen Nachrichten die wir darüber erhalten konnten, betrachtete er die weiblichen Einwohner seines Harems, wie seine Kinder. Wenn er in den Harem ging, so nahm er mehrere Uhrenpapiere *), die er zu seinem Vergnügen den Tag über mit der Scheere ausgeschnitten hatte, um sie unter die Frauen als Spielwerk zu vertheilen und gegen diese hülflosen Geschöpfe konnte selbst bei dem Tyrannen kein Beweggrund zur Grausamkeit Statt finden. — Er war, als wir dort waren, über sechszig Jahr alt, aber stolz im Gefühl der Kraft, die er noch in diesem hohen Alter hatte. Er prahlte häufig mit seiner außerordentlichen Stärke, und pflegte seinen Arm zu entblößen, um seine starken Muskeln zu zeigen. Zuweilen sprang er, mitten in der Unterhaltung mit Fremden von seinem Sitze auf, um seine Munterkeit bemerkbar zu machen. — Man hat ihn unrechterweise Pascha von Akre genannt. Sein wahres Paschalik war das von Seida, dem alten Sidon, aber zur Zeit unserer Anwesenheit hatte er auch die Obergewalt über Damaskus, Berytus, Tyrus und Sidon, und konnte mit Ausnahme des empörten Bezirks unter den Druſen, als Meister von ganz Syrien betrachtet werden. Der Sitz der Regierung ward nach Akre verlegt, wegen des Hafens, der zu jeder Zeit der Schlüssel zu Palästina gewesen ist. Er ist schlecht aber besser als jeder andere längs der Küste. Der von Seide ist sehr unsicher und der von Jaffa der allerschlechteste. Der Besitz von Akre machte, daß Djezzar's Einfluß sich bis auf Jerusalem ausdehnte, denn er setzt seinen Besitzer in den Stand den Eingang zu dem Lande zu verschließen und dessen Unterthanen in Unterwürfigkeit zu erhalten. Der Reis, der die Hauptnahrung des Volkes ausmacht, kommt durch diesen Ort hinein: der Besitzer von Akre kann also, wenn es ihm beliebt, eine Hungersnoth veranlassen, die in ganz Syrien fühlbar werden muß. Es ist ein Grundsatz der Politik, auf dem zu beharren sogar Djezzar Pascha bei seiner Neigung zu Sentenzen (Truismis) für überflüssig gehalten haben würde, daß der Schlüssel zu einer öffentlichen Kornkammer der Haupthe-

*) So habe ich watch papers übersetzt und mir dabei Papiere gedacht, die man in die Gehäuse der Uhren legt. Kein Wörterbuch gab darüber Auskunft. Sp.

bei einer militärischen Operation ist. Daher finden wir, daß Akre der letzte Platz im heiligen Lande war, aus dem sich die Christen vertreiben ließen, und daher ist sein ruhiger Besitz ungeachtet seines unbedeutenden Ansehens auf der Karte dieses großen Landes, von größerer Wichtigkeit, als die größten Heere, unter dem siegreichsten Befehlshaber, die je zu dessen Eroberung abgeschickt wurden. Dies ist, was einem alten, in einem engen Thurm, von der Seeseite eingesperrten Manne die große Herrschaft gab, die er besaß.

Djezzar hatte beständig mehrere der vornehmsten Häupter des Landes als Gefangene bei sich. Die Söhne der Fürsten vom Libanon blieben immer als Geiseln bei ihm, denn die Druſen, welche die ganze bergige Strecke im Norden und Süden von Seida bewohnten, waren stets zur Empörung geneigt. Sir Sidney Smith verhinderte durch Abschließung eines Bündnisses mit diesem Volke, daß sie den Franzosen, als diese durch Syrien gehen wollten, Lebensmittel zuführten. Er versprach ihnen, sie gegen jeden Angriff, sey es von Seiten der Franzosen oder Djezzar's, sicher zu stellen, und als der letztere auf eine unverantwortliche Weise seine Verträge mit ihnen brach, setzte er sie in den Stand, ihr Gebiet gegen denselben zu vertheidigen. Dieser Umstand war es, welcher obgleich ehrenvoll für Sir Sidney, zu einem Mißverständniß zwischen ihm und Djezzar Anlaß gab. Die Versöhnung war noch nicht wieder zu Stande gekommen, als wir dort waren. — Wir wurden also nachdem man uns von seiner Abneigung gegen den Helden von Akre gehörig unterrichtet hatte, und wir die Erkundigung über seinen Charakter und Meinung eingezogen, vor ihn gelassen.

Wir fanden ihn auf einer Matte in einem kleinen Zimmer, in dem nicht die geringsten Möbel ausgenommen ein unförmliches poröses irdenes Gefäß, um das Wasser abzukühlen, das er von Zeit zu Zeit trank, zu sehen waren. Er war von verstümmelten Personen, wie wir sie oben beschrieben haben, umgeben. Er blickte kaum auf, als wir eintraten, und fuhr fort, einem seiner Ingenieure den Plan zu mehreren Werken, welche er damals anlegen ließ,

auf den Boden zu zeichnen *). Seine Gestalt war athletisch und sein langer weißer Bart bedeckte seine ganze Brust. Seine Kleidung war die eines gemeinen Arabers, einfach aber reinlich, und bestand aus einem weißen Camlot Ueberwurf über einen baumwollenen engen Rock. Sein Turban war ebenfalls weiß. Weder Küssen noch Decke waren auf dem bloßen Gestell des Divans zu sehn. In seinem Gürtel trug er einen mit Diamanten besetzten Dolch: gab aber dafür den Grund an, daß er ihm als Zeichen seines Amts, als Statthalter von Akre trage, und deswegen nicht ablegen dürfe. Als er dem Ingenieur seine Befehle gegeben hatte, wurden wir angewiesen uns auf das Ende des Divans zu setzen und nachdem Signor Bertocino, sein Dollmetscher, neben ihm niedergekniet war, schickte er sich an, sich über die Ursache unseres Besuchs unterrichten zu lassen.

Die Unterhaltung ward mit einer Bitte des Pascha eröffnet, daß die Englischen Kapitäne, in Zukunft, wenn sie in den Meerbusen von Akre einliefen, nur eine Kanone mehr als ein Signal, denn als eine Begrüßung abfeuern möchten: „Es kann durchaus keinen Grund geben, sagte er, warum gute Freunde unter einander, so viel Pulver, einer Ceremonie wegen, verschwenden sollen. Uebrigens, fügte er hinzu, bin ich auch zu alt, um an Ceremonien Geschmack zu finden: von 43 Paschas von drei Roßschweifen, die jetzt in der Türkey leben, bin ich der älteste. Meine Beschäftigungen sind also, wie ihr seht, sehr wichtig", fuhr er fort, indem er eine Scheere heraus nahm und Figuren in Papier zu schneiden anfing, was seine beständige Beschäftigung ausmachte, sobald Fremde da waren: diese heftete er nachher auf die Dielen. „Ich werde einem jeden von euch einen Beweis von des alten Djezzars Freigebigkeit mitgeben, sagte er." Hier, indem er sich zu Kapitän Culverhouse wandte und ihm eine papierene Kanone gab, ist ein Zeichen ihres Gewerbes: mir bot er, während ich dem Kapitän den Sinn dieser sonderbaren Anrede erklärte, eine Blume von Papier an, welche eine blumenreiche Er-

*) Djezzar baute zu Akre die Moscheen, den Bazar und einen sehr zierlichen öffentlichen Springbrunnen: bei allen diesen Werken war er selbst Angeber und Baumeister zugleich.

klärung einer einfachen Rede bedeuten sollte. So oft wir auf die Veranlassung unsres Besuchs zu kommen suchten, that er als ob er in diese kleinlichen Ideen versunken wäre, oder lenkte das Gespräch durch allegorische Reden ab, zu deren Moral wir oft keinen Schlüssel finden konnten. Sein ganzes Gespräch bestand in Parabeln, Sprichworten, Sentenzen und morgenländischen Fabeln. Eine seiner Erzählungen dauerte beinahe eine Stunde: sie betraf einen Mann, der einen kleinen Garten in Ruhe zu bauen wünschte, ohne immer den Herrn des Grundstücks zu Rathe ziehen zu dürfen, wenn er eine Tulpe verpflanzte: was sich vielleicht auf sein Verhältniß gegen den Großherrn beziehen sollte. In seiner scheinbaren Tändeley war offenbar viel List und tiefe Politik. Anscheinend beschäftigt einem Uhrenpapiere mit seiner Scheere eine Gestalt zu geben, war während der ganzen Zeit seine Aufmerksamkeit durchaus auf das, was wir sagten, und selbst auf unsre Blicke gerichtet, um zu entdecken ob unser Besuch irgend etwas Verdächtiges beabsichtige: und die scheinbaren Entbehrungen, denen er sich unterwarf, erregten eben so viel Aufsehn, als es die ausgesuchteste Pracht gethan haben würde. — Es war sein Wunsch die Augen derer die ihn besuchten, auf die Einfachheit seiner Lebensart zu lenken: „wenn ich nur, sagte er, „Brod und Wasser in der andern Welt finde, so will ich „nicht klagen, denn ich bin mein ganzes Leben lang an „eine solche Kost gewöhnt gewesen: aber diejenigen, welche „in diesem Leben so prächtig gelebt haben, werden sich, „fürcht' ich, in dem andern sehr betrogen finden." — Wir sprachen von dem Lager das seine Reiterei dicht bei der Stadt bezogen hätte, und von den großen Rüstungen die er gegen die Druſen, und andere aufrühreriſche Araber mit denen er gerade im Krieg war, zu machen schiene. „Ein „kluger Mann, sagte er, muß keinen Feind verachten, in „welcher Gestalt er sich auch zeigen mag. Und wenn er „bloß eine Ameise seyn sollte, so muß sie drum doch nicht „auf eurer Wange kriechen, während ihr schlaft". Wir fanden indeß, daß wir hier eine empfindliche Saite berührt hatten: er glaubte nämlich, diese Zwistigkeiten seyen durch Sir Sidney Smith in seinem Gebiete erregt worden, um ihn in die Unmöglichkeit zu versetzen, den Franzosen durch

einen Angriff auf des Visirs Heer bei dessen Marsch durch Syrien beizustehn, und er schien sehr aufgebracht, als er sich gegen uns über diesen Freundschaftsbruch beschwerte. „Ich aß, sagte er, Brod und Salz mit diesem Manne, „wir waren wie Herzensfreunde zusammen. Er that hier, „was er wollte. — Ich lieh ihm meinen Stab *) er ließ „alle meine Gefangenen los **) von denen viele mir etwas „schuldig waren und bezahlte mir nie einen Parah. Wel„chen Verpflichtungen gegen ihn bin ich nicht nachgekom„men? Welche Versprechungen habe ich nicht erfüllt? „Welche Forderungen habe ich abgeschlagen? Ich wünschte „an seiner Seite die Franzosen zu bekämpfen, aber er hat „dafür gesorgt, daß ich zu Hause bleiben und gegen mein „eigenes Volk fechten muß. Habe ich eine solche Behand„lung verdient?“ Als er sich etwas beruhigt hatte, gaben wir ihm zu verstehen, daß er seinen eigenen und Sir Sidney's Feinden Gehör gegeben, daß es niemand gäbe, der aufrichtiger an ihm hinge, als dieser und daß der letzte Auftrag, der, ehe wir die Flotte verlassen hätten, uns gegeben worden, der gewesen wäre, Djezzar Pascha, im Namen Sir Sidney's seiner Achtung zu versichern. — Als einen Beweis dafür, möchte es mir erlaubt seyn, ihm das Geschenk zu übergeben, das Sir Sidney mir für ihn anvertraut hätte. Es war ein kleines aber sehr zierliches Fernrohr mit silbernen Auszügen. Er betrachtete es indeß mit Verachtung, indem er sagte, es habe ein zu prächtiges Aeußere für ihn, und indem er ein altes Schiffsfernrohr, mit schmutzigem Leder überzogen, das über seinem Kopfe hing, herabnahm, fügte er hinzu: Unansehnlichere Instrumente verrichten mir diesen Dienst auch: sagt übrigens Sidney, daß Djezzar, ob er gleich alt ist, doch selten ein Glas braucht, um das zu sehen, was um ihn her vorgeht. Da wir es unmöglich fanden, ihn über diesen Punkt zu beru-

*) Eine kurze Krücke häufig mit Perlmutter eingelegt, auf deren morgenländischen Namen ich mich nicht besinnen kann. Sie dient Leuten von Stande dazu ihren Körper zu unterstützen, wenn sie aufrecht sitzen. Djezzar hatte immer eine von diesen, und der Besitz derselben gab dem der sie führte, die ganze Gewalt des Pascha's selbst.

**) Djezzars Gefangene befanden sich in einem Gewölbe unter dem Zimmer, wo er wohnte, so daß jeder, der die zu seinen Ge-

higen *) so brachen wir das Gespräch ab, indem wir die Ursach unseres Besuchs zu Akre berührten, und um eine Anzahl Vieh für die britische Flotte baten. Er ließ sich willig finden, hundert Ochsen zu liefern, aber unter der einzigen Bedingung keine Bezahlung in Gelde dafür annehmen zu dürfen **). Er sagte, daß es einige Zeit dauern würde, ehe man das Vieh zusammenbrächte: wir überredeten deswegen den Kapitän Culverhouse, die Zwischenzeit dazu anzuwenden, eine vollständige Reise durch das gelobte Land zu machen. Djezzar, der von unserem Vorhaben gehört hatte, versprach, uns mit Pferden aus seinen eigenen Ställen, und mit einer Bedeckung von seiner Leibwache, zum Behuf unserer Unternehmung zu versehen: er befahl auch seinem Dollmetscher, Signor Bertocino uns auf dem Ausfluge zu begleiten, und uns allen möglichen Beistand zu erweisen.

Ein außerordentlicher Zufall begegnete uns am dritten Tage nach unserer Ankunft, welcher beinah allen unseren Unternehmungen in diesem und allen anderen Theilen der Welt ein Ende gemacht hätte. Wir hatten am Morgen Djezzar einen Besuch gemacht und den Tag mit Besichtigung des Besestan (eines bedeckten Platzes für Buden der aber denen von Konstantinopel oder Moskau weit nachsteht) des Zollhauses, und anderer Merkwürdigkeiten der Stadt zugebracht. Signor Bertocino der Dollmetscher des Pascha und der kaiserl. Konsul Hr. Catafago, aßen mit uns zu Mittage am Bord des Romulus. Am Abend begleiteten wir sie ans Land, und tranken im Hause des Konsuls, der uns den Damen seiner Familie vorstellte, Kaffee. Es machte uns viel Vergnügen, seine Gemahlin, eine sehr schöne Frau zu sehn, welche, die Füße über einander gelegt, neben uns

---

mächern führende Treppe hinauf oder herabstieg, immer vor dem Gitterfenster ihres Kerkers vorbei gehn mußte.

*) J. Palmer Professor der Arabischen Sprache zu Cambridge, hat Akre nach dem Tode Djezzär's besucht. Als er im Pallaste seines Nachfolgers war, gestand ihm Djezzar's Sekretär, daß sein Herr schon seit langer Zeit den Gedanken genährt hätte, Sir Sidney Smith zu tödten, sobald er nur Mittel dazu in Händen haben würde. Wenn man an die Offenheit und Verdachtlosigkeit Sir Sidney's bei allen seinen Verhandlungen mit den Arabern denkt, so erscheint es unbegreiflich, daß es nicht geschah.

**) Die einzige Belohnung die Djezzar für die Lebensmittel die er zu zweien Malen unserer Flotte sandte, verlangte, waren einige wenige Stücke, die unsere Armee den Franzosen in Aegypten abgenommen hatte, oder etwas Munition. — Nie soll er sich etwas haben baar bezahlen lassen.

auf dem Divan ihres Zimmers saß, und aus einer 6 Fuß langen Pfeife Taback rauchte. Ihre Augenwimpern, so wie die aller übrigen Frauen waren mit einem schwarzen, aus Spießglanzkalk gemachten Pulver gefärbt und sahen eben nicht sehr zierlich aus, ob sie gleich als ein eben so wesentlicher Bestandttheil des Schmuckes einer Frau von Stande in Syrien betrachtet wurden, als ihre Ohrringe, oder die goldenen Ringe um ihre Knöchel. Eben so waren auch schwarze Streifen von ihren Augenwinkeln längs den Schläfen gezogen. — Ob nun die anziehende Unterhaltung zu der die Betrachtung dieses Gebrauchs Anlaß gab, oder irgend eine andere Ursache den Konsul vergessen machte, uns von einem gewissen Befehle des Pascha Nachricht zu geben, ist jetzt gleichgültig, genug wir verließen des Konsuls gastfreundschaftliches Haus nach 8 Uhr um an Bord des Romulus zurückzukehren, obgleich Djezzar verboten hatte, daß ein Boot nach dieser Stunde durch den Baum des inneren Hafens gehen sollte. Die Matrosen ruderten tapfer auf das Schiff los, als auf einmal, gerade als wir unter dem Thurm der Batterie, welche den inneren Hafen bestreicht, vorbei segelten, eine Ladung großer Steine gleich einem Kanonenschuß von oben auf uns herabflog, unseren Matrosen die Ruder aus der Hand riß und drei von ihnen schwer verwundete. Es war ein Glück, daß keinem von uns der Hirnschädel zerschmettert wurde, denn einige von den Steinen wogen mehrere Pfunde. — Das Geschrei unserer verwundeten Matrosen, machte uns zuerst aufmerksam, und eine zweite Ladung gleich darauf, bewirkte, daß wir eilig zum Ufer zurückkehrten. Von denen unter uns, die im Hintertheil des Boots saßen, ward keiner beschädigt. Kapitän Culverhouse und Mr. Loudon, der Zahlmeister vom Romulus eilten sogleich zum Konsul: die übrigen stürzten in das Untergeschoß des Wachthurmes woher der Angriff kam, und welches eine Art von Wachstube war. Da ich der erste in dem Haufen war, so bemerkte ich einen Mann der so eben von dem Thurme herab in dies Zimmer kam und augenscheinlich in einiger Bewegung war. Ich ergriff ihn sogleich beim Kragen, und nun begann ein heftiger Kampf. Die übrigen Araber suchten ihn loszumachen, und alles war in der größten Verwirrung, als auf einmal der Konsul und Kapitän Culverhouse hereintraten. Es dauerte einige Zeit ehe die Ordnung wieder hergestellt wurde, indem wir fest entschlossen waren, den Thäter, dessen wir uns so bemächtigt hatten, nicht wieder herauszugeben: allein da ihn der Konsul kannte und uns sein Erscheinen verbürgte, im Fall er gefordert werden sollte, so ließen wir ab, und gingen an Bord des Romulus.

Am nächsten Morgen ließ man uns auf das Schiff sa-

gen, daß, wenn der Kapitän nicht ans Land käme, der Mann hingerichtet werden würde. Wir begleiteten den Kapitän zu des Konsuls Hause und trafen hier des Pascha's Dollmetscher, fanden aber, daß das ganze eine Erdichtung war. Man hatte von der ganzen Sache gar keine Notiz genommen, und Djezzar wußte gar noch nicht einmal darum. Kapitän Culverhouse kehrte also zu seinem Schiffe zurück, und schickte mich zum Pascha, ihm zu sagen, daß, wenn die Beleidigung, die man Sr. Majestät Flagge zugefügt, nicht gehörig geahndet werden sollte, er sich gezwungen sehen würde andere Maaßregeln zu ergreifen, und daß er nicht eher an's Land gehen würde, bis dies nicht geschehen wäre. Damit nun auch Djezzar gehörig von der Beleidigung unterrichtet werden möchte, nahm ich die Steine, welche in dem Boot gefunden worden waren, in einen Sack genäht, mit mir; einer der verwundeten Matrosen und ein Midshipman erhielten Befehl mich zu begleiten.

Signor Bertocino begegnete uns am Lande und sagte mir, dies sey die Stunde, wo Djezzar schlafe: er versicherte mich, daß Tod das Loos des Sklaven seyn würde, der ihn zu wecken wagte, und indem er mich ernstlich bat, nicht in den Pallast zu gehen, erklärte er, daß er mir nicht zum Dollmetscher dienen könne. Ich beschloß deshalb zu versuchen, mich ohne seine Hülfe verständlich zu machen, stieg die Treppe zum Seraglio hinauf, und ging auf das Gemach los, wo uns Djezzar immer empfangen hatte. Dies fand ich verschlossen. Die Wache in tiefes Schweigen versunken oder nur zu einander flüsternd, gab Zeichen, als wir näher kamen, keinen Lärm zu machen. Indeß fingen wir, ich und der junge Midshipman an die Thür zu pochen an und augenblicklich entfloh die ganze Wache. Es dauerte einige Zeit ehe man von unserm Pochen Notiz nahm: endlich öffnete ein Sklave die Thür, der, wie wir nachher erfuhren, dem Pascha während des Schlafes die Fliegen abwehren mußte, und der immer in dem äußeren Gemache seines Harem zu diesem Entzwecke, wenn er bei Tage schlief, bei ihm blieb. Dieser Mensch stieß uns indem er den Finger auf den Mund legte, mit den Worten von der Thür weg, heida, heida, Dschaur! hist! hist! d. h. fort, fort, Ungläubiger! still! still! Wir riefen laut nach Djezzar, und hörten augenblicklich die Stimme des alten Pascha, der nach seinen Sklaven rief, in dem inneren Zimmer: etwas sanfter als das Brummen eines Bärs der aus seiner Ruhe gestört wird. Sobald er die Ursache der Stöhrung erfahren, befahl er, daß wir vorgelassen werden sollten. Ich trat zuerst vor mit meinem Sacke mit Steinen, und da ich Arabisch genug wußte, ihn zu verstehen, als er

fragte, was es denn gebe, so band ich das Tuch auf, und schüttete die Steine vor seinen Füßen auf den Boden aus, indem ich ihm zugleich unseres Matrosen zerschlagene Schienbeine und seine wunde Schulter zeigte. Der Pascha rief nun laut nach Bertocino, der, natürlich, nun erscheinen mußte: während Djezzar mir und dem jungen Offizier ein Zeichen gab, uns zu ihm zu setzen, bis der Dollmetscher käme. Sobald Bartocino wie gewöhnlich zu des Pascha Seite nieder geknieet war, und ihn von der Ursache unseres Besuches unterrichtet hatte, erhielt einer aus dem Gefolge den Befehle, den Hauptmann der Leibwache augenblicklich vor Djezzar zu bringen. Der Offizier kam: es schien hervorzugehen, daß seine Abwesenheit von seinen Posten am verwichenen Abende zu dem Angriffe auf das Boot Gelegenheit gegeben hatte, indem einige der fanatischen Araber dies für eine vortreffliche Gelegenheit gehalten hatten, an einem Haufen von Ungläubigen ihr Müthchen zu kühlen. Nichts geht über die Wuth die sich bei dieser Nachricht in Djezzar's Blicken mahlte. Man hätte von ihm wie von Nebuchadnezar sagen können, „die Gestalt seines Gesichts war verändert." Er zog seinen Dolch, winkte dem Offizier — und Bertocino sagte zitternd zu uns: jetzt werden sie Genugthuung erhalten. Was will er thun? fiel ich ein: diesen armen Menschen tödten, antwortete er, und kaum hatte er dies gesagt, als ich mehr erschreckt als irgend einer von uns, Djezzar in den Arm fiel. Der Midshipman vereinigte seine Bitten mit den meinigen und jeder von uns bat flehentlich um Verzeihung für das arme Schlachtopfer. Alles was wir erhalten konnten, war, daß der Pascha Aufschub der Strafe zugestand bis Kapitän Culverhouse von der Sache unterrichtet worden seyn würde, der, als er an's Land kam, des Mannes Leben rettete. Nichts aber konnte Djezzar bewegen, ihm völlig zu verzeihen. Er verlohr seine Stelle als Offizier und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Am nächsten Morgen ward ein Albanischer General mit einem Trupp Reiterei in die Berge geschickt, etwas gegen die Druſen zu unternehmen. Djezzar der uns holen ließ, uns davon Nachricht zu geben, sagte uns zugleich, daß er wegen unserer Reise nach Jerusalem besorgt sey: „aber „sagte er, ich habe schon Boten in das Land geschickt, da„mit die Häupter in den Dörfern ihre Vorkehrungen tref„fen." Er sprach auch von den Neuigkeiten, die er aus Aegypten erhalten, woraus er ersehen hatte, daß der Visir Cairo, der Pest wegen, verlassen hatte. Dies Betragen sagte er, möchte bei einem christlichen General sich rechtfertigen lassen, aber nie bei einem Türken *). Er erzählte

*) Wegen des Prädestinationsglaubens der Türken.

uns dann, daß er auf dem Berge Carmel mehrere tausend große Kugeln gefunden habe, ohne je eine Kanone von dem Kaliber entdecken zu können *), daß ein Bauer jedoch ein Feldstück gefunden, das Bonaparte dort verborgen, ehe er das Land verlassen habe, und zu dem diese Kugeln gepaßt hätten. Während dieser Unterhaltung, die über eine Stunde dauerte, und von Djezzar's Seite mehr als gewöhnlich mit Bemerkungen, Sentenzen und kindischen Geschäften durchspickt war, beschäftigte er sich wie gewöhnlich damit, daß er allerhand in Papier ausschnitt, z. B. Kaffekannen, Pfeifen, Vögel und Blumen. Als endlich sein Ingenieur kam, ihn über die Verbesserungen zu befragen, die er an den Werken von Akre wollte anbringen lassen, benutzten wir die Gelegenheit, uns zu entfernen. Man kann sich ungefähr einen Begriff von seinen Talenten in der Befestigungskunst machen, wenn man von der Art hört, in welcher diese Werke angelegt wurden. Er ließ nicht allein nur die von den Franzosen geschossene, und von Sir Sidney Smith so geschickt vertheidigte Bresche ausbessern, sondern befahl seinen Ingenieuren bloß auf den Platz zu sehen, wo die Bresche war, ohne sich um die übrigen Mängel der Werke zu bekümmern. Einige Leute, sagte er, indem er den Finger an die Nase legte, haben einen Kopf für diese Sachen, andere nicht. „Wir wollen einmal sehen, ob Bonaparte noch einmal da eine Bresche machen soll. Eine Bresche ist eine Bresche, und eine Mauer ist eine Mauer!"

Alles was den Verkehr im Lande angeht, hängt von dem Pascha ab. Die Ausfuhr der Landes-Erzeugnisse wurde erlaubt oder verboten, wie es Djezzar gefiel, der sich überhaupt sehr wenig um die Folgen einer Sache bekümmerte. Es ist wahr, daß sein Geiz ihn vermochte die Zoll-Einkünfte durch erhöhte Abgaben zu vermehren, aber seine Unwissenheit, verhinderte ihn, wie Baron Tott sagt, zu überlegen, daß Einrichtungen zur Vermehrung der Einkünfte, wenn sie dem Gewerbfleiße nachtheilig sind, deswegen nie sich auf Handlungsgrundsätze zurückbringen lassen.

---

*) Wir glaubten, daß Djezzar mit diesen Kugeln Versteinerungen von sphäroidischer Form meine, die in diesem Berge gefunden werden. Da die Türken Steine statt der Kanonenkugeln brauchen, so ist es wahrscheinlich, daß Djezzar, der Munition nöthig brauchte, die Stalagmiten vom Carmel dazu zu brauchen beschloß. Maundrel versichert indeß in den Feldern bei Akre große Kugeln von Stein gesehen zu haben, wenigstens 13 — 14 Zoll im Durchmesser, welche einen Theil der Munition ausmachten, mit welche man die Stadt bewarf, da man damals noch keine Kanonen kannte. Eben dergleichen große Kugeln sahen innerhalb des Castells Egmont und Hayman.

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Zweites Heft. Februar 1814.

I.

Die englische Niederlassung zu Honduras.

[Vom Kapitän Henderson. *)]

Die englische Niederlassung Honduras liegt in der Provinz Jucatan. Es hatten sich an der östlichen Küste mit gütlicher Einwilligung der Indianer schon vor dem Pariser Frieden von 1763 englische Kolonisten angesiedelt; die nächsten spanischen Niederlassungen waren gegen Norden die von Bacalar, gegen Süden die von Omoa und Truxillo. In jedem der ersteren Plätze wird eine unbedeutende Kriegsmacht unterhalten, aber der letztere Ort ist von größerer Wichtigkeit, hat eine regelmäßige Besatzung und weitläuftige Festungswerke. Der Hafen von Truxillo ist geräumig, offen und bequem, ein Vorzug, den sehr wenige Plätze an dieser weitläuftigen Küste genießen. Die Engländer dürfen nach dem Frieden von Paris keine Befestigungen anlegen; der König von Spanien hat übernommen sie zu beschützen,

*) Ein gedrängter, aber vollständiger Auszug alles Wissenswürdigen aus dem oben S. 65 genannten Buch. R.

und, im Fall eines Bruchs, soll ihnen Nachricht gegeben, und eine Zeit von 6 Monaten bewilligt werden, um sich mit ihrer Habe zu entfernen: dessenungeachtet wurden die wehrlosen Engländer im Jahr 1779 überfallen, beraubt und endlich nach der Havannah geschickt, wo sie bis zum Jahr 1782 in Gefangenschaft blieben. Viele Kolonisten suchten während des Kriegs eine Zuflucht unter den Mosquitoindianern: ihre Hauptniederlassung hatten sie am schwarzen Fluß, der als die nordwestliche Gränze dieses Volkes betrachtet werden kann. Die Strecke zwischen demselben und der britischen Kolonie, die an das Meer stößt, (denn vom Innern ist wenig bekannt), ist sehr beträchtlich und wird meist von rohen Stämmen bewohnt, mit denen es bis jetzt unmöglich gewesen ist einen Verkehr anzuknüpfen.

Nach dem Frieden kehrten die Engländer zurück. Seitdem sind sie mit Ausnahme eines mißlungnen Angriffs, den die Spanier im Jahr 1798 versuchten, ungestöhrt geblieben. Bis auf diese Zeit erschienen alljährlich spanische Kommissarien, um zu untersuchen, ob von Seiten der Ansiedler die in den Verträgen festgesetzten Bedingungen erfüllt worden; es sollten keine Verschanzungen aufgeführt, die für das Fällen des Mahogany und Färbeholzes bestimmten Gränzen nicht erweitert, keine Pflanzungen über einen bestimmten Umfang angelegt, noch andre als gewisse Arten des Anbaus auf denselben betrieben werden. Seit jenem Ueberfall hat die Untersuchung aufgehört, und die Kolonisten sehn sich durch jene Verpflichtungen für weniger gebunden an. Die Verbindung zwischen den Engländern und Spaniern beschränkt sich hauptsächlich auf Merida, die Hauptstadt von Jucatan: zur Kriegszeit dürfen die erstern sich ihr nicht weiter als bis zu dem sogenannten Vorposten von St. Antonio nähern, der nahe bei der Stadt Bacalar liegt; von diesem letztern Ort werden die Depeschen durch indische Eilboten befördert.

Eine größere Abneigung gegen freundschaftliche Verhältnisse mit den Engländern in Honduras, haben gewöhnlich, aber besonders neulich, die südlichen spanischen Besitzungen bewiesen, als die nördlichen: man schreibt sie aber mehr dem Einfluß fremder Intrigue, als einer feindseligen Gesinnung in den Völkern selbst zu.

Das Klima ist zuträglicher als in den meisten Gegenden von Amerika und auch im Allgemeinen auf den westindischen Inseln: denn Leute, deren Gesundheit auf den letztern gelitten hat, werden sehr oft plötzlich nach ihrer Ankunft in Honduras wieder hergestellt. Mit Ausnahme weniger Monathe wird das Land beständig durch regelmäßige Seewinde erfrischt, die im Durchschnitt von einer Hitze bis 80° begleitet werden. Die nasse Jahreszeit gilt hier nicht für die ungesunde Zeit: die häufigsten Krankheiten ereignen sich in der trocknen Jahreszeit, die gewöhnlich in die Monate April, May und Juny fällt. Während derselben ist die Sonne am mächtigsten und ihre versengenden Strahlen werden nicht durch die regelmäßigen Winde gemildert, die in den andern Monathen des Jahrs herrschen. Im Anfang Octobers fangen die Norde an, und dauern mit geringer Veränderung bis zur Rückkehr des Februars und Märzes: die Morgen und Abende sind alsdann kalt, oft auch unangenehm; und was in diesem Lande ein nasser Nord (a wet north) heißt, möchte einem Novembertag in England entsprechen: ein trockner Nord (a dry north) im Gegentheil ist gesund, angenehm und stärkend. Das Wetter ist während der Norde äußerst veränderlich: denn man hat binnen wenigen Stunden einen Fall des Thermometers von 15 Graden bemerkt. Gewitter sind während des größten Theils des Jahres häufig und in den heißen Monathen oft furchtbar heftig. Man kennt hier nicht die häufigen und anhaltenden Zeiten der Dürre, die dem Landbau so schädlich und auf den meisten westindischen Inseln so gewöhnlich sind.

Das Land hat einen Ueberfluß an den schätzbarsten Naturerzeugnissen. Außer dem Mahogany und den Färbehölzern gedeihn der rothe, der schwarze und weiße Mangelbaum, der vortreffliches Schiffsbauholz liefert. Die erste Art wird wegen ihrer Festigkeit und außerordentlichen Dauerhaftigkeit vorzüglich geschätzt; die Rinde giebt zum Gerben der der Eichen wenig nach. Sie wächst vorzüglich am Ufer der See oder der Ströme und anderer Gewässer: die andern Arten finden sich tiefer im Lande. Ueberdies giebt es viele andere zum Schiffbau brauchbare Holzarten, namentlich die Ceder. Nicht weniger häufig sind zwei Pal-

menarten auf den vielen Inseln. Die erste hohe Art giebt ein Holz, das besonders dem Andrange des Wassers widersteht; die zweite ist zum Bauen nützlich und ihre Blätter geben ein dauerhaftes Dach. In fast allen Richtungen erstrecken sich neben den Flüssen große Striche, die mit Fichten verschiedner Art bedeckt sind, von ungeheurer Größe, und die ein weit vorzüglicheres Holz liefern, als die nordamerikanischen: allein der hohe Arbeitspreis veranlaßt die Ansiedler sich mit diesem Bedürfniß lieber aus Nordamerika zu versehn. Der Eisenbaum, der Knopfbaum, (Buttontree) der Calabassenbaum, das Chrysophyllum (Bullet tree), dienen zu mancherlei nützlichen Zwecken. An der Seite der Flüsse sind Weiden und eine Art Bambus gewöhnlich. Aus dem Mohu oder der Althäa, der sich auch in großem Ueberfluß findet, werden die Flösse gemacht, worauf das Färbeholz an die See geführt wird. Die Rinde dient zur Verfertigung von Tauen, die den hänfenen an Dauerhaftigkeit wenig nachgeben. Der Catchubaum ist an vielen Stellen sehr häufig: eben so gemein ist der Heuschreckenbaum, der ein anderes schätzbares Harz giebt. Unter den Färbehölzern sind das Campecheholz und das Gelbholz am gewöhnlichsten; verschiedne andre Arten seltner. Das sogenannte Brasiletto findet sich bisweilen auf den Inseln neben der Küste und giebt einen Ausfuhrartikel. Das Drachenblut ist ein Erzeugniß des innern Landes. Der Cocosbaum und die Kohlpalme sind allgemein. Der Seidenbaumwollenbaum erreicht eine fast gleiche Höhe wie die letztere: sein Stamm wird häufig zu Kanots und kleinen Schiffen gebraucht. An Heilpflanzen ist Ueberfluß: die Heilnuß oder Jatropha ist, weil sie besonders bei Gallenkrankheiten nützlich ist, für diesen Himmelsstrich ein kostbares Geschenk. Die Palma Christi, die Biberöhl liefert, wächst in Menge: eben so die Muskuspflanze, deren Samen ein sehr aromatisches Oehl enthält; es wird innerlich gebraucht, für ein untrügliches Mittel gegen die Bisse der giftigsten Schlangen gehalten: auch als Umschlag wird die Pflanze in solchen Fällen gerühmt: man bedient sich auch der Eryngo, die ebenfalls in Honduras wächst. Der Dolichos pruriens ist gemein und wird als wurmtreibendes Mittel gebraucht. Die Negerinnen bedienen sich einer Bereitung aus der Wurzel der Contrayerra,

einer Art Dorstenia Linn, die überall wächst, zum Abtreiben der Geburt, ein Mißbrauch, der unter ihnen sehr gewöhnlich ist. Der Fingerhut wächst in den höhern Gegenden; die Sassaparille wird im Süden der englischen Niederlassung in Menge gewonnen und giebt einen vortheilhaften Ausfuhrartikel: es werden 4 Arten Ipecacuanha gezählt. Auch die Guania ist im Ueberfluß; ein vortreffliches Mittel, um die Zähne rein und weiß zu erhalten: die Eingebohrnen bedienen sich derselben mit dem besten Erfolg.

Auch das Thierreich ist ungemein reich. Die Wälder hegen zwei Tigerarten, den brasilianischen und den schwarzen (Felis Onca und discolor). Die erstere ist äußerst zahlreich und sie verübt oft großen Schaden in den Pflanzungen der Kolonisten, besonders an Schafen, Ziegen und Schweinen: sie soll auch bisweilen Menschen angreifen, doch scheint diese Behauptung ungegründet. Der schwarze Tiger ist seltner und besonders dem Geflügel gefährlich. Der Hirsch von der kleinen fahlen Art, der die meisten Gegenden Amerika's und der angränzenden Inseln bewohnt, hat immer ein sehr magres Fleisch, was vielleicht von der ängstlichen Lebensart herrührt, wozu dies schwache und furchtsame Geschöpf gezwungen ist: es ist in den Wäldern von Feinden umgeben, unter denen der Tiger und der gefräßige Alligator die furchtbarsten sind. Ein Thier, das die Eingebohrnen allgemein Gazelle nennen, scheint nach der Beschreibung Linen's Dorcas zu seyn. Das Peccary und das Warri gehören zum Schweingeschlecht. Sie gehn heerdenweis: die letztere Art wird für ein verwildertes europäisches Schwein gehalten. Sie verkündigen ihre Ankunft in den Wäldern in großer Entfernung durch ein lautes Geräusch, und sollen Schlangen und anderes Ungeziefer zerstöhren. Wenn man einer Heerde begegnet, ist es gefährlich darunter zu schießen, sobald man nicht einen sichern Zufluchtsort hat. Der Gibeonit (Cavia Paca) findet sich in großer Menge und läßt sich leicht zähmen: das Fleisch wird als ein besondrer Leckerbissen gerühmt. Das Fleisch des Aguti ist gesund, aber äußerst trocken. Es giebt drei Arten vom Armadill, die ebenfalls zu dem Luxus der hiesigen Tafel gehören. Der Quatsch (Quash) vom Viverrengeschlecht,

ist wie der Ichneumon, ein gefährlicher Feind des meisten Ungeziefers. Zwei Arten Ameisenfresser, die kleinere Art des Beutelthiers, der Rakuhn, der den Gärten, dem Federvieh u. s. w. sehr nachtheilig ist, und das kleine rothe Eichhörnchen sind sehr gewöhnlich. Der graue Fuchs soll sich in den gebirgigten Gegenden aufhalten, muß aber sehr selten seyn. Das mexicanische Stachelschwein wird häufig in Nebengebäuden und auf den verschiednen Pflanzungen gefangen: die Neger rühmen das Fleisch als eine vorzügliche Leckerey. Zu den seltnen Thieren gehört der Tapi oder wie man hier sagt die Bergkuh: das Fleisch wird hier für sehr grob und widerlich gehalten. Die zahlreichen Affen beschränken sich sämtlich auf die Klassen der Sapaju's und Sagouin's: am häufigsten findet man in den Wäldern den gehörnten und den braunen Sapaju und den Capuzineraffen. Die Mahoganyfäller, die Schwarzen sowohl als die Weißen, halten das Affenfleisch für eine der angenehmsten Speisen, welche die Wälder enthalten. Der Manati ist sehr häufig: sein Fleisch wird dem besten Kalbfleisch gleich geschätzt. Der Schwanz mit Gewürzen eingemacht und kalt gegessen, ist ungemein schmackhaft. Das Truthuhn bewohnt die dichtesten und abgelegensten Stellen der Wälder; es wird selten lebendig gefangen und lebt nicht lange in der Gefangenschaft: leichter wird der schöne Curasso gezähmt, der aber äußerst empfindlich gegen die Kälte ist. Der Quam (Penelope cristata) und der Coquericat werden ihres Fleisches wegen sehr geschätzt. Das mexicanische Rebhuhn ist in der Nähe von Honduras sehr gemein: auch die Wachtel zeigt sich zu gewissen Zeiten in den Fichtenwäldern häufig und gewährt dem Jäger viel Vergnügen. Die Taube ist gemein und verschiedne Arten von Waldtauben finden sich sehr häufig. Die Löffelgans ist sehr gewöhnlich, auch der Reiher. Der Kibitz und der Brachvogel besuchen regelmäßig diese Küsten. In der Regenzeit sind Schnepfen, viele Arten wilder Enten und ähnlicher Vögel in unglaublicher Menge auf den Seen und Sümpfen zu finden. Unzählig sind die Papageien die in den benachbarten Wäldern leben: sie werden leicht gezähmt und lernen bald sprechen. Der Pfefferfras ist gemein, ferner verschiedne Drosselarten, (unter denen der oriolus Dominicensis, ungemein häufig am Gibun seine hängenden Nester baut), und der Reisvögel finden

sich überall. Zwischen den vielen Inseln an der Küste schwimmen in unzähligen Schaaren der Pelican und der Cormoran: während der Regenzeit halten sich Myriaden von Schwalben in Honduras auf, die hernach verschwinden. Unter den Colibriarten ist der exilis, der kleinste und zierlichste ganz gewöhnlich. An Fischen sind die Küsten reich: man findet dieselben Arten, welche die Gewässer Amerika's und der westindischen Inseln bewohnen. Kaum wird man eine ähnliche Menge von Schaalthieren in irgend einem Theile der Welt finden: es giebt dreierlei Arten von Schildkröten, Krebse von zartem, weißen Fleisch; die Mangelauster, die sich an die über das Wasser sich neigende Zweige des Baumes traubenförmig hängt, aber von schlechter Beschaffenheit ist, und mehrere Muschelarten finden sich in außerordentlicher Menge. In den Flüssen und Einbuchten hält sich eine eigne Art Schildkröten, die Hickati auf, die obgleich kleiner doch sonst der Seeschildkröte in keiner Hinsicht nachsteht. Außerordentlich groß ist die Menge der Amphibien: unter den mancherlei Schlangen werden zum Glück die wenigsten für gefährlich gehalten. Die Klapperschlange kömmt in den höhern Gegenden häufig vor, ist aber selten so groß, als in den vereinigten Staaten. Die schwarze Schlange (black snake) ist gewöhnlich, aber unschädlich. Für giftig halten die Kolonisten besonders zwei Arten, die sie Tommy Goff und Barbers Pole nennen. Gewöhnlich trifft man sie in Nebenhäusern oder gedeckten Gebäuden. Die Schlange, die der Womler heißt, findet sich am häufigsten und wächst zu einer außerordentlichen Größe; aber sie ist für Menschen nicht schädlich, desto verderblicher den Vögeln und andern kleinen Thieren. Die Wälder haben Ueberfluß an fast allen Eidechsenarten; der Iguana, nächst dem Alligator das größte Thier dieser Gattung, wird begierig als ein vorzüglicher Leckerbissen gesucht. Der Basilisk ist auch gemein und nur den Insecten schädlich. Unter den kleinen Eidechsenarten werden nur der Gally wasp und der Holzsklave (wood slave) für giftig gehalten; besonders wird die erste Art sehr gefürchtet. Beide finden sich häufig in alten Gebäuden *).

*) Der Verfasser giebt von Seite 106 — 156 einige naturhistorische Bemerkungen, die jedoch meist bekannt, zum Theil aus an-

Die Stadt Balize, die an der Mündung des Flusses gleiches Namens *) liegt, ist die einzige regelmäßige Niederlassung, welche die englischen Kolonisten hier angelegt haben. Sie wird unmittelbar vom Meer bespült, und obgleich die Lage niedrig ist, so geben die Gruppe hoher Kokosbäume und das dick gemischte und lebhafte Laub der Tamarinden den Wohnungen ein sehr malerisches und angenehmes Ansehn, unabhängig von dem Vortheil, den ihr angenehmer Schatten bringt, den allein diejenigen völlig schätzen können, die den mächtigen und abspannenden Einfluß eines tropischen Klima's gefühlt haben. Ohne die regelmäßigen Winde würde die Kolonie weit ungesunder seyn, da sie am Rande eines unermeßlichen Sumpfes angelegt ist, der sich viele Meilen in's Land erstreckt, in den meisten Jahreszeiten an stehenden Wassern Ueberfluß hat, aber während der Regenzeit ganz überschwemmt ist.

Balize zählt etwa 200 Häuser von aller Art: viele derselben, besonders die, welche reichen Kaufleuten gehören, sind geräumig, bequem und wohl eingerichtet: sie sind ganz von Holz gebaut und gemeiniglich 8 oder 10 Fuß vom Boden erhöht, auf Pfeilern von Mahogany. Die Vorraths- und Wirthschaftsgemächer sind allgemein im untern, die Speise- und Schlafzimmer im obern Geschoß. Jede Wohnung hat ebenfalls ihre obern und untern Piazza's, Zugaben, die in heißen Himmelsstrichen unumgänglich nothwendig sind und zu denen man sich als dem kühlsten und angenehmsten Theile der Häuser flüchtet.

Die Gebäude sind in diesen wenigen Jahren meist mit Schindeln gedeckt worden, eine Verbesserung, die auch, abgesehn von der Sicherheit, die sie gewährt, zu gleicher Zeit der Stadt ein zierlicheres Ansehn verschafft. Vorher bestanden alle Dächer aus den Blättern des Palmbaums (Chamaerops excelsa); ein solches Dach heißt Bay-thatch **).

---

dern Schriftstellern entlehnt und ohne Werth für die Wissenschaft sind: ich habe daher hier auf wenigen Seiten einen Auszug eingeschaltet, der das enthält, was sich auf die Benutzung der Naturprodukte zu Zwecken des menschlichen Lebens bezieht. R.

*) Die Spanier nennen ihn beständig Wallix.

**) Ob braunes oder Laubdach? R.

Es giebt einen vorzüglichen und dauerhaften Schutz gegen das Wetter und wird besonders bei Pflanzungen und andern Gebäuden von geringerer Art geschätzt.

Die Lage der Stadt macht den Verkehr mit den inneren Gegenden, besonders zu Lande, äußerst schwierig: es führen keine Wege dahin und sie würden sich auch nicht ohne außerordentliche Kosten und Arbeit anlegen lassen: bequem kann man daher nur zu Wasser reisen: eine Strecke von 4 bis 5 Meilen ist indessen durch den Sumpf ausgehauen, die bei schönen Wetter zu einen ziemlich angenehmen Spazierritt dient: die Seiten dieses Wegs sind reich mit der angenehmsten Abwechselung von Laub eingefaßt, worunter das des Mangelbaums (Rhizophora mangle) des Manschinellenbaums (Hippomane mancinella) *) und des Poponax am meisten vorherrschen: der letzte ist besonders angenehm, wegen des schönen Geruchs, den seine kleine gelbe Blüthe verbreitet. Eine wilde Art der Sinnpflanze wird auch überall gefunden.

In allen Richtungen ist die Annäherung zu der weiten Küste, die an der Hondurasbay liegt, mit augenscheinlicher Gefahr und Angst begleitet: die zahlreichen Ueberbleibsel von Schiffen, die an den verschiednen Riffen und den so zahlreich längs derselben zerstreuten Inseln (keys), gescheitert sind, bezeugen die Schwierigkeit der Schiffarth auf eine beunruhigende Weise. Die Gefahr ist zu allen Zeiten groß, wächst aber während der Dauer der Nordwinde. Die Luft ist alsdann gewöhnlich neblich und dick, und die Ströme die in diesem Theil der Welt, besonders von dem Einfluß der Winde beherrscht werden, laufen mit so außerordentlicher und ungleicher Schnelligkeit, die oft alle Berechnung täuscht und jede Vorsicht unwirksam macht. Auch noch ein andrer Umstand ist bemerkenswerth, die

*) Die tödliche Eigenschaft der Frucht von diesen Baum ist bekannt: man glaubt hier jedoch, daß das Vieh sie ohne Schaden genießen kann. Auch das Laub oder die Rinde scheint eine nachtheilige Eigenschaft zu haben, denn ein Soldat vom 5ten westindischen Regiment ward auf einem Auge völlig blind, weil einige Regentropfen heruntergefallen waren, während er in dem Schatten eines solchen Baums schlief.

Aehnlichkeit der verschiedenen Inseln mit einander: so daß der erfahrenste Seemann, wenn er sich zwischen ihnen befindet, in Verlegenheit ist, seine Lage genau zu bestimmen. Es ist in der That, wenn man diese Küste erreicht, selten sicher ohne Lootsen weiter zu gehn. Beim Absegeln von Honduras wird die Gefahr wo möglich noch größer, wegen der vermehrten Zahl der vorher aufgezählten Hindernisse. Zuerst muß man die sogenannten nördlichen Triangel zu erreichen suchen, welches drei Inseln unmittelbar dicht nebeneinander sind, die eine schlüsselähnliche Gestalt haben und in einer N. N. O. Richtung etwa 10 Seemeilen von Balize liegen: dann muß man den Lauf nach Cap Antonio auf der Westseite der Insel Cuba nehmen. Es wird auf der Rückreise für sehr wichtig gehalten, diesen letzten Ort zu erreichen, denn es ist bisweilen geschehn, daß Schiffe, die darin fehlten, durch die Gewalt der Ströme und leichte Winde in den Meerbusen von Mexiko getrieben sind und oft dort viele Wochen bleiben oder auf eine eben so verdrießliche Art bis nach dem Meerbusen von Florida hinaufgehn mußten.

Viele dieser Inseln neben der Küste Honduras sind von beträchtlichem Umfang: einige sind an einzelnen Stellen angebaut, besonders von Leuten, die sich mit dem Fange von Schildkröten und Fischen beschäftigen. Ihr Boden ist im Allgemeinen höchst unfruchtbar, weil er hauptsächlich aus verwitterten Muscheln mit Sand vermischt besteht, der nur unvollkommen die auf ihn verwandte Mühe belohnt. Der größeste Theil ist mit einer Art Seefenchel bedeckt und auf den meisten sind die Cokosnußbäume und Seebinsen in Ueberfluß. Die größte von diesen Eilanden heißt Turneff: sie besteht aus einer Reihe von mehreren kleinen, die durch Busen und Lagunen getrennt, aber unter obiger allgemeiner Benennung begriffen werden: sie liegen nahe bei Balize und gerade in dem Kanal der von Jamaika dahin führt. Von Fremden wird sie zuerst oft für das feste Land gehalten, womit sie große Aehnlichkeit hat und weswegen sie mithin eine besondre Rücksicht verdient.

St. Georgsinsel, etwa 3 Seemeilen von Balize in N. O. Richtung ist ein sehr gesunder und angenehmer Ort und enthält eine Anzahl guter Häuser: die Einwohner der

Niederlassung begeben sich häufig hieher, während der heißen Monate: die Reinheit der Luft und andre damit verknüpfte Vortheile, machen sie zu einem erwünschten Zufluchtsort für Kranke und Genesende. Vor einigen Jahren war sie der Haupthandelsplatz in dieser Weltgegend, wo sich die Kaufleute fast allein aufhielten, und wo die damit beschäftigten Schiffe ihre Ladungen löschten und einnahmen. Viele der ältern Einwohner bedauern auch, daß man den Handel nach dem viel ungesundern Balize verlegt hat. Die Ambrainsel (Ambergrease key) nördlich von Balize ist auch von beträchtlichem Umfang, reichlich mit ausgedehnten frischen Teichen versehn und hat in den meisten Jahrszeiten einen Ueberfluß an vielen Arten von Wild. Sie soll auch Campecheholz und die schätzbarere Art des Färbeholzes Brasiletto hervorbringen. Es würde zu weitläuftig seyn, die unzähligen ähnlichen Plätze an der Küste, die sich im Ganzen völlig gleich sind, besonders zu beschreiben. Wahrscheinlich wurden einige früher von den Holzfällern bewohnt, als das angränzende feste Land, weil sie ihnen weit größere Sicherheit gegen die Spanier und die Indianer gewährten. Mahogany war damals noch kein Gegenstand von großer Bedeutung und Wenige waren kühn genug, sich bis zu den entfernten Plätzen, wo es gefunden ward, zu wagen. Auch den Buccaniers oder Flibustiers boten sie einen bequemen Zufluchtsort dar: sie konnten von diesen Inseln fast zu allen Jahrszeiten auf ihre Streifzüge auslaufen und Niemand wagte es der gefährlichen Schiffarth wegen, die außer ihnen nur wenigen bekannt war, sie hier aufzusuchen. Von diesen wilden Gemüthern und ihrer Lebensart zeigen sich noch Spuren in dem Charakter der jetzigen Einwohner.

Vor nicht vielen Jahren verließen zahlreiche Stämme feindlicher Indianer oft ihre Schlupfwinkel in den Wäldern, in der Absicht zu plündern. Dies gelang ihnen, und sie begingen, wenn sie Widerstand fanden, nicht selten die blutigsten Mordthaten. Ihre Wohnungen sind niemals aufgespürt worden. Ihr Charakter ist ausgezeichnet wild und sie sind immer mit Bogen und Pfeilen von sonderbarer Arbeit bewaffnet: die letztern werden allgemein für vergiftet gehalten. Sie sind ohne irgend eine Bekleidung und wandern

über einen unermeßlichen, aber nur wenig bekannten Landstrich. Die Spanier haben diesem Volk den allgemeinen Namen Bravo's gegeben.

Die Indianer in diesem Theil von Amerika, haben wenig Aehnlichkeit mit den Stämmen der nördlichern Gegenden, da sie weder ihrer persönliche Tapferkeit noch ihre charakteristische Abhärtung besitzen: die Furcht vor den Soldaten, die man öfters zu ihrer Verfolgung abgeschickt hat, hat neulich ihren öftern Besuchen ein Ziel gesetzt.

Für den Handel mit den spanischen Besitzungen ist die Niederlassung Honduras so günstig belegen, daß die Vortheile des im Jahr 1806 durch Lizenzen vergönnten Verkehrs bereits deutlich gefühlt werden; ein weniger beschränkter Handel würde besonders während des Friedens die wichtigsten Vortheile hervorbringen, obgleich vieles hierbei von den Einrichtungen in den spanischen Kolonien abhangen wird, die bis jetzt Versuchen der Art wenig günstig gewesen sind; indessen scheint gegenwärtig eine bessere Zeit als je vorher zu seyn. Man kann keinen bessern Stapelplatz für diesen Welttheil finden. Balize könnte zugleich den Handel von Jucatan nach Norden und der weitläuftigen Provinz Guatimala und ihrer schätzbaren Dependenzen nach Süden beherrschen. Diese Landschaft hat immer zu den ersten der spanischen Besitzungen jenseits des Meers gehört und sie ist besonders reich an vielen Ausfuhrartikeln: wohin namentlich eine vorzügliche Art Indigo gezählt wird, die immer einen sehr bedeutenden Vorzug auf den verschiednen europäischen Märkten behauptet hat. Große Vorräthe von diesen Waaren finden bisweilen einen Abzug auf dem entgegengesetzten Meer, aber häufiger auf dem Fluß Dolce, der sich durch den Meerbusen gleiches Namens in den atlantischen Ocean stürzt. Auch werden beträchtliche Summen in baarem Gelde, der Ertrag der Kolonialeinkünfte, zu bestimmten Zeiten aus Guatimala nach Alt-Spanien geschifft. Gegenwärtig werden die Handelsartikel von den Spaniern meistens für Geld gekauft, aber es ist ganz ausgemacht, daß ihnen, ihren Bedürfnissen angemeßne brittische Manufakturwaaren weit angenehmer seyn würden.

Bei einer größern Ausdehnung unsrer Handelsverhältnisse in diesem Welttheil würden der Meerbusen von Dolce,

der nur einige Meilen von der englischen Niederlassung entfernt ist, und Truxillo wegen des vortrefflichen Hafens alle Aufmerksamkeit verdienen: auch an verschiednen Stellen der benachbarten Mosquitoküste könnten vortheilhafte Niederlassungen angelegt werden, die an den freundschaftlichen Gesinnungen der Einwohner für die Engländer große Erleichterung finden würden.

Die vornehmsten Artikel, die gegenwärtig aus Europa in die Kolonie Honduras eingeführt werden, sind Leinwand aller Art, gedruckte Kattune, Musline von der köstlichsten Arbeit, Negertuch, feines Tuch, Strümpfe, (hosiery) feine und grobe Hüte, Eisen und Stahlwaaren: letztere in großer Menge, besonders kurze Säbelklingen, die gebraucht werden, um den Boden von Unterholz zu reinigen. Gesalzne Vorräthe verschiedner Art, entweder aus England oder Amerika, werden auch beständig zum Unterhalt der Sklaven verlangt.

Der ungeheure, von aller Wiederausfuhr unabhängige Verbrauch der meisten vorhergehenden Gegenstände ist im Verhältniß auf die Größe der Niederlassung außerordentlich. Es wird größtentheils durch den verhältnißmäßigen Reichthum der meisten Einwohner bewirkt. Die Eigenthümer der Sklaven sind im Allgemeinen reich: d. i. sie werden es durch die Ergiebigkeit der Arbeit. Die Sklaven selbst besitzen Vorrechte, die ihrem Stande in keinem andern Theil der Welt bewilligt sind. Die farbigen Leute und die freien Schwarzen, die ebenfalls zahlreich sind, besitzen alle einiges Eigenthum; einige wenige sind reich und charakterisiren sich durch dieselben Züge, die das gleiche Geschlecht in Westindien bezeichnen, durch eine verschwenderische Befriedigung ihrer Lüsternheit und eine ausschweifende Leidenschaft für den Putz.

Viele Fahrzeuge, die für diesen Handel von Europa aus gesandt sind, kommen zum Theil mit Ballast, da wenige Ladungen für die Bedürfnisse des Landes hinreichen. Ganz verschieden ist der Fall mit den Schiffen, die aus Nordamerika kommen: denn hier wie in unsern meisten Kolonien werden amerikanische Erzeugnisse für unumgänglich nothwendig gehalten: Mehl, gesalzne Fische, Kartoffeln, Zwiebeln u. dgl. Die Einfuhr von Rind- oder Schwein-

fleisch wird nur bisweilen auf die Vorstellung des Mangels, vom Gouverneur von Jamaika erlaubt. Hölzernes Geräthe aus demselben Lande findet auch einen schnellen und vortheilhaften Markt. Die Amerikaner sind denselben Beschränkungen, wie in unsern verschiednen Inseln, besonders auf Jamaika unterworfen, das in dieser Hinsicht die maaßgebenden Verfügungen trifft. Das Mahoganyholz, das die amerikanischen Schiffe einnehmen, darf am breitesten Ende 20 Zoll nicht übersteigen: und auf jede 10000 Fuß haben sie Erlaubniß 3 Tonnen Färbeholz mitzunehmen. In den Jahren 1806 und 1807 segelten 49 amerikanische Fahrzeuge aus Honduras, die 5966 Tonnen ausmachten und 140000 Fuß Mahogany nebst einer verhältnißmäßigen Menge Färbeholz ausführten.

Ein sehr vortheilhafter Viehhandel wird von einigen wenigen Kolonisten mit den Spaniern getrieben, die auf dem sogenannten festen Lande wohnen. Die Spanier vertauschen ihr Vieh gegen Leinwand, Tücher, Zucker, Rum, u. s. w. Dieser Handel soll gewöhnlich einen Gewinn von fünf bis sechshundert Procent abwerfen. Das auf diese Weise erlangte Vieh wird entweder geschlachtet oder an die Mahoganyfäller verkauft, denen es der Arbeit wegen besonders schätzbar ist. Es ist groß, von guter Gestalt und giebt ein äußerst wohlschmeckendes Fleisch. Auf dem spanischen festen Lande wird ebenfalls ein ungewöhnlich großer und tüchtiger Schlag von Mauleseln erzeugt: sie werden gewöhnlich nach Jamaika gebracht.

Die Verlegenheit, welche aus dem Mangel an regelmäßiger Zufuhr der Lebensmittel aus dem Mutterlande in den westindischen Inseln so häufig gefühlt wird, tritt ebenfalls in der Kolonie Honduras ein: ohne eine nachsichtige Ausübung der Vorrechte, die sich der Mutterstaat zueignet, würden diese Niederlassungen oft einer Hungersnoth nahe gewesen seyn. Wenige Länder sind vielleicht für den Anbau so günstig, als die Küsten an der Hondurasbay, obgleich sie fast ganz vernachlässigt werden: es muß die Zeit kommen, wo ihre Wichtigkeit in dieser Hinsicht sich geltend macht. Die Holzfäller beklagen sich schon seit langer Zeit über die Gränzen, die der Vertrag mit Spanien, ihnen anweist: worin das Mahogany und das Färbeholz bereits äußerst selten werden.

Die Erzeugniſſe Weſtindiens und der tropiſchen Länder überhaupt, können ohne Zweifel mit dem beſten Erfolg an der Hondurasbay gewonnen werden: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, wovon eine ſchlechtere Art einheimiſch iſt. Der indiſche Schilf (arrow root, Maranta Linn.) wächſt in Ueberfluß und auch Piment iſt mit dem ermunterndſten Erfolg angepflanzt worden. Der Zucker und der Rum von einigen früher am Schwarzen Fluß angelegten Pflanzungen waren nach dem Urtheil gültiger Richter nicht ſchlechter als dieſelben Erzeugniſſe von Jamaika.

Der reiche Boden neben den vielen Flüſſen verbunden mit den periodiſchen Regen, verſpricht dem Reisbau den beſten Fortgang. Was von dieſem Produkt an mehreren Stellen, beſonders am Fluß Balize zum Hausgebrauch erzeugt wird, wird immer dem beſten amerikaniſchen gleich geſchätzt. Zu dieſen wichtigen Gegenſtänden des Anbau's kommen der Mais, verſchiedne Arten Yams, Caſſavawurzel und vor allen der Piſang. Jede Niederlaſſung zu Honduras, hat ihren Piſanggang: manche umfaſſen einen Raum von wenigſtens hundert Morgen: nichts übertrifft die Schönheit und den Reichthum, den dieſe ununterbrochnen Haine entfalten, wenn man die verſchiednen Flüſſe hinaufreiſt. Die Ananas, Bananas und Melonen, die ſehr häufig zwiſchen die Reihen der Piſangs geſetzt ſind, tragen dazu bei, die Ueppigkeit der Szene zu erhöhn; der Bergkohl (Mountain-cabbage *), der hin und wieder ſein ſtolzes Haupt über alle andre Gewächſe erhebt, vollendet den großen Eindruck, den das Ganze macht.

Die Hausthiere ſind die in Europa bekannten: und auf den großen und guten Weiden gedeihen vorzüglich Ochſen und Kühe, vortrefflich: letztere geben eine Menge Milch. Auch Schafe und Ziegen kommen fort: letztere in der größten Menge. Die Schafe verliehren nicht ihr Fl·eß, wie allemal auf den weſtindiſchen Inſeln, wo ein ziegenartiges Haar an die Stelle tritt; mit Recht läßt ſich dieſe Veränderung der außerordentlich heftigen Hitze zuſchreiben.

Der Schildkrötenfang iſt die vortheilhafteſte Fiſcherei und wird daher am meiſten betrieben. Er macht eine eigne

*) Vielleicht einer Art Kohlpalme.

Beschäftigung aus und die Menge, die gewöhnlich gewonnen wird, ist beträchtlich. Nur wenige kommen auf den Londoner Markt, die von den dortigen Schiffern zu diesen Behuf gekauft werden: die meisten werden von den Kolonisten verzehrt: die Art, die Habichtsschnabel (hawksbill) heißt, wird besonders gesucht, weil ihre Schaale das eigentliche Schildpatt giebt. Mit dem Schildkrötenfange beschäftigen sich allgemein die Bewohner der verschiednen Inseln in der Nähe von Balize. Viele von ihnen haben sich indessen dicht bei den spanischen Kolonien niedergelassen: aber selten leiden sie durch diesen Umstand eine Stöhrung. In der Fangzeit bilden sie sich gemeiniglich in Gesellschaften von vier oder fünf Personen und mit einem geringeren Grade von gelegentlicher Betriebsamkeit, kann keine unabhängigere Klasse von Wesen gefunden werden. Wenn der Fang der Schildkröten vorüber ist, beschäftigen sie sich hauptsächlich mit der Fischerei, für sich und ihre Familien. Ihren oft beträchtlichen Gewinn verwenden sie lediglich auf Rum: so lange die Arbeit dauert, bedienen sie sich nur des Wassers, aber hernach erholen sie sich in einer beständigen Trunkenheit von mehrern Wochen. Oft reicht ein ganzes Faß (a puncheon, 80 Gallonen) von ihrem Lieblingsgetränk nicht für ein einziges Fest hin. Unter den Fischen, woran die angränzenden Gewässer so reich sind, sind der Baracoute und der Judenfisch sehr fest und wohlschmeckend: der erstere wiegt oft 60, der letztere häufig gegen 200 Pfund: ihr Fang könnte ein vortheilhaftes Gewerbe werden. Auch der Manati wird an der Küste und in den benachbarten Lagunen gefangen: das Fleisch frisch oder gesalzen, wird für einen Leckerbissen gehalten. Er wiegt oft tausend Pfund.

Wer der je in einem tropischen Lande gelebt hat, denkt nicht mit Vergnügen an die Mannichfaltigkeit der lieblichsten Früchte, die dem Bedürfniß des Menschen so angemessen sind? Zu den ausgesuchtesten gehören Bananas, verschiedne Melonen, Ananas in gleicher Verschiedenheit, Lemonen, Citronen, Pompelmusse, Mango's, Guava's Mamun's, Caschuäpfel, Tamarinden, Cactus, Avocadobirnen, Granatäpfel, viele Arten wilder Pflaumen u. s. w. Neulich ist auch der Weinstock von Madeira nach Honduras ver-

verpflanzt und es scheint daß er sich an sein neues Vaterland gewöhnen werde.

Das Hauptgeschäft der Ansiedler ist das Fällen des Mahogany und des Färbeholzes. Der Fluß Balize, von dem die Hauptniederlassung den Namen führt, und an dem die ältesten und schätzbarsten Mahoganystellen liegen, verdient zuerst beachtet zu werden. Einige Holzfäller haben sich 200 Meilen von seiner Mündung niedergelassen: er ist bis so weit für alle erforderliche Zwecke schiffbar; sein fernerer Lauf, der sich noch sehr weit erstrecken soll, ist nicht genau bekannt. Man versichert, daß nicht sehr weit von den entferntern Niederlassungen in dieser Richtung sich Landstraßen finden, die, wie man vermuthet, sich von den nördlichen Besitzungen der Spanier bis nach den südlichen ausdehnen: man spricht auch von Querstraßen, die zu den innern Landstraßen führen. Es ist allgemein bekannt, daß die öffentlichen Befehle, die sich auf die spanischen Kolonien beziehn, größtentheils zu Lande befördert werden, hauptsächlich während eines Kriegs. Sie werden indischen Boten anvertraut, die mit außerordentlicher Geschwindigkeit die längsten Reisen machen. Wenige Engländer haben Gelegenheit gehabt etwas genaues von diesen Straßen und den Oertern, wohin sie führen, zu erfahren. Es ist die unveränderliche Politik der Spanier, Aufschlüsse darüber zu verhindern; die Reisenden werden daher in einer Gefangenschaft gehalten und nicht selten werden ihnen die Augen dicht verbunden. Am Ende des Balize soll eine Stadt von beträchtlicher Größe und Bevölkerung Namens Potent liegen. Sie befindet sich in der Mitte eines großen Sees und wird als ein Verbannungsort für spanische Verbrecher angesehn. Sie hat einen Gouverneur und eine kleine Besatzung; man schätzt ihre Entfernung von den englischen Niederlassungen höchstens auf 8 bis 10 Tagereisen in südwestlicher Richtung. Zwischen Potent und der reichen und großen Stadt Guatimala soll eine ununterbrochne Verbindung Statt finden.

Der Sibun oder Schibun, wie er gewöhnlich heißt, ist an Wichtigkeit der nächste Fluß. Die Schiffarth auf demselben, ist weit freier, als die auf dem Balize und eine große Menge von Mahogany wird aus den Buchten und

Armen, die mit ihm in Verbindung ſtehn, auf ihm hinabgeflößt. Die Seiten dieſes Stroms ſind bis auf eine beträchtliche Entfernung dicht mit Pflanzungen beſetzt und der anſtoßende Boden wird allgemein für reich und ergiebig gehalten. Während der Regenzeit ſind die Fluthen im Schibun außerordentlich groß; denn in wenig Stunden ſteigt das Waſſer von ſeinem urſprünglichen Stande bis auf 90 Fuß: gewöhnlich fällt es eben ſo ſchnell; die Anwohner haben hievon jedoch wenig Unbequemlichkeit, höchſtens verlieren ſie bisweilen einiges Vieh. Die Mündung iſt etwa drei Seemeilen in ſüdlicher Richtung von dem Fluß Balize.

Verſchiedne Flüſſe innerhalb der engliſchen Gränzen, die ſehr reich waren, ſowohl an Mahogany als an Färbeholz, wurden bei'm Anfang unſrer letzten Fehde mit Spanien verlaſſen: die Urſache war ohne Zweifel die Nähe der ſpaniſchen Beſitzungen und die Unſicherheit, worin der unbeſchützte Koloniſt ſich befand. Unſre Niederlaſſungen der Art gränzten beſonders an den Rio-Neuro und Rio Honda, jeder von ihnen nicht weit von der Kolonie am Balize und beide ſchiffbar für Fahrzeuge von anſehnlicher Tonnenlaſt.

Etwa 30 Meilen den Balize aufwärts liegen dicht an ſeinen Ufern die ſogenannten indiſchen Hügel: kleine Anhöhen, die von den Urbewohnern über ihre Todten errichtet ſeyn ſollen: Menſchenknochen und Bruchſtücke von einer groben Art irdner Geſchirre werden häufig ausgegraben. Dieſe indiſchen Hügel findet man faſt immer nur dicht neben Flüſſen und Buchten; andre haben daher vermuthet, daß ſie zu Zufluchtsörtern bei Ueberſchwemmungen beſtimmt geweſen wären, denen die Menſchen an ſolchen Stellen und ehe das Land einigermaaßen von Holz gereinigt war, häufig ausgeſetzt ſeyn mußten. Der Fuß dieſer Hügel iſt regelmäßig mit großen Steinen eingefaßt.

An einem Arm des Sibun, die Indianiſche Bucht genannt, liegen die Höhlen, unterirdiſche Gänge, die ohne Zweifel durch die Gewalt des Waſſerſtroms, der wahrſcheinlich vor vielen Jahrhunderten ſeinen Weg hindurch gefunden hat, in dem Fuße von drei oder vier nah beieinander liegenden Bergen, von ſehr beträchtlicher Höhe gebildet ſind. Der größte dieſer Gänge iſt etwas mehr als eine Viertelmeile lang, obgleich ihm im Lande eine größere Ausdehnung gege-

ben wird. Der Eingang zu der größten Höhle drängt sich nach vielen Windungen plötzlich dem Auge auf, gleicht ganz genau der Oefnung eines Ofens und ist dicht mit Bäumen und Felsen von der größten, aber wildesten Gestalt überhangen. Gleich hernach beginnt ein weiter geräumiger See, dessen Wasser still und tief ist: man hört es kaum anders als bei der ungestümsten Fluth rauschen. Das hohe Dach ist in dem genauesten Verhältniß gewölbt und mit schimmernden Krystallisationen reichlich besetzt. Nur bei Fackellicht kann man den erhabnen Anblick vortheilhaft genießen; denn wenn an 2 oder 3 Stellen ein einzelner Sonnenstrahl, der mit unbegreiflichen Glanz durch die Bergspalten dringt, erlischt, so herrscht überall gänzliche Dunkelheit: das geringste Geräusch das man im Gehen macht, hallt sehr laut wieder und giebt ein Gefühl von feierlicher Größe. Einige halten die Höhlen für eine Arbeit der Indier, und daher hat das Wasser, das sie durchströmt, seinen Namen; allein es fehlt dieser Vermuthung an aller Wahrscheinlichkeit. Bei niedrigem Wasserstande, sind die einsamen Winkel der Höhlen die Lieblingsplätze für viele Raubthiere, unter denen man den Tieger am häufigsten bemerkt.

Es sind zwei Zeiten im Jahr, wo das Mahogany gefällt wird; die erste fängt gleich nach Weihnachten oder am Schluß der sogenannten naſſen Jahrszeit an, die andre um die Mitte des Jahrs. Alsdann ist alles Thätigkeit; das Fällen der Bäume und das Herausschleppen derselben, machen die Hauptbeschäftigungen aus. Einiges Holz wird an Ort und Stelle aus dem Gröbsten viereckt behauen; aber dieser Theil der Arbeit wird in der Regel aufgeschoben, bis die Hölzer an den Einlauf der verschiednen Ströme geflößt sind. Diese Flösse bestehn oft aus mehr als 200 Hölzern und schwimmen eben so viele Meilen hinunter. Ist der Strom ungewöhnlich reißend, so ereignet es sich häufig, daß die Arbeit einer Jahrszeit oder vielleicht mehrerer durch das Zerbrechen eines Flosses vernichtet und alles Mahogany schnell in die See getrieben wird. Es werden zu dieser Arbeit gewöhnlich Gesellschaften von 10 bis 15 Negern gebraucht: wenige sind zahlreicher. Die großen Schaaren theilen sich in der Regel in mehrere kleinere, wodurch, wie man glaubt, die Arbeit sehr erleichtert wird.

Jeder Haufe von Sklaven hat einen sogenannten Jäger, der immer aus den klügsten seiner Gefärthen ausgelesen wird. Sein Hauptgeschäft ist, die Wälder oder, wie man hier sagt, den Busch zu durchsuchen, um Arbeit für die Uebrigen zu finden. Ein solcher Neger wird oft höher als 500 Pfund geschätzt.

Gegen den Anfang des Augusts wird der Jäger zu seinem Geschäft abgeschickt, das wenn der Eigner auf seinem eignen Boden arbeitet, selten langwierig oder beschwerlich ist. Er haut seinen Weg durch den dicksten Wald nach den höchsten Plätzen und ersteigt den schlanksten Baum, den er findet, von dem er genau das umliegende Land überschaut. Zu dieser Zeit sind die Blätter des Mahoganybaums beständig von einer rothgelben Farbe und ein geübtes Auge kann in großer Entfernung die Plätze unterscheiden, wo das Holz am reichlichsten ist. Dann steigt er hinab und sucht diese Plätze auf: und bloß durch Hülfe der Merkmale, die er seinem Gedächtniß eingeprägt hat, gelingt es ihm jedesmal, das bestimmte Ziel zu erreichen. Wenn der Jäger einen reichen Vorrath von Holz entdeckt, so ist er oft in Versuchung, ob er ihn seinem Herrn anzeigen oder dem Nachbar desselben verkaufen soll: eine solche Treulosigkeit wird immer sehr reichlich bezahlt: doch können diejenigen, die ein solches Verfahren ermuntern, sicher seyn, daß ihre eignen Sklaven sich gern einen ähnlichen Vortheil machen werden. Bisweilen muß der Jäger große Mühe anwenden, daß nicht Andre sich seine Entdeckung zu Nutze machen: er muß seinen ganzen Scharfsinn aufbieten, um ihnen seine Spur zu entziehn: nicht immer glückt es ihm, denn die ihm folgen sind mit allen Künsten bekannt, deren er sich bedient: ihr Auge unterscheidet die geringste Biegung eines Blattes, den leichtesten Eindruck seines Fußes; selbst das verwelkte Laub auf dem Boden führt oft zu der geheimen Stelle.

Der Mahoganybaum wird gemeiniglich etwa 12 Fuß vom Boden gefällt und für den Holzhauer ist ein Gestell errichtet, um dieser Höhe gleich zu seyn: so gefährlich die Arbeit scheint, so ereignet sich selten ein Unglück. Der Stamm wird wegen der Größe des Holzes, das er giebt, am meisten geschätzt: aber zu Verzierungen werden die

Zweige vorgezogen, da ihr Kern viel dichter ist und die Adern reicher und mannichfaltiger sind.

Der letzte Tag ist, wenn die Neger nicht in der Arbeit gestöhrt worden sind, immer ein fröhliches Fest; sie können dann einer kurzen Zeit der Muße entgegensehn, die ihnen erlaubt an Bequemlichkeiten zu denken, auf die sie beim Anfang ihrer Arbeit selten rechnen können. Einige sind ämsig mit der Verbesserung ihrer Wohnungen beschäftigt, die nur in Hütten aus einigen Stäben und Blättern bestehn; (die ihres Herrn ist selten besser); andre durchsuchen die Wälder nach Wild, worin sie in der Regel sehr glücklich sind. Die Geschickteren legen sich auf die Verfertigung einer Menge kleiner Artikel aus dem weniger schätzbaren Mahogany zum Hausgebrauch, die bei ihrer Rückkehr aus den Wäldern entweder zu Geschenken für ihre Weiber dienen oder verkauft werden.

Der Mahoganybaum findet sich selten in Gruppen, sondern einzeln und oft sehr zerstreut; ein sogenanntes Mahoganywerk umfaßt daher einen Umfang von mehreren Meilen. Es wächst schnell, aber noch weit schneller das Färbeholz, das, wie es heißt, in 5 Jahren seine Reife erlangt. Es ist von denjenigen, die Erfahrung in diesem Geschäft haben, bemerkt worden, daß das Mahogany das zwischen den Monaten Februar und September gefällt wird, dem Reißen sehr unterworfen ist; dieselbe Beobachtung gilt auch von dem Holze in felsigten und bergigten Gegenden. Dies ist das größte Unglück für den Eigenthümer *), denn grade das größte und feinste Holz ist diesem Uebel am meisten unterworfen. Es giebt dagegen, wenn man in dem Holz eine Spur davon entdeckt, nur ein Mittel, es so lange ganz in Wasser eingetaucht zu erhalten, bis es verschifft oder gebraucht werden soll. Die Mahoganyblöcke werden durch Vieh und auf Schleifen nach der Wasserseite oder wie man im Lande sagt, dem Barquadier gebracht, der vorher von dem Vorsteher des Werks zu ihrer Aufnahme in Ordnung gemacht ist. Bei großer

*) Das Original hat Bayman, welches vermuthlich die Benennung für die mit dem Fällen des Mahogany beschäftigten Kolonisten ist.

Entfernung ist die Arbeit ungemein verdrießlich und schwierig. Sobald eine zur Bildung eines Flosses hinreichende Anzahl beieinander ist, und das Wasser die gehörige Höhe erreicht hat, werden sie einzeln von den Ufern gestoßen und bedürfen keiner andern Hülfe oder Leitung, als der Gewalt des Stroms, um sie zu den Wasserſperren zu flößen, die aus großen Tauen queer über die Flüsse an den verschiednen Fällen bestehn. Hier werden sie noch einmal gesammelt, wo denn jeder einzelne Eigenthümer das Seinige aus der ganzen Masse aussucht, und in besondre Flossen zu ihrer endlichen Bestimmung bildet: bisweilen werden mehr als 1000 Hölzer zugleich von den Wasserſperren aufgehalten.

Das Mahogany bringt in Honduras verkauft für 1000 Fuß 16 — 30 Pfund, Jamaika Währung, ein. Der Preis ist indessen selten bestimmt und muß immer schwanken, da er von Beschaffenheit und Größe abhängt. Die Versendung nach Europa ist besonders in Kriegszeiten selten vortheilhaft befunden worden, ausgenommen für wenige Einzelne, denen es geglückt ist, sich eine Art von Vorzug auf dem Londner Markt zu verschaffen. Die Ausfuhr nach den Amerikaniſchen Staaten würde, wie man glaubt, den Koloniſten im Allgemeinen sehr vortheilhaft seyn, wenn sie mit wenigeren Beschränkungen verknüpft wäre: der Verkehr in seiner gegenwärtigen Gestalt ist von geringer Bedeutung.

Man findet, obgleich selten, einzelne Bäume, die etwa 12000 Fuß enthalten, und einen Ertrag von 1000 Pfund Sterling geben. So vortheilhaft dies scheint, so ist doch in der Regel der Gewinn weit kleiner. Der große Aufwand, den der Ankauf und der Unterhalt einer großen Zahl von Sklaven, die Geräthe, das Vieh, die Karrn und alletlei andre Vorschüsse verursachen, muß abgezogen werden und alsdann wird oft nur ein geringer reiner Ertrag übrig bleiben.

Die jährlichen Kosten eines Negers, werden allein von jedem Eigenthümer in Honduras auf etwas mehr als 35 Pfund Jamaika Währung geschätzt: eine Summe, die in den Jahrbüchern der Sklaverei wahrscheinlich ohne Gleichen ist: es ist daher nöthig, diese Angabe durch eine Specification zu bewähren:

Irländisches gesaiznes Schweinfleisch 5 Pfd. wöchentlich macht auf 365 Tage	8 Pfd.	10 S.	P.
Mehl, immer vom feinsten 1 Pfd. täglich	10 —		
Rum, an den Arbeitstagen eine Viertelpinte, (a gill) die auf 260 gerechnet werden können	4 —	1 —	3 —
Zucker, 12 Pfd. jährlich		15 —	
Kleidung, 2 Paar Arbeitskleider, gewöhnlich aus Westphälischer Leinwand, die Elle zu 1 Sch. 8 P.	1 —	3 —	4 —
Ein Paar grobe Schuhe		13 —	4 —
Taback und Pfeifen	1 —	10 —	
Arzt und Arzneien	0 —	13 —	4 —
Sonnabends-Arbeit, der dem Sklaven gehört und wofür der Herr ihm jedesmal 3 Sch. 4 P. besteht	8 —	13 —	4 —
Jamaika Währung	35 —	19 —	7 —
macht Sterling	25 —	13 —	11¾ —

Wenn der Sklave nicht zum Mahoganyfällen gebraucht wird, so hat er wenigstens irgend ein Geschäft für seinen Herrn, das ihm einen Anspruch auf diese letztere Vergütung giebt: sie ist indessen geringer als wie sie angesetzt wird, da sie gewöhnlich mit Spielereien oder starken Getränke von der schlechtesten Art bezahlt wird, worauf ohne Zweifel 200 Procent gewonnen werden. Die meisten Kolonisten, die sich mit dem Mahoganyfällen abgeben, sind zugleich Kaufleute, und versehn sich daher mit ihren Bedürfnissen durch den Handel: denen, die dies nicht können, sondern Kaufleuten in die Hände fallen müssen, kommt der Unterhalt ihrer Sklaven viel höher zu stehn.

Das Fällen des Färbeholzes ist kein so wichtiges oder ausgebreitetes Geschäft, als das des Mahogany: es erfordert nicht so viele Sklaven und Vieh noch eine so große Ausgabe für allerlei Maschinen, Werkzeuge, Lebensmittel u. s. w. Gewöhnlich geben sich Anfänger damit ab, die oft kein andres Kapital besitzen, als ihre Betriebsamkeit. Es steht jedoch in einen nothwendigen Zusammenhange mit dem erstern, da die Mahogany-Schiffer beständig eine große Menge Farbeholz verlangen, um ihre Ladungen damit

zu befestigen: sie finden es vortheilhafter, es zu kaufen, als ihre eignen Arbeiter mit dem Aufsuchen zu beschäftigen.

Mahogany und Färbeholz kommen nur selten in einer Gegend vor. Beide lieben einen ganz verschiednen Boden; letzteres muß beinahe zu den Wasserpflanzen gerechnet werden: in Menge findet man es nur in niedriger sumpfiger Gegend oder nahe an frischen Gewässern, Buchten oder Seen, an deren Rändern die Wurzel, der einzige schätzbare Theil der Pflanze, sich sehr weit ausbreitet. Das Aufsuchen ist sehr unangenehm und ungesund. Das Färbeholz ist ein örtliches Gewächs und findet sich nur sparsam südlich von der Niederlassungen am Balize. Der Preis des Färbeholzes zu Honduras ist noch schwankender, als der des Mahogany, da die Nachfrage noch ungleicher ist. Er steht gewöhnlich zwischen 7 und 14 Pfund Jamaika Währung die Tonne. Der vortheilhafteste Markt dafür wird gewöhnlich in den vereinigten Staaten gefunden, wohin die Ausfuhr oft ohne Beschränkung erlaubt wird. Die Versendung nach England wird im Allgemeinen nicht für vortheilhaft gehalten.

Das hauptsächlichste Eigenthum der Kolonisten besteht in Sklaven: sie werden meist über Jamaika eingeführt, da eine unmittelbare Einfuhr nie Statt gefunden hat: aber viele von ihnen sind Creolen aus den verschiednen westindischen Eilanden und einige sind von ihren Eignern aus den vereinigten Staaten in die Niederlassung eingeführt worden. Nirgend ist die Sklaverei so sanft und erträglich. Die Beschäftigungen, die ihnen obliegen, kommen in keine Vergleichung mit den Arbeiten, die sie auf den Inseln oder in Nordamerika verrichten müssen. Der Werth eines Negers, der frisch aus Afrika kömmt, wird auf 120 — 160 Pfund Jamaika Währung geschätzt. Die einige Jahre im Lande zugebracht haben und an die Arbeit gewöhnt sind, werden oft mit 200 — 300 Pfund bezahlt.

Eine Convoy wird von Jamaika zum Schutz des Hondurashandels mit Europa zweimal jährlich im Januar und May abgefertigt.

Verlören die Engländer die Vorrechte, die sie in Honduras genießen, so könnte schwerlich irgend ein Volk einen ähnlichen Vortheil daraus ziehn. Dem

Spaniern selbst bei dem jetzigen beschränkten Zustande ihres gesammten Handels, würde, wenn überhaupt irgend etwas, nur wenig damit gedient seyn: sie würden gern alle Ansprüche der Art für einen ausgedehnten Verkehr aufgeben, wodurch sie sich leichter mit britischen Manufakturwaaren versehn könnten, für die sie stets eine große Vorliebe gezeigt haben.

Kapitän Will. Burnaby gab im Jahr 1779 den englischen Ansiedlern gesetzliche Einrichtungen, die noch immer unter dem Namen Burnaby's Gesetz die Grundverfassung bestimmen: es ist ganz auf eine Gesellschaft in ihrem ersten und engsten Zustande berechnet: es suchte den Ausschweifungen der gröbsten Art, der Räuberei, dem Todschlag u. s. w., die ungestraft mit grausamer Gleichgültigkeit verübt wurden, einigermaaßen Gränzen zu setzen. Gegenwärtig wird die Rechtspflege von einem Gerichtshof aus 7 Personen bestehend, verwaltet, die jährlich gewählt werden; diese Einrichtung scheint einer Verbesserung zu bedürfen, da sie der unpartheiischen Verwaltung der Gerechtigkeit Eintrag thut.

Zum Oberaufseher der Kolonie Honduras ist immer eine Militärperson ernannt worden, welche die Pflichten der ersten bürgerlichen Obrigkeit mit denen eines Befehlshabers über die Truppen vereinigt: allein die Einwohner haben sich immer geweigert, ihm ein solches Ansehn zuzugestehn: es sind darüber beständig Streitigkeiten entstanden, die die Vermuthung rechtfertigen, daß der rohe Geist der ersten Abentheurer, denen die Niederlassung ihr Daseyn verdankt, auf ihre Nachkommen übergegangen sey.

Die Gerichte werden in Honduras jährlich dreimal gehalten: bisweilen werden sie auch außerdem versammelt, um Gegenstände von geringerm Belang und die Streitigkeiten durchreisender Personen zu schlichten. Es wird behauptet, daß von ihren Aussprüchen keine Appellation Statt finden darf. Neulich ist ein Gesetz eingeführt, das die Freilassung von Sklaven verbietet, wenn der Eigner nicht vorher eine hinreichende Sicherheit stellt, daß die Freigelassenen in Krankheiten oder hohem Alter weder dem Allgemeinen noch sich selbst zur Last fallen: die Bedingung findet auch bei Freilassungen durch Testamente Statt. Vorher war das Loos der Sklaven oft sehr traurig, denn wenn sie von Al-

ter oder Krankheiten erschöpft, nicht mehr arbeiten konnten, war die Freiheit oft nur eine traurige Gabe des Eigennutzes. —

Die Einkünfte fließen hauptsächlich aus einer Abgabe der fremden Kaufleute, die 5 Procent von allen Waaren bezahlen. Diese Abgabe ist einträglich, aber weit mehr, wenn der Verkehr mit den vereinigten Staaten ununterbrochen ist. Von allen eingeführten Weinen und starken Getränken wird für das Gallon 1 Sch. 6 P. erhoben: auch das macht eine beträchtliche Einnahme aus. Die Brantweinladen, deren Zahl zu Balize im Verhältniß der Größe, ungeheuer ist, bezahlen für die Erlaubniß jeder jährlich 30 Pfund. Jeder Krämer zahlt jährlich 10 Pfund. Für die Ablehnung eines obrigkeitlichen Amtes oder einer Geschwornenstelle werden 100 Pfund gegeben; dazu kommen die Strafgefälle, das Tonnegeld 7½ Pence für die Tonne und 3 Pfund, die jedes Schiff an Hafengeld entrichten muß. Diese gesammte Einnahme beträgt in gewöhnlichen Jahren zwischen 6 und 7000 Pfund Jamaika Währung. Sie werden nach dem Willen und unter der Leitung des jedesmaligen Oberaufsehers verwendet.

Daß die Verfassung und die ganze Verwaltung den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht entspreche, ist eine einleuchtende Wahrheit: so wie es auch keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Einkünfte der Kolonie bei einer zweckmäßigen Vertheilung zu allen erforderlichen Verbesserungen hinreichen würden.

Man rechnet nicht mehr als 200 weiße Einwohner in der Niederlassung, und etwas über 500 farbige Leute und freie Schwarzen. Die Zahl der Negersklaven wird auf beinahe 3000 geschätzt. Eine Zählung der Bevölkerung ist neuerlich nicht vorgenommen worden. Es muß jedoch bemerkt werden, daß der Anwuchs der weißen Einwohner in keinem Verhältniß zu ihrer Abnahme steht. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind intermittirende Fieber: während der heißesten Monate herrschen Fieber von gallichter und entzündlicher Art und werden für die Neuangekommenen oft gefährlich. Lungenkrankheiten sind wie überhaupt in heißen Himmelsstrichen wenig bekannt. Die in Europa so gewöhnliche und häufig so verderbliche Influenza ward hier im Dezember

1807 und Januar 1808 besonders verheerend: doch durchgängig mehr, für Schwarzen als für die Weißen. Die Neger, die in den Wäldern arbeiten, werden häufig von einem Uebel befallen, wovon auch die Fremden nicht ganz frei sind, dem Baygeschwür (Baysore) das für endemisch in Honduras gehalten wird. Es bricht gewöhnlich an den Händen und Schenkeln aus und ist fast jedesmal mit heftigen Schmerzen begleitet: die Aerzte halten es für krebsartig und die Heilung wird blos durch sehr kaustische oder corrosive Mittel bewirkt. Der Tetanus oder Kinnbackenkrampf, der fast mit allen Verwundungen in Westindien und Amerika vergesellschaftet ist, ist hier unbekannt. Obgleich die Krankheiten hier weniger furchtbar, als in andern Ländern unter ähnlichen Himmelsstrichen sind, so ist doch den neuen Ankömmlingen eine sorgfältige Rücksicht auf ihre Lebensart zu empfehlen. Die beste Zeit zu einer Reise nach den Tropenländern ist der Abschnitt des Jahrs, wenn die Hitze etwas gemäßigt ist und die der Abwesenheit der periodischen Regen. Es wird den Fremden oft verderblich, wenn sie sich plötzlich dem einen oder andern Extrem aussetzen. Nicht weniger schädlich ist der in den meisten Jahrzeiten sehr häufigen Nachtthau; bis die Sonne einigermaaßen Kraft gewonnen hat, um die ungesunden Dünste zu zerstreuen, die sie hervorbringt, ist der Morgen an den meisten Stellen wenig gesund oder angenehm. Es ist daher nothwendig, die Kleidung den Veränderungen der Witterung gemäß einzurichten: eine Vorsicht, die jedoch weniger von den Engländern als von allen andern Völkern beobachtet wird. In Hinsicht auf die Lebensweise muß man nur regelmäßige Mahlzeiten halten und den Wein immer den gebrannten Wassern vorziehn: bedient man sich der letzteren, so muß man sorgfältig Rücksicht nehmen auf Zeit, Menge und Beschaffenheit. Ferner muß man das Gemüth so viel als möglich gegen alle Eindrücke der Furcht vor dem Nachtheil befestigen, den die Veränderung der Gesundheit bringen kann, und besonders sich aller Sehnsucht nach der Heimath, aller wehmüthigen und niederschlagenden Gefühle und Erinnerungen erwehren.

Die Vertheidungsanstalten der Niederlassung sind sehr vollkommen und bedeutend. Die Kolonisten selbst bilden

eine Miliz, die hauptsächlich aus farbigen Leuten und freien Schwarzen besteht: erprobte Sklaven werden auch aufgenommen. Man kann sich auf diese Miliz sehr verlassen sie zeigte großen Eifer und vereinigte Kraft als die Spanier 1798 einen Einfall versuchten, und von ihrer Mitwirkung mit der ordentlichen bewaffneten Macht läßt sich für jeden künftigen Fall der beste Erfolg erwarten: obgleich die innre Einrichtung noch mancher Verbesserungen fähig ist. Nur von der See her kann die Kolonie angegriffen werden. Auf der Landseite ist sie ein völliger Sumpf, der sich viele Meilen rückwärts erstreckt und in den meisten Jahrszeiten mit Wasser bedeckt ist, wodurch selbst ein Mann nur mit unendlicher Schwierigkeit sich einen Weg bahnen und es unmöglich seyn würde, Kanonen auch nur vom leichtesten Kaliber fortzuschaffen. Zu einem Versuch auf dem Fluß Balize, den man verschiedne Male erwartete, würden unzählige kleine Fahrzeuge erfordert werden; hätte man diese zusammengebracht, so könnte die Fahrt nur während der Regenzeit bewirkt werden, der ungünstigsten Monate für kriegerische Unternehmungen in den Tropenländern: zu jeder andern Zeit ist die Schiffarth völlig unmöglich. — Der Kanal wird durch das Geschütz eines starken, neulich von einem geschickten Kriegsbaumeister errichteten Forts vertheidigt, das zu Ehren des Königs Fort George heißt. Seine Lage beherrscht ein weites Gebiet und bei jedem Versuch einer Landung würde es im Stande seyn, ein höchst verderbliches Feuer zu unterhalten. Wollte ein Feind nicht das Fort, sondern eine Seite der Stadt Balize angreifen, die einzig möglichen Punkte das Ufer zu gewinnen, so müste er den Weg zwischen den sandigten und moorigten Untiefen nehmen, die sich beträchtlich weit in die See hineinziehn; hier würde er auf jeder Seite dem kreuzenden Feuer verschiedner, sehr glücklich angelegter Batterieen ausgesetzt seyn, ohne das leichte Geschütz und das kleine Gewehrfeuer vom Ufer in Anschlag zu bringen. Alle Sklaven in Honduras dürfen Waffen gebrauchen und schwerlich wird man ein geübteres Korps von Scharfschützen finden können.

Arbeit und zwar nur mit einer seltnen Erholung beschäftigt fast ausschließend die Aufmerksamkeit der Schwarzen und Weißen: und Geschäften ergeben, die zu weiten Entfernun-

gen führen, ereignet es sich selten, vielleicht nur einmal in vielen Monaten, daß die Einwohner Umgang untereinander haben oder selbst ihre Häuser und Angehörigen sehn. Der Auszug zum Mahoganyfällen gleicht gewissermaaßen dem Antritt einer großen Reise und die Vorbereitungen sind fast ganz einerlei: und die traurige Zeit, die man deswegen in den Wäldern zubringt, kann nicht unpassend mit den Unannehmlichkeiten verglichen werden, die ein langer Aufenthalt an Bord mit sich führt.

Weihnachten ist jedoch die Zeit, die hier gewöhnlich alle Stände zusammenbringt, den Sklaven und den Freien: und der Jubel der erstern, überschreitet alle Schranken und wird von Jungen und Alten, von Krüppeln und Abgelebten getheilt. Ein beständiges Schießen nach allen Richtungen verkündigt den Weihnachtsmorgen: jede herkömmliche Gewohnheit ist vergessen; das Haus des Herrn, wo das Fest beginnt, und alles, was es enthält, ist für jedermann offen. Die Glieder der verschiednen afrikanischen Stämmen kommen wieder nach einer langen Trennung zusammen: sie bilden sich in verschiedne Gruppen und nichts kann stärker die eigenthümlichen Züge ihres Nationalcharakters bezeichnen, als ihre Musik, ihre Gesänge und Tänze. Die convulsiviſchen schnellen Bewegungen Einiger und die scheinbar widerstrebenden Schritte Andrer erscheinen höchst schlüpfrig; während die gelegentlichen Ausbrüche eines lauten Chors, wodurch alle begeistert werden, viel beitragen, die Sonderbarkeit der Unterhaltung zu erhöhn. Die Ausdauer der Neger während ihrer Festtage, die gewöhnlich eine Woche dauern ist unglaublich. Wenige genießen während der ganzen Zeit einen Augenblick Ruhe und selten haben sie einen Zwischenraum, wo sie nüchtern sind.

Um diese Zeit sind auch Wasserlustbarkeiten gemein und die Dorywettkämpfe gewährten eine sehr allgemeine Unterhaltung: sowohl Eigenthümer als Sklaven setzen bei solchen Gelegenheiten große Summen auf's Spiel. Dies Vergnügen ist zugleich sehr nützlich, da es die letztern sehr geschickt in einer Kunst macht, die mit ihrer vornehmsten Arbeit genau verbunden ist: der Dory besteht allgemein aus einem einzigen Stück Mahogany- oder Cederholz:

er ist 25 bis 50 Fuß lang. Diese Fahrzeuge sind so leicht und sicher, daß Personen, die damit Bescheid wissen, sich oft ohne Furcht in die See wagen, selbst in einem Wetter, wo es gefährlich scheinen könnte, sich größern Schiffen anzuvertrauen. Es wird statt langer Rudern (oars) mit schaufelförmigen (paddles) in Bewegung gesetzt, und die schnellsten und am besten bemannten Ruderboote können es durchgängig nicht mit dem Dory und den rudernden Negern in Honduras aufnehmen.

Ein andres sehr gewöhnliches Wasserfahrzeug ist der Pitpan, das an Schnelligkeit dem erstern vorgezogen wird; es kann aber nur in ruhigem Wasser gebraucht werden. Es besteht aus demselben Stoff, die Gestalt allein macht den Unterschied, indem der Pitpan einen flachen Boden hat, der Dory rund ist. Alle Stände zeigen bei den Aufputz dieser Fahrzeuge vielen Geschmack; und da sie das einzige Mittel zu Reisen sind, so wendet man alles an, um sie bequem und angenehm zu machen. Sie sind gewöhnlich mit geräumigen Regendächern versehn, die rund umher mit Vorhängen umgeben sind, um den Reisenden vor der Sonne am Tage und dem Nachtthau zu sichern: diese Vorsichtsmaaßregeln sind sehr nöthig, weil man, wenn man zu den entfernten Mahoganywerken reist, oft in ihnen seinen Aufenthalt nehmen muß und es mit üblen Folgen begleitet seyn würde, sich solchen Einflüssen in einem ungesunden Klima auszusetzen. Der Gestalt und Bauart dieser Fahrzeuge hat sich wahrscheinlich seit der Zeit, da Bartholomäus Kolom bei seiner Farth durch den Meerbusen von Honduras einem derselben begegnete, wenig verändert.

Viele Kolonisten benutzen auch diese Zeit der Musse zu Streifereien in den Wäldern oder zwischen den Seeinseln und Schlüsseln, (keys) um das Vergnügen des Vogelfangs oder der Fischerei zu genießen. Bei diesen Gelegenheiten wird ein reicher Vorrath von Weinen, gebrannten Wassern u. s. w. mitgenommen: die übrigen Bedürfnisse verschaffen die Flinte oder das Netz. Wo man den reichsten Fang erwartet, wird schnell ein augenblickliches Lager aufgeschlagen, und die Stunden, in denen man sich nicht mit der Verfolgung des Wildprets beschäftigt, werden immer mit großem Jubel zugebracht.

Honduras ist in mehr als einer Hinsicht eine wichtige Besitzung: selbst wenn die Ergiebigkeit an Mahogany und Färbeholz aufhören sollte, so würde der Reichthum an andern Produkten ihr einen beständigen Werth geben. Nur läßt dagegen sich der Einwand machen, daß England schon zu viele Kolonien besitzt, die zum Theil nur eine Last sind. In vielen der größern und auf den meisten kleinern westindischen Inseln belohnt der erschöpfte Boden nicht mehr den Fleiß der Pflanzer. Die meisten neulich eroberten Inseln haben vielleicht keinen andern Werth, als daß sie den Händen des Feindes entrissen sind und die Sicherheit unsrer Besitzungen dadurch erhöht ist. Viele Pflanzer sind gezwungen worden, neue Wohnsitze zu suchen, in der Hoffnung eines bessern Erfolgs; daher sind neulich Auswanderungen aus Westindien nach den ungesunden Niederlassungen Surinam und Demarara so häufig geworden, die nach aller Wahrscheinlichkeit weit früher Statt gefunden haben würden, wenn nicht die Regierung dieser Länder so schwankend und ungewiß gewesen wäre, eine Ungewißheit, die wegen der Wichtigkeit, die man ihnen jetzt beilegt, für immer entschieden zu seyn scheint. Es ist auch bekannt, daß vor einigen Jahren viele Bewohner der Bahamainseln, ursprünglich Loyalisten aus Amerika, die vereinigten Staaten um Erlaubniß baten, mit ihren Familien und Sklaven zurückzukehren. Diese Stimmung entstand aus keinem plötzlichen Antrieb, sondern lediglich aus Nothwendigkeit bei dem verminderten Ertrag des erschöpften Bodens.

Es ist auch nicht unsre Absicht, die Aufmerksamkeit auf die Errichtung neuer Niederlassungen in Honduras zu leiten, sondern nur auf die Verbesserung dessen, was in den alten fehlerhaft geworden ist. Es giebt gewiß wenige Gegenden, wo die Betriebsamkeit auf eine so sichre Belohnung rechnen kann. Es müssen jedoch dabei die unvermeidlichen Unannehmlichkeit nicht außer Acht gelassen werden: die Annahme einer ganz neuen Art zu leben und zu arbeiten, Verzichtleistung auf die Gesellschaft und alle ihre Reize,

der Mangel an allen Gelegenheiten für die Erziehung und moralische Ausbildung einer Familie, und zuletzt, obgleich bei weitem nicht die unwichtigste Rücksicht, der Nachtheil, den die Gesundheit bei einer Veränderung des Wohnsitzes und Himmelstrichs erleiden kann.

II.

Die Insurrection im spanischen Südamerika.

[Von Robert Semple].

Beschluß.

Die Revolutionen von Caracas, Mexiko und dem Fluß La Plata begannen mit dem Aufstand der vereinigten Staaten: mit ihm fing der wirkliche Krieg zwischen Europa und Amerika an, dessen Ende das jetzige Geschlecht nicht erleben wird. Wäre der Versuch der englischen Kolonisten mißlungen, so würde die endliche Befreiung Amerika's von der unmittelbaren Herrschaft europäischer Regierungen dadurch verzögert, aber nicht verhindert worden seyn. Aber der Ausgang dieses mit Erfolg gekrönten Kampfs war zu glänzend, um nicht nachgeahmt, und zu wichtig in seinen Folgen, um je vergessen zu werden. Der Zauberton Freiheit ist durch das ganze feste Land von Amerika erschollen und brachte furchtbare Wirkungen hervor. Die Kolonisten werden sich frei nennen, sobald sie ihren alten Herrn ihre Macht entrissen und sie in andre Hände gelegt haben, wenn auch die Art wie sie gebraucht wird im Wesentlichen dieselbe bleibt. Jetzt sehen sie nicht weiter. Männer werden aufgegriffen, eingekleidet und zum Heer geschickt, um für die Freiheit zu fechten, wie ehmals für den Ruhm ihres Gebieters und Spaniens. Die alten Gewichte der Ma-

schine sind weggenommen und andre eingesetzt, aber alle Springfedern und inneren Bewegungen bleiben dieselben. Wenn Senate, Kongresse und Junta's mit despotischer Willkühr regieren, warum soll man sie Statthaltern oder Generalkapitäns vorziehn?

Die Patrioten von Südamerika sind bei allen Gelegenheiten bereit, sich auf die vereinigten Staaten als ein Beispiel zu berufen und scheinen sehr geneigt, die Form ihrer Verfassung nachzuahmen: in beiden Stücken irren sie sich vielleicht. Die Behauptung einer besondern Konstitution hängt mehr von den allgemeinen Gefühlen und dem Geist eines Volks ab, als von der bloßen Form der Verfassung: in dieser Hinsicht findet eine eben so große Verschiedenheit zwischen den englischen und spanischen Amerikanern Statt, als in ihren häuslichen Sitten. Die Freiheit muß, um wirklich behauptet zu werden, auch wirklich verstanden werden und England hat diese Einsicht mit vielem Blut und Jahrhunderten inneren Kampfes bezahlt. Jedes Volk, das die Form der englischen Verfassung annehmen wollte, ohne einen Theil dieser theuer erkauften Erfahrung, würde deswegen nicht frei seyn. Auf ähnliche Weise waren die Umstände, unter denen die Angloamerikaner ihre Freiheit behaupteten, weit verschieden von denen, worin die spanischen Kolonisten sich befanden. England stand auf dem Gipfel des Ansehns und der Macht, als die amerikanischen Niederlassungen die Waffen ergriffen, um Rechte zu vertheidigen, die sie für angeboren hielten: und nachdem alle Versuche zur Aussöhnung umsonst waren, erklärten sie sich für unabhängig, noch ehe sie des Beistandes eines einzigen fremden Volks gewiß waren. So lange die spanische Monarchie bestand, unterwarfen die Kolonisten sich jeder Art der Tyrannei und der Unterdrückung. Maschinen und Weinberge wurden zerstöhrt, damit der Gewerbthätigkeit des Mutterlandes kein Eintrag geschehn möchte; und als Miranda in Venezuela mit einer Kriegsmacht landete und verkündigte, daß er komme, um die Ketten zu brechen, so vereinigte sich Niemand mit ihm, es zeigte sich auch nicht die kleinste Bewegung zu seinem Gunsten. Aber kaum war der rechtmäßige Beherrscher Spaniens entthront und das Reich von feindlichen Heeren überschwemmt, als der Geist

der Empörung ausbrach. In dem Verhältniß als die Lage des Mutterlandes schwieriger ward, nahmen die spanischen Patrioten kühnere Maaßregeln und gaben Winke von ihren letzten Absichten. Endlich als Spanien in das tiefste Elend gestürzt, seinem völligen Untergang nahe war, warfen die Kolonisten den schwachen Schleier der Anhänglichkeit an einen gemeinschaftlichen Beherrscher oder an ein Mutterland völlig ab und erklärten ihre gänzliche und vollkommne Unabhängigkeit. Aber auch in der Ausführung der Revolution tritt die Verschiedenheit des Nationalcharakters hervor. Während des ganzen furchtbaren Kampfs, aus dem der nordamerikanische Freistaat hervorging, ist auf beiden Seiten kaum ein Einziger anders als in der Schlacht umgekommen. Im spanischen Amerika hingegen sehn wir in dem kurzen Laufe von 3 Jahren, daß Ermordungen unter dem Namen gesetzlicher Hinrichtungen dem Gemetzel der Schlachten vorangingen und folgten. Die Straßen und Häuser wurden mit Blut befleckt; Menschenköpfe an dem Eingange der großen Städte in Käfigen aufgehangen; ungesunde Gefängnisse mit Schlachtopfern vollgepfropft: mit gleichem Recht klagten beide Parteien einander der Treulosigkeit und Grausamkeit an.

In diesen wenigen Jahren ist ein neuer Geist in Amerika entstanden, der sich so schnell wie religiöser Fanatismus verbreitet: das Streben nach gänzlicher Unabhängigkeit als Amerikaner in jeder Hinsicht, nicht blos politisch; es herrscht ein Abscheu irgend eine Verpflichtung gegen Europa anzuerkennen; sie möchten dem gesunden Menschenverstande zum Trotz, sich und andre gern überreden, daß Künste und Wissenschaften, Freiheit und Gesetze einheimisch in der neuen Welt sind. Daher der in den vereinigten Staaten im Ernst gemachte Vorschlag, eine neue Sprache anzunehmen oder den Namen der gegenwärtigen in den der Freidonischen (freedonian) zu verändern, damit sie nicht länger in der traurigen Nothwendigkeit seyn möchten, englisch zu sprechen *). Daher das angenommene Mitleiden, womit

*) Es findet in Nordamerika natürlich ein eigenthümlicher Jargon Statt, worin sich die Sprachen fast von halb Europa mischen und wozu die Mundarten der Eingebohrnen auch ihren Theil geben;

die spanischen Amerikaner das Schicksal der Urbewohner ihres Landes beweinen und in allen ihren neuen Konstitutionen die Indianer, die bis jetzt mit so vielen Verachtung behandelt worden sind, zu einer scheinbaren Theilnahme an ihren Vorrechten einladen. Immer zahlreicher und häufiger werden die Fälle, wo sich dieser Geist zu einer Art von fanatischem Hasse gegen die Europäer erhebt, die roh, grausam und treulos genannt werden, während die Amerikaner edel, milde und gerecht sind. Bei andern ist die Erbitterung blos gegen die Unterthanen des Mutterstaates allein gerichtet. So heißen die Engländer Freibeuter, Tyrannen und Räuber, bei ihren Abkömmlingen, und die Spanier werden von den ihrigen verächtlicherweise Godos oder Gothen genannt, und alle seit den Tagen der ersten Eroberung verübten Grausamkeiten werden auch dem jetzigen Geschlechte zur Last gelegt, während der Ausdruck Madre Patria oder Mutterland spöttisch und gleichsam als ein Vorwurf gebraucht wird.

Die Betrachtung dieses Geistes führt nothwendig zu dem Schluß, daß Amerika nie wieder dauernd unter die Herrschaft europäischer Mächte zurückgeführt werden kann. Doch diejenigen irren sich, die glauben, daß nun der Anfang amerikanischer Glückseligkeit sogleich beginnen und fortan Friede und Freiheit eine Belohnung für das Zeitalter gewähren werden, das sie die drei Jahrhunderte des eisernen Zepters nennen: und doch herrschte in diesen Jahrhunderten Frieden und man sah ein schnelles Fortschreiten von Bevölkerung und Anbau. Der größere Theil des ungeheuren Festlandes von Amerika erkannte einen Gebieter, redete eine Hauptsprache und genoß innere Ruhe. Jetzt ist das Ansehn verändert. Blutige Streitigkeiten sind zwischen

---

aber in ihm giebt es keine Literatur, und was würde vollends aus den Amerikanern werden, wenn sie die Schätze des englischen und deutschen Geistes nicht genießen könnten: sie die aus sich selbst noch nichts entwickelt haben! Die Amerikaner haben große Schulden an Europa abzutragen, und nur rohen Gemüthern, verwilderten Barbaren können die Pflichten der Pietät lästig seyn, die den Kolonien selbst wenn sie sich emancipirt haben, immer gegen den Mutterstaat bleiben. R.

Provinzen entstanden. Rache gährte zwischen Monte-Video und Buenos Ayres, Caracas und Valencia und Coro, Mexiko und unzähligen Städten im Innern. Die Creolen haben die europäischen Spanier (die Chapetons) unterdrückt; auf eine kurze Zeit ist jede untere Stufe in der Wage gestiegen, aber wie lange werden sie mit einem einzelnen Schritt zufrieden seyn? und was würden die Folgen seyn, wenn man ihre Begierde weiter zu gehn zurückhalten will? Unzufriedenheit und Bürgerkrieg. Amerika wird sich in eine große Menge von kleinen Staaten und Regierungen auflösen. Den Talenten und der Anstrengung wird sich ein unbeschränktes Feld eröffnen und europäische Krieger werden sich nach einem Lande begeben, wo Belohnungen sie erwarten, die denen der ersten Eroberer fast gleich sind. Die unmittelbaren Nachkommen von Europäern in Amerika hören ohne Theilnahme von dem Lande ihrer Väter. Sie besitzen eigne Gebirge, Ströme und Wälder, die ihnen lieb geworden sind durch frühe Erinnerung; und jeder Soldat, der hinübergeführt wird, um für die Bezwingung Amerika's zu fechten, gewährt der Bevölkerung des Landes einen Zuwachs, zu dessen Unterjochung er abgesandt ist.

Es ist entschieden, daß die verschiedenen Revolutionen in den Kolonieen in Amerika aus Veranlassungen hervorgingen, die allen gemeinschaftlich sind. Ueberall kämpfte die einheimische Bevölkerung um den Besitz der Macht wider die Fremden, die, indem sie zu den Waffen griffen, unwiderbringlich die Bande schwächten, die ihnen lange einen so mächtigen Einfluß auf die Gemüther der Kolonisten gaben. Im spanischen Amerika hat der Sklave gewagt, die Hand gegen seinen Herrn zu erheben, und ist in den meisten Fällen nicht blos ungestraft entkommen, sondern hat einen reichen Lohn geerndtet. Die Beispiele sind zu zahlreich und zu verführerisch gewesen, um nicht zu seiner Zeit allgemeine Nachfolge zu finden; und dann, welche Macht kann dieses unermeßliche feste Land in Unterthänigkeit erhalten, das so viele Klimate vereinigt, und bald von zahlreichen und mächtigen Völkern besetzt seyn wird?

Während dieser Gährungen hat die englische Politik in Hinsicht auf die spanischen Kolonieen keinen andern Zweck

gehabt, als die Freiheit und Ausbreitung des Handels. Wir waren kühl und gleichgültig gegen den Ausgang der Revolution, begnügten uns mit kalter Aeußerung unsrer Wünsche und Hoffnungen, aber sobald die Frage unsern Handel betraf, geriethen wir ganz in Feuer. „Was immer sich unter Euch ereignen mag, sagt unser Admiral in Rio Plata, ich hoffe, daß der englische Handel nicht wird unterbrochen werden.“ Die spanische Regierung erklärte die Häfen von Venezuela in Blokadestand und schickte eine Seemacht ab, um diesem Beschluß Nachdruck zu geben. Die Befehlshaber wurden sogleich benachrichtigt, daß der brittische Handel nicht gestöhrt werden dürfte, aber wenn wir uns zum Besten unsres Verkehrs in diese Händel mischten, warum erschien nicht in den Ebenen von Venezuela ein Friedensbote, um das Schicksal der unglücklichen Stadt Valencia zu verhindern oder wenigstens zu mildern; warum ward kein Versuch gemacht, den Fortschritt des Bürgerkriegs aufzuhalten? Wir dürfen uns nicht wundern, wenn man in unserm Betragen mehr die berechnende Klugheit eines Handelsvolks als die edelmüthige Einmischung einer großen Macht erkennt. Es ist zu offenkündig selbstsüchtig gewesen, um uns irgend eine Partey zum Freunde zu machen. Der Gedanke, gar keinen Theil zu nehmen, war edel und groß, aber man hätte sich strenge daran halten oder ihn nur um höchst wichtiger Zwecke willen aufgeben müssen. Die augenblickliche Aufhebung eines offnen Verkehrs mit Curaçao und den aufrührerischen Häfen von Venezuela war kein Gegenstand, der die Dazwischenkunft einer brittischen Seemacht erforderte.

Es giebt zwei Mittel, wodurch ein europäisches Volk großen politischen Einfluß auf die Angelegenheiten der neuen Welt erlangen kann, ohne eine unmittelbare Herrschaft über irgend einen Theil derselben auszuüben: es haben sich Staaten in der neuen Welt gebildet, andre werden sich ohne Zweifel bilden; das eine ist daher, wenn man sich eifrig um die Freundschaft derjenigen unter denselben bemüht, die nach ihrer Lage am wahrscheinlichsten ein entscheidendes Uebergewicht in dem künftigen Schicksale der entstehenden Völker im Westen erlangen müssen. Oder zweitens man muß gewisse wichtige Punkte, entweder durch Vertrag oder

Kauf in Besitz nehmen, die noch vernachlässigt oder wenig angebaut sind, und dort nach ganz andren und von den bisherigen verschiednen Grundsätzen Kolonieen anlegten; gewährte man ihnen jede Unterstützung und entsagte zugleich allem Ansehn oder Einfluß in ihre innere Einrichtungen: so würde es leicht seyn, Staaten zu gründen, die in jeder wesentlichen Rücksicht entschieden für das Mutterland seyn und zwischen welchen und den umliegenden Niederlassungen natürlich und unvermeidlich eine beständige Eifersucht entstehn werden. Durch sie würde man einen mächtigen Einfluß auf große Theile des festen Landes erlangen, das Gehässige eines unmittelbaren Einflusses vermeiden und der europäischen Betriebsamkeit und europäischen Talenten ein weites Feld eröffnen, ohne daß man fürchten dürfte sie feindlich gegen das Land, aus dem sie hervorgingen, angewandt zu sehn.

Beilagen.

I. Auszüge aus Depeschen des Generals Miranda.

1. An den Secretär des Kriegsdepartements.

Hauptquartier El Morro, Valencia gegenüber, d. 9ten August 1811, Abends 8 Uhr.

Da wir heute in diesem Lager ankamen und die verschiedenen von der Armee, die Valencia umgiebt, eingenommenen Stellungen untersuchten, sahen wir mit Vergnügen, daß der Feind auf einen Theil der Stadt beschränkt war, nachdem er gestern und heute früh auf verschiednen Stellen von den Divisionen, die ihn unter den Befehl des Oberstlieutenant Jose Marti, Don Antonio Flores, Don Jose Rodrigues und Major D. Miguel Carabano in dem Thale Palotal und auf den Höhen von El Puto und Agua Blanca angriffen, eine Niederlage erlitten hatte: wir nahmen die Höhen nach einem sehr hartnäckigen Widerstande: der Feind verlohr 25 Todte, 75 Gefangne und 2 Feldstücke. Unsre Truppen sind bereits in einen Theil der Stadt einge-

drungen, gegen das Quartier La Candelaria, wo verschiedne Gebäude von ihnen angezündet worden sind, wahrscheinlich um zu verhindern, daß sie nicht aus denselben vom Feinde beunruhigt würden. Morgen bei Tagesanbruch wollen wir seine Stellung genauer recognosciren und die schon angefangnen Unternehmungen sollen mit Kraft und Eintracht fortgesetzt werden. Unser Verlust besteht in 6 Todten und 6 Verwundeten. Mag Gott Eure Exzellenz viele Jahre erhalten.

2.

Ebendaher 10ten August, 8 Uhr Abends.

Diesen Morgen bei Tagesanbruch, wie in meiner vorigen Depesche bemerkt ward, machten wir eine allgemeine Recognoscirung nach allen Seiten der Stadt Valencia, worin unsre Truppen sich jetzt festgesetzt haben, um alle Verbindung mit dem Lande abzuschneiden und sie gänzlich einzuschließen. Wir bemerkten, daß der Feind, kräftig verfolgt von unsrer leichten Infanterie, auf den Mittelpunkt der Stadt beschränkt war, nachdem er uns alle Vorstädte nebst noch einer Kanone und 84 Gefangnen überlassen hatte. Das wohlgerichtete Feuer unsres Geschützes gegen den Marktplatz und der durch die Blokade verursachte Mangel an Bedürfnissen aller Art hat eine bedeutende Desertion unter dem Feinde verursacht; mehr als 50 Ueberläufer sind heute zu uns herübergekommen. Unter diesen hatten wir das Vergnügen D. Francisco Salias zu sehn, der als mein Adjudant am 23sten v. M. in Valencia gefangen ward. Seiner Erzählung zu Folge verdankt er seine Freiheit dem berühmten Eusebio Colmenares, sonst El Catire *) einem der Hauptanführer unter den Insurgenten von Valencia, der sich zu gleicher Zeit darstellte und in Betrachtung des durch die Befreiung von Salias geleisteten Dienstes und deren, die er noch in Zukunft erzeigen könnte, um Verzeihung seiner frühern Vergehungen ansuchte. Er verlangte dafür nichts als Vergessenheit seines frühern Betragens: es schien mir nützlich und zweckmäßig sie zu bewilligen. Der

*) Dieser berühmte Catire war ein bekannter Straßenräuber und hat jetzt, wie ich glaube, die Stelle eines Serganten in der Caraqueniſchen Armee.

beigeschloßne offizielle Brief des ersten Ingenieurs wird Sie von den Werken benachrichtigen, die von ihm am 8ten und 9ten gegen den Hauptplatz von Valencia aufgeworfen sind; und obgleich wir heute bemerkt haben, daß der Feind mit der größten Thätigkeit an neuen Wällen und Einschnitten in den vornehmsten Straßen, die nach dem Platz führen, arbeitet, so werde ich doch wegen der bedeutenden Verminderung der Vertheidiger, die durch die große, auf allen Wegen nach dem innern Lande bemerkte Desertion auf eine kleine Zahl herabgesetzt sind, gar nicht überrascht seyn, wenn wir die Stadt in zwei oder drei Tagen geräumt finden. —

3.

Hauptquartier Valencia, 13. August 1811.

In Erwägung, daß die Maaßregeln, die wir zur Blokade und Einnahme von Valencia getroffen hatten, nun vollständig waren, beschlossen wir einen allgemeinen und gemeinschaftlichen Angriff von allen Truppen, die zu diesem Zweck aus verschiednen Theilen der Provinz zusammengezogen waren. Er begann gestern um 2 Uhr Nachmittags auf 8 verschiednen Stellen: da die Aufmerksamkeit des Feindes dadurch zerstreut ward, wurde der Widerstand weniger kräftig. Es dauerte indessen bis zum Abend, wo unsre Truppen, nachdem sie den Feind bis in seine letzten Verschanzungen auf dem großen Platz getrieben hatten, in ihren Stellungen blieben und während der Nacht einiger Ruhe genossen. Bei Tagesanbruch begann der Angriff wieder in derselben Ordnung, auf denselben Stellen, mit noch größerm Nachdruck, so daß gegen 10 Uhr der Feind, dem wir den Zufluß des Wassers abgeschnitten hatten, eine Kapitulation antrug. Sie ward verweigert, bis sie Alle die Waffen würden niedergelegt haben, da wir früher die Verletzung einer feierlichen Kapitulation erfahren hatten. Er war daher gezwungen, sich zu unterwerfen und es bleibt unsrer Willkühr überlassen, die Bedingungen festzusetzen. Ich schlage vor, die Besiegten mit Menschlichkeit und Großmuth zu behandeln. Unsre Truppen nahmen um 12 Uhr des Tags, da wir einrückten, Besitz von dem Platz, den Waffen und dem Geschütz, und die Flagge von Venezuela ward

aufgepflanzt. Die aus 4 oder 6 kleinen bewaffneten Fahrzeugen bestehende Flotille, die den See von Valencia und seine Nachbarschaft beunruhigte, unterwarf sich auch den Waffen von Venezuela gestern um 4 Uhr Nachmittags, nach einer kurzen Unterhandlung und übergab zu gleicher Zeit ihr Geschütz, Waffen, Schiffe und andre Vorräthe und Kriegsbedürfnisse. So sind jetzt alle Einwohner und Städte, die ich bei meiner Ankunft in dieser Gegend des Landes am 21sten Julius in einem Zustand der Empörung und des Kriegs mit Caracas fand, unterworfen oder beruhigt. In einer künftigen Depesche, die Morgen abgesandt werden soll, werde ich unsern geringen Verlust in diesem lebhaften Gefecht angeben, das unsre Truppen mit Ruhm und kriegerischen Tugenden bedeckte. Oberst D. Simon Bolivar, der so wohl wie seine Gefährten sich in den verschiednen schon aufgetragnen Verrichtungen bei diesen patriotischen Arbeiten ausgezeichnet hat, wie auch mein Adjudant Kapitän D. Francisco Salias, der nach einer strengen Gefangenschaft seinem Lande zurückgegeben ist, werden Eure Exellenz von einigen besondern Umständen unterrichten, welche die Kürze mir jetzt nicht zu melden erlaubt.

II. Uebergabe von Valencia. Aus der Regierungszeitung vom 20sten August 1811.

Die Empörung dieser Stadt ist ein Ereigniß das die Aufmerksamkeit der Regierung beschäftigt und die von Caracas und den innern Städten auf sich gezogen hat. In der That es war nothwendig zu zeigen, daß der abscheuliche Cortabaria, der von der Regentschaft in Cadiz zur Wiederherstellung der spanischen Tyrannei in Amerika bestimmte Agent, da er die Unmöglichkeit sah, sie durch Schmeichelei und Betrug aufzurichten, andre Mittel in Bewegung gesetzt hatte, die, obgleich langsamer, wie er sagt, deswegen nicht unwirksamer sind. Dieser boshafte Mann hat in das Venezuelanische Gebiet intrigante Abgeordnete ausgeschickt, die durch Verführung und Bestechung einiger Einwohner die Flammen der Zwietracht entzündeten und grobe Lügen und Verläumdungen ausstreuten, welche einige unvorsichtigerweise glaubten, andre aus bösem Willen in Ansehn

erhielten. Da die Gemüther des Volks so vorbereitet waren, so wurde in Valencia verbreitet, daß in Caracas keine Religion sey, daß man die Kinder nicht taufte, daß der ehrwürdige Vater in Gott, der Erzbischof verwundet und gefangen sey, nebst andern Abgeschmackheiten, Betrügereien und Falschheiten, die von eben den Personen behauptet wurden, die vermöge ihres Amtes verbunden waren in einer so wichtigen und schwierigen Angelegenheit genau die Wahrheit zu untersuchen und das Volk aus der Täuschung zu reißen. In einer verbrecherischen Unwissenheit, einem unordentlichen Ehrgeiz und vor allen in den durch die Erbitterung unsrer Feinde hervorgebrachten Wirkungen, fanden sie Mittel das Uebergewicht über die Gemüther der unglücklichen Valencianer bis zu einem solchen Grade zu gewinnen, daß sie sich zu einem für Caracas so betrübenden als für seine Urheber verderblichen Aufstand bewegen ließen, welche unvorzüglich der öffentlichen Sicherheit, und der durch die Empörung von Valencia so sehr beeinträchtigten Ehre der Venezuelischen Verbindung aufgeopfert werden sollen. Deswegen war es nöthig die Waffen zu ergreifen und unsre Macht vor der unglücklichen Stadt zu zeigen, um keines andern Zweckes willen, als um der Einsicht und Wahrheit Achtung zu verschaffen und sie dadurch von den Schrecken der Anarchie zu befreien, die das Erbe ist, das jezt den Agenten der spanischen Regierung in Amerika übrig bleibt. Nichts war von Caracas entfernter, als Angriff und Krieg, da nichts der Regierung fremder war, als die Hartnäckigkeit und unsinnige Wuth womit Cortabaria's Anführer sich entschlossen hatten, ihrem Ehrgeiz die Einfalt und Unwissenheit der unglücklichen Valencianer zu opfern. Unsre Truppen brachen nach Valencia auf, in der Erwartung, daß Vernunft, Wahrheit und die Bande der Brüderschaft mehr Macht haben würden als das von der Hand der Gerechtigkeit, trotz der Antriebe der Freundschaft ergriffne Schwert. Die Regierung war bereit zu vergessen und zu verzeihn in der Hoffnung, daß der Triumph unsrer Waffen in Valencia so schnell als friedlich seyn würde, und daß bei der Rückkehr von einer vom allgemeinen Besten eingegebenen Unternehmung die Besiegten Arm in Arm mit den Siegern vor der Schutzgottheit von Venezuela unter den Auspicien

der Unabhängigkeit Gesänge darbringen würden. Alle diese Erwartungen wurden getäuscht durch die schwarzen Entwürfe, womit Cortabarria und seine Agenten die Freuden unsrer Freiheit zu verbittern suchten, zu deren Zerstöhrung sie sich jetzt außer Stande fanden: und die mit Betrug und Treulosigkeit begonnene Empörung nahm, um sich zu verstärken, zur Verleumdung, Treulosigkeit und der Auflösung jedes geselligen Rechts ihre Zuflucht. Die Aufrührer bemächtigten sich der Zügel der Regierung und da diese aus eben so vielen verkehrten und unwissenden Personen zusammengesetzt war, als sich durch den verderblichen Geist des Beruhigers von Venezuela hatten verführen lassen, so ward die Stadt der Unordnung und dem Uebermuth und den Räubereien einer von aller Subordination befreiten und durch das Versprechen einer Belohnung aus dem Eigenthum friedlicher, in ihre Häuser eingeschloßner, nach den Gebirgen oder zu den Fahnen von Venezuela entflohner Bürger entflammten Kriegsmacht Preis gegeben. In dem schrecklichen Schweigen einer verlaßnen und trostlosen Stadt hatten die Anhänger der Tyranney ihre Herrschaft gegründet und nichts sah man in Valencia als Lästerungen gegen Caracas, Vorsichtsmaaßregeln und Beschlüsse voll Schrecken und Treulosigkeit und die Berechnungen, wodurch der verführte Soldat sich anschickte, das Eigenthum seiner Mitbürger zu theilen, zum Lohn daß er sich hatte hinreißen lassen, die blutigen Absichten der Feinde seines Landes zu begünstigen.

Dies waren die Uebel, deren Verhütung das Heer von Venezuela sich vorsetzte, als es auf den Vorposten von Mariara ankam, wo das erste Blut der Krieger der Unabhängigkeit von den Galeerensklaven der Tyranney vergossen ward. Selbst nach diesem kleinen Triumph strebten die Befehlshaber unsrer Macht noch nach Aussöhnung, ihr Rachgefühl über das Unrecht zurückhaltend und die Versuchungen des Siegs und der Ueberlegenheit verachtend. Deswegen wurden zwei Kapitulationen bewilligt, von der Wuth eingegeben, vom guten Glauben angenommen und von der Treulosigkeit verletzt bis endlich die Aufforderung einiger tugendhaften und jetzt der Verblendung entrißnen Bewohner von Valencia es nothwendig machten, mit dem Heer heranzuziehen, um den Unordnungen der

Anarchie, der Zügellosigkeit, der Plünderung und der Rohheit Einhalt zu thun, die allein der Valencianischen Empörung ihren Anstoß gaben.

Mäßigung und Ueberzeugung gingen dem Zuge der Heere Venezuela's durch die reizenden Thäler Aragoa's voraus. Da die Ansteckung in Verhältniß zu ihrer Entfernung von dem Hauptheerde schwach war, so war es leicht, diejenigen, die sich durch Furcht oder Schwäche von unserer Sache getrennt hatten, aufzuklären und zu derselben zurückzuführen. Victoria und Maracay, in ihrer Treue unerschütterlich, hatten bereits den Fortschritt des Uebels aufgehalten, wovon binnen Kurzem San Joaquin, Guacara und los Guayos befreit wurden; aber die unerschrockne Wachsamkeit unsrer Befehlshaber war hiermit nicht zufrieden und in derselben Zeit wurden der vereinigten Verschwörung die Häfen Ocumare und Cata entrissen, die bestimmt waren, um das Landen der in Cortaharria's Schiffen herbeigeführten Truppen oder die Flucht der unruhigen Triebfedern des Verderbens von Valencia zu erleichtern. Unter allen diesen zusammentreffenden Vortheilen, kamen die Streiter der Eintracht und des Friedens in der Nachbarschaft von Valencia an und die Truppen machten bei den Vorposten El Morro Halt, den Erfolg der letzten Kapitulation erwartend, welche so gut wie die andern verletzt ward; ihre Antworten darauf sind dem Publikum bekannt gemacht. Ehre und Sicherheit, jetzt zweimal durch Großmuth und Mäßigung in Gefahr gesetzt, befahlen den Angriff und die Einnahme von El Morro; die Truppen von diesem neuen Triumph begeistert, wurden durch die Antriebe des Ruhms und das Verlangen nach Frieden bis nach Valencia fortgerissen und sie glaubten, daß ihre Gegenwart und ihre vorhergegangnen Erfolge hinreichen würden, ihre irregeleiteten Landsleute aufzuklären, ihre barbarischen und unnatürlichen Verführer zu erschrecken, Ordnung herzustellen, Ruhe zu erobern, Blutvergießen zu sparen und alle Uebel eines bürgerlichen Kriegs auf den unbedeutenden und unvermeidlichen Angriff bei Mariara und El Morro zu beschränken. Die Ereignisse auf dem Hauptplatz von Valencia werden eine ewige Erinnerung für Amerika seyn, um ihm die letzten Tage der düstern, von Spanien dem ei-

fernen Zepter dreier Jahrhunderte untergeschobnen Herrschaft zurückzurufen, damit sie die philanthropische Revolution von Venezuela entstelle, die den unmächtigen Versuchen und den prophetischen Berechnungen der diplomatischen Mordbrenner, ausgesandt von der Regentschaft, um die neue Welt in Flammen zu setzen, weit überlegen ist. Man sah dort, daß der tapfre und großmüthige, von dem Verlangen nach Freiheit beseelte Amerikaner geopfert ward von seinen eignen, aber den Waffenträgern der Tyrannei dienenden Brüdern; dieselben Männer waren an ihrer Spitze, die unser Vermögen verschlungen haben: sie wurden unterstützt und ermuntert von den Dienern der heiligen Religion, die von Venezuela als der Schutzgottheit und dem unbezwinglichen Bollwerk seiner Freiheit und gerechten Sache verehrt wird. Aus dem Franciscanerkloster flogen die Kugeln, die den glorreichen Lauf der Caraquentschen Krieger aufhielten, die Anführer verstümmelten, die Ehre und Hoffnungen unsres Landes, die den Patrioten mit Gram erfüllten und alle die Brudermorde veranlaßten, welche der gerechte Rache der Regierung aufforderten. Jedes Haus war ein Arsenal, woraus Wuth und Verrath, von der europäischen Horde angereizt, ungestraft die friedlichen Soldaten opferte, die Valencia bereits unter dem Einfluß des Gesetzes, der Gerechtigkeit und Freiheit wähnten, um deren willen von ihrem Heerd zogen, um umzukommen in den Mauern einer Stadt von Venezuela, selbst durch die Hände derjenigen, die einen sehr würdigen und wichtigen Theil unsrer Verbindung bilden. Dies ist die barbarische Rache derjenigen, die jetzt überzeugt sind, daß wir nie wieder ihre Sklaven werden können. Auf allen Seiten von Undankbarkeit und Treulosigkeit gedrängt und der Gefahr ausgesetzt, ohne Nutzen umzukommen, entschlossen sich unsre Truppen die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen, während die jetzt enttäuschte Armee sich rüstete, dem was argwohnloses Vertrauen gewagt hatte, Achtung zu schaffen. Die erste Züchtigung die Valencia erlebte war der Abzug des Heers. Die Empörer, übermüthig geworden durch den vorübergehenden Triumph der Verrätherei, schilderten dem Volk unsre Klugheit als Feigheit, die verrätherischen Anstrengungen der Verzweiflung als Tapferkeit und Energie. Während die

Truppen sich rüsteten, die augenblicklichen Verluste, welche die Ehre, die Ruhe und der Ruhm von Venezuela auf dem großen Platz von Valencia erlitten hatten, wieder zu erringen, letzte der Aufruhr alle seine Triebfedern in Bewegung und entfaltete alle Schrecken der Anarchie. In derselben Zeit plünderte, mißhandelte und zerstöhrte ein zügelloser Haufe, was die Kriegszucht der Venezuelischen Armee immer geschont hatte. Täglich entstand eine neue Herrschaft, die Häupter verläumdeten einander, sie schmiedeten neue Betrügereien wider Caracas, sie schlugen verfängliche und lächerliche Vereinbarungen und Kapitulationen vor, während neue Einschnitte gemacht, die flachen Dächer der Häuser in Esplanaden verwandelt und Kanonen am Eingang der Straßen aufgefahren wurden. Emissarien in der Tracht des h. Franz wurden abgesandt, um die benachbarten Städte aufzureizen; ein Parteihaupt verdrängte das andre und die Abgesetzten nahmen die Flucht; Raub und Mord wurden ermuntert: die Ufer des Sees wurden von einer Flotille der Verschwörer beunruhigt; das Gold ward vergraben, der verständige Theil der Bürgerschaft wanderte aus und die Empörer trotzten dem Heere mit Beleidigungen, bittern Schmähungen, Verläumdungen und Betrügereien.

In dieser schrecklichen Lage blieb das unglückliche Valencia bis zum 13ten August, wo die Armee sich entschloß, mit einemmal einem für Amerika so verderblichen als für Venezuela traurigen Beispiel ein Ende zu machen. Selbst an acht verschiednen Stellen angegriffen, verließen die Empörer sich noch auf ihre Hartnäckigkeit; bis, auf den großen Platz eingeschränkt, sie unsrer Wuth durch neue Vergleichsvorschläge Einhalt zu thun suchten. Caraqueniſches Blut, an dieser Stelle vergossen, rauchte sogar noch unter dem Schirm einer neuen, bei El Morro verletzten Kapitulation; die Mäßigung konnte nicht länger mit Fug den der Brüderlichkeit umsonst aufgeopferten Ruhm in Gefahr setzen. Die Kapitulation ward verworfen, aber die Thür der Großmuth noch nicht gegen den Erniedrigten und die, welche ihre Missethaten bereuten, verschlossen. Die Venezuelische Flagge, endlich von dem Helden der Columbischen Armee aufgepflanzt, war der Zufluchtsort, der Regenbogen des Friedens, der in dieser Stadt nach so vielen Tagen des

Schreckens, des Blutvergießens und der Verheerung, erschien. Unter dem Schutz der philanthropischen, von dem Venezuelischen General ergriffnen Maaßregeln, kehrten die Guten jetzt zu ihren friedlichen Häusern zurück, die Ausschweifungen der Verbrecher wurden gezügelt; den Verirrten ward verziehn; die Verdächtigen rechtfertigten sich; und der Herrschaft der Gesetze, der Gerechtigkrit, und der Bestrafung sind die Urheber und Beförderer des Unglücks übergeben, das blos so lange in Valencia dauern wird, als die Stadt zögert, durch ein Betragen wie Caracas nach der den Valencianern ertheilten ernsten Belehrung von ihr erwartet, durch Treue, Klugheit und Kraft die alte Schuld in Vergessenheit zu begraben. Bis die Thatsachen gesammelt und verschiedne Umstände untersucht sind und alles durch das im Hauptquartier niedergesetzte außerordentliche Gericht, in's Licht gesetzt seyn wird, wo ein umständliches Manifest wie man es dem Publikum von Venezuela und dem von ganz Amerika über ein so wichtiges Ereigniß schuldig ist entworfen werden soll, mag diese unpartheiische Uebersicht hinreichen, um das Erstaunen zu verhindern, das die Bosheit, die einzige Hülfsquelle unsrer Feinde, in denjenigen, die mit dem Ursprung und den Folgen der verderblichen Unklugheit von Valencia unbekannt sind, erregen könnte.

III. Proklamation. Der Ober-General der Armee von Venezuela an die Bewohner von Valencia.

Die Schrecken des Krieges haben aufgehört. Der Verwirrung und dem Aufruhr, worin diese unglückliche Stadt gefunden ward, folgten Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit. Verkehrte Menschen, angetrieben von ihren Leidenschaften, entweihten den geheiligten Namen der Religion und bewaffneten euch gegen eure eignen Brüder, um sich zu vorgrößern und ihren Stolz und Ehrgeiz auf Kosten eures Bluts zu sättigen. Das Heer von Venezuela kam um sie zu züchtigen und diese niedrigen Urheber eurer Unglücksfälle flohen und ließen diejenigen, die verführt, eine der Vernunft, der Religion und selbst ihrer eignen Glückseeligkeit entgegengesetzte

setzte Parthei ergriffen, als Opfer der Kriegswuth zurück. Bewohner von Valencia, Macht und Gerechtigkeit haben gesiegt; kehrt also zu eurem Heerde heim, dort werdet ihr den Schutz finden, den ihr nur von euren Landsleuten erwarten könnt.

Landleute, die ihr durch Partheisucht gezwungen worden seyd, eure ländlichen Geschäfte zu verlassen, kehrt zurück und bearbeitet den Boden, der euch erhalten muß. Und ihr, die ihr in dem Glauben an unsre Versprechungen, die Waffen niedergelegt habt, beginnt in Sicherheit eure gewohnten Beschäftigungen wieder. Das Schwert der Gerechtigkeit ist blos für die Unrechtfertigen und Schuldigen entblößt.

Franz de Miranda, Obergeneral.
Charles Soublette *).

IV. Antwort des Gouverneurs von Trinidad an den Kongreß.

An Ihre Exellenzen die höchst vollziehende Macht der Provinzen von Venezuela in der Stadt von Caracas.

Trinidad, 3ten August 1811.

Durch den Schooner Mercurius, habe ich die Ehre gehabt, die Depeschen Eurer Exellenzen vom 6ten d. Monats zu erhalten, die mich unterrichten, daß am 5ten Jul. die in einen Kongreß zusammentretenen Repräsentanten von Venezuela, ihre Provinzen für ganz unabhängig erklärt haben und daß die Bekanntmachung dieser Erklärung am folgenden Tage mit gehöriger Feierlichkeit geschehn solle. Da

*) Miranda rühmt den Erfolg dieser Proklamation und meldet, daß er den Beschluß gefaßt habe, daß alle, die einen Hauptantheil an der letzten Revolution gehabt haben, in Verhaft bleiben, die keine Waffen getragen, zu ihren vorigen Beschäftigungen in Ruhe zurückkehren und die wider Venezuela gefochten haben, dem Veteranenkorps einverleibt werden sollen, um die Verluste zu ergänzen.

das wichtige Ereigniß von der Regierung Sr. Majestät weder vorhergesehn noch erwartet wurde, so habe ich keine Vorschriften, wie ich mich in einer so schwierigen Sache benehmen soll und mir bleibt nichts übrig, als ohne Vorzug Abschriften von diesen Depeschen an die Minister Sr. Majestät zu senden, damit sie dem Könige zur Beurtheilung und Entscheidung vorgelegt werden. Unterdessen können unsre Handelsverhältnisse wie gewöhnlich fortgehen und sie werden von meiner Seite dieselbe Sorgfalt und denselben Schutz, wie bisher erfahren.

Ich habe die Ehre zu seyn, mit der höchsten Achtung Eurer Exellenzen aufmerksamer und gehorsamer Diener.

W. Munro.

III.

Der Harem des Großherrn zu Konstantinopel.

[Nach Clarke's travels a. II. pag. 13.]

Daß unter allen Merkwürdigkeiten Konstantinopels, das so vielfach beschriebene aber von niemanden im Innern gesehene Serails des Großherrn von jeher die Reisenden, wegen des darüber verbreiteten mystischen Dunkels das Merkwürdigste erscheinen mußte, war natürlich. Die Einbildungskraft malte sich das, was man nie erblickt hatte, in dem blendendsten Lichte, und als es endlich wirklich jemanden gelang, den Harem zu sehen, so spannte die Beschreibung des Herrlichen, das man darin bewundert haben wollte, die Neugierde nur noch um so höher.

Lady Montague, die Gemahlin des von Großbritanien an Achmet III. als Gesandten geschickten Lord Montague, ward bei der Sultanin Hasiten der Witwe des Sultan Mustapha, Achmets Vorgänger, eingeführt und beschrieb im neun und dreißigsten ihrer Briefe, den Theil des Harems den sie gesehen hatte. Da sie indeß als Frau weniger auf Eigenthümlichkeiten der innern Einrichtung des Gebäudes, der Möbel u. dgl., sondern mehr auf die Kleidung und den Schmuck der Sultanin, den Anzug ihrer

Sklavinnen, und überhaupt mehr auf das, was die Menschen betraf, Rücksicht nahm, so verdient ihre Beschreibung die Aufmerksamkeit nicht, die man ihr so lange gewidmet hat.

Reisende, die nach ihr Konstantinopel besuchten, schilderten wohl das Aeußere des Serails, doch war es ihnen unmöglich in das Innere desselben einzudringen. Wahrscheinlich würden wir auch noch jetzt nichts davon wissen, wenn nicht der Zufall mehreren der neuesten Besucher von Konstantinopel Zutritt dazu verschaft hätte. Der Sultan Selim III. hatte im Jahre 1794 durch den K. K. Internuncius Baron Herbert sich um einen Hofgärtner beworben. Hr. Jacob Ensle aus Rastadt nahm den Antrag an, trat mit 6000 Piaster jährlichen Gehalts in türkische Dienste, und erhielt als er in Konstantinopel ankam, ein eigenes Häuschen im Serail nahe an den Gärten. Dieser Hr. Ensle hatte die Schlüssel selbst zu den heiligsten Stellen des Serails und sie wurden ihm jedesmal bei der Abwesenheit der Sultaninnen von ihren Sklavinnen dargebracht. Waren diese anwesend und Hr. Ensle harte dennoch etwas im Garten zu thun, so ließ er es dem Bostandschi-Baschi melden und dieser befahl dann mehreren Verschnittenen, ihn und seine Arbeiter während der Geschäfte zu bewachen.

Hr. Ensle führte nun mehrere Personen z. B. Herrn v. Knobelsdorf, Hrn. Jambon St. André jetzigen Präfekten von Mainz, Hrn. Pouqueville, Fornier, Beauvoisin und andere während der Abwesenheit der Sultaninnen, in die Gärten und den Harem. Dies sagt er selbst in den Anmerkungen zu der deutschen Uebersetzung von Beauvoisins Werkchen über Konstantinopel *), worin er über seinen Aufenthalt in Konstantinopel Nachricht giebt und zugleich gegen das Decemberstück der Minerva 1806 Hrn. Pouquevilles Bericht vom Innern des Harem in Schutz nimmt.

---

*) Ueber den Hof des türkischen Sultans, seinen Harem, die kaiserliche Familie, sein Militär und seine Minister, übersetzt von Keßler. Karlsruhe 1811. Beauvoisin's Werk selbst ist sehr unbedeutend.

Pouqueville war nämlich nach der Lady Montague der erste, welcher in seinen Reisen durch Morea und Albanien *) eine Beschreibung des Sommerharems und der Gärten des Sultans gab. Ich habe in den Anmerkungen angegeben, wo Clarke's Beschreibung von der des französischen Reisenden abweicht und bemerke bloß, daß beide Reisenden kurz hintereinander in Konstantinopel gewesen seyn müssen, indem Pouqueville 1801 als das Jahr seines Aufenthalts daselbst angiebt und Clarke 1800 von Petersburg durch die Krimm nach der Türkey ging.

Sp.

Nachdem Mr. Clarke, durch das gute Vernehmen das zu der Zeit seiner Anwesenheit in Konstantinopel zwischen der Pforte und Großbritannien herrschte, in den Stand gesetzt, die kaiserliche Waffenkammer, welche sich im Innern des Serails befindet, und wo besonders die Waffen, Schilder und Kriegsmaschinen der griechischen Kaiser aufbewahrt werden, welche die Türken bei der Einnahme von Konstantinopel erbeuteten, und welche mit den Abbildungen derselben auf alten Münzen auf das genaueste übereinstimmten, besichtigt hatte, fand er auch Gelegenheit, das Innere des Serails, die Wohnungen der Frauenzimmer, die Zimmer des Sultans u. dgl. zu sehen.

Es traf sich gerade, daß während unsres Aufenthalts zu Konstantinopel, der damalige Gärtner des Großherrn, ein Deutscher war **). Er pflegte die Gesellschaften in Pera zu besuchen, und nahm sehr oft an den Abendzusammenkünften bei den fremden Ministern Theil. So wurden wir mit ihm bekannt und von ihm in seine Wohnung, in-

---

*) Deutsch. Leipzig 1805. 3 Bde.

**) Pouquevilles Mr. Jacques und Hrn. Clarke's deutscher Gärtner sind eine Person, Hr. Ensle. S.

nerhalb der Mauern des Serails dicht vor dem Thore zu des Sultans Gärten, eingeladen. Bei unserem ersten Besuche begleitete uns unser vertrauter Freund, der Secretär und Kaplan bei der Schwedischen Gesandtschaft, der den Gärtner häufig besuchte und erst kurz vorher, durch einen glücklichen Zufall, die vier ersten Sultaninnen und die Sultanin Mutter erblickt hatte. — Der Gärtner und der Schwede saßen eines Morgens ruhig bei einander, als das Geschrei der schwarzen Verschnittenen, welche das Thor des Harems öffneten, der mit den Serailgarten zusammenhängt, eine bevorstehende Spatzierfahrt jener Damen ankündigte. Sie mußten zu diesem Zweck durch das Thor neben des Gärtners Wohnung gehen, wo ein Arabat *) zu ihrem Empfange bereit stand, worin sie gewöhnlich in den Spatziergängen des Serails innerhalb der Mauern des Pallastes herumfuhren. Bei solchen Gelegenheiten durchsuchen die Verschnittenen jeden Winkel des Gartens und laufen vor den Frauen voraus, indem sie jedem zurufen, sich bei Todesstrafe zu hüten, ihnen nahe zu kommen oder sie anzusehen. Der Gärtner und sein Freund machten augenblicklich alle Fensterladen zu und verschlossen die Thüren. Die schwarzen Verschnittenen, die kurz darauf herzukamen und das Gärtnerhäuschen verschlossen fanden, glaubten wahrscheinlich, der Gärtner sey nicht zu Hause. Nun kam die Sultanin Mutter mit den vier ersten Sultaninnen **), die sehr munter waren, und mit einander schäckerten und lachten. Ein kleines Küchenfenster in des Gärtners Hause ging gerade auf das Thor, durch welches die Sultaninnen kommen mußten und war nur einige Ellen davon entfernt. — Hier sahen die Freunde durch kleine ausdrücklich dazu gebohrte Löcher sehr deutlich die Gesichtszüge der Frauen, die sie ungemein schön fanden. Drei waren Georgierinnen, hat-

*) Ein vierrädriger Wagen, mit vergitterten Fenstern an den Seiten, fast die einzige Art von Wagen, die in der Türkey gebräuchlich ist. Eine Abbildung davon in Muradgea d'Ohtson description de l'Empire Othoman. Tom I. pl. 84. Sp.

**) Nach Ens hatte der Sultan fünf Lieblingsweiber und unter diesen eine, der er von allen andern seine schönsten Blumen schicken mußte. Sp.

ten eine bräunliche Farbe und sehr langes schwarzes Haar, aber die vierte war besonders reizend: ihr Haar, ebenfalls von ausgezeichneter Stärke und Länge, war flachsfarben, auch waren ihre Zähne nicht schwarz gefärbt, wie dies bei andern türkischen Frauen der Fall ist. Der Schwede sagt, er sey beinahe überzeugt, sie hätten gemerkt, daß man sie belausche, da sie mit ungemeiner Kunst ihre Reize zu entfalten suchten und geflissentlich an dem Thore zu verweilen schienen. Diese Vermuthung habe ihm und seinem Freunde einen großen Schrecken eingejagt, denn sie hätten gewiß ihre Neugierde mit dem Leben bezahlen müssen, wenn die schwarzen Verschnittenen das geringste davon geahnet hätten. Ihre Kleidung war überaus reich. Lange glänzende, vorn offene Gewänder, weite in Silber und Gold gestickte, und mit einer Menge von Perlen und kostbaren Steinen bedeckte Beinkleider, gaben ihrer Gestalt ein sehr vortheilhaftes Ansehn: jedoch war dieser Anzug so gewichtig, daß er in der That jede Bewegung erschwerte, und die Frauen beinahe am Gehen verhinderte. Ihr Haar hing in lockeren und sehr dicken Flechten auf beiden Seiten ihres Kopfes herab, reichte beinahe bis auf die Hüften, und bedeckte hinten die Schultern. Diese Flechten waren fast ganz mit Diamanten besäet, die nicht nach irgend einer künstlichen Anordnung vertheilt, sondern sorglos, handvoll, in ihre fliegenden Locken verstreut waren. — Oben auf dem Kopfe, etwas nach einer Seite geneigt, trug jede einen kleinen runden Zierrath oder Diadem. Gesicht, Hals und selbst die Brust waren gänzlich unbedeckt; keine von ihnen trug irgend einen Schleier.

Der deutsche Gärtner, der täglich Zutritt zu verschiedenen Theilen des Serails hatte, erbot sich, uns nicht allein durch die Gärten zu führen, sondern versprach uns auch, wenn wir einzeln kommen wollten, während der Zeit des Ramadan *), wenn die Wachen, welche die ganze

*) Die Fastenzeit der Türken. Während dieser Zeit legen sie sich die größten Entbehrungen auf, ja sie rauchen nicht einmal, von Sonnenaufgange bis zu Sonnenuntergange, Taback. Dagegen schwärmen sie die ganze Nacht durch, und schlafen daher gewöhnlich am Tage. Cl.

Nacht auf den Füßen seyn müssen, am Tage ihren Rausch ausschliefen, ein noch größeres Wagestück zu unternehmen, und uns das Innere des Harem oder der Zimmer der Frauen zu zeigen, d. h. des Theiles des Harem, welchen sie im Sommer bewohnen: denn sie waren noch in ihren Winterzimmern *). Wir nahmen dies Anerbieten begierig an, nur mit der Bedingung, daß ich mir ausbat, einen französischen Künstler Namens Preaux mitnehmen zu dürfen, durch dessen Auffassungsgabe ich Zeichnungen von allem, was wir im Harem oder in den Gärten des Serails Merkwürdiges finden würden, zu erhalten hoffte. Allein seine Furcht war so groß, daß ich ihn nur mit der größten Mühe dahin bringen konnte, uns in das Serail zu begleiten und er verlohr oder verbarg späterhin die wenigen Zeichnungen, die ihm seine Furcht zu machen erlaubte.

Wir verließen Pera in einer Gondel ungefähr um 7 Uhr Morgens, schifften uns wieder in Tophana ein und steuerten nun dem Thore des Serails zu, das südöstlich auf den Bosphorus geht und wo der Eingang zu den Serailgärten und das Gärtnerhäuschen sind. —. Beim Eintritt in das Serail, wird das Auge von einem wilden Gemisch großer und anziehender Gegenstände getroffen: ungeheuere Cypressen, massive und hohe Mauern, hingeworfene und zertrümmerte Sarkophage, hoch aufgethürmte Erddämme, und eine lange düstere Allee, die von dem Thore des Gartens zwischen den doppelten Mauern des Serails sich erstreckt. Dies Thor ist dasselbe, durch welches die Sultaninnen kamen, um die obenerwähnte Spatzierfahrt zu machen und des Gärtners Häuschen ist zur rechten Seite desselben. Die Allee, welche gegen Westen von demselben hinabläuft, bildet einen breiten und schönen, obgleich sehr einsamen Spatziergang und ist an beiden Seiten von hohen Mauern eingeschlossen. Gerade diesem Eingange zu dem Serail gegenüber ist ein sehr hoher Damm mit Bäumen besetzt und von Terrassen durchschnitten auf deren Höhe Mauern mit Thürmen hervorragen. Zur rechten

*) Den Hrn. Pouqueville zeigte Ensle die Gärten und den Harem, als der Sultan mit seinem Hofstaate einen Ausflug nach Beschick-tasch gemacht hatte. Sp.

Hand wenn man hereintritt, sind die großen hölzernen Flügelthüren der Gärten des Großherrn, und nahe bei denselben liegen mehrere Marmortrümmer, die zu den allerschlechtesten Gebrauch angewandt werden, z. B. ein Sarkophag aus einem Marmorblock, der mit einem (obgleich nur sehr unbedeutenden) Basrelief verziert ist. Wenn man durch die Flügelthüren in den Garten tritt, so hat man einen angenehmen Anblick auf mehrere Geländer und bedeckte Gänge im holländischen Geschmacke *). Mehrere kleinliche Springbrunnen, gerade Kiesgänge, mit länglich-viereckten Beeten an den Seiten, und ein langes Gewächshaus mit Orangenbäumen, sieht man auf dem kleinen Platze, den man die Serailgärten nennt. Die Aussicht geht den Hauptgang hinunter und alle Gänge laufen in einen bedeckten Mittelpunkt zusammen. Aus kleinen Springbrunnen fallen einige Quart Wasser in große Muscheln oder bilden Schirme über angezündete Wachskerzen neben den Gängen. Das Geländerwerk ist von Holz, weiß angestrichen und mit Jasmin bedeckt, und da dieser nicht überall die hölzerne Unterstützung verbirgt, so macht das Ganze einen schlechten Eindruck. Die Beete sind mit Buchsbaum eingefaßt, enthalten sehr gewöhnliche Blumen, und haben Springbrunnen zur Verzierung. Wenn man im Garten ist so sieht man rechts den prächtigen Kiosk, des Sultans Sommeraufenthalt, und weiterhin ist das obenerwähnte Orangeriehaus, welches längs der ganzen Mauer an dieser Seite hinläuft. Dem Gartenthor gegenüber, ist das Thor zu dem Harem oder dem Pallast der Weiber des Großherrn, ein Gebäude, das den kleinen Colleges in Cambridge nicht ungleich ist, und auch einen ähnlichen Klosterhof in der Mitte hat. Eine Seite dieses Gebäudes ragt über die Mauer des Gartens hervor, so daß die Fenster dort hinein

*) Ensle rechtfertigt sich in seinen obenangeführten Anmerkungen, gegen den Vorwurf, daß er nicht geschmackvollere Anlagen in den kaiserlichen Gärten gemacht, weil die Türken die holländischen und französischen Anlagen, Gänge, Hecken ꝛc. des Schattens wegen lieben und wenn man im englischen Geschmack anlegen wolle, es wegen der 62 Fuß hohen Mauer des Serails unmöglich sey, Aussichten zu gewinnen. Sp.

gehen. Unter diesen Fenstern sind zwei kleine Glashäuser, die mit sehr gewöhnlichen Pflanzen angefüllt sind, und wo auch einige Kanarienvögel gehalten werden. Vor den Harem Fenstern zur rechten Seite ist eine schwere, schwarze hölzerne Thür, und diese, in ihren gewichtigen Angeln knarrend, führte in das Viereck oder den innern Hof des Harems selbst.

Doch noch etwas von dem Garten. Dem Harem gegenüber zur linken Seite ist ein gepflasterter Abhang, über den man durch ein schön vergoldetes, eisernes Thor von dem untern zu dem oberen Garten hinauf geht, der aus einigen wenigen kleinen Beeten besteht und noch bis vor wenigen Jahren der einzige Garten des Serails war.

Der Kiosk *) liegt an der Seeküste und man hat von ihm eine der schönsten Aussichten über Scutari und die asiatische Küste, die Mündung des Kanals, und auf ein lebendes Gemälde von Schiffen, Gondeln, Delphinen, Vögeln, und die übrige dahin schwimmende Pracht dieser weitläuftigen Hauptstadt. Der Kiosk selbst enthält ein geräumiges Zimmer mit einer Kuppeldecke, aus dem man nach der See hin auf eine erhöhte mit Fenstern und Divanen versehene Plattform tritt. Zur rechten und linken sind die Zimmer für den Großsultan und seine Frauen. Von der Mitte der Kuppel hängt ein großer Kronleuchter herab, ein Geschenk des Englischen Gesandten. Auf der Plattform hängt noch ein anderer, der kleiner, aber geschmackvoller ist. Dicht über den Sophas sind Spiegel mit eingegrabenen türkischen Inschriften; Gedichten und Stellen aus dem Koran. Die Sophas sind von weißem Atlas, von den Frauen des Serails sehr schön gestickt.

Eine schmale Treppe führt aus diesen Zimmern zu zwei Gemächern hinab, die mit Marmor gepflastert und so kalt als Keller sind, wo während der Sommerhitze eine noch größere Anzahl Frauen gleichsam begraben ist **), das erste ist eine Art Vorzimmer für das zweite, neben dessen Thüre

*) Der sogenannte Frankenkiosk (nach Pouqueville Jeni Kiosk, der neue Kiosk), weil er nach europäischer Art mit Malereien und nicht mit Vergoldungen verziert ist. Sp.

**) Pouqueville sah diese Zimmer nicht. Sp.

in einer Nische in der Mauer des Sultans Pantoffeln stehen. Sie sind von gelbem Saffian und sehr plump gearbeitet. In dem Marmorzimmer gerade unter dem Kiosk ist ein Marmorbecken, mit einem Springbrunnen in der Mitte, in dessen ungefähr drei Zoll tiefen Wasser einige kleine Fische schwimmen. Unter der Plattform ist ein anderes, diesem gleiches Zimmer, eng vergittert, wo die Frauen während ihres Sommeraufenthalts in dem Pallaste sitzen. Es machte uns Vergnügen, verschiedne Dinge zu betrachten, welche sie sorglos auf den Sophas hatten liegen lassen, und die einen Begriff von ihrer Lebensart gaben. Unter diesen war ein Englischer Schreibkasten von schwarz lackirtem Holze mit einem Rolldeckel und Schubkasten. Die Schubkasten enthielten farbiges Schreibpapier, Rohrfedern, wohlriechendes Wachs und kleine Beutel von gesticktem Sammet, worin sie durch Negersklaven, die stumm und verschnitten sind, sich einander ihre Liebesbriefe zuschicken. Daß in diesen abgesonderten Zimmern starke Getränke getrunken werden, ist augenscheinlich, denn wir fanden Anhängeschildchen zu Flaschen, sehr zierlich mit der Scheere ausgeschnitten, auf denen in Türkischen Buchstaben die Worte: Rosoglio, Goldwasser und Lebenswasser standen. Wir kehrten nun durch den Eingang zum Kiosk in den Garten zurück.

Unsere nächste und angelegentlichste Bemühung war nun die Untersuchung des Harem, und da die Unternehmung mit Gefahr verknüpft war, so sahen wir uns zuerst um, ob auch der Garten von Bostandschhis und andern Bedienten rein sey, da unsere Neugierde, wenn man uns entdeckt hätte, uns wahrscheinlich auf der Stelle das Leben gekostet haben würde. Ein Ereigniß dieser Art erzählt le Bruyn *).

---

*) Vogages Tom. I. pag. 141. Haye. 1732. Der Venetianische Dollmetscher Grellot, wohnte zu Konstantinopel in einem Hause, aus dessen Fenstern man über die Serailsmauern sehn konnte. Grellot machte sich einst das Vergnügen durch ein Fernrohr, das er zwischen den Fensterladen verbarg, den Sultan der mit seinen Frauen im Garten spatzieren ging, zu beobachten; der Sultan bemerkte es und ehe er den Garten verließ, war schon

Als wir jede Allee und jeden Winkel des Gartens durchschaut, näherten wir uns halb athemlos und auf den Zehen der großen hölzernen Thür, welche in das Innere des Harems führt. Nachdem wir sie geöffnet, traten wir in ein kleines, genau dem in Queen's College in Cambridge ähnliches und mit Unkraut bedecktes Viereck. Es war in zwei Theile gesondert, einer über den andern erhöht: die Hauptseite des Hofes bildete ein offener Porticus mit dünnen Säulen von weißem Marmor. Alles schien in Verfall zu seyn. — Die Weiber wohnen hier nur während des Sommers. Ihre Winterwohnung kann man mit der ehemaligen Bastille in Paris vergleichen, und die Verzierung der Zimmer darin, ist selbst noch weit kärglicher, als die in der jetzt zu beschreibenden. Von diesem Hofe kletterten wir durch ein Fenster, das wir aufbrachen, in das Gebäude und sprangen auf eine lange Reihe von hölzernen, mit Matten belegten Betten herab, auf denen etwa 100 Sklaven schlafen können. Diese Betten nehmen die ganze Länge eines sehr langes Corridors ein. Von hier aus kamen wir durch einige enge, mit Matten belegte Gänge zu einer Treppe, welche zu den obern Zimmern führte. Hier war eine ähnliche Schlafanstalt für die Sklaven, aber in zwei Abtheilungen geschieden, so daß ein Theil über dem andern auf einer Art von Hangeboden schlief. Aus diesem zweiten Corridor erreichten wir einen dritten, einen langen mit Matten bedeckten Gang, wo zur Linken kleine Zimmer für Sklaven höheren Ranges und zur Rechten eine Reihe von Gemächern, auf das Meer hinaus, waren. Am Ende dieses Corridors traten wir in das große Audienzzimmer, wo die Sultanin Mutter Anstandsbesuche von den Sultaninnen und anderen ausgezeichneten Frauenzimmern des Harems annimmt. Man kann sich den besten Begriff von seiner Beschaffenheit machen, wenn man es sich als ein Theater denkt. — Es ist mit ungeheuern Spiegeln, den kostbaren Geschenken der europäischen Fürsten verziert; diese Spiegel zerschlagen die Frauen des Serails zu-

---

Grellot an demselben Fenster, aus dem er gesehen hatte, aufgehangen. Sp.

weilen in ihrer Fröhlichkeit *). An dem oberen Ende ist ein Thron, eine Art von Käfig mit Gitterfenstern, worin die Sultanin sitzt, denn selbst hier ist die Person der Sultanin zu heilig, um sie den Blicken der Weiber und Sklaven blos zu stellen. Eine Reihe Stufen mit rothem Tuch belegt, führt zu diesem Käfig, wie zu einem Throne **). Gerade der Treppe gegenüber stehen zwei vergoldete Staatsstühle mit hoch rothem Sammet und Geld bedeckt, zu beiden Seiten des Eingangs. Zur rechten und linken von dem Throne und in einer Linie mit demselben sind die Schlafgemächer der Sultanin Mutter, und ihrer ersten Kammerfrauen. Die äußeren Fenster des Thronzimmers sind alle vergittert: auf einer Seite gehen sie auf das Meer, auf der andern in den inneren Hof des Harems, indem das Zimmer die ganze Breite des Gebäudes einnimmt. — Der Platz unterhalb des Thrones ist abgesondert und für das Gefolge, für Tänzer, Schauspieler, Musik, Erfrischungen und was in den Harem zur Belustigung des Hofes kommt, bestimmt. Dieser Theil des Zimmers ist mit Persischen Matten belegt, welche jedoch, wenn die Sultanin im Zimmer ist, weggenommen und durch die reichsten Tapeten ersetzt werden.

Unter dem großen Audienzzimmer ist das Versammlungszimmer (assembly-room) des Sultans, wenn er im Harem ist. Hier sahen wir den prächtigen, vorhin erwähnten Kronleuchter. Der Sultan besucht dies Zimmer zuweilen im Winter um Musik zu hören und sich mit seinen Günstlingen zu belustigen. Es ist von Spiegeln umgeben: die anderen Verzierungen verrathen dieselbe sonderbare

*) Die Zerstöhrung, welche des Großherrn Frauen auf diese Art anrichten, ist so groß, daß einige der kostbarsten Möbel weggebracht werden, wenn sie aus ihrer Winterwohnung in diesen Pallast kommen. Unter diesen war ein großer farbiger Kronleuchter, ein Geschenk Lord Elgins: dieser wurde nur während der Abwesenheit der Frauen aufgehangen, hing aber dann nur an einem gemeinen Strick. Wenn die Frauen etwas zerstöhrt haben, und man sie ertappt, so werden sie von den schwarzen Verschnittenen gepeitscht, die immer die Zielscheiben ihres Spotts und ihrer Neckereyen sind.

**) Pouqueville sagt, es sey ein Betstuhl, wo die Sultanin Mutter ihre Gebete verrichte und an der Stelle, wo er sich befände, sehe man von außen ein kleines vergoldetes Minaret. Sp.

Mischung von Pracht und Aermlichkeit, welche in allen Staatszimmern Türkischer Großen sichtbar ist. Nachdem wir das Assemblee-Zimmer durch denselben Eingang, durch den wir hineingekommen waren, verlassen und den Gang verfolgt hatten, der mit der Seeküste gleich läuft, so kamen wir in das Bad der Sultaninn Mutter und der vier ersten Sultaninnen. Dies ist klein, aber sehr zierlich, von weißem Marmor und von oben mit Fenstern von geschliffnem Glase erleuchtet. An dem obern Ende ist ein erhöhtes Schwitzzimmer und Bad für die Sultanin Mutter, durch Gitterwerk von dem übrigen Ende des Gemachs getrennt. — Springbrunnen spielen unaufhörlich von allen Seiten, und jede Art von verfeinerter Pracht ist zur Verschönerung des Orts angewandt *).

Aus dem Bade kamen wir durch den obenerwähnten Gang in das sogenannte Ruhezimmer. — Es ist durch nichts ausgezeichnet, als durch die schöne Aussicht, die man daraus genießt, die schönste auf dieser Seite des Serails. Es macht einen Theil des Gebäudes aus, das Fremden dadurch so wohl bekannt ist, daß es gegen die Seeseite zu, auf 12 Säulen der schönen und seltnen Breccia ruht, die von den Italiänern verde antico genannt wird und das viride Lacedaemoniorum des Plinius ist. (Hist. natural. XXXVI. 7). Diese Säulen sind das schönste, was man in der Art sehen kann, und jede von ihnen besteht aus einem Stück. — Die zwei Pfeiler im Innern sind von grüner aegyptischer Breccia, und über alle Vorstellung schön.

Wir begaben uns nun in den Theil des Harem's, welcher die Aussicht in den Serailgarten hat, und der Chalved Yiertzy, oder Spatziersaal genannt wird. Hier werden zur Unterhaltung der Frauen aus dem Harem Schauspiele und Possen gegeben, getanzt und Musik gemacht. Der Saal sah ungefähr wie eine alte Polterkammer aus. Große staubige Pfostenspiegel in schweren vergoldeten Rahmen, bestaubt und zerbrochen, gegen die Mauern gelehnt, nahmen die eine ganze Seite des Zim-

*) Dies Bad ist nach Pouqueville das zierlichste Gemach im ganzen Harem und die Marmorwanne der Sultaninn wahrscheinlich ein antiker Serkophag gewesen. Sp.

mers ein. Alte Möbel, schäbige Schreibsecretäre von schlechter englischer Arbeit, aus Eichenholz, Nußbaumholz oder Mahogany, eingelegte zerbrochene Schreibtische, herumliegende Trümmern von Leuchtern, Papierschnitzel, seidene Lumpen, leere Zuckerwerkschachteln, waren das einzige, was man in diesem Theile des Pallastes sah.

Aus diesem Zimmer gingen wir in den Hof des Harem herab, und nachdem wir drüber weggegangen, stiegen wir auf mehreren Stufen, zu einem hohen Untergeschoß (upper Parterre) herauf, um einen Theil des Gebäudes, das für die Frauen von geringerem Range bestimmt ist, zu sehen. Da wir ihn, wie die übrigen eingerichtet, nur noch schlechter möblirt und noch verfallener fanden, so kehrten wir zurück, um den Harem ganz zu verlassen, und den Garten wieder zu erreichen. Man kann sich unsere Bestürzung denken, als wir das große Thor hinter uns verschlossen fanden. Als wir aufhorchten, um zu erfahren, ob irgend jemand hier herum in Bewegung sey, sahen wir, daß ein Sklave da gewesen seyn müßte, um einige Truthühner zu füttern, die in weniger Entfernung kollerten und einen großen Lärm machten. Wir benutzten dies Getöse, um mit einem großen Stein den ungeheurern Riegel des Thor's zurückzuschlagen: dieser wich glücklich, und wir kamen ins Freye.

Wir verließen nun den untern Garten des Serails und stiegen auf einem gepflasterten Wege zu dem Zimmer im Hyacinthen-Garten hinauf. Dieser Gang versprach belohnend zu werden, da man uns gesagt hatte, daß der Sultan fast alle seine Mußestunden darin zubringe, und die Ansicht desselben uns mit den Beschäftigungen und Vergnügungen bekannt machen konnte, welche uns ihn als Menschen, von dem Aeußeren des Sultans entkleidet, zu zeigen versprachen. Wir wandten uns also von dem gepflasterten Aufgange zur Rechten und traten in einen kleinen Garten, der in schmale, längliche sehr niedliche Beete vertheilt war, die mit Porzellain oder holländischen Kacheln eingefaßt waren. Hier dürfen nur Hyacinthen wachsen; daher der Name des Gartens *). — Wir besahen

*) Ensle erzählt, daß er für 16000 Fl. Hyacinthenzwiebeln die er aus Holland kommen lassen, dort gelegt habe. Sp.

nun das Zimmer durch das Fenster. Es kann in der That nichts prächtigeres geben. Drei Seiten des Zimmers nahm ein Divan ein, mit Küssen von schwarzem gestickten Atlas. Den Fenstern gegenüber war ein Kamin, nach der gewöhnlichen Europäischen Mode, und zu beiden Seiten desselben Thüren mit Vorhängen von hochrothem Tuch bedeckt. Zwischen den Thüren und dem Kamin waren Glasschränke, welche des Sultans Privatbibliothek enthielten: es waren lauter Manuscripte, sie lagen auf Brettern, ein Band über dem andern und die Titel waren auf den Schnitt geschrieben. — Von der glänzend vergoldeten Decke des Zimmers, der Thür gegenüber, hingen drei vergoldete Käfige mit künstlichen Vögeln herab, die sobald das Uhrwerk in Bewegung gesetzt war, sangen. In der Mitte des Zimmers stand ein ungeheures goldenes Kohlenbecken auf einem Handfaß von vier massiven goldenen Klauen getragen. Dem Eingang gegenüber auf der einen Seite des Zimmers, über eine Thür weg, war ein erhöheter Tritt, auf dem ein gesticktes Handtuch, eine Gießkanne und ein Waschbecken, sich Hände und Bart zu waschen, zu sehn waren. Ueber diesem Tritt an der Mauer hing das große Portefeuille, mit Silberfäden auf gelbem Maroquin gestickt, welches dem Sultan vorgetragen wird, wenn er in die Mosquee geht, oder sonst sich unter das Volk begiebt, um darin die Bittschriften aufzubewahren, die man ihm übergiebt. In einer Nische dicht bei der Thür, stand ein Paar gelbe saffianene Stiefeln und auf dem Tritt neben der Wasserkanne ein Paar Pantoffeln von demselben Stoffe. Der Fußboden war mit Gobelins belegt. Pistolen, Säbel und Dolche, waren mit vielem Geschmacke und vieler Wirkung an den einzelnen Abtheilungen der Mauer in Gruppen geordnet. Die Griffe und Scheiden dieser Waffen waren mit Diamanten von ungemeiner Größe besetzt, welche zur Verschönerung dieses prächtigen Zimmers noch durch ihren Glanz beitrugen.

Kaum hatten wir diesen Anblick genossen, als plötzlich zu unserm größten Schrecken ein Bostandschi in das Zimmer trat. Glücklicherweise kehrte er indeß dem Fenster den Rücken zu und wir hatten nun nichts eiligeres zu thun, als uns unter dasselbe zu werfen und auf Händen und Füßen weiter zu kriechen, bis wir aus dem Hyacinthengarten waren.

ren. Auf dem Wege zu den obern Garten kamen wir noch bei einem Vogelhause vorbei, worin Nachtigallen waren.

Die Gänge in dem obern Garten sind sehr schmal, schlecht gehalten, und in einem schlechteren Geschmack angelegt, als die in eines Holländers Hause im Haag. So klein wie dieser Garten war, so war er doch bis vor kurzer Zeit, der einzige Serailgarten am Meere und von demselben aus kann man den ganzen Eingang des Kanals und die gegenüberliegende Küste von Scutari übersehen. — Hier befindet sich in einem alten Kiosk ein sehr gewöhnlicher Marmortisch, der auf eisernen Füßen ruhet, und doch war dies ein Geschenk von Karl dem zwölften. — Aus diesen steifen Parterren stiegen wir zu dem Gartenhäuschen hinab, und verließen den Garten durch dasselbe Thor, durch das wir hereingekommen waren.

IV.

Ein Blick auf die skandinavischen Staaten.

[Von einem Skandinavier. *]

Wenn Partheyen entstehn, hält jeder sich hüben und drüben,
Viele Jahre vergehn, ehe die Mitte sich eint.

Göthe.

Wir haben die Flamme des Krieges, die, lange verborgen, mit desto größerer Kraft sich genährt zu haben scheint, durch alle Epochen die jetzige Stufe erreichen gesehn, wo sie sich dem lang ersehnten Ende nähert. Wir sahen Staaten, durch Jahrhunderte in der Geschichte bestimmt, umgestürzt, und neue gebildet, die aber schon in ihrer Geburt die Keime des Untergangs in sich trugen. Nach und nach wächst der Kampf und zuletzt nehmen alle Völker, die innerlich zu Europa gehören, daran Theil. Auch in anderen Welttheilen ist der Keim gelegt zu einem Streit, dessen Ausgang noch mit dem Schleier der Zukunft bedeckt

*) Der folgende mit Geist und Einsicht geschriebne Aufsatz ist von einem Manne, der die deutsche Sprache nur aus Uebung gelernt hat, deutsch geschrieben; einige Eigenthümlichkeiten der Schreibart werden die Leser daher verzeihn. Es schien mir zweckmäßiger, sie beizubehalten, als durch Wegschaffung dem Sinne des Verfassers vielleicht Eintrag zu thun. Der Unterzeichnete glaubt, daß der

ist. Wir stehen am Ende eines Theiles dieser so merkwürdigen Epoche und sehen einer Verfassung entgegen, die in sich eine Wehr trägt gegen die Willkühr und Herrschlust des Einzelnen, und worin auch die Gegenwart an einem reineren Bilde ihres inneren Lebens sich erfreuen kann.

Einmahl ausgebrochen, entwickelte er sich mit einer Nothwendigkeit, deren Erkenntniß deutlich in den gegebenen Thatsachen liegt, und diese begriffen, sehen wir ohne Mühe in dem gegenseitigen Zustand der theilnehmenden Staaten, seine Bahn beschrieben. Er ist auch nach seinen nächsten Ursachen und Folgen oft betrachtet, ja man hat geglaubt, seine Verbindung mit dem allgemeinen Gang der Geschichte ahnen zu können. Könnten wir den Keim weiter in die Vergangenheit verfolgen, seinen verborgenen Wachsthum aus dem Gegensatze und der vorherigen gegenseitigen Lage der Völker verstehen, so müßte er ein heller Spiegel werden für die Gegenwart und Zukunft. Am deutlichsten aber ist geworden, wie vergebens die Staaten in alten Formen ihre Kraft zu bewahren suchen, und wie dasjenige Bestreben, das sich nicht dem Ganzen unterordnet, Unglück für das Ganze wird, und nothwendig eigenen Untergang zur Folge hat.

In seiner Entwicklung finden wir im Allgemeinen folgenden Weg beschrieben. Er entsprang durch die drei Völker, die zunächst um eine Linie von Osten nach Westen

---

wichtige Gegenstand auch noch von einer andern Seite betrachtet werden kann: schon früher war es seine Absicht ihn in einer Abhandlung über die Vereinigung Schwedens mit Norwegens zu beleuchten: er glaubt durch ein sehr lange fortgesetztes Studium der nordischen Geschichte im Stande zu seyn, manches aus einem andern Gesichtspunkt zeigen zu können, als der Verfasser und dahin verspart er auch die Berichtigung verschiedner historischer Irrungen, die zum Theil von Bedeutung sind: andre Versehen z B. daß Görz und Scheele, die nur in ihrer spätern Zeit nach Schweden kamen, als Repräsentanten der geistigen Eigenthümlichkeit der Schweden angeführt werden, sind Kleinigkeiten, die auf das Ganze keinen Einfluß haben: er hat sich daher durchaus aller Anmerkungen enthalten, damit der Eindruck der Darstellung des Verfassers auf keine Weise gestöhrt werde. M.

durch die Mitte Europas gezogen, ihren Wohnsitz haben. Schon früh ward der südliche Theil, wo die neuere Zeit in ihrer ersten Bildung ihre Pflege fand, der Kampfplatz, erst später finden wir die nördlichen Völker in den Streit verflochten. So können wir auch sagen, daß er durch jene unmittelbar sich entspann, indem diese mehr durch die Verhältnisse und mittelbar daran Theil zu nehmen gezwungen waren; deswegen war auch hier bis auf die letzten Zeiten der vorige Zustand weniger gestört, während die übrigen Länder große Veränderungen erlitten, und das was entstehen soll, ist noch in der Hand der Vorsehung, und derjenigen, welche die Staaten lenken. —

Dänemark und Norwegen, als die eine Hälfte Skandinaviens, stehen erst unter den letzten, und haben von allen Mächten am spätesten an dem Kriege Theil genommen. Vergebens suchte die Regierung durch eine Politik, die ein gleiches Verhältniß zu beiden Partheyen zeigte, sich den Frieden zu sichern. Ueberschauen wir im Allgemeinsten den Gang der besonderen Umstände, die die Erreichung dieses Zwecks verhinderten. Durch den Frieden von Tilsit schien aller Widerstand gegen die Herrschsucht Frankreichs gehoben zu seyn, und das ganze feste Land gezwungen seinem Gebot zu gehorchen. England schien — ausgeschlossen von aller Gemeinschaft mit dem festen Lande, — angegriffen in der innersten Wurzel seiner Macht; ja der Untergang desselben vielen, — auch ohne einen unmittelbaren Angriff, — nah und unvermeidlich. Wohl waren alle Versuche Frankreichs ihm auf dem Meere die Spitze zu bieten, fast in ihrer Geburt gescheitert, — aber eine Ausrüstung anderer Art, die Flottille in Boulogne, drohte auf eine andere Weise gefährlicher zu werden. Ungeachtet des Verlustes so vieler Flotten, die bald, nachdem sie ausgelaufen waren, ein Opfer wurden von Englands Uebermacht und Tapferkeit, war Frankreich durch die in den Kriegen geraubten Schätze im Stande stets neue zu bauen. Für England, das damahls mehr als je den gegenwärtigen Augenblick fürchtete, das auf alle Weise gestrebt hatte, die drohenden Waffen zu vernichten, und die Gefahr auf allen Punkten überschaute, schien nichts näher zu liegen, als sich aller Mittel zu bemächtigen, wodurch die Annäherung an seine Küsten möglich war.

Der Entschluß ward gefaßt, daß so wie das feste Land, so auch das Meer nur einem Herrn unterthan werden müßte. Rußland hatte in den vorigen Kriegen einen Theil seiner Flotte verloren, Schweden besaß einen unbeträchtlichen Ueberrest; nur Dänemark bewahrte noch eine Seemacht, seine beste Wehr in den vergangnen Kriegen, den Engländern von dem Angriff im Jahre 1801 wohl bekannt, und die jetzt zu leicht, freiwillig oder gezwungen, die Kräfte des Feindes vermehren zu können schien. Der Augenblick, wo ganz Seeland und die Hauptstadt von Truppen entblößt waren, war zu bequem für die Ausführung, um ihn ungenützt vorbei gehen zu lassen. Sie ward beschlossen: Unentschlossenheit und Schwäche auf der einen, — Bestimmtheit und Uebermacht auf der anderen Seite lieferte die ersehnten und gefürchteten Waffen fast ohne Verlust in ihre Hände.

In der ersten Zeit war überall, ja zum Theil in England selbst, nur eine Meinung über dies Verfahren. Besonders erhielt die französische Regierung eine erwünschte Gelegenheit, über die gewaltsame, alles Völkerrecht vernichtende Handlungsweise Englands ein Geschrei zu erheben. Da in der folgenden Zeit der Despotismus Frankreichs im geraden Verhältniß mit seiner Macht wuchs, so fand man wohl die Lage Dänemarks hart, aber zugleich als eine Folge der Nothwendigkeit, die England gebot, auf diese Weise die letzte Wehr der allgemeinen Freiheit zu sichern, indem man als ausgemacht voraussetzte, daß im anderen Falle die dänische Flotte ihren Feinden in die Hände fallen müßte. So auf eine willkührliche Hypothese bauend, konnte man auch das Recht nach Gutdünken auslegen, und darum sehen wir in den letzten Schriften, die diesen Gegenstand berühren, auch diese That mit einer apodiktischen Willkühr als politisch rechtmäßig von der Seite Englands erklärt; da auch diejenigen, welche die Sache aus einem anderen Gesichtspunkt betrachteten, nicht den richtigen Punkt auffaßten, um einen bestimmenden Eindruck bewirken zu können.

Die Wahrheit läßt sich nur erkennen, wenn wir, wie bei jedem willkührlichen System, die Hypothese, woraus die folgenden Schlüsse abgeleitet sind, betrachten. Diese theilt sich in die zwei Alternativen: Entweder war die dä-

nische Regierung heimlich gesonnen, sich mit Frankreich zu vereinigen, und die Flotte dessen Gewalt zu übergeben; oder sie konnte doch nicht verhindern, daß Frankreich im ersten günstigen Augenblick diesen Zweck mit Gewalt erreichte. Hätte Dänemark schon damals an eine Vereinigung mit Frankreich gedacht, warum ließ man die Inseln, die Hauptstadt mit der Flotte, und den Theil des Reichs, der zuerst und am leichtesten einem Angriff von Seiten der Engländer ausgesetzt war, ganz entblößt von aller Vertheidigung, und versammelte dagegen den größten Theil der dänischen Armee in Holstein? In einem solchen Augenblick, und da alle Handelsschiffe Dänemarks im See waren, ist ein Bruch mit England, doch als eine offenbar unvernünftige Handlung zu betrachten, und der augenblickliche Verlust des größten Theils des Nationalreichthums mußte das erste unabwendbare Opfer seyn. Diese Voraussetzung dürfen wir dann wohl auf keine Weise als wahrscheinlich annehmen. Dagegen scheinen diejenigen, die die Schwäche Dänemarks geltend machen, dem rechten Gesichtspunkt näher zu seyn. Diesen dürfen wir aber wohl mit Recht einwenden, daß ein freundschaftliches Verhältniß mit Dänemark nicht unwichtig für Frankreich seyn konnte, sowohl wegen der Lage desselben, als weil es eine verhältnißmäßig bedeutende Armee gerüstet hatte, und besonders die Eroberung der Flotte allzu ungewiß war, als daß es sich deswegen einen neuen Feind hätte machen sollen. — Vergleichen wir die Folgen, wenn der Krieg einmal mit einem von beiden Theilen unvermeidlich war. Wahrscheinlich ward die Jütische Halbinsel von Frankreich besetzt, und Dänemark auf die Inseln, und Norwegen, wo die Flotte jeden Angriff abwehren konnte, beschränkt; dagegen genoß es in Vereinigung mit England den freien Handel und so konnte, wenn auch ein wichtiger Theil des Reichs vom Feinde besetzt war, eine lebendige freie Cirkulation die übrigen Glieder desto inniger vereinen, während es jetzt wohl weniger Land verlor, dagegen den Handel und Nationalwohlstand einbüßte, und die Komunikation zwischen den verschiedenen Theilen des Staats in die zufällige Hand der Umstände gegeben sah. Ja gelang es dem Feinde auch, was sich schwerlich annehmen läßt, sich der

Inseln und der Hauptstadt zu bemächtigen, wie hätte die Flotte Frankreich erreichen können? Linienschiffe führt man nicht auf Rädern über Land und es läßt sich schwerlich denken, wie sie, besonders hier, einer beobachtenden Flotte hätten entgehen können. Es läßt sich deswegen nicht vermuthen, daß Frankreich je die Absicht hegte, sich der Flotte zu bemachtigen. Wir dürfen also wohl sagen, daß diese Voraussetzung, nur wenn man das Wahrscheinliche nicht berücksichtigt und die nothwendig entgegentretenden Schwierigkeiten als gehoben betrachtet, einen schwachen Schein des Vielleicht für sich zu gewinnen vermag. — Mit größerm Recht aber sehen wir diese Handlung als entsprungen aus einer unzeitigen Furcht vor einer Gefahr an, die nicht von dieser Seite drohte, und auch offenbar vorhanden, auf eine andere Weise mit unendlich größerem Vortheil für England abgewehrt werden konnte. So reift oft ein zufälliger Gedanke, dem die Umstände des Augenblicks ein starkes Gewicht und den täuschenden Schein eines bedeutenden Vortheils geben, zu schnellem Entschluß, und zu einer That, die wir bei ruhigerem Gemüth nicht ausgeführt haben würden. Solche Thaten sind von bedeutenden Folgen für die gegenseitigen Verhältnisse der Völker in der Zukunft. Je eher und reiner sie erkannt werden, desto schneller kann auch der Keim der Uneinigkeit vor seinem Wachsthum vertilgt werden. Blos diese Ueberzeugung führte mich zu der Betrachtung dieses Verhältnisses, da es eigentlich nicht dem Kreise dieser Untersuchung angehört. —

Dänemark, einmal im Krieg mit England, mußte nothwendig in der nächstvergangnen Zeit mit Frankreich vereinigt werden, und feindselig gegen Preußen und die übrigen Mächte des festen Landes erscheinen, ungeachtet dies nur eine mehr zufällige Folge seines Kriegs mit England war. Endlich ward der Friede zu Stande gebracht, wodurch Norwegen mit Schweden vereinigt und ein Wunsch erfüllt werden sollte, den diese Macht seit längst vergangenen Zeiten mit stets steigender Wärme genährt hatte. —

Eine jede solche Veränderung trägt nothwendig in sich den Keim zu unendlichen Folgen, zu einem steigenden vollkommenern Zustand, wenn die neue Verbindung mehr mit den gegenseitigen Forderungen übereinkommt, zu ei-

nem weniger vollkommenen, wenn das Umgekehrte Statt findet. Wir sehen in der Geschichte beides durch deutliche Erfahrungen bestätigt; wir erinnern nur an die Vereinigung Schottlands mit England als ein Beispiel des erstern, dagegen an die der Niederlande mit Spanien als ein klares Bild des letzten.

Nothwendig strebt ein jeder Staat einen solchen Zustand zu erreichen, wo die größtmögliche freie Ausbildung seiner Eigenthümlichkeit und die größte Harmonie mit dem Ganzen vereinigt werden können. In dem Glauben, einige Spuren von dem Wege, der in dieser Hinsicht für die skandinavischen Völker bezeichnet zu seyn scheint, nachweisen zu können, will ich im Folgenden die Verwandtschaft dieser Völker zu einander betrachten, ohne hierin mich weder von individuellen Rücksichten, insofern ich einer derselben angehöre, noch von den Wünschen einer Zeit ableiten zu lassen.

Wollen wir die Verwandtschaft oder den Gegensatz verschiedener Völker untersuchen, so finden wir sie in den von der Natur gegebenen Bedingungen am nächsten ausgesprochen; wir finden bei den Gebirgsvölkern Einen Charakter, so wie wiederum Einen bei denjenigen, die Ebenen bewohnen. Wo die Natur, weniger einförmig, in beiden wechselt, finden wir auch eine Vereinigung des Gegensatzes. Die Nähe oder der Abstand vom Meere und der überwiegende Reichthum eines Naturprodukts, muß nothwendig einen bedeutenden Einfluß zeigen, und aus der Zusammenkunft oder Modification dieser Verhältnisse werden wieder die Hauptnahrungszweige der Völker entspringen. So ist es bekannt genug, wie die ungeheuren Niederlagen von Steinkohlen mit dem ökonomischen Zustande Englands in genauester Verbindung stehn. Völker, die jetzt entfernter wohnen, werden sich gleichen, wenn sie ursprünglich einem Stamm angehörten, der sich später nach verschiedenen Richtungen theilte. Die Länge der Zeit, und verschiedene Umgebungen werden hier den jetzigen Gegensatz bestimmen. Durch umgekehrte Verhältnisse können ursprünglich verschiedene Völker fast ununterscheidbar vereinigt werden. Man sieht leicht den gegenseitigen Zusammenhang dieser Verhältnisse, wie den nothwendigen Irrthum, wenn man aus einem den

Charakter des Volks ableiten will. Doch nur in der innern Natur des Volk's, und dem ihn innewohnenden Geist, als weniger abhängig von einzelnen Bedingungen können sie ihren gemeinsamen Mittelpunkt und ihr Verständniß finden.

Sehen wir aber hin auf die Vereinigung mehrerer Glieder zu einem Staat, so müssen wir sagen, daß dieser nicht sowohl in der vollkommenen Einheit desselben, wohl aber in der harmonischen Wechselwirkung verschiedener Elemente besteht. Finden wir also mehrere Zweige eines Stammes einander nahe verwandt, aber in solchem Maaße verschieden, daß sowohl in der Natur, als dem Karakter dasjenige dem Einen zukommt was wir bei dem andern vermissen, so müssen wir ihre Verbindung, auf eine solche gegenseitige Ergänzung gegründet, als in der Ordnung der Dinge gegeben, ja wir dürfen sagen von der Hand der Vorsehung bestimmt, betrachten.

Bei dem ersten flüchtigen Blick, den wir auf die Lage dieser Länder werfen, scheinen ihre gegenseitige Gränzen am deutlichsten von der Natur so angegeben, daß die nördliche Halbinsel, (Schweden mit Norwegen) ein Reich, die südliche, (Jütland, Schleswig, Holstein) mit den Inseln ein anderes bilden. Die Verbindung Norwegens mit Dänemark schien dieser so deutlich angegebenen Sonderung zu widersprechen. Wir wählen diesen Punkt, als den passendensten, um daraus die Betrachtung über die gegenseitigen Verhältnisse dieser Länder abzuleiten.

Denken wir uns also Norwegen in seiner vorigen Verbindung mit Dänemark, so finden wir beide Reiche durch das Meer getrennt, und alle Verbindung zwischen beiden entweder nur zur See, oder durch einen fremden Staat möglich. Daß sie in Kriegszeiten nothwendig höchst bedingt werden muß, ist eine nothwendige Folge, und sie ist nur durch eine der des feindlichen Staates überlegene Seemacht frei zu erhalten. Darum ist der Mangel derselben in dem letzten Kriege, da dieses nicht statt finden konnte, und aller Verkehr nur von einem glücklichen Zufall abhängig war, auch so schwer gefühlt worden. Die Natur der Länder zeigt uns entgegengesetzte Verhältnisse. Bei dem einen ist die Ebene so ganz überwiegend, daß

nur auf höchst einzelnen Punkten das feste Gebirge, und hiervon auch nur die spätesten Flötzbildungen zu Tage erscheinen. Denn wo die geringe Festigkeit der Gebirgsart, wie auf Möen, bergigtes Land entstehen ließ, ist dies doch auch von unbedeutender Höhe. Norwegen hingegen trägt eben so ausschließend den entgegengesetzten Karakter. Hohe Gebirge sind durch das Land in allen Richtungen verbreitet: von tiefen Schluchten und Thälern durchschnitten ist die Ebene gewöhnlich nur auf einen schmalen Rand um die Seen und Flüsse her begränzt. Die Verschiedenheit der Produkte ist eine nothwendige Folge hievon. Getraide, Früchte, Lebensmittel aller Art sind dem einen Lande im Ueberfluß gegeben, dagegen sind die Wälder und die Metalle der Gebirge der größte Reichthum des anderen. Im Genuß der Gegenwart, ist das Leben der Dänen langsamer, leichter gesinnt, in einen einförmigeren Kreis beschrieben, während der Normann rascher nach mehreren Richtungen strebte. Wenn die Bedürfnisse des Lebens bei jenem leichter, stets auf einem Wege, und mit denselben Geräthschaften erworben werden, so erfordert die Pflege des Besitzes bei den Andern mannichfaltigere Fertigkeiten, mehr Umsicht, und eine regere Wirksamkeit. Der Wechsel des halb auf den Gebirgen, halb im Thale getheilten Lebens, unterhält auch den frischeren Sinn. Die bestimmte Theilung des Jahres giebt dem Winter seine bestimmten Geräthschaften, wie dem Sommer, und so wie wir überhaupt sagen können, daß einzelne Völker ein gewisses Temperament charakterisirt, so glauben wir behaupten zu können, daß bei den Dänen das pflegmatische und sanguinische vorwaltet, bei den Norwegern aber in demselben Maaße das choleriſche und melancholische überwiegend hervortritt. Ueberhaupt ist hier derselbe Gegensatz, der sich zwischen dem Holländer, Tyroler und Schweizer zeigt. Jener scheint sich etwas zu der Seite des Weibes zu neigen, diese dagegen überwiegend das dem Manne mehr wesentliche Princip in sich zu tragen. Ja sehen wir auf die Abweichung von derselben Grundsprache, so finden wir denselben Gegensatz ausgesprochen. denn der Däne verwandelt gewöhnlich die Konsonanten in der Aussprache in Vokale, dahingegen der Norweger sie in ihrer Härte ausspricht. Durch eine andre Natur,

einen andern Charakter also ursprünglich getrennt, wie können so verschiedene Elemente sich vereinigen? —

Einer oberflächlichen Betrachtung nach scheinen sie freilich bestimmt geschieden, — aber genauer erwogen, finden wir eben die Verhältnisse gegeben, die wir annahmen als die Bedingungen für eine innigere Vereinigung zweier Völker zu einem Staate, — denn je enger und einseitiger der Kreis derselben gegeben ist, desto bedingter und abhängiger wird sein Daseyn, — je vielfachere Richtungen sich in ihm durchdringen, desto reger und frischer sein Leben. Wo die Naturprodukte, wie oben angeführt, unter beiden zu einer gegenseitigen Ergänzung des Mangelnden vertheilt sind, da verwandelt sich das wechselseitige Bedürfniß durch den Verkehr in einen gemeinsamen Vortheil. Das Holz und Eisen, welches der fruchtbareren Ebene entweder nicht zu Theil ward, oder das sie mit größerem Vortheil eintauschen kann, erhält sie aus den rauheren Gebirgen, so wie diese wieder die Fülle eines reicheren, von der Natur mehr begünstigten Bodens. In den drei Produkten aber, Getraide, Holz und Eisen sind die wichtigsten Bedürfnisse des äußeren Daseyns verliehn, und wir können sagen, daß dem Staate, der von diesen dreien einen hinreichenden Vorrath in sich faßt, zugleich die Bedingungen eines äußerlich unabhängigen Zustandes gegeben sind; denn er besitzt die Mittel sich zu nähren, er hat Schutz gegen die Elemente, und Wehr gegen einen feindlichen Anfall. Und ist uns nicht in dem Charakter der Völker eine gleiche Verwandtschaft in dem Gegensatz angezeigt? würde nicht die strenge Kraft des Einen die genießende Ruhe des Andern erwecken, wie dieser jenem einen milderen Sinn geben, und indem sie im wechselseitigen Wettstreit sich ergänzen, der freie Einklang beider entstehen?

Das hohe Gebirge geht im südlichen Norwegen mehr nach Westen, so wie Jütland sich wieder gegen denselben Punkt am meisten nördlich ausdehnt. Die Aussprache wird schon im südwestlichen Norwegen weicher, gedehnter, und ein Uebergang in den jütischen Dialect ist um Christiansand und Arendal nicht zu verkennen. — Sowohl die Natur als die Sprache und der Charakter, zeigt uns die nämliche Verschiedenheit, nur bestimmter ausgedruckt, wie zwi-

schen dem nördlichen und südlichen Einwohner Schwedens, und alles deutet darauf hin, daß Norwegen hier die Ebene zu suchen hat, die Schweden noch ungetrennt behielt.

Doch was sind alle äußere Vortheile einer Verbindung, wenn diese nur durch die knechtische Hingebung unter ein fremdes Gesetz gewonnen werden können? Mit diesem Opfer an die unbeschränkte monarchische Regierung Dänemarks schien Norwegen sie nothwendig bezahlen zu müssen. Oft ist dieses zur Sprache gekommen, und man stellte die Behandlung Norwegens von Dännemark, als die einer untergeordneten Provinz dar, deren freie Ausbildung man durchaus zu hemmen suchte, und die auf vielfache Art von Dänemark bevortheilt ward. Der Wunsch nach einem Mittelpunkt der höheren Bildung im Lande selber ist öfters ausgesprochen werden. Die fast ausschließende Besetzung der höchsten Aemter mit Dänen wurde auch als ein Beweis für diese Handlungsweise angeführt, und wirklich sehen wir selten einen Normann, der zu einer hohen Würde gelangt wäre. Dieses hängt nun mit dem fast völligen Erlöschen des norwegischen Adels in der letzten Zeit zusammen. Es ist auch nicht zu läugnen, daß seit Christian dem Vierten, der Norwegens wahren Werth zu schätzen wußte, dieses Land von den späteren Königen bis auf die neuesten Zeit weniger beachtet ward. Wir wollen nicht thöricht diese Mängel läugnen, aber wir müssen sie mehr aus dem Umstande erklären, daß der ganze Mittelpunkt für die Regierung des Landes in Dänemark — einem Lande von anderer Natur — lag, als weil man wirklich Norwegen in einem untergeordneten Zustande zu erhalten suchte. Daß die Einwohner beider Reiche auf einer gemeinsamen Universität sich die höhere Bildung erwerben mußten, müssen wir auch aus dem Streben, eine genauere innerlichere Verbindung beider Völker, und eine Ausgleichung der Einseitigkeit beider durch eine Individualität hervorzubringen, ableiten. In der letzten Zeit finden wir aber vielen von diesen Mängeln abgeholfen. Jener erste Wunsch nach einer Universität im Lande selber ist befriedigt, und muß, als der wichtigste, auch für den vollkommneren Zustand des Landes im Ganzen von großem Einfluß seyn. Eine neue Bergverordnung hat eine bessere Bestimmung für die Verwal-

tung dieſes, vorhin zu ſehr der Willkühr des Einzelnen und einem ſorgloſen Betrieb überlaſſenen Zweiges des Nationalreichthums gegeben. Ungern denken wir hier an die Unterlaſſung des Kongsberger Bergbaues, dieſer an Reichthum bisher im Norden einzigen Niederlage der edlen Metalle, deſſen Einſtellung auch für die Wiſſenſchaft, da er ſo viele, in anderen Gegenden weniger bekannte Verhältniſſe darzubieten ſchien, ein wahrer Verluſt iſt. Man ſorgte auch für den beſſeren Gebrauch der Wälder, um auch hier der Willkühr der Einzelnen Schranken zu ſetzen, indem man nicht blos auf den Vortheil des Augenblicks, ſondern mit Weisheit auf die Zukunft ſah. Die kundigſten Männer des Landes ſind in einen Bund getreten, um das Wohl deſſelben gemeinſchaftlich zu berathen. Die Abnahme des Adels ſcheint uns durch die folgende Betrachtung verſtändlich zu werden. Seinem erſten Urſprung nach wird dieſer Vorzug beſonders für Auszeichnung im Kriege gewährt. Der faſt hundertjährige Friede mußte alſo nothwendig mehr auf deſſen Abnahme, als deſſen Vermehrung wirken. Die größere Menge feſter Güter, die er in Dänemark beſaß, ſo wie das untergeordnete Verhältniß des Bauern hielten ihn hier empor, da in Norwegen die entgegengeſetzten Verhältniſſe ſeiner Zunahme eben ſo widerſtrebten. Der freyere, weniger auf den Vortheil gerichtete Sinn des Norwegers konnte auch in die formelle Etiquette der Hoflebens in der nächſt vergangenen Zeit, wo die Bedeutung in der Form untergegangen war, ſich nicht wohl ſchicken. Es ſcheinen ihm beſonders die hier ſo nöthige Gelenkſamkeit und Klugheit, — in einer reinen Wurzel vereint wohl lobenswürdige Eigenſchaften, — weniger zu Theil geworden zu ſeyn. In dieſen Bedingungen ſcheinen nun wohl die Haupturſachen gegeben zu ſeyn, wozu die Reſidenz und der alleinige Sitz der Regierung in Dänemark vorzüglich beitragen mußte. Ueberhaupt ſcheint es in dem Charakter der Gebirgsbewohner zu liegen, daß der Adel hier nie eine überwiegende Herrſchaft hat erreichen können, denn ſo finden wir es auch in der Schweiz und in Tyrol, da er in Polen, wenigſtens dem Namen nach, in großer Zahl ſich findet. —

Dagegen kam in der letzten Zeit der Landbewohner vorzüglich empor, durch den langen Frieden, und erreichte,

einzelne Gegenden, denen die Natur zu viel versagte, ausgenommen einen allgemeinen Wohlstand. Auch der Handelsstand, und die Städte an der Küste zeugten von einem lebhaften und einträglichen Verkehr. Wenn mehrere Männer, ausgerüstet mit die seltenen Talenten eines B. Ankers, mehr auf den wahren Vortheil des Vaterlandes, als auf den äußeren Glanz, ihren Blick richten, so wird der Handel, der, obwohl längst aus den Ketten der Hansa erlöst, doch noch zu sehr von der Willkühr fremder Länder abhängig ist, auch aus diesen befreit werden.

Blos in Hinsicht auf die souveräne Regierungsform Dänemarks scheint eine untergeordnete Behandlung Norwegens eine fast nothwendige Folge. Betrachten wir aber die Verhältnisse beider Länder, um nicht voreilig zu einem falschen Schlusse verleitet zu werden, so finden wir gleich mehrere Umstände, die einem solchen Verhältniß offenbar widerstreben. Diese sind die Trennung beider durch das Meer, die ziemlich gleiche Macht, die freiwillige Vereinigung Norwegens mit Dänemark, und des Normanns freiheitsliebende Gesinnung. Durch diese ist eine solche Behandlung, wie wir oft bei anderen Staaten sehen, wo ein kleiner Theil von anderem Charakter mit dem Hauptstaate vereinigt ist, nicht möglich, denn der entstandene Zwiespalt würde bald in völlige Trennung übergehen. Die Anwendung sorgsamerer Maaßregeln findet aber schon seinen Grund in dem milden Sinn der dänischen Regierung, und so sehen wir in der That auch nicht allein die alten eigenthümlichen Statuten in Norwegen erhalten, sondern selbst das Land frei von bedeutenden, in Dänemark eingeführten Abgaben. Mit mehrerem Grunde könnten wir Dänemark ein Beharren in verjährten Formen und so ein mittelbares Widerstreben gegen die fernere Ausbildung des Volks zur Last legen. Aber der unruhige Geist der Zeiten, der bestimmt schien die Staaten aus dem lange gepflegten Schlummer zu wecken, gab auch der Regierung dieses Landes die Lehre, daß den Staaten, die bloß ruhend in der Form vergangener Zeiten, nicht mit wachsamem Auge auf die Forderungen der jetzigen achten, auch in dieser ein freies Daseyn keinesweges zu Theil werden kann. Auch in Norwegen erwachte, da der ruhige und einbrin-

gende Handel gestöhrt und das Land durch den Krieg mehr von Dänemark getrennt war, eine größere Sehnsucht nach einer inneren Bildung. Doch entstand nothwendig dadurch, daß der bestimmende Mittelpunkt in einem getrennten und verschiedenen Lande lag, eine Reihe von Unvollkommenheiten, die sich dadurch auch genug offenbarten, daß das Eigenthum des Staats in Norwegen entweder mit größerem Verlust, oder geringerem Vortheil, als man billig erwarten konnte, verwaltet ward.

Betrachten wir nun Norwegen in seiner Verbindung mit Schweden, um hernach eine Vergleichung anzustellen. Sehen wir zuerst auf die äußeren Verhältnisse, so sind sie weniger verschieden. Schweden ist fast gleich getheilt zwischen Gebirg und Ebene, während in Norwegen ersteres so sehr überwiegt. Die Gränzen beider Länder aber, zu einem Reiche verbunden, können fast nie bestimmter und vortheilhafter von der Natur angegeben seyn. Beinahe ganz von dem Meere umflossen, und an den meisten Stellen durch eine felsige Küste, wie von der Natur verschanzt, verstatten sie wohl den befreundeten Völkern in ihren Häfen einen sichern Aufenthalt, aber können auch dadurch leicht einen feindlichen Anfall abwehren. Die Sprachen, obwohl nicht als Dialecte zu betrachten, stehen einander doch ziemlich nahe. Diese Verschiedenheit scheint uns durch zwei Ursachen verständlich zu werden. Erst sehen wir beide Völker getrennt von einander durch einen Gebirgsrücken, der besonders in dem nördlichen Theil bestimmt ausgedruckt ist, und der auch im südlichen Theile in Schweden bald in das blos bergige Land übergeht. Am deutlichsten giebt er sich durch den Abfluß der Gewässer kund, und so bestimmt, daß fast kein Fluß des einen Landes eine auch nur geringe Strecke des anderen durchläuft. Zweitens scheinen die Einwohner von entgegengesetzter Richtung später gegen den Gebirgsrücken zusammengekommen zu seyn. So hatten die Schweden ihren ersten Mittelpunkt in und um Upsala, die Norweger dagegen auf den südlichen und westlichen Küsten ihres Landes. In den ersten Zeiten hat wohl ihr Verkehr meist zur See statt gefunden, später mußten die Schweden sich gegen Osten wenden gegen die Russen und Finnen, dagegen die Einwohner Norwegens

sich vorzüglich gegen Süden und Westen wandten; und so entstand durch die Länge der Zeit und durch die verschiedene Umgebung die jetzige Verschiedenheit zwischen zwei Zweigen eines Stammes, der ursprünglich eins und ungetrennt war. Im Ganzen sind die Produkte beider Länder ziemlich gleich. Holz, Eisen und Kupfer, das erste in größrer Menge aus Norwegen, das zweite aus Schweden, das letzte in wenig verschiedener Quantität aus beiden, seitdem die Produktion in Fahlun so sehr abgenommen hat, sind diejenigen Naturerzeugnisse, die beiden zum Einkauf der fehlenden Bedürfnisse dienen. Noch können Fische genannt werden, die in viel größerer Menge von Norwegen ausgeführt werden. Beiden fehlt aber das erste Lebensbedürfniß, das Getraide, und wenn auch Schweden weniger, so ist doch Einfuhr immer nothwendig. Wir suchen also hier vergebens eine solche Verschiedenheit, wodurch eine wechselseitige Ergänzung hervortreten könnte, sondern beide Länder theilen, wie gleiche Gaben, so auch gleiche Mängel. —

Den Grund der wesentlichen und allgemeinsten Unterschiede zwischen den Charaktern beider Völker scheinen wir mehr suchen zu müssen in ihrer verschiedenen Verfassung, als in einer bestimmten ursprünglichen oder von der Natur gegebenen Eigenthümlichkeit. Denn indem die Staatsverfassung durch lange Zeiten die verschiedenen Klassen, welche mehr oder weniger bestimmt gesondert die meisten europäischen Staaten constituiren, in Schweden ausgebildet hat, so sehen wir dagegen in Norwegen eine größere Gleichheit herrschen, da das Volk sich noch in keine bestimmte Form gefaßt hat. Von diesen finden wir wieder den Adel in Schweden überwiegend, und so zwischen beiden Ländern hierin einen bestimmten Gegensatz. Wie nun dieser, so daß keiner Unrecht litte, in einer Regierung vereinigt werden könnte, ohne daß jeder Theil einen eigenen Mittelpunkt erhielte, und die Verbindung sich blos auf die allgemeineren Verhältnisse in Krieg und Frieden, erstreckte, ist eine Aufgabe, die wir nicht lösen können; nur können wir im Allgemeinen sagen, daß diese Vereinigung auf keine Weise, ohne gegenseitiges Nachgeben vollbracht werden kann: denn leicht würde nothwendig der Keim gelegt werden zu innerem Streit und Uneinigkeit. — Denken wir sie aber als geschehen,

ſchehen, ſo müſſen die Fehler, welche bei der Verbindung mit Dänemark aus dem entlegenen Mittelpunkt der Regierung entſprangen, wenigſtens zum Theil verſchwinden, und der wirkſame Geiſt der Schweden auch beſonders auf den ökonomiſchen Zuſtand des Landes von vortheilhafter Einwirkung ſeyn.

So glaube ich, zwar nur in allgemeinen Zügen, aber unpartheiiſch, den Zuſtand des Landes in beiden Verbindungen bezeichnet, und ſowohl die Vortheile, als die Mängel, welche daraus entſtehen, angeführt zu haben. Die bei der Verbindung mit Schweden entſtehenden, können wir nur in ſofern beſtimmen, als ſie in den natürlichen Verhältniſſen beider Länder gegeben ſind; denn das Vollbrachte iſt ein beſtimmter Gegenſtand für die Anſchauung, die Zukunft füllen wir zu leicht mit augenblicklichen Wünſchen oder Gedanken aus. Wir können alſo aus der Verbindung mit Schweden mehrere Vortheile für Norwegen hoffen, in Hinſicht auf die äußere Begränzung, den ökonomiſchen und induſtriöſen Zuſtand, die politiſche Selbſtſtändigkeit, und das Verhältniß zu anderen Staaten, in Krieg und Frieden. Dagegen ſuchen wir vergebens die gegenſeitige Milderung und Ausgleichung der Einſeitigkeit beider, ſowohl in der Natur, als dem Charakter, welche in der Vereinigung mit Dännemark ſo deutlich hervortrat. Hierin müſſen wir wohl auch den Grund ihrer langen Verbindung in der Geſchichte ſuchen. In den älteſten Zeiten erſcheint Dänemark überwiegend, und als der meiſt hervortretende Mittelpunkt der ſkandinaviſchen Völker. Wohl ſind in dieſer Periode beſtimmte Thaten in mythiſche Sagen verhüllt, doch wiſſen wir, daß Schweden und Norwegen an Dännemark ſchatzten, und beide Reiche öfters mit demſelben vereinigt waren. Sachſen, damahls mehr nordweſtlich gelegen, war durch Kampf an Dänemark gefallen. Später iſt es geſchichtlich gewiß, daß England, die nördlichen Küſten Deutſchlands, Schweden und Norwegen unter Kanuts Herrſchaft in eine Monarchie, der an Umfang und Macht damahls keine in Europa zur Seite ſtand, vereinigt waren. Nachher trennten ſie ſich wieder, und jedes Land wählte ſeine eigene Regierung ohne ein gemeinſames Oberhaupt. In Norwegen tobte zu mehreren Zeiten ein innerer Kampf zwiſchen ein-

zelnen Parteien; der Handel gehörte den Hanseſtädten. Unter Magnus Smek ward es mit Schweden verbunden, doch ſo, daß ein jedes Land nach eigenen Geſetzen regiert ward; die Verbindung iſt daher nicht als eine Durchdringung zu einem Reich zu betrachten. Nachher folgte die Regierung Margarethens, und die calmariſche Union, wodurch die drei Länder auf immer zu einem Reich verbunden werden ſollten. Aber mehr aus äußeren Verhältniſſen und aus dem Geiſte der Königinn, als aus der Völker freiem Willen entſprungen, konnte die Vereinigung nicht dauernd werden. In dem verwirrten Zuſtande nach ihrem Tode drang wohl Karl Knutſon in Norwegen ein, mußte aber bald wieder weichen. Bei der neuen Königswahl erklärte ſich Norwegen der Wahl Dänemarks beizuſtimmen. Die Klugheit und der beharrliche Muth Guſtav Waſas gewann wohl viele in Norwegen, da aber Chriſtian der II. hier weniger Feinde hatte, ſo ward Norwegen auch in dieſer Zeit mit Dännemark vereinigt, von welcher Verbindung es auch ſeitdem nie getrennt worden iſt. So dürfen wir wohl keinesweges dieſe Verbindung für zufällig achten, ſondern müſſen mit einem reineren Sinne für die Geſchichte dem Zuſammenhange in den übrigen Verhältniſſen der Länder zu einander nachſpüren, deſſen Grund wir auch in der vorhergehenden Betrachtung gefunden zu haben glauben. Daß die Vereinigung aber auch innerlich geworden iſt, ſehen wir dadurch, daß Eine Sprache dem gebildeteren Theile beider gemeinſam, und nur bei den unteren Gliedern des Volks in weit von einander entfernten Dialekten, die im Allgemeinen auf der einen Seite nach dem isländiſchen ſich neigen, auf der anderen in das Deutſche übergehen, getrennt iſt. —

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

V.

Die franzöſiſche Polizei.

Wenn die Nachwelt die charakteriſtiſchen Züge aus dem Zeitalter Napoleons zuſammenſtellen wird, ſo werden mit beſondrer Bedeutung das Kontinentalſyſtem, die Douanen, die Konſkription und die Polizei hervortreten. Die letzte inſonderheit war eine Einrichtung, welche auf die Vernichtung der heiligſten und erſten Menſchenrechte ausging, die die Ehre, die Sicherheit, das Leben der redlichſten und beſten Männer der Willkühr der verworfenſten Böſewichter Preis gab, die alle geſelligen Bande zerriß, die in die heiligſten Freiſtätten des Bürgers mit der frechſten Gewalt eindrang. Die Polizei muß immer eine der untergeordneten Staatsbehörden bleiben: ſie muß ihren Wirkungskreis möglichſt beſchränken, und nie in Spionerei, in eine Inquiſition ausarten; ſie muß natürlich von dem Grundſatz ausgehen, daß die Mehrzahl der Bürger und Einwohner eines Staats gut geſinnt und von der Nothwendigkeit ihrer Verfügungen überzeugt iſt, mithin gemeinſchaftlich mit ihr gegen die Minderzahl der Uebelgeſinnten und der Schlechten wirken werde. Nur wenn ſie dieſen Geſichtspunkt anerkennt, darf ſie hoffen, ihre Beſtimmung zu erreichen, die innere Sicherheit zu begründen, alle die Unbequemlichkeiten aufzuheben oder zu vermindern, die von dem Zuſammenleben einer

großen Menschenmenge unzertrennlich sind, und die Vortheile und Annehmlichkeiten herbeizuführen, die daraus entspringen können. Die französische Polizei, die ganz von ihrer wahren Bestimmung ausartete, war das Werk Ludwigs XIV. Dieser König hatte eine kleinliche Neigung, alles zu erfahren, was selbst in dem Alltagsleben seiner Unterthanen vorging; wir wissen, daß sich etwas zu seiner Entschuldigung sagen läßt, aber ein großes Gemüth, die hohe Seele eines Königs muß auf keine Weise von diesen Elendigkeiten berührt werden. Ludwig hatte unzählige Spione und Zuträger von aller Art: viele wußten nicht, daß ihre Berichte bis zu ihm kamen, andre wußten es; einige schrieben ihm geradezu: andre sprachen sogar bisweilen mit ihm im Geheimen. Ihm verdankte das Amt des Lieutenant de Police seinen Ursprung, der bald die furchtbarste Person im ganzen Reich, der wahre Großinquisitor ward. Ludwig erlaubte sich die abscheuliche Maaßregel, alle Briefe erbrechen zu lassen, die ihm dann entweder ganz oder in Auszügen zugestellt wurden. Die Postmeister, welche die Briefe erbrachen, hatten es dadurch in ihrer Gewalt jeden den sie wollten, ins Verderben zu stürzen *).

Unter den folgenden Regierungen wurde die Polizei erweitert und auf das schändlichste gemißbraucht: ihre Abschaffung war eine der schönen Hoffnungen, womit die Revolution in ihrem Anfange schmeichelte. Aber so wie sie alle Erwartungen der Verblendeten täuschte, die von ihr das Heil Frankreichs und Europa's erwarteten, so wurde die geheime Polizei bald das Mittel, daß die wilden Parteihäupter benutzten, um ihre blutdürstigen und verbrecherischen Entwürfe vorzubereiten, zu begünstigen und durchzusetzen. Da die Revolution aus den Hefen des Volks die Nichtswürdigen in die Höhe warf, so waren auch die niedrigsten und gemeinsten Mittel die willkommensten. Sie endigte mit dem vollendetesten Despotismus, den Europa je gesehn hat, und die hohe oder geheime Polizei ward nun auf das allervollkommenste ausgebildet, um das ganze Reich in ein großes Zuchthaus zu verwandeln, um jeder freien Aeußerung zu wehren,

*) Oeuvres complettes de L. de Saint Simon, Strasb: 1791, II, 143.

um, wo möglich, selbst den menschlichen Geist in die Fesseln einer festgesetzten Vorstellungsart zu schlagen; ja, sie umfaßte mit ihren Polypenarmen selbst andre Länder; wo die Franzosen sich niederließen, waren Polizeiagenten, die bald Gehülfen in dem verabscheutesten und verworfensten Gesindel fanden, das überall in ihnen eine Verwandschaft der Seele erkannte, sich ihnen anschloß, von ihnen gehoben, ja an die Spitze der Verwaltung gestellt ward, und Douaniers die Verkündiger der neuen Herrschaft.

Wir liefern hier ein Paar merkwürdige Aktenstücke, welche die niedrigen Kunstgriffe und die elenden Mittel aufdecken, deren die hohe Polizei sich bediente, und die die furchtbare Wahrheit enthalten, daß sie selbst auf die Aussprüche der Gerechtigkeit ihren verpestenden Einfluß äußerte. Nach der Ansicht der französischen Polizei hatten alle Menschen die Absicht, entweder dem Staat oder der Regierung zu schaden und durch diese Voraussetzung wurde das innige Band, das die Regierungen und die Völker mit einander verknüpfen muß, immer mehr gelöst. Unermeßliche Kosten erforderte dieser Zweig des Dienstes, bei dem gar keine genaue Aufsicht möglich war; der Abschaum des menschlichen Geschlechtes ward hervorgezogen, zu Geschäften gebraucht, mit Ansehn, ja mit Würden bekleidet. Man machte dem berühmten d'Argenson einmal den Vorwurf, daß er nur Spitzbuben und Schurken gebrauche: schafft mir anständige Leute, antwortete er, die dies Gewerbe treiben wollen *). Nicht genug, man suchte in den heiligen Verhältnissen der Liebe und der Verwandtschaft Zwietracht zu stiften, Kinder zu Verräthern an ihren Aeltern, Diener an ihren Herrn zu machen. Eine Anklage galt schon für einen Beweis, ein Wort für eine That, und die offenbarsten Mißverständnisse reichten hin, den redlichsten Bürger, ja ganze Familien in's Verderben zu stürzen. Und doch liegt es in der Natur der Sache, daß bei diesem ganzen Aufwande von Kräften aller Art der Zweck nur auf eine höchst unvollkommne Weise erreicht werden kann und das große Beispiel unsrer Zeit hat bewiesen, wie vergeblich alle die elenden, verbrauchten Künste der Nacht sind, (die immer nur das Schlechte und Verwerfliche in der menschlichen

*) La police de Paris devoilée, par Manuel. 1, 229.

Natur berechnen und nie die unwiderstehliche Kraft in Anschlag bringen, die der Tugend eigen ist, womit ein edles Gemüth alle gemeinen Schranken durchbricht,) um, den Triumph des Rechts und der Wahrheit zu vereiteln. Das Bewußtseyn, daß man überall von Verräthern und besoldeten Spähern umgeben ist, wird die Menschen vorsichtig, ihre Zusammenkünfte stumm und traurig machen, das gesellige Leben um seinen Reiz und seinen frischen Glanz bringen, aber der Ingrimm kocht nur desto gewaltiger, und keine Macht ist im Stande, den Haß und die Erbitterung in den Gemüthern zu vertilgen.

Es ist nothwendig, daß die kleinlichen und elenden Kunstgriffe, zu denen man in Frankreich seine Zuflucht nahm, die Netze, womit alle Einwohner so heimtückisch umstellt wurden, möglichst genau bekannt werden, damit der Abscheu gegen so verhaßte Einrichtungen recht allgemein werde und tiefe Wurzeln schlage. Wir ersuchen die Freunde der guten Sache, die im Stande sind, über den angedeuteten Gegenstand ähnliche Aufschlüsse und Aktenstücke, wie die folgenden zu geben, sie uns zum Behuf dieser Blätter mitzutheilen. R.

I. Allgemeine Polizei.

Kabinet des Ministers.

An Herrn de Marivault, Generalkommissair der Polizei *).

Ich übersende Ihnen, mein Herr, einen Entwurf, aus dem Sie ersehen können, wie künftig provisorisch einige höhere Agenten meines Departements in Holland, in der 32sten Militär-Division und dem Departement der Lippe angestellt werden sollen. Sie werden erfahren, daß sie dem Entwurf zu Folge Ihren Aufenthalt in Nimwegen nehmen sollen. —

Sie werden sich sogleich in Verbindung mit ihren darin bezeichneten Kollegen setzen, und mir täglich unmittelbare

---

*) Aus der Gazette des pays bas 12. Mars. 1814.

Berichte über alles senden, was sie in Betreff des Dienstes des Kaisers erfahren können. Folgendes ist übrigens ein Ueberblick des Verhaltens, das Sie zu beobachten haben.

Ohne Zweifel ist eine dumpfe Gährung bereit in Belgien auszubrechen, und folglich sind fremde Intriguen, Ränke und feindliche Agenten, verborgen oder öffentlich bei diesen Umständen in Bewegung, die alles anwenden, um dem ersten Aufrührer Anhänger zu schaffen, der es wagen sollte, die Fahne des Aufstands zu erheben. —

Diese Gesinnungen muß man mit Geschicklichkeit und Kraft erforschen und nichts vernachlässigen, um die offenbar Uebelgesinnten zu erreichen, und an ihnen heilsame Exempel aufzustellen *).

Die Werkzeuge deren man sich bedienen wird, um Belgien aufzuwiegeln, werden natürlich diejenigen seyn, durch welche man zur Menge, zu den Leidenschaften und zu den geheimen Gefühlen jener düstren Menschen spricht, die unter einem scheinbaren Gehorsam die entschiedenste Neigung zur Empörung verbergen. Man muß also zu erfahren suchen, was die Prediger der beiden Religionen thun, und sich geschickt (adroitement) der einen gegen die andern bedienen **). Man muß auch die Erzieher und alle Personen beobachten, die mit der Leitung des Unterrichts beauftragt sind, die außer ihren Bemühungen für die Jugend gewöhnlich noch andre öffentliche Aemter bekleiden, oder sich mit der Litteratur und Abfassung von Schriften beschäftigen, deren sie sich bedienen, um das Gift einer gefährlichen und feindlichen Politik zu verbreiten.

Es wird auch wichtig seyn, über das Betragen der

---

*) Eure heilsamen Exempel! Wer sich einer gerechten und großen Sache weiht, muß bereit seyn, ihr alles zu opfern, und das ist der Lohn eines jeden, der in ihren Diensten fällt, ohne seine Absicht zu erreichen, daß seine That die Mutter einer ähnlichen Begeisterung seyn, und sich fortdauernd in großen und erneuerten Wirkungen verjüngen wird. R.

**) Also das heiligste Kleinod der Menschheit, der letzte und einzige Trost in einer greuelvollen Zeit, die Religion wird als ein Mittel der Entzweiung, des Hasses benutzt. R.

Maires der Landkommunen und überhaupt der eingebornen Mitglieder der Landesadminiſtration zu wachen *).

Suchen Sie ſich der Erwerber der Nationalgüter zu bedienen; es wird leicht ſeyn ihnen begreiflich zu machen, daß ſie ein perſönliches Intereſſe daran haben, daß die Ruhe nicht geſtört werde, und werden Sie dieſen die Gefahren, denen ſie ausgeſetzt ſind, zeigen, ſo werden Sie ſie leicht vermögen Ihnen als Beobachter zu dienen **); es wird nur auf ein wenig mehr Artigkeit oder Feinheit ankommen, die Sie nach dem Range, worin ſie ſich befinden, anwenden werden. Es ſind nicht immer die beſten Nachrichten, die man kauft ***).

Ich empfehle Ihnen die Küſter, Kirchenvorſteher und Schulmeiſter und dieſe ganze Klaſſe einer unwiſſenden Dienerſchaft, die gewöhnlich die Organe des Predigers bei den Pöbel ſind. Vernachläſſigen Sie nicht die Direkteure der Briefpoſten, und die Poſtmeiſter; beide geben oft ihren Namen zu Briefwechſeln her, die ſie dann, vielleicht unſchuldigerweiſe, intriguanten Leuten überliefern, die für das Intereſſe der Feinde oder Englands †) wirken. Auch die Brauer können Ihnen nützlich ſeyn und endlich auch die alten Brabanter Patrioten; wenn dieſer Geiſt ſich noch im Lande zeigt. Dieſe Menſchen müſſen natürlich jede andre Herrſchaft als die Frankreichs fürchten. Seyn Sie der Freund von jedermann; leben Sie in genauer Verbindung mit den Präfekten, den kaiſerlichen und General-Prokuratoren, und den Gerichtspräſidenten. Seyn Sie verbindlich und dienſtferti ††) nehmen Sie es zum Grundſatz Ihre Thüre

---

*) Alſo die Eingebohrnen ſind es, die die fremden Unterdrücker immer ſcheuen: furchtbare Gewalt des Gewiſſens! R.

**) Der Eigennutz, der ſchmutzigſte Eigennutz iſt die ewige Triebfeder, wozu der Hr. Herzog ſeine Zuflucht nimmt. R.

***) In der That, man erſtaunt über die außerordentliche Menſchenkenntniß, die der Hr. Herzog verräth. R.

†) Ein wunderlicher Gegenſatz, der ſich wohl nur daraus erklären läßt, daß ſich mit dem Begriff England endlich zugleich die Erinnerung an alles Antinapoleoniſche in den Köpfen ſeiner Diener und Knechte zuſammengeſchmolzen hat. R.

††) Um ſie deſto beſſer hinters Licht zu führen. R.

denen zu öffnen, von denen man sich zurückzieht, wenn dieses Gefühl nicht durch eine ehrlose (flétrissante) Aufführung eingeflößt ist *). Das beste Mittel die Menschen zu verführen ist, ihnen Theilnahme zu zeigen und sie über die Ungerechtigkeiten zu trösten, die sie erlitten zu haben glauben. Behandeln Sie die Offiziere der Gensdarmerie gut; sie müssen und werden sicherlich stets geneigt seyn, in Ihnen einen Beschützer und Lenker in allen schwierigen Verhältnissen zu sehn, in denen sie sich befinden können. Bedienen Sie sich auch der Bergbeamten und der Forstmeister, die in dem Lande in großer Zahl sind, und einen beträchtlichen Anhang haben.

Suchen Sie sich auf eine feine Art in den Besitz der ministeriellen Befehle zu setzen, welche die verschiedenen Civil- und Militärbeamten von ihren respektiven Departements erhalten, um beurtheilen zu können, ob die Befehle, die sie ihren Untergeordneten geben, denen gleichmäßig sind, die sie von ihren Chefs erhalten haben. —

Wachen Sie wohl über Mißbräuche jeder Art; besonders über die, welche bei Empfang von Waaren, wenn solche requirirt werden sollten, statt finden könnten; es begiebt sich nur zu oft, daß die Employés der Armeeadministration die Landleute, welche die Waaren bringen, warten lassen, ehe sie die Lieferung in Empfang nehmen, und dies so lange, bis der Bauer durch diese Zögerung ermüdet, einen Empfangschein über die Hälfte oder das Drittel seiner Lieferung annimmt; sollte sich dies zutragen, so lassen Sie die Thatsache durch bescheinigte Aussagen feststellen und überliefern Sie sie dem kaiserlichen Prokurator, und geben Sie mir selbst Rechenschaft davon, damit diese Betrügerei streng verfolgt und gestraft werde.

Die Generale der Gensdarmerie, Henri und Saulnier, befehligen beide bewegliche Kolonnen, welche die Departements Belgiens, wo ihre Gegenwart nöthig seyn wird, durchstreifen sollen; sie fangen ihre Operationen mit den Departements der Lys, der beiden Nethen und der Schel-

*) D. h. mit andern Worten; nehmen Sie solche Menschen zu Ihren Freunden, die die öffentliche Meinung verachtet, wenn es nur nicht geradezu Diebe oder Räuber sind.

bemündungen an. Sie werden sich mit Ihnen zu allem, was dem Dienste des Kaisers nützlich ist, in Verbindung setzen.

Vermeiden Sie alle Zänkereien und Streitigkeiten über den Vorrang; ein Mann von Kopf *) hat dergleichen nie; übrigens betrachten Sie diese Offiziere als verpflichtet Ihren Befehlen Kraft zu geben und Sie in Gefahren zu beschützen: sie werden von ihrer Seite natürlich zum Vertrauen geneigt seyn, weil Ihre Nachrichten ihnen nothwendig sind, um ihre Handlungen zu bestimmen.

Verlieren Sie keinen Augenblick, um sich an Ihren Aufenthaltsort zu begeben. Suchen Sie sich alle mögliche politische Nachrichten zu verschaffen, aber theilen Sie sie nur mir allein mit, im Fall keine Gefahr ist und wichtige Nachtheile für den Dienst des Kaisers daraus entspringen könnten.

Hüten Sie sich die Militär- und Civilbeamten ohne Noth zu beunruhigen oder sie zu sicher zu machen, weil sie im Vertrauen auf ihre Angaben falsche Maaßregeln ergreifen könnten, deren Verantwortung auf Sie zurückfallen würde. Vernachlässigen Sie nichts, um genau von allem was in Ihrem Gesichtskreise vorfällt, unterrichtet zu seyn, und lassen Sie sich Zeit gut zu beobachten, ehe Sie Unruhe verbreiten. Schonen Sie nicht die Aufrührer und Intriganten. Wenn Verhaftungen nöthig werden, vollziehn Sie sie schnell und sicher. Wenn Sie auf Ihren Posten angekommen sind, werde ich in einem folgenden Briefe von Ihrem Gehalt und Ihren Ausgaben sprechen. Ich weiß daß Ihre Lage verändert ist, und daß Sie Ihre Gelder nöthig haben. —

Der Herzog v. Rovigo.

---

*) Wohlgemerkt im Dienst der hohen Polizei, der immer weiß wo seine Stelle ist. R.

II. An den Kaiser*).

Paris den 9ten September.

Sire!

Der Großrichter hat das Senatus-Konsult bekannt machen lassen, welches die Erklärung der Jury und den Freisprechungs-Befehl der wegen Veruntreuung in der Oktroi von Antwerpen Beschuldigten annullirt. —

Jetzt soll der Kassationshof den kaiserlichen Gerichtshof ernennen, der in dieser Sache zum zweiten Male sprechen soll.

Man glaubte im ersten Augenblick dem kaiserlichen Gerichtshofe zu Paris den Vorzug geben zu müssen, und J. M. möchten vielleicht dieser Meinung seyn. Allein die Nachrichten der Polizei lassen einige Unannehmlichkeiten bei Ergreifung dieser Maaßregel fürchten. Der Herzog v. Rovigo hat mir geschrieben, daß er Ursache habe zu glauben, die Meinung der Magistratspersonen sey nicht günstig, und er glaube, man müsse diese Sache bis zu den Ferien aussetzen; um desto mehr, da man nichts zu fürchten habe, weil die Angeschuldigten größtentheils arretirt wären.

Heute nach geendigtem Ministerkonseil, behielt ich den Großrichter und den Herzog v. Rovigo bei mir, um gemeinschaftlich mit ihnen über den besten Entschluß in dieser Sache zu berathschlagen, die von unangenehmen Folgen seyn dürfte, wenn die Beschuldigten noch einmal freigesprochen würden.

Da der Kassationshof gerade seine Ferine beginnt und der Graf Merlin auf das Land reist, trafen wir die Uebereinkunft, daß der Großrichter dem letzterem Befehl geben sollte, bis zu seiner Rückkehr das Requisitorium zu verschieben, das den neuen Gerichtshof bestimmen soll.

---

*) Folgendes Aktenstück ist in einem Felleisen gewesen, das ein sächsischer Fischer gefunden hat; wir wissen nicht, ob es auch in deutschen Blättern mitgetheilt worden ist: es ist aber ein wichtiger Belag zu den gräuelvollen Eingriffen, die sich der Despotismus in alle Rechte erlaubt und verdient daher aufbewahrt zu werden: es ist entlehnt aus der Brüßler Zeitung L'Oracle, 13. Mars 1814.

Während dieser Zeit, wird der Polizeiminister neue Nachrichten einziehen, und im Falle eines gegründeten Zweifels wegen des Ausgangs dieser Sache vor dem kaiserlichen Gerichtshof von Paris, werden wir sie dem von Douay übertragen, der aus festen und unterrichteten Männern besteht, und auf einem kleinern Schauplatze, weniger dem Einflusse der öffentlichen Meinung ausgesetzt ist. —

Ohne die Besorgnisse des Herzogs von Rovigo zu theilen, Sire, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß in den Tribunalen die Debatten über Kriminalsachen eine Art Kampf geworden sind. — Ich kenne nichts, was so wider die bürgerliche Gesellschaft und die Monarchie ist, als die Art mit der man ein Urtheil erwartet, wenn über ein Verbrechen gesprochen werden soll, worin Personen von Ansehn verflochten sind. E. M. sehen den Erfolg einer in Brüssel ganz ausgemachten Sache. Was jetzt unter unsern Augen in Paris vorgeht, ist ein wahres öffentliches Skandal.

Diese Unordnungen entspringen weniger aus der Anordnung der Jury als der Form der Einleitung der Prozesse und des Urtheils. Das Publikum, das sich immer viel mit Kriminal-Prozessen beschäftigt, nimmt jetzt, entweder wegen seiner Verbindungen mit den Geschwornen, oder wegen der langen Reden der Advokaten einen sehr thätigen Antheil an Fällen dieser Art. Ich halte für nöthig, daß E. M. nach Beendigung dieses Kriegs sich Rechenschaft von allen diesen Auftritten ablegen lassen. Diese Rechenschaft wird unfehlbar die Nothwendigkeit fühlbar machen, eine Revision des Instruktionsgesetzes, und des peinlichen Rechts anzustellen, und ein Verfahren anzunehmen, das den Sitten und dem Charakter der Nation angemeßner ist.

Cambacérès.

III. Zum nähern Verständniß des vorstehenden Schreibens dient folgender Artikel aus der Gazette de Bruxelles, nr. 40, 16. März 1814. Vor etwa 2 Jahren wurden die Herrn Werbrouk, Maire von Antwerpen; Lacoste, Biard und Petit von der französischen Regierung ange-

klagt, Urheber oder Mitschuldige von Unterschleifen bei der Führung und Verwaltung der Octroi von Antwerpen zu seyn. Das Assisengericht von Brüssel fand sie unschuldig und sprach sie frei. Kaum in Freiheit gesetzt, wurden sie auf's neue auf Befehl der Regierung verhaftet und nach Frankreich geführt, gegen die Versicherung der Konstitution und allen Gesetzen zum Trotz, welche die gerichtlichen Aussprüche über die Eingriffe jeder andern Gewalt erheben. Um einen solchen Mißbrauch der Macht zu beschönigen, faßte der Erhaltungsrath vom 28. August 1813 ein Senatuskonsult folgenden Inhalts ab:

Der Erhaltungsrath, versammelt in der durch die Konstitutionsakte v. 13 Dezemb. 1799, Art. 90 vorgeschriebnen Zahl, nach Ansicht des in der durch den 57 Art. der Konstitutionsakte vom 4ten August 1802 vorgeschriebnen Form abgefaßten Entwurfs zum Senatuskonsult, und nachdem er über die Gründe des gedachten Entwurfs die Redner des Staatsraths und den Bericht des in der Sitzung vom 23. d. M. ernannten besondern Ausschlusses gehört hat und nachdem die Annahme von der durch den 56 Artikel der Konstitutionsakte vom 4. August 1802 vorgeschriebnen Zahl von Stimmen berathschlagt ist, beschließt:

Artikel 1. Die am 24sten July durch die Geschwornen zu Gunsten der Werbrouk, Lacoste, Biard und Petit, die vor dem Assisengericht zu Brüssel angeklagt sind, Urheber und Theilnehmer von Unterschleifen bei Führung und Verwaltung der Oktroi von Antwerpen zu seyn, gegebne Erklärung so wie das zu Folge dieser Erklärung ausgesprochne Freisprechungserkenntniß, sind für ungültig erklärt nach §. 4 Artikel 55, Tit. 5 der Konstitutionsakte des Reichs vom 16 Thermidor Jahr 10, (4. August 1802) *).

II. Demzufolge ist der Kassationshof beauftragt, die Angeklagten an einen andern kaiserlichen Gerichtshof zu verweisen, der über die gedachte Beschuldigung in vereinigten Abtheilungen und ohne Geschworne sprechen wird.

---

*) Er lautet: der Senat erklärt die Urtheile der Gerichtshöfe für ungültig, wenn sie die Sicherheit des Staats beeinträchtigen: (lorsqu'ils sont attentatoires à la sûreté de l'état).

III. Es sollen vor demselben Gerichtshofe und unter denselben Formen belangt werden, welche der Bestechung beschuldigt sind, die in dem Kriminalprozeß, wovon die Rede ist, Statt gefunden hat.

IV. Das gegenwärtige Senatuskonsult wird durch eine Botschaft Sr. Majestät dem Kaiser und König übersandt.

Der Präsident und die Sekretärs. Cambacérés.

Der Graf de Lapparent. Der Graf Cornet.

Gesehn und besiegelt.

Der Kanzler des Senats. Graf La Place.

Man sieht aus der Auslegung, die der Erhaltungssenat dem 5ten Artikel gegeben hat, daß er nicht in Verlegenheit ist, um die Konstitution seinen Absichten anzupassen: man hat Räuber freigesprochen, deren Entlassung das Leben der Bürger und die öffenliche Sicherheit in Gefahr setzte, er hat aber nicht die Konstitution angerufen, um die Erklärungen der Geschwornen aufzuheben: aber da er den Fiskus um einige Franken beeinträchtigt glaubt, hat er die Konstitution auf die Folter gespannt, um einen seinen Absichten günstigen Sinn zu erpressen, obgleich im Grunde der 4te §. des 5ten Artikels der Konstitutionsakte nur eine sehr entfernte Beziehung auf den Fall der Antwerpner Angeklagten hat.

Der 3te Artikel des Senatskonsults verordnet, daß die des Verbrechens der Bestechung, die in dem Kriminalprozeß, wovon die Rede ist, Statt gehabt hat, Beschuldigten vor demselben kaiserlichen Gerichtshof belangt werden sollen, wo die Freigesprochnen auf's neue gerichtet werden. Kraft dieses Artikels ließ der Justizminister den Anwald, der die Angeklagten nach dem Willen des Gesetzes vertheidigt hatte, nach Paris kommen, ohne ihm die Kosten einer Reise zu ersetzen, wozu ihn blos die Gewalt gezwungen hatte. Ueber sein Verfahren bei der Vertheidigung befragt, gab er Aufschlüsse, die dem Großrichter zu genügen schienen, indem er ihm sagte, daß er hinreichend unterrichtet sey: aber kaum war er in seinem Vaterlande zurückgekommen, als man ihm anzeigte, daß sein Name aus der Liste der Anwälde ausgestrichen und es ihm untersagt sey, seine Geschäfte in Zukunft auszuüben.

Dies willkührliche Verfahren des Miniſters, das einen Bürger ohne vorhergegangener Unterſuchung ſeiner Stellen beraubte, erregte allgemeinen Unwillen: es traf einen Hausvater, einen vortrefflichen Rechtsgelehrten, der ſeit lange den Vorſitz im Kriminalgericht zu allgemeiner Zufriedenheit geführt hatte. Alle Vorſtellungen, welche auf die Gerechtigkeit und die Geſetze gegründet waren, blieben fruchtlos und erſt nachdem Belgien dem franzöſiſchen Joch entriſſen ward, wurde Hr. Jacques Marie Deswerte auf Vorſtellung des höchſten Gerichts von dem Civilgouvernement in ſeine alten Rechte wieder eingeſetzt.

Zeitschrift

für

die neueste Geschichte,

die Staaten- und Völkerkunde.

Drittes Heft. März 1814.

I.

Ein Blick auf die skandinavischen Staaten.

[Von einem Skandinavier.]

Beschluß.

Betrachten wir nun Norwegen für sich, so finden wir unverkennbar in allen Veränderungen der letzten Zeit eine neue Epoche für dessen Geschichte ausgesprochen, ein Streben nach einer eigenthümlichen inneren Ausbildung, um die Stufe zu erreichen, wozu die übrigen Völker Europas mehr oder weniger vollkommen gelangt sind; denn wie alles in der Natur, so scheint auch die Ausbildung der Völker hier erst auf einer weiteren Bahn vollbracht zu werden. Diese Richtung ist so bestimmt ausgesprochen, daß das Volk, auch vereinigt mit Dänemark, nothwendig in der ersten Zeit einen gemeinsamen Mittelpunkt in sich erhalten haben würde. Und da scheint uns nothwendig eine Verbindung mit einem Staat, der, wie wir in einzelnen Zügen deutlich erkennen, auf einer anderen Stufe steht, in dem jetzigen Augenblicke für keinen von beiden wünschenswerth zu seyn. Denn in

welchem Maaße sollte jener Theil nehmen an der allgemeinen Verfassung, der sich noch nicht in einer bestimmten Form gefaßt hat, und dessen Eigenthümlichkeit, so zu sagen, noch unbekannt ist? Nothwendig müßte sie entweder das Gepräge des Zufalls oder des Uebergewichts des einen Theils an sich tragen, und wenn die jetzt erst hervortretende eigenthümliche Richtung sich nachher bestimmter ausspricht, für die nächste Zukunft zu einem unglücklichen inneren Streit führen. Und wollte man von der anderen Seite die Verbindung erzwingen, was wohl mit der Hülfe anderer Mächte geschehn müßte, da Norwegen einer Bergfestung gleicht, die schwer durch Waffen, fast allein durch Hunger erobert werden kann, könnte sie von Dauer seyn? Würde nicht, indem man den wahren Verhältnissen widerstrebte, das Bezwungene bald wieder seine Fesseln brechen, und eine größere Trennung in der Zukunft die nothwendige Folge werden? Jede solche Gewaltsamkeit müssen die späteren Geschlechter büßen, indem stets das natürliche Verhältniß wieder in seine Rechte zu treten strebt. Die Geschichte des Tages bietet uns ja in scharfen Zügen eine fortgehende Reihe von Umwälzungen dar, die hieraus entsprungen sind. Spanien zeigt uns alle Gräuel einer gewaltsamen Vereinigung, und die Freude der wieder errungenen Freiheit. Deutschland grüßt nach langen Leiden die Morgenröthe eines freien Tages. Den Staat aber, aus dem die Zerstöhrung entkeimte, sehen wir eben, durch die Wegwerfung aller gesetzmäßigen Verhältnisse, seinem Untergang immer mehr entgegen eilen. Denn nur in Dem kann das Mannichfaltige vereinigt werden, worin auch der Einzelne in harmonisch freier Bewegung den Urquell seines Lebens findet. So wie ich glaube deutliche Gründe für meine Ansicht aufgestellt zu haben, und nicht blos einem einseitigen Egoismus gefolgt zu seyn, so wird die folgende Betrachtung zeigen, wie sehr ich wünschte, daß man besonnen und auf eine innerliche Weise die Verbindung zu einem gegenseitigen Vortheil vollbracht, und durch die That gezeigt hätte, daß diese Hindernisse nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der besorgten Stimmung des Verfassers vorhanden sind.

Wir haben schon im Vorhergehenden mehrere Mo-

mente, die uns in der folgenden Betrachtung über den künftigen Zustand dieser Staaten im Ganzen leiten können, dargestellt. Was nun diese Betrachtung selbst betrifft, so wissen wir zwar, daß das Ziel wohin der Geist der Geschichte die Staaten leitet, im Einzelnen auch von dem hellsehendsten Forscher nicht vorausbestimmt werden kann; wir leben und streben aber theilhaftig des Glaubens, daß ein solches Verhältniß der Völker zu einander hervorgebracht werden soll, worin das Verwandte sich verbündet, eine jede Kraft sich auf's freieste bewegen kann, nach ihren Gesetzen, und das Bild einer höheren Harmonie auf die möglichst vollkommne Weise offenbart wird. Nichts aber widerspricht diesem mehr, als wenn das Verwandte, seinen eigenen Vortheil verkennend, sich entgegensteht. Ein Ziel scheint hier mehr als irgendwo deutlich ausgesprochen, die Verbindung der drei nordischen Reiche zu einem. Wenn wir blos die gegebenen Verhältnisse mit einem reinen Blick zusammenfassen, so ist es klar, daß sie nur alle zusammen ein Ganzes bilden können. Ohne eine Annäherung an dieses Ziel zu bewirken, ist eine jede Veränderung unnütz, ja schädlich; hierher zeigt alles, hier findet aller Streit, alle vorhin ausgesprochene Ansichten, und jedes politische Bestreben der Völker den gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Aller Streit in der Geschichte ist, mit einem reineren Blick angeschaut, aus dieser Quelle entsprungen, und wozu sonst die öftere Verbindung in ein Reich, wozu die calmarsche Union?

So wie sie für sich beide aus Inseln und Halbinseln bestehen, so bilden sie auch zusammen fast eine Insel. Ihre Lage ist bestimmt gesondert, und giebt eine natürliche Wehr, wodurch sie zu Lande gegen fremde Angriffe leicht gesichert sind. Der Weg über Tornea ist für eine größere Armee fast unzugänglich. In Holstein gestattet das Terrain eine leichte Vertheidigung, wenn nicht die Uebermacht zu entschieden ist. Alle Lebensbedürfnisse sind ihnen im Ueberfluß gegeben, um die südlichen Produkte, die mehr zum erhöhten Genuß gehören, eintauschen zu können. Erst dann können sie von ihrer vortheilhaften Lage für den Handel in der Ostsee und dem großen Meer den rechten Gebrauch machen, wenn sie sich nicht mehr gegenseitig den Genuß

dieſer gemeinſamen Quelle verkümmern. Ihre Sonderung durch das Meer und ihre Lage an demſelben, erfordert nothwendig den Schutz einer ausgebildeten Seemacht. Schon in den älteſten Zeiten waren die Einwohner mit dieſem Element vertraut, und ihre zu allen Zeiten hier bewährte Tapferkeit bürgt für ihre Stärke. Auch zu Lande würden ſie dann gerade Kraft genug erhalten, um einen feindlichen Anfall abzuwehren, aber noch immer eine geringere, als ihre Nachbaren, und alſo für dieſe keineswegs furchtbar ſeyn. Doch nicht blos nach den äußeren Verhältniſſen würden ſie ein vollkommenes Ganze bilden; wenig Beſtand würde es in ſich haben können, wenn nicht die verſchiedenen Elemente, innerlich betrachtet, auch auf eine Ausgleichung der gegenſeitigen Mängel, und ſo auf einen für Alle vollkommneren Zuſtand deuteten.

Hier aber treten uns die am meiſten bekräftigenden Umſtände entgegen. Denn fanden wir durch die vorhergehende Betrachtung eine ſolche Verſchiedenheit zwiſchen den zwei Völkern, die in dem Gegenſatze deutlich auf eine Vereinigung hinzeigten, ſo finden wir in dem dritten einen wieder von jenen auf gleiche Weiſe verſchiedenen Gegenſatz. Nothwendig kann dieſer eben ſo wenig, wie die vorigen durch eine blos äußere Bekanntſchaft mit einzelnen Individuen erkannt werden, ſondern nur durch einen allgemeinen Ueberblick über den Charakter der Völker, als ein durchgehender Grundton, der die übrigen, die nichts deſto weniger beſtimmt hervortreten, durchdringt und umfaßt.

Ich ſagte vorhin, daß die Dänen durch den ruhigeren Genuß der Gegenwart, durch das am meiſten hervortretende phlegmatiſche und ſanguiniſche Temperament ausgezeichnet wären. Dieſes deutet auf ein Vorherrſchen der ſinnlichen Anſchauung, und eine nach dieſer Seite hinüberwiegende Richtung. Ihre Geſchichte aber ſcheint beſonders die Richtigkeit dieſes Satzes zu beweiſen: die lange politiſche Ruhe, keine Revolutionen, alle Veränderungen, ſelbſt diejenigen, die für das ganze Land von der größten Wichtigkeit waren, mit Ruhe begonnen, und ohne Bewegung vollbracht: Streben nach Erwerb, und Genuß des Erworbenen, und ſelbſt in der Wiſſenſchaft mehr nach der ruhi-

gen forschenden Seite hingewandt, mehr das Fremde aufnehmend und erkennend, als selbst hervorbringend.

In gleichem Maaße glaube ich die Phantasie und Einbildungskraft bei dem Norweger hervortretend. Dieses würde dann auch eben so mit ihrer Lebensweise übereinstimmen. Der Dichter hat aber vorzüglich in dieser Region seine Heimath. Gewiß sind die Geister in der dänischen Geschichte, bei denen ein dichterisches Streben oder Talent sich aussprach, der größten Zahl nach aus Norwegen, und unter diesen wieder vorzüglich Holberg, wiewohl nur auf eine Richtung beschränkt. — Mehr aber giebt es sich in der Geschichte kund. In den ersten Zeiten des Mittelalters wanderten die Norweger aus, dienten den griechischen Kaisern, stifteten ein eigenes Reich im unteren Italien, und segelten nach Amerika. Aber auch kein Held wird geboren, ohne mit dieser Eigenschaft vorzüglich begabt zu seyn. Wir kennen keinen in der ganzen neueren Zeit der fast mehr diesen Namen verdient, als Tordenskiold, der aus Drontheim gebürtig war. Die religiösen Secten, wovon mehrere eine allgemeinere Einwirkung hatten, und verschiedne in den neueren Zeiten wenig gekannte Richtungen zeigten, scheinen auch für die Wahrheit dieses Satzes zu sprechen.

In Schweden finden wir aber die dritte Richtung, die durch die Vergleichung des Einzelnen die gegenseitigen Verhältnisse der Dinge zu erkennen strebt, eben so überwiegend hervortreten. Wer genauer das Volk kennt, wird diesem nicht widersprechen, und für den, der es nicht selbst kennen lernte, giebt die Geschichte Beweise genug. Denn werfen wir den Blick auf die Männer, die in Schweden mit allgemeinem Einfluß auf die Wissenschaft hervortraten, so bildeten besonders Linné und Kronstedt, jeder in einem Zweige der Naturwissenschaft, eine neue Epoche, als ordnende Systematiker. Nicht weniger Bergman und Scheele. In Svedenborg, einem der originellsten Denker des Volks, können wir sagen, daß die Phantasie in Kampf mit dem Verstande, ja fast von ihm bezwungen ist. Darum sind seine praktischen Bemerkungen von Werth, während seine Philosophie nur in formelle Spitzfindigkeiten ausartete. In Kellgrén, dem Dichter, der, wenn auch nicht am meisten geliebt, doch von der Nation als der erste geachtet

wird, ist der Verstand durchaus überwiegend. Dagegen finden wir eine kluge und angenehme Beweglichkeit im geselligen Leben, die mit Ueberblick und einem festen Charakter verbunden, ihre großen Könige und Diplomatiker, wie Oxenstierna und Görtz, hervorgebracht hat, wie auch Talente für Mechanik, Technik, und die verschiedenen Zweige der Industrie. Können wir nicht hinzufügen die in der nächst vergangenen Zeit überwiegende Richtung nach der französischen Ausbildung, wo diese Eigenschaften besonders als vorherrschend bekannt sind?

Sind wir also hierin nicht in eine willkührliche Betrachtungsweise verfallen, so ist Vereinigung der nordischen Länder zu einem Reich wohl in allen Verhältnissen ausgesprochen. Denn fanden wir früher, daß die Verhältnisse der Natur auf eine gegenseitige Unterstützung deuteten, so finden wir hier, indem eine gewisse Gabe jedem Einzelnen zu Theil ward, in ihren Individualitäten die Richtungen gegeben, in deren harmonischen Ausbildung und Vereinigung das Wesen des Menschen besteht. Zwar finden wir sie selten, ja fast nie bei dem Einzelnen zusammen ausgebildet in einem völlig harmonischen Gleichgewicht, sondern eine oder die andere überwiegend hervortreten, jedoch vermissen wir bald, wo sie nicht von den anderen geleitet und gemildert wird, das wohlthuende Bild eines Ganzen. In einem Staat aber, wo eine dieser Richtungen ein herrschendes Uebergewicht erlangt, muß nothwendig entweder ein Kampf gegen die Erreichung eines vollkommneren Zustandes, oder eine Abweichung, die in Widerspruch mit dem Ganzen, auch zu einem inneren Streit führen muß, entstehen. Finden wir dagegen in einem Staat diese Richtungen in seinen einzelnen Gliedern eigenthümlich ausgesprochen, müßten sie dann nicht in steigender Ausbildung nothwendig inne werden, wie jeder für sich nur einen Theil, alle zusammen aber erst ein Ganzes bilden können? Wie frisch müßte der Staat blühen, wo der Verstand zu Erkenntniß der Wahrheit leitet, und die von der Fülle der Sinne entsprungne Kraft vor Abweichung bewahrt, die Einbildungskraft zu einer umfassenden Betrachtung führt, und so das Wesen des Menschen gereinigt und entwickelt sich seinem Ursprung nähert? Sollte dies nur das Scheinbild eines

erträumten Verhältnisses seyn, da es doch so nothwendig folgt aus der einfachen Betrachtung der Dinge? Auch sind gewiß nur wenige von einer wahren Bildung in allen drei Reichen, die nicht den Wunsch nach der Vereinigung mehr oder weniger im Herzen tragen. Denn was in der Lage, der Natur, dem inneren Charakter und einer gemeinsamen Sprachnorm so deutlich angezeigt ist, muß ja auch den Einzelnen, der nicht bloß in seiner engen Persönlichkeit befangen ist, beleben. In der ersten Zeit waren ja alle, wenn auch äußerlich im Krieg, doch innerlich vereinigt durch eine gemeinsame Mythologie, ihnen ursprünglich eigen, und auf die Gränze bezogen, wovon sie noch jetzt umschlossen werden. Denn wenn auch benachbarte deutsche Völker, wie die Sachsen, daran Theil nahmen, so ist doch wohl ihr eigenthümlicher Mittelpunkt in Skandinavien gewesen.

Wenn aber nun alles so klar nach diesem Ziele hinzeigt, warum ist es nicht früher Wirklichkeit geworden? So wie die Frage nothwendig entsteht, so erhält sie auch in der Geschichte eine genügende Antwort. Wir sehen sie wohl mehr als einmal vollbracht, aber mehr gleich einem schönen Traume schnell vorübereilen, als gleich einem Gegenstande, der in der Gegenwart feste Wurzeln fassen könnte. Denn sie geschah stets durch die Uebermacht des einen Volkes, und, nicht auf gegenseitige Anerkennung gegründet, hätte das eine die freie Ausbildung seiner Natur aufgeben müssen, dem Andern nur aus Zwang gehorchend. In der frühesten Zeit, da Dänemark eine entschiedene Uebermacht besaß, und überhaupt die äußere Gewalt mehr den Ausschlag gab, mußte sie diesen Charakter haben. Das nördliche Deutschland fand seinen Mittelpunkt in sich selbst, indem die Slaven entweder verdrängt, oder anderen Staaten einverleibt wurden, oder sich in sich selbst zu bilden suchten. Sachsen und England gewannen ihre Selbstständigkeit wieder, und der gespannte Zustand, der durch den gewaltigen Herrschergeist eines Mannes und durch augenblickliche Verhältnisse erzwungen war, ging wieder in eine größere Sonderung über. Auch ein jedes der nordischen Reiche suchte von jetzt an sich nach verschiedenen Wegen auszubilden. Nachher erfolgte die calmarsche Union, wodurch sie zwar wieder zu einem Reich verbunden werden sollten. Es

trafen aber viele Ursachen zusammen, die der Erreichung dieses Zieles widerstrebten. Es folgte aus der Art der Verbindung, daß Dänemark einen überwiegenden Einfluß erhalten mußte, schon deswegen, weil der Sitz der Regierung in diesem Lande war. Der schwedische Adel war bereits mächtig, und konnte eine blos untergeordnete Rolle nicht vertragen. Die katholische Geistlichkeit hatte auch hier ihre wahrhaft christliche Periode überlebt; Eigennutz war an die Stelle der heiligen Begeisterung getreten, und das leitende Princip für ihre Handlungen geworden. Sie mußte also nothwendig trennen, statt das Streitende zu versöhnen, und den Keim der Zwietracht noch mehr nähren. Dies zeigte sich auch in der größeren Sonderung der Stände, die schon früher ihren Anfang genommen hatte. Die unstäte und eigensinnige Willkühr Eriks mußte noch mehr die Gemüther erbittern. Die alten Gesetze des Landes wurden verachtet, und so mußte ein jeder, der diese wieder in Kraft zu setzen versprach, sogleich einen Anhang finden. Zwar wurden die ersten Unruhen zum Theil äußerlich bezwungen, da sich aber kein vereinigender Mittelpunkt darbot, so führte die Grausamkeit Christiern des zweiten nur zum offenbaren Ausbruch der Zwietracht, und der kräftige und begeisterte Gustaf Wasa fand schon alles für seinen Zweck bereit. Späterhin stieg die Macht Schwedens stets höher, bis Carl Gustaf mit seinen streitgewohnten Truppen, von dem strengen Winter begünstigt, fast ganz Dänemark eroberte, und es schien möglich, daß die drei Reiche wieder unter einen Herrscher kommen könnten. Aber die tapfere Vertheidigung Kopenhagen's und Europas übrige Mächte setzten diesem Vorhaben Schranken. Auch hätte die Vereinigung nie von Dauer seyn können, denn nun würde Dänemark eben so Schweden untergeordnet geworden seyn, wie dies früher jenem. Da die weitstrebenden Plane Carls des zwölften mit seinem Leben vor Friedrichshall sich endigten, so war das vergangene Jahrhundert fast allein durch eine in der Geschichte kaum gesehene Dauer eines friedlichen Zustandes ausgezeichnet. Wirklich schien auch hierdurch die gegenseitige Feindschaft gemildert, und glückliche Verhältnisse die lang ersehnte Vereinigung zu verkünden, und da der, den die Vorsehung erwählt zu haben

schien, um dies große Werk zu vollführen, in gleichem Maaße sich die Liebe Aller erworben hatte, auch auf eine mehr innerliche und allen vortheilhaftere Weise. Eine erzürnte Norne vernichtete die schöne Hoffnung, und stellte die Erfüllung wieder in die Zukunft hin.

Es scheint nothwendig in der Ordnung der Dinge gegeben, daß alle Völker, denen, obgleich sie bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte innerlich vereinigt waren, der Keim zu mehreren Richtungen gegeben war, sich von einander entfernen müssen, um so erst nach langem Kampf den Vortheil der Vereinigung zu erkennen, oder wie ein Bund von Pfeilen zersplittert und einzeln leicht gebrochen wird, andern unterthan werden und ihre Freiheit und Selbstständigkeit verlieren. Ursprünglich vereint durch das Band eines alle umfassenden, innerlichen Gefühls, entfernten sie sich stets mehr von einander bis sie sich gegenseitig das Recht zugestanden, die drei Kronen in ihrem Wappen zu führen. Diese That druckt ja aber, deutend betrachtet, eben das Geständniß aus, daß ein jeder Theil gleiches Recht hatte auf die allgemeine Herrschaft, und hiermit auch die Nothwendigkeit der Verbindung. Denn da dies Ziel nicht von beiden für sich erreicht werden konnte, so mußte man voraussetzen, daß es entweder nicht erreichbar war, oder nur auf eine solche Weise, wo beide sich vereinigten, und ihre Eigenthümlichkeit dem allgemeinen Vortheil, und einer alle belebenden Staatsverfassung unterordneten. Wir sahen also mit Recht in den gegenseitigen Kriegen eben so viele Versuche dieses Ziel zu erreichen, welche durch den noch zu sehr obwaltenden Gegensatz mißlangen.

Was aber nun in der Gegenwart besonders einer Vereinigung zu widerstreben scheint, sind die verschiedenen Staatsverfassungen des Landes. Versuchen wir vorurtheilsfrei die hervortretenden Züge derselben darzustellen, der Richtung nach, die in ihrer Geschichte ausgesprochen ist. In Schweden scheint wohl die Verfassung dafür zu bürgen, daß die Beschlüsse des Staats aus dem gemeinsamen Willen aller Staatsbürger entstehen. Ein dauernder Friede, eben so wenig denkbar, kann dann auch nie als ein wahrer Vortheil des Staats angesehen werden. Aber das Gleichgewicht desselben offenbart sich dadurch, daß es, wohl

wechselnd, in sich selbst aber einig, die äußeren Feinde bekämpft. Die häufigen Verschwörungen, die inneren Gährungen, der gewaltsame Tod der Regenten, und ihre schnelle Veränderung in Schweden scheinen aber keineswegs die Harmonie anzuzeigen, die ihre sonst so preiswürdige Verfassung zu versprechen scheint, sondern offenbar die Uebermacht einer Richtung. Der Adel ist in Schweden sehr zahlreich gegen die übrigen gebildeten Staaten, und es ist offenbar in den hier sich widerstreitenden Richtungen die Quelle des Uebels zu suchen. Denn aus dem Volk ist sie nicht entstanden, wohl aber von diesem wieder geächt. Ein übermäßiges Streben nach äußerer Auszeichnung wohnt in dem Volk, welches nicht allein mit dem vorigen in genauem Zusammenhange steht, sondern auch mit den vielen Orden, die hier schon zu einer Zeit eingeführt waren, da die meisten größeren Staaten in Europa sich mit einem genügen ließen. In der nächst vergangenen Zeit finden wir Schweden oft diesen Unruhen unterworfen, während der herrliche Eifer für die wissenschaftliche Ausbildung, da mit Linné, Bergman, Cronstedt und Scheele eine neue Epoche für die Naturwissenschaft anfing, nach und nach immer mehr abnimmt.

In demselben Maaße aber, wie in Schweden der allgemeine Wille in mehreren, ohne einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, auseinander tritt, eben so scheint in Dänemark die Ausbildung der besonderen Richtungen, an den vorherrschenden Willen Eines gekettet, gehemmt zu werden. Es ist klar, daß sie in ihren Extremen beide dem Wohl des Staats gleich widerstreben. Betrachten wir jedoch die Sache näher, ohne uns blos an das Allgemeine zu fesseln, so sehen wir, daß fast ein jeder Staat, der nicht, wie China, ein blos unbewegliches Daseyn in der Geschichte hat, mehrere Staatsformen, oder doch Veränderungen einer und derselben durchgeht. Denken wir uns nun eine jede derselben zu verschiedenen Zeiten herrschend, so scheint die letztere mehr der früheren Bildungsepoche gemäß; denn das Volk strebt in dieser Zeit mehr nach vielen Richtungen, wogegen die herrschende Einheit von einer vortheilhaften Gegenwirkung seyn muß. Ist dagegen kein fester Mittelpunkt in der Hand der Regierung bei einem Volke, das

auf dieſer Stufe ſteht, ſo werden die verſchiedenen Richtungen der Mächtigeren leichter ſich von dem wahren Vortheil des Staats entfernen, und den eigenen Begierden folgen. Faſt bei allen Völkern finden wir darum auch in ihren früheſten Zeiten die monarchiſche Regierungsform herrſchend. In den ſpäteren entſtanden die entgegengeſetzten, bei einigen mehr demokratiſch, bei anderen mehr oligarchiſch, bis ſie bei einigen wieder zu der urſprünglichen zurückkehrte. Bei allen aber finden wir hier ihre ſchönſten Zeiten, ſowohl der äußeren Macht, als des inneren Wohlbefindens. So wie ſie in mehrere Parteien zerfielen, ſo ſchwand die Macht, wie der innere Friede. Die neuere Geſchichte, wo die monarchiſche Regierungsform beſonders einheimiſch iſt, hat es deutlich bewieſen. Sehen wir nur nach Italien hin. Hier trennte ſich das Volk faſt in ſo viele Parteien, als Städte und Familien. Wie kurz und vorübergehend war die Zeit der Blüthe, und ihrer herrlichſten Frucht, der Kunſt, und wie wenig Pflege fand dieſe herrliche aus der reichen Natur entkeimte Pflanze, in der Staatsverfaſſung! Aus einer heiligen Begeiſterung für die Religion entſprang ſie, in dieſer allein fand ſie ihre Nahrung, aber durch den zerſtörten Zuſtand des Staats mußte ſie nothwendig in ihrem Wachsthum beſchränkt werden. Denn ſah ſie auch in einzelnen Fürſten vorzügliche Beſchützer, ſo mußten doch die meiſten alles zu der eigenen Befeſtigung anwenden, da die innere Trennung wohl den Leidenſchaften und der Herrſchſucht Nahrung gab, aber der Betrachtung und der Freude an ihren Werken widerſtrebte. Man wird hier freilich zeigen können, wie dieſe beide mit einander in Verbindung ſtanden, ja vielleicht gar aus einander entſprangen. Aber man wird auch geſtehen, wie weit herrlicher ſie ſich müßte geſtaltet haben, wenn der Staat in ſich einen vollkommeneren Zuſtand gehabt hätte; oder man müßte die Kunſt mit einem ſolchen in Widerſpruch denken, und dann freilich, wie Plato aus dem ſeinigen, die Dichter aus dem Staate verbannen. Faſt ſtets abhängig von anderen Völkern, ſehen wir das Land bald dem einen bald dem anderen, oder Stückweiſe mehreren unterthan, und das von Fremden aufgelegte Joch nur auf Augenblicke gebrochen, um wieder entweder von fremden Völkern, oder ſich inner-

lich bekämpfenden Parteien abhängig zu werden. Betrachten wir Italiens Zustand in der nächst vergangenen Zeit! Unterjocht von der Herrschlust einer fremden Nation, ihre Kunstwerke, die Denkmäler aus den blühendsten Zeiten ihrer eigenen und der vergangenen Geschichte weggeführt, ihren Handel und Wohlstand verloren, die bürgerliche Sicherheit an den Küsten, dem raubenden Barbaren, in sich Banditenhaufen preisgegeben. Was hat Schweden durch die Verschwörungen gewonnen? Sicherheit gegen Despotismus würde man vielleicht sagen. Wahrlich ein schöner und herrlicher Gewinn, aber die häufige Wiederholung, und lange Dauer zeigt offenbar auf ein weitergehendes Bestreben der Parteien. Auch die Geschichte Schwedens zeigt deutlich, daß es nur in den Zeiten, da ein besonnener König mit kräftiger Hand am Ruder des Staates stand, in sich friedlich, im Auslande geehrt und geachtet worden ist. So zu Gustaf Wasas, Gustaf Adolphs Zeiten. Nachdem Schweden eine bestimmte Form erhalten, ist es schnell von großem Einfluß auf den allgemeinen Zustand Europas geworden. In dem dreißigjährigen Kriege bestimmte es den Ausgang auf eine für innere Freiheit unsres Welttheils ewig denkwürdige Weise. So hat es auch jetzt einen rühmlichen Antheil an dem Kampf für denselben Zweck genommen. Ein solches Streben muß bei einem Volk, von einer besonnenen Hand geleitet, sowohl zur Wohlfahrt des Staates selber, als auch des Ganzen gereichen. Wenn es sich aber, wie bei Karl dem zwölften, mehr als eine blos extensive rastlose Wirksamkeit äußert, so muß es, besonders so außer Verhältniß mit den Kräften des Staats, demselben eben so unfehlbar schädlich seyn. Denn verdient freilich auch dieser König, wegen seines in allem Unglück unbezwingbaren Muthes Bewunderung, so ist er doch mehr als ein meteorischer Wiederschein der alten Zeiten des Nordens zu betrachten.

Ohne eine weitläuftigere Betrachtung dürfen wir sagen, daß kein Volk in Europa, im Verhältniß seiner Macht, von so bedeutendem Einfluß auf die neuere Geschichte gewesen ist, als das Schwedische. Aber auch hier können wir bei den Dänen nicht die entgegengesetzte Rich-

tung verkennen. Wie vorhin gesagt, giebt dies sich schon dadurch kund, mit Hinsicht auf den Staat für sich, daß alle die wichtigsten Veränderungen, wie die Annahme der lutherischen Lehre, der souveränen Regierungsform, ohne Unruhen vollbracht sind. Nachdem die erste Theilnahme an dem Reformationskriege unter Christian dem vierten unglücklich ausfiel, ist Dänemark nachher fast ohne Theilnahme an den folgenden europäischen Kriegen gewesen. Nach dem Tode Karls des zwölften genoß es einen fast ununterbrochenen Frieden bis zum Anfang dieses Jahrhunderts. In Kriegen die in individuellen Verhältnissen einzelner Völker mehr ihren Grund haben, ist die Behauptung der Neutralität leicht, und natürlich gegeben. Wenn aber der Krieg von der einen Seite einen solchen Charakter gewinnt, daß er die Wohlfahrt des Ganzen bedroht, oder überhaupt die Theilnahme allgemeiner wird, so muß sie stets schwieriger werden, ja selbst auch dem Wohl des Staats widerstreiten. Der amerikanische Krieg war von der ersten Art, ja auch der Revolutionskrieg in den ersten Jahren, da auch Dänemark, durch eine eben so kluge als gerechte Hand geleitet, alle Vortheile eines ungestörten Friedens genoß. Seitdem er aber der Freiheit der Völker Vernichtung zu drohen schien, fast ganz Europa daran Theil nahm, so mußte freilich die fernere Behauptung dieses Systems mit einer unglücklichen Katastrophe endigen, besonders da der Mann, in dessen Geist diese Maxime aus einem reinen und herrlichen Ueberblick entsprungen war, nicht mehr war. Thöricht und eitel ist der Gedanke des Politikers, in einzelnen Momenten der Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Zeit eine erhaltende Stütze zum Vortheil seiner Handlungsweise für den Staat errungen zu haben, aber noch einseitiger die Hoffnung, durch ein Betragen, das in einem vergangenen Zeitpunkt richtig gewählt war, ein sicheres und ruhiges Daseyn auch in der Zukunft zu behaupten. Die ganze Geschichte ist mit einer Reihe von beiden Einseitigkeiten durchwunden, und oft sind sie die fast unmittelbare Quelle mancher Kriege und Verwirrungen gewesen.

So finden wir also auch in dem Verhältniß beider Völker zu der allgemeinen Geschichte überhaupt dieselben

Richtungen ausgesprochen, die ihr Charakter und ihre Geschichte für sich betrachtet, so deutlich anzeigten, und indem wir darlegten, wie ein Ton ihr gesammtes Daseyn durchdringt, sehen wir hierin sowohl das Verständniß seiner einzelnen Momente, als die Versicherung, daß wir den rechten Gesichtspunkt nicht verfehlt haben. Auch die vorigen Gründe für ihre Vereinigung zu einem Staat, können hier, wo die Betrachtung die umfassenderen Verhältnisse erreicht hat, nur eine tiefere Bekräftigung finden. Zwar ist es eine der ersten Forderungen des Staats, daß die Individualität des Volks auf alle Weise gefördert wird, dasjenige bekämpfend, wodurch sie in ihrer freien Ausbildung gehemmt werden könnte. Doch ist dies nicht die höchste Aufgabe des Staatsmanns. Denn auf diesem Wege würde zwar die Macht des Staats bis auf einen gewissen Punkt stets zunehmen, aber allein diese Bahn verfolgend, nothwendig seinem eigenen Untergang entgegeneilen, da er die Schranken, worin er allein mit Anderen besteht, übersteigt. Allein dadurch, daß in seine Verfassung schon ein Gegengewicht gegen die im Volke erkannte überwiegende Richtung gelegt würde, könnte diesem vorgebaut werden. So müßte, um dieses hier zu vollbringen, in Schweden eine Hemmung gegen die extensive Richtung gegeben werden; so wie wiederum in Dänemark die Seite, wodurch es zu größerer Wirksamkeit erweckt werden könnte, gehoben werden müßte. Dieses schwierige Problem, das die Kunst wohl auf keine Weise zu lösen vermag, würde auf dem nächsten Wege und vollkommen durch ihre Vereinigung erreicht werden. Denn indem beide einen gleichen Antheil an der Regierung erlangten, müßte nothwendig eine Staatsform entstehen, wo man bei jeder Handlung, sowohl den eigenen, als den allgemeinen Vortheil betrachtete, und so den für das Ganze möglichst größten. Aber auch im Staate müßte, in Hinsicht auf dessen einzelne Glieder, durch Verbindung der Richtung, wo ein Streben nach mehreren Seiten sich offenbart, mit derjenigen, wo eine überwiegend ist, eine größere Freiheit, und ein vollkommnerer Zustand eines jeden Bürgers entstehen.

Die Vollbringung dieses Werks fordert aber auch der

jetzige Zustand der europäischen Staaten im Ganzen für ihr gemeinsames Wohl. Wohl müssen die kleineren Staaten stets in abhängigem Zustande seyn, aber nothwendiger noch folgt es aus der ganzen Kriegsweise der neueren Geschichte, daß ein Staat, der nicht in sich die nothwendige Kraft hat, um ein freies Daseyn zu behaupten, mehr als je der mächtigeren Willkühr unterworfen ist. Nothwendig muß die vorige Trennung der Länder in viele kleine Staaten, mehr aus äußeren und willkührlichen Ursachen entstanden, als in der Natur oder dem Charakter gegründet, mehr und mehr verschwinden, indem die Völker sich nach ihrer Verwandtschaft im Großen ordnen, in Staaten, deren Gränzen auch die Gränzen ihrer Eigenthümlichkeit sind. Dieses erhält schon darin seine äußere Ursache, daß bereits mehrere Staaten zu einer bedeutenden Macht gestiegen sind. Denn so lange eine Macht in Europa überwiegend war, es sey nun, daß sie aus mehreren kleinen, in einen Bund vereinten, bestand, wie Deutschland, oder nur in sich allein eine solche Uebermacht besaß, so war im ersten Fall die Größe der Theile fast willkührlich, im zweiten folgte aus dem zwar gemeinen Interesse des Einen, daß, je mehr dieser von niedrigen und herrschsüchtigen Zwecken geleitet ward, er desto mehr auch die andern zu sondern suchte. Je mehrere Staaten dagegen schon eine gleichere bedeutende Macht erlangt haben, je allgemeiner die Theilnahme an jedem Kriege wird, desto abhängiger und unsicherer muß auch das Daseyn der kleineren Staaten werden. Aber auch der Staat kann in sich nicht einen vollkommenen Zustand erlangen, so lange das, welches ursprünglich zu einem Kreise gehört, in mehreren getrennt, Stückweise der einen oder der anderen fremden Macht angehört. Darum strebt nothwendig ein jeder solcher Staat, der dem anderen, entweder weil er auf einer niedrigeren Bildungsstufe steht, oder durch des Krieges gewaltsames Loos unterthan ist, wieder dahin, wo er sich fassen und dem Ziel entgegen streben kann, das er als das seiner gegebenen Bestimmung erkannt hat. Die nordischen Reiche sind umgeben von England, Preußen, Rußland, lauter mächtigen Staaten, von denen sie, vereinigt, kaum jedem einzelnen widerstehen können, die aber durch

die Vereinigung auf keine Weise eine Uebermacht von dieser Seite zu fürchten haben.

Hier könnte, und vielleicht sollte ich die Betrachtung enden, indem ich gesucht habe in kurzen, aber wie ich hoffe bestimmten Zügen dasjenige darzustellen, was wir entweder aus den Thatsachen in der Natur und der Geschichte anschauen, theils aus dem Gegebenen als in der Zukunft vollbracht hoffen können. Wie aber kann die Vereinigung geschehen? Im Einzelnen gehört die Antwort zu einem für die Betrachtung fast undurchdringlichen Kreis, und kann nur durch die That selber gegeben werden, von denen, die dazu von der Vorsehung bestimmt sind. Die Begebenheiten in den letzten Zeiten scheinen freilich nicht auf eine gegenseitige Annäherung zu deuten. Doch da sie fast allein aus einzelnen Parteien entstanden sind, aber keineswegs aus den gemeinsamen Sinn der Völker, so haben sie auch nicht den alten Gegensatz wieder erwecken können. In der früheren Geschichte sind solche öfters geschehen durch die Macht, zuweilen durch Familienverbindungen, selten durch den freien Willen einer gemeinsamen Uebereinkunft. Auf dem ersten Wege können wir sie uns nicht als vollbracht denken, denn ihre Kräfte, einander zu gleich, würden sich nur gegenseitig aufreiben. Wenn mehrere Mächte sich mit dem einen Theil verbänden, wurde wohl der andere der Uebermacht weichen müssen: doch, wir haben ja gesehen, daß hierdurch eben die vorigen Versuche genißglückt sind. Sie kann also nicht von einem Volk ausgehen, indem die übrigen sich blos leidend verhalten, sondern jedes muß, den größeren Vortheil für alle, und so auch für sich, in dem Bewußtseyn einem vollkommneren Zustande entgegen zu gehen, erkennend, mit freiem Willen in die Vereinigung eingehen. Sollte sie vorbereitet werden durch gegenseitige Annäherungen, so können diese auf mannichfaltige Weise gedacht werden. Familienverbindungen sind nie in der Geschichte von dauernder vereinigender Wirkung gewesen, oft aber eine nahe Ursache zu großen Kriegen. Es ist auch dies nothwendig, denn der Staat steht in demselben Maaße über der Familie, wie die Menschheit wieder über ihn erhaben ist, und in Streitfällen kann also kein Gleichge-

wicht,

wicht, sondern nur eine völlige Unterordnung statt finden. Doch können solche einzelne Nebensachen nie zum Ziele führen, und ist das Allgemeine einmal vollbracht, so werden sie ja nothwendig darin eingeschlossen seyn. Wo alles ein neues Gebäude fordert, ist es nur Verlust der Mühe und Zeit, das Alte auszubessern. Für die Ausführung treten uns im Allgemeinen zwei Wege am nächsten vor die Augen. Entweder indem die Völker, ihrer Seite von der erkannten Nothwendigkeit und dem größeren Vortheil der Vereinigung geleitet, mit freiem Willen ein gemeinsames Oberhaupt erwählen, oder indem die Könige darin übereinstimmen, durch freie Wahl die Stimmenmehrheit entscheiden zu lassen, für die Ernennung eines von beiden, der andere dagegen freiwillig dem gemeinsamen Wohl das Opfer der Entsagung bringt. So wie wir unter jenem nicht allein die geringeren Klassen des Volks verstehen, eben so wenig können wir uns auf der anderen Seite die Vereinigung blos durch den Willen der beiden Regenten allein vollbracht denken. Wir wollen also durch jenes allein die Bürger und Bauern verstehen, bei diesen aber auch den Adel, und voraussetzen, daß von einer Seite nur die erste Anleitung und Ursache gegeben werde zu einer Handlung, die nachher von allen Völkern durch ihre würdigsten Männer mit Klugheit und Besonnenheit ausgeführt wird. Das erste läßt sich mit weniger Wahrscheinlichkeit denken; denn wie sollte bei der Menge der noch übriggebliebene Funke einer alten Feindschaft ohne allgemeine Verwirrung sich in eine Vereinigung verwandeln, deren Grund nothwendig ein, über alle Persönlichkeit erhabenes Gefühl seyn muß? Wir müssen uns eher den ersten Schritt von der anderen Seite entsprungen denken, welches wir auch mehr wünschen. Denn die Zehn leiten die Tausende, da diese für sich schwer eine Uebereinstimmung zu Stande bringen könnten. Vorausgesetzt, daß das Volk sich bereit zeigte, was könnte der Vollbringung dieser That von Seiten der Fürsten entgegenstehen? Finden wir doch, daß sie in alten Zeiten den Zweikampf entscheiden ließen, wer der allgemeine Herrscher seyn sollte: wenn man so in jenen Zeiten die Kraft und das Glück über dasjenige entscheiden ließ, das man auf keine andere Weise auszuführen wußte, was sollte

jetzt der Ausführung entgegenstehen, da alles zu einer klaren Erkenntniß gereift ist? Denn das ist das herrliche Ziel des Herrschers, und der wahre und innerste Grund seines Daseyns, daß er die Völker einem stets vollkommneren Zustande entgegen leitet. Und dieses Ziel würde er, erwählt, oder nicht, auf die schönste Weise durch eine solche That erfüllt haben, und der Fürst, der mit besonnener Hand den ersten Grundstein zu diesem Gebäude legte, würde sich einen unsterblichen Namen in der Geschichte, und immerwährenden Preis und Lob von der vereinten Völker spätesten Geschlechter bereiten. Und mehr als irgendwo könnten wir hier die Ausführung begünstigt hoffen durch den allgemeinen Charakter der Völker. Denn hat die wilde heidnische Kraft, die allein ihre Freude und ihren Lebensquell im Streit und Kampf fand, der milderen Gesinnung der christlichen Lehre weichen müssen, sollten wir nicht ihrem ersten Gebot folgen, und eine unnatürliche Feindschaft in dem großen Gefühl für das Wohl Aller versöhnen? Die südliche Glut giebt hier nicht den Leidenschaften die Nahrung, wodurch sie den ganzen Menschen gefangen nehmen können. Die sparsamere Natur gestattet dem Menschen nicht, blos für den gegenwärtigen Augenblick zu leben, sorglos für die Zukunft, sondern erfordert größere Besonnenheit, und die Verbindung mehrerer, um den Besitz und den Genuß dessen, welches durch einen mühsamen Fleiß erworben ist, zu sichern. So scheint die Vollbringung allein einen festen und besonnenen Entschluß zu erwarten.

Es scheint, als wenn ich, von einem Gedanken überwältigt, ihn schon fast ausgeführt sah, oder widerstreitend dem, was früher in dieser Betrachtung ausgesprochen ist, den jetzigen Augenblick bestimmt glaubte für die Ausführung. Nein — wohl steht noch vieles zurück, das erst vergessen, noch mehr was fester erkannt werden muß, ehe der Vollendungstag erscheint. Ich mußte aussprechen, wenn auch unvollkommen, was vor meiner Seele stand, und preise mich glücklich, wenn ich dadurch diejenigen, die der Ausführung näher stehen, leiten könnte zu einer reiferen Erwägung ihrer Möglichkeit, und zu dem Entschluß mit einem reinen

Sinn die Annäherung der ersehnten Stunde zu erwarten. Der erste und wichtigste Schritt aber ist, daß ein jeder sich aus dem engen Kreise der persönlichen Beschränkung zu einer Betrachtung des Wohls des Ganzen zu erheben suche, und mit gegenseitiger Achtung für die Gabe, die dem andern reichlicher zu Theil ward, erkenne, daß sie, auch zusammen, doch nur ein schwaches Abbild von des Ganzen Vollkommenheit darstellen können.

II.

Cyprus.

[Nach Clarke's travels part. 2. pag. 328.]

Am 8ten Junius früh verließen wir, nachdem wir uns einen Befehl, uns Esel und Maulesel zu geben, so wie auch einen Firman, über die Berechtigung zu unseren Ausflucht, verschaft hatten, die Fregatte Ceres und machten uns nach Nicotia, dem Leucusia oder Leucosia der Alten, und der gegenwärtigen Hauptstadt von Cyprus auf den Weg. Durch die Gastfreundlichkeit des Englischen Konsuls, Sign. Peristiani der eine große Gesellschaft von Damen und anderen Einwohner der Insel eingeladen hatte, die uns — wahrscheinlich um Fremde zu sehn und Neuigkeiten aus Aegypten *) zu erfahren — die Gefahr bei Tage zu reisen vorstellten, wurden wir bis zum Abend zu Larneca festgehalten. — Sehr eigenthümlich ist der Anzug der Frauen auf Cyprus. Ihr Kopfputz ist genau dem Calathus ähnlich, wie man ihn an den phönicischen Idolen, die auf Cyprus gefunden werden, und an ägyptischen Statuen bemerkt. Dieser wird von Frauen aller Stände, von der Gemahlin des Konsuls bis zu den Sklavinnen herab,

*) Woher Hr. Clarke so eben kam.

getragen. Ihr Haar, vermittelst der Pflanze Hennè schön braun gefärbt, hing in vielen langen dünnen Flechten über den Rücken herab, und in einige Locken nahe am Gesicht, waren Jasminblüthen geflochten, die auf Streifen von Palmblättern sehr künstlich zusammengereiht waren. Nächst den Frauen der Kalmücken sind die Griechinnen am be en in den Künsten des Putzes erfahren. Sie besitzen das wichtige Geheimniß weißen Locken eine braune Farbe zu geben, so wie sie auch ihre Augenbraunen mit demselben Stoffe, der dies bewirkt, färben. Zu ihren Kleidern wählen sie die lebhaftesten Farben, und diese passen sich für die jungen Mädchen der Insel vortrefflich. Das Oberkleid ist jederzeit von scharlach-hochrother oder grüner Seide, mit Gold gestickt. Wie die übrigen Griechinnen tragen sie lange weite scharlachne Beinkleider, welche um den Knöchel befestigt sind, und gelbe Stiefeln mit Pantoffeln von derselben Farbe darüber. Um den Hals und vom Kopfe herab hängt eine Menge von Goldmünzen, Ketten und anderen Zierrathen. Um den Leib tragen sie einen breiten Gürtel, der vorn mit zwei großen und schweren polirten Metallplatten befestigt ist. Die Taille suchen sie so lang als möglich zu machen, so daß die Beine verhältnißmäßig kurz erscheinen. Von Natur stark, geben sie sich doch keine Mühe durch Schnüren dünner auszusehen, sondern scheinen stolz auf ihren Umfang zu seyn, wobei sie die Brust ungewöhnlich bloß tragen. Ungeachtet alles dessen, was sie thun, ihre natürliche Schönheit durch allerhand übelgewählten Schmuck zu entstellen, sind doch die Frauen von Cyprus schöner als die auf allen andern griechischen Eilanden. Sie haben eine stattlichere Figur, ihre Züge, vorzüglich die der Frauen von Nicotia, sind regelmäßig und würdevoll, und zeichnen sich überhaupt durch den erhabenen Schnitt aus, den man so allgemein an den Werken der alten griechischen Künstler bewundert.

Die Gärten von Larneca sind sehr schön und der einzige Vergnügungsort, dessen sich die Frauen des Ortes zu erfreuen haben; indessen gereichen sie der Stadt nicht zur Zierde, da sie von hohen Mauern eingeschlossen sind. Fast jedes Haus hat seinen Garten, und der Schatten und das Grün derselben dient zum angenehmen Gegensatz gegen den weißen und staubigen Boden den man überall umher an-

trift. Wir bemerkten in diesen Gärten zwei Arten Jasmin, die, welche man gewöhnlich in europäischen Gärten findet und eine andere die aus Syrien stammt: den doppelblütigen Granatbaum, ein sehr schönes Gewächs, so wie auch Citronen, Pomeranzen, Pflaumen und Abrikosen.

Wir verließen Larneca am Abend und fanden einen vortrefflichen Weg nach Nicotia, wobei wir vorzüglich über Ebenen, nur auf einem allmähligen und fast unbemerkbaren Abhange, nach Nordwesten reisten. Berge waren fast auf jeder Seite im Hintergrunde zu sehen. Der Boden bestand überall aus weißem Mergelthon, und soll sehr ergiebig seyn, obgleich er sehr vernachlässigt wird. Die Griechen werden von ihren türkischen Gebietern so unterdrückt, daß sie nicht das Land zu bebauen wagen, denn man würde ihnen sogleich ihre Aerute nehmen, wenn sie es thäten. Ihr einziges Streben scheint nur dahin zu gehen, soviel während des ganzen Jahres zusammenzuscharren, als nöthig ist, dem Gouverneur ihre Auflagen zu bezahlen. Wird dies unterlassen, so erfolgt Tortur oder Tod, und wenn die Einwohner durchaus nicht ihre Steuern zusammenzubringen vermögen, so entfliehen sie von der Insel. Dergleichen Auswanderungen finden des Jahres über so viele Statt, daß die Bevölkerung von Cyprus kaum 60000 Köpfe übersteigt, eine Anzahl, die früherhin der Menschenmenge einer einzelnen Stadt kaum gleich kam. Der Gouverneur hat seinen Sitz zu Nicotia. Seine Bestallung geht von Jahr zu Jahr, und da der Posten durch Verkauf vergeben wird, so erhält ihn der Meistbietende, weswegen natürlich jeder Statthalter nach seiner Ankunft, seinen Vorgänger in der Größe seiner Erpressungen zu übertreffen strebt. Von dieser furchtbaren Bedrückung sind die Konsuls und einige andre Familien frei, da sie unter dem Schutze ihrer Nationen stehen. — Natürlich konnte die Reise über einen so dürren, nicht einmal das kleinste Gesträuch tragenden Landstrich weder angenehm noch lehrreich seyn. — Der einzige Genuß für uns war der Anblick der kleinen Hütten, wo wir die Nacht zubringen sollten, ehe wir wieder vier Stunden mühseeliger Reise auf einem elenden Esel in den sengenden Strahlen der Sonne zuzubringen hatten.

Das ehrwürdige Paar bei dem wir in dem Dorfe At-

tien *) einkehrten, waren die Aeltern unserer Maulthiertreiber und die Eigenthümer der Mauleſel. Zum Willkommen bei ihrem traulichen Abendeſſen, legten ſie zwei Bretter über ein paar Bänke, und ſetzten gekochten Kürbis, Eyer und etwas Wein von der Inſel in einem hohlen Kürbis darauf. Auf der Erde bemerkte ich eine Art von Steinen, zum Mahlen des Mehls, die man in Schottland Querns nennt, und die auch in Lapland und in Paläſtina gewöhnlich ſind. — Der Gebrauch dieſer Mühlen iſt allein der Frauen überlaſſen und darauf gehen auch ſchon die Worte im neuen Teſtament: „Zwei Weiber ſollen an der Mühle mahlen, die eine ſoll erwählt, die andere verlaſſen werden" **).

In dieſen kleinen Hütten fanden wir ſehr weitläuftige Anſtalten für die Bienen, aber aller erzeugter Honig iſt des Gouverneurs Eigenthum, ſo daß die Pflege dieſer Thiere nur als eine Auflage mehr angeſehen wird. Die Art auf welche der Honig geſammelt wird, iſt indeß ſo ſonderbar, und ſo nachahmungswerth daß ſie eine beſondre Beſchreibung verdient. Die Einrichtung iſt ſehr einfach und rührt wahrſcheinlich von der noch einfacheren Sitte, die noch in der Krimm herrſcht, her, die Bienen in Cylindern von Baumrinde zu halten. Die Cyprier bauen eine Mauer von irdenen Cylindern auf, die wagerecht einer über dem andren liegen, von denen jeder etwa drei Fuß lang und an den Enden mit Mörtel verſchloſſen iſt ***). Dieſe Mauern werden dann mit einem Bretterdach bedeckt, und ſo kann man über hundert Schwärme in einem ſehr kleinen Raume haben.

Dicht bei dem Dorfe wuchs der größte Johannisbrodbaum den wir auf allen unſeren Reiſen geſehn hatten. Er war gerade mit Früchten bedeckt, die Schoten waren grün,

---

*) Mariti ſchreibt in ſeinen Reiſen Thl. 1. p. 87. Atene.

**) Matth. 24. 41. Cl. Weil das Mahlen ein beſchwerliches Geſchäft iſt, wird es bei vielen Völkern den Weibern aufgebürdet, wie z. B. bei den Finländern. R.

***) Die Bienenkörbe in Aegypten und Paläſtina ſind von der nämlichen Art, ſ. Haſſelquiſt's Reiſen.

und der Baum mochte die Stärke unsrer dickſten engliſchen Eichen haben. Von Alterthümern in der Gegend des Dorfs konnten wir nichts ausfindig machen: ein großer Waſſerbehälter, den man für einen Antike ausgab, war wahrſcheinlich von Venetianiſcher Arbeit.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang machten wir uns wieder nach Nicotia auf den Weg. Die Reiſe ging durch eine offne Gegend, aber wie vorher ſah man überall in der Entfernung Berge, von denen einige, einzeln ſtehend, und mit abgeplatteten Gipfeln den ſogenannten Tafelbergen gleichen. Drittehalb Stunden von Attien ſahen wir endlich Nicotia, in einer ſchönen Ebene am Fuße eines Bergrückens. Als wir näher kamen, ſetzte uns die Ausdehnung der Feſtungswerke in Erſtaunen, die obgleich vernachläſſigt, jedoch beinahe unverſehrt, an Umfang und Schönheit die faſt aller andren Städte übertreffen. Der Graben iſt eine halbe (engliſche) Meile breit, aber jetzt trocken oder wenigſtens ein ungeſunder Moraſt. Unter den Mauern endigt ſich das Bette dieſes Grabens in eine breite und tiefe Höhlung (fosse). Auf den Wällen ſtehen noch immer einige wenige Stücke Geſchütz. Der Weg zieht ſich um die Mauern bis zu dem Thore hin, das einſt ein Fallgatter hatte. Wir fanden den Eingang in die Stadt mit Bettlern angefüllt. Die Wache verlangt einen Zoll von allen Griechen welche durchgehen. Als wir in die Stadt hineinritten, begegnete uns ein langer Zug von Frauen, in weiße Gewänder, die gewöhnliche Kleidung der Hauptſtädterinnen, gekleidet, welche die Luft mit ihren Wehklagen erfüllten. Einige von dieſen waren von mittlerem Alter aber alle hübſch: als wir näher kamen entblößten ſie ihr Geſicht und ihre Bruſt, zerriſſen ihr Haar und weinten bitterlich. — In der Mitte des Zuges ritt ein Türke auf einem Eſel, der ganz ruhig ſeine Pfeife rauchte, und gegen das Geſchrei der Frauen ganz gleichgültig ſchien. Als wir nach der Urſache dieſes Tumults fragten, ſagte man uns, daß dieſe Geſchöpfe ſämmtlich Freudenmädchen wären, welche der Gouverneur aus der Stadt verwieſen habe, und die man deswegen vor das Thor führe. Ihre Kleidung ſah ſehr alterthümlich aus, und war höchſt zierlich: ſie beſtand ganz-

lich aus feinem weißen Linnen, das die ganze Gestalt verhüllte, und fiel in sehr anmuthigen Falten herab.

Wir begaben uns in das Haus des Herrn Sékis (des englischen Dollmetschers, wie man ihn gewöhnlich nennt) eines reichen armenischen Kaufmanns, der dafür daß er was die Engländer mit dem Gouverneur abzumachen haben, verhandelt, unter englischem Schutze steht. Sein Haus war in jeder Hinsicht ein Pallast zu nennen, denn der höchste Grad morgenländischer Pracht herrschte darin. Die Zimmer waren nicht allein geräumig, sondern mit ausgesuchter Nettigkeit verziert: die Fußböden belegt mit den feinsten Matten aus Groß-Cairo und die Divan's von Atlas mit gestickten Küssen rund herum. Die Fenster der Zimmer waren, wie in allen morgenländischen Häusern nahe an der Decke, klein, obgleich zahlreich, und dicht bei einander. Sie hatten doppelte Flügel, wovon der eine von gemalten Glas und mit Schnitzwerk umgeben war, gleich denen in den alten gothischen Schlössern in England. — Es wurde uns erlaubt den Harem zu besehen. Dieser besteht jederzeit aus einem Sommer- und einem Winterzimmer. Das erste war ein großes viereckes Gemach, mit Divans umgeben, das letzte ein länglich viereckes Zimmer mit Divans nur an den langen Seiten; an dem oberen Ende war der Feuerheerd, den alten englischen Heerden ähnlich.

Ungefähr eine halbe Stunde nach unserer Ankunft kam der alte würdige Armenier nach Hause, und nachdem er sich der Länge nach auf den Divan geworfen, fing er an sich mit einem Büschel bunter Federn zu fächeln, während sein Schreiber unsre Briefe öffnete und sie ihm vorlas. Es wurden sogleich Erfrischungen und von seinen Bedienten Pfeifen gereicht, und bald darauf schlug uns der Armenier vor ihn zum Gouverneur zu begleiten. Beim Heruntergehen zeigte er uns seinen schönen Garten, der mit stämmigen Aprikosenbäumen voll Früchte angefüllt war, und unsren Wein für den Mittag, der schon zur Abkühlung in einem Marmorbecken, unter dem Schatten von Pomeranzen, Citronen, Limonen, Feigen, Weinstöcken und Granatbäumen stand.

Wir traten in den Hof des Pallastes des Gouverneurs und sahen hier mehrere schöne, reich aufgezäumte Pferde,

die ohne daß irgend ein Stallknecht darauf Acht gegeben hätte frei ſtanden, und blos durch eine um den Vorderfuß geſchlungene Kette an einen Keil in der Erde befeſtigt waren. Dieſe Art von Parade ſieht man auf allen Pallaſthöfen der Paſchas, die Gouverneurs ſind und Muſſulim genannt werden *). Wir wurden zuerſt in das Zimmer des Dragoman oder Dollmetſcher geführt, wo wir eine Menge Perſonen in Geſchäften verſammelt fanden. Hier wurden, wiederum Pfeifen gebracht, während man unſre Firmans unterſuchte, und uns einige Fragen über die Lage der Dinge in Aegypten, den Tod des Kaiſers Paul, und den von Nelſon über die Dänen erfochtenen Sieg vorlegte. Dann führte man uns durch mehrere Gänge in das Zimmer des Gouverneurs, der nachdem er unſre Namen und von unſeren Geſchäften gehört, uns auf dem Diwan ſich gegenüber niederſetzen ließ.

Der Gouverneur von Cyprus war nicht Paſcha, noch hatte er irgend einen andern Rang, als der, welcher ſein Reichthum ihm in ſeinem damaligen Poſten zu Nicotia verſchafft hatte, eine Stelle, die wie oben bemerkt worden, jährlich von dem Kapudan Paſcha verkauft wird. Ein kurzes Jahr der Verwaltung einzig mit Befriedigung einer eitlen Prachtliebe, und einer ſchrankenloſen Raubgier ausgefüllt, war alles das ihn für die Ausgaben die er auf ſeinen Poſten verwandt hatte, entſchädigen konnte. Es war daher wahrhaft beluſtigend, die Art zu betrachten, wie er ſeine neue Würde zur Schau trug. — Unſere Beglaubigungsſchreiben waren von außerordentlicher Art, denn außer unſerem Firman hatten wir noch Briefe von dem Kapuden Paſcha, und dem Oberbefehlshaber der Flotte und der Armee bei uns. Nichts deſtoweniger warf doch die neugemachte Excellenz beim Anblick derſelben ſtolz die Naſe auf, murmelte das bedeutungsvolle Wort Dſchaur mit großen Nachdruck zwiſchen den Zähnen, und nahm den Saum ſeines Pelzes auf, damit er nicht von der Berührung eines

*) Die holländiſchen, von der oſtindiſchen Compagnie, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts nach China geſchickten Geſandten, bemerkten daſſelbe im Hofe des Pallaſtes des Kaiſers zu Pekin. ſ. Nieuwenhof.

Ungläubigen entehrt werden möchte, indem unser Freund der Armenier vor ihm knieete um uns als Dollmetscher zu dienen. Diese Unverschämtheit war um so bemerkenswerther da die Türken, wenn sie nicht in offenbarem Aufstande gegen die Pforte sind, gewöhnlich des Großherrn Firman ihre Verehrung bezeugen; denn selbst der stolze Pascha von Akre *) machte immer das Zeichen der Unterwerfung, so oft er einen solchen zu Gesicht bekam. Nachdem er uns so unsere Niedrigkeit hatte fühlen lassen, suchte er auch unsere Augen durch den ihn umgebenden Glanz und durch seine Größe zu blenden. Er klatschte mit den Händen und augenblicklich kam ein Schwarm von prächtig gekleideten Bedienten in das Zimmer, brachte vergoldete Becher mit Limonade und Sorbet gefüllt, und reichte sie uns dar. Dann kam ein Oberpriester der Derwische herein, warf sich vor dem Gouverneur nieder, berührte seine Lippen mit seinen Fingern, kreuzte seine Hände über die Brust und brachte dann seine Däume an seine Ohren. — Als diese Ehrfurchtsbezeugungen vorbei waren, stand er auf und nahm auf dem Divan zur linken Seite des Gouverneurs Platz. Dann kam eine neue Abtheilung von Sklaven die der ganzen Gesellschaft lange Pfeifen von Jasminholz mit Bernstein Mundstücken brachten: auf diese folgte ein neuer Schwarm von Dienern in langen weißen Kleidern, die weiße Turbane auf den Köpfen trugen, und uns prächtige Kleider von himmelblauem Seidenzeuge mit Gold gestickt und mit Flittern bedeckt umhingen. Sie reichten uns eingemachte Früchte und andre Süßigkeiten und nahmen uns dann die gestickten Kleider ab, um uns mit andern von weißem Atlas, und noch kostbarern als die vorigen, zu bedecken. Hierauf brachten sie Kaffee in goldenen mit Diamanten besetzten Schaalen, und die Kleider wurden uns wieder abgenommen. Dann kamen Sklaven, die aus silbernen Rauchfässern, welche sie dicht unter unsre Nasen hielten, uns beräucherten, und endlich bespritzte ein Mann der sehr schnell im Kreise umher ging uns mit einer reichlichen Ladung von Rosenwasser, worauf zuletzt der Hauptdollmetscher des Gouverneurs jedem von uns ein gesticktes Schnupftuch in ein Stück rothen

*) Djezzar-Pascha. Sp.

Krepp gewickelt reichte. — Im Laufe der Unterhaltung hörten wir, daß alle Verbindung mit Baffa und der Westseite der Insel durch die Pest, welche sich selbst schon in der Nachbarschaft von Nicotia zu zeigen angefangen habe, abgeschnitten sey. Wir beschlossen daher noch am selbigen Abend zu unserem demüthigeren Wirthe im Dorfe Attien zurückzukehren, allein zu unserem großen Erstaunen ersuchte uns der Gouverneur, daß wir doch noch einige Tage bei ihm bleiben möchten und drohte selbst, als wir betheuerten dies gehe nicht an, unsere Fregatte zu Salines anhalten zu lassen. Indeß bestanden wir auf unsre Weigerung und nahmen Abschied, worauf uns ein Offizier von der Leibwache des Gouverneurs begleitete, dem er es erlaubte uns zu den Goldschmieden des Orts zu führen, wo wir uns nach Münzen und andern Alterthümern zu erkundigen wünschten.

Diesen Künstlern Guyumdscht in der Türkei genannt, bringen auf dem Lande die Bauern, und in den Städten die gemeinen Leute alle Stücke Gold oder Silber, die sie in der Erde finden, um sie gegen moderne Zierrathen auszutauschen. — Sie betreiben ihr Gewerbe gewöhnlich auf einen sehr kleinen Fuße, indem sie in einer kleinen Bude, mit einem Schmelztiegel, einem Probierstein und einigen sehr gewöhnlichen Werkzeugen vor sich, sitzen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, plumpe silberne Ringe von sehr wenig Metallwerth für die Frauen zu machen, und Siegelringe für Türken aus allen Ständen zu fassen. Der Stein ist gewöhnlich ein Karneol*) worauf einige Worte aus dem Koran, ein Sprichwort in Arabischer Sprache oder ein parr Persische Verse stehen. Wir fanden wie gewöhnlich, reiche Beute unter diesen Leuten, und waren so mit unsern Nachforschungen beschäftigt, daß wir sogar die von dem Kaiser Justinian erbaute St. Sophien-Kirche zu besehn vergaßen: beide Kathedralen, so wohl die zu Fa-

*) Dazu brauchen sie oft die schönsten alten Gemmen, die dann entweder kleiner geschnitten oder so gefaßt werden, daß die alte Arbeit in die Fassung kommt und die platte Seite zur Inschrift oben bleibt.

magoſta als die zu Nicoſia ſollen im gothiſchen Stile gebaut ſeyn.

Unſere Aernte an geſchnittenen Steinen fiel ſo ergiebig aus, daß wir allein zu Nicotia mehr erhielten, als wir ſeit unſerer Abreiſe von Konſtantinopel zuſammenzubringen im Stande geweſen waren. So fanden wir auch Münzen von Antoninus Pius, Severus, Fauſtina und von den Ptolemäern. Die bronzenen waren alle aus der ſpäteren und faſt alle nach Konſtantins Zeit. Unter unſeren Gemmen waren eine große Anzahl von Vorſtellungen und Symbolen der Iſis, Ceres und Venus, eine ſchöne Gemme mit dem Merkur der ſich auf einen Grabſtein lehnt, ein knieender Anubis mit der Taube auf der linken Hand und mehrere andre.

Am Abend beſtiegen wir unſere Maulthiere und ritten nach Attien zurück. Unſer guter Freund Hr. Sékis hatte einen Eſel mit allerhand Vorräthen auf die Reiſe beladen allein wir nahmen nur einen Korb voll feiner ſchönen Aprikoſen an. — Dieſe, ſagte er jedoch, ſeyen nichts in Vergleich mit denen, die er jährlich von Famagoſta bekäme und doch waren es die ſchönſten, welche wir je geſehen hatten. — Auf dem Wege trafen wir Karavanen von Kameelen, welche in der ſtets im Morgenlande beobachteten Ordnung gingen d. h. eines hinter dem andern, mit einem Eſel, der eine Glocke um den Hals trägt, an der Spitze. Die Kameele ſcheinen nie den Schatten zu ſuchen; wenn man ſie ruhen läßt, knieen ſie nieder in den heißeſten Strahlen der Sonne. — In dieſer Gegend der Inſel ſind indeß auch ſelten Bäume zu ſehen. Die Einwohner erzählen, daß öſtlich von Nicotia, gegen Baffa hin, die Gegend bergiger werde, und auch wohl bewachſen mit Holz ſey. — Die Flüſſe auf Cyprus trocknen während der Sommermonate aus, aber plötzliche Regen ſchwellen ſie auch wieder zu reißenden Strömen an. Dergleichen Schauer fielen während der zweiten Nacht, die wir zu Attien zubrachten, einige. Am Morgen, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, machten wir uns nach Larneca auf den Weg, erreichten es um 8 Uhr und waren noch vor 10 am Bord der Ceres. Sp.

III.

Das ehmalige schwedische Pommern.

Der Theil Pommerns bis an die Peene und die Insel Rügen (oder überhaupt das alte Fürstenthum Rügen) war der letzte Ueberrest von dem großem Länderumfang, der Schweden einst zur Hauptmacht des Nordens machte, das theure Erbe einer hohen Wirksamkeit, woran die herrlichsten und größten Erinnerungen geknüpft waren. Rechtlich mußte vermöge des Grimnitzer Vergleichs vom Jahr 1529 das Land, nach Abgang des eingebohrnen Greifenstamms, dem brandenburgischen Hause zufallen: Gustaf Adolph hatte jedoch, als er den deutschen Boden betrat, einen Vertrag mit dem Herzog Bogislav geschlossen, daß er es bis zur Erstattung seiner auf den deutschen Krieg verwandten Kosten besitzen solle Der westphälische Frieden trat das Land bis an die Oder der Krone Schweden als ein Lohn des deutschen Reichs ab. Die Stände Pommerns huldigten ungern der fremden Macht, denn sie fürchteten einen großen Eintrag in ihre Rechte und Freiheiten *): eine Furcht, die so lange die Reichsverbindung bestand, ohne Grund blieb: denn in ihr fand die pommersche Verfassung ihrer Haupteigenthümlichkeit nach einen Schutz, dessen Bedeutsamkeit nur gewürdigt werden kann, wenn man das Schick-

*) Mémoires tirés des depèches de Monsieur Chanut, à Cologne 1677, 1, 87.

sal Livlands unter schwedischer Hoheit vergleicht. Karl XI. war wahrlich nicht geneigt, die Pomeraner zu schonen, aber die Reichsgerichte und das Tribunal legten seinen Absichten einen wohlthätigen Zügel an. Mit Recht ist eine der Haupturſachen, warum das deutsche Reich so schmachvoll unterging, warum seine Verfassung, deren Grundidee vortrefflich war, sich nicht fortschreitend ausbildete, in dem unglücklichen Verhängniß zu suchen, das viele seiner Fürsten auf fremde Throne setzte, viele deutsche Länder fremden Beherrschern unterwarf. In den politischen Beziehungen der verschiednen Staaten, die Deutschland bildeten, war keine Einheit; die Vaterlandsliebe, die Theilnahme an Deutschland ward abgeleitet und geschwächt: in den Wünschen und Gesinnungen der Einwohner selbst muste ein Zwiespalt, eine Halbheit entstehn. Verschließen wir unsere Augen gegen dies große und beklagenswerthe Uebel, das seine verderblichen Folgen besonders auf den Charakter des Volks äußerte, so läßt sich nicht läugnen, daß die äußeren Lage jener mit größeren Reichen verbundnen deutschen Länder ausgezeichnet glücklich war: sie erhielten durch diese Verbindung ein Ansehn und einen Schutz, den ihnen der schlaffe Reichsverband nicht gewährte: ihrer Betriebsamkeit, ihrem Handel insonderheit wurden neue Auswege eröffnet, manche Begünstigungen und Ermunterungen ihnen zu Theil, auf die sie blos als Deutsche nicht hätten rechnen können. Es ist kein Wunder, daß die Einwohner bei diesen Vortheilen und bei der Behauptung ihrer ursprünglichen Verfassung, die im Ganzen durch das Reich gesichert ward, das sie vor zu strenger Willkühr schützte, mit Banden der Liebe und Anhänglichkeit an die fremden Reiche geknüpft wurden: die Pommern namentlich hingen mit großer Treue und Innigkeit an Schweden und seinen Beherrschern, und selbst die großen Uebel verheerender Kriege, deren Schauplatz das Land blos wegen seiner Verbindung mit diesem Reiche ward, vermochten nicht, diese Gesinnungen zu schwächen. — In der That konnte das schwedische Pommern bis zum Jahr 1806 zu den glücklichsten und blühendsten Ländern gezählt werden: allgemeiner, wachsender Wohlstand, ein mildes Abgabensystem, ein hoher Grad von Freiheit, die weder ängstlich beobachtet noch durch eine beschwerliche Polizei eingeengt

ward, und der zunehmende Sinn für geistige Bildung ließen eine noch glücklichere Zukunft erwarten: aber mit diesem Jahre begann das öffentliche Unglück des Landes; es wurde zuerst begründet durch Gustafs IV Adolph eben so gewaltsame als zweckwidrige Reformationen. Man hatte wohl in Schweden öfters die Absicht gehabt, die Kräfte Pommerns besser zu nutzen, aber so lange das deutsche Reich noch nicht aufgelöst war, so lange den Ständen noch die Zuflucht an das Tribunal und die Reichsgerichte frei stand, durfte man keine zu starken Eingriffe in die Verfassung wegen: man hatte daher in Schweden auch nur ein geringes Interesse für ein Land, das höchstens wenigen Einzelnen nützlich ward, dessen eigentliche Wichtigkeit als Vermittlungspunkt mit Deutschland und deutscher Bildung aber man nicht anerkannte. Es war ein auffallender Widerspruch in dem Charakter jenes Monarchen, daß er sich selbst eben so ungerechte Gewaltstreiche erlaubte, als er dem Kaiser Napoleon vorzuwerfen schien; eigenmächtig erklärte er am 26sten Juny die Landesverfassung von Pommern für aufgehoben; die Provinz sollte dem schwedischen Reich einverleibt, ganz als eine solche regiert und verwaltet werden und doch fügte er die Erklärung hinzu: „durch diese Staatsveränderung sollen meine deutschen Staaten keineswegs von ihrer Verbindung mit dem heiligen römischen Reich getrennt werden, ferne sey es von mir ein solches Beispiel in diesem Zeitpunkt zu geben!“ Wäre das deutsche Reich nicht seiner Auflösung nahe gewesen, so würden die Stände sich nicht bei diesem willkührlichen, gewaltsamen Verfahren beruhigt haben, wozu der König nicht berechtigt war, das die Majestät des deutschen Reichs auf's tiefste beleidigte; allein am 6ten August legte der Kaiser die ehrwürdige Krone nieder, die seit so vielen Jahrhunderten das Habsburgische Haus verherrlicht hatte. Hätte Gustaf Adolph diesen Zeitpunkt erwartet, so würde er wenigstens den Vorwurf vermieden haben, der Erste gewesen zu seyn, der die heiligen Rechte eines deutschen Staats antastete. Alles, was der gesunde Verstand der Väter, die stille Wirksamkeit der Zeit und der Noth aufgebaut hatten, ward mit einem Schlage umgestürzt; alle Schranken, die der Willkühr entgegenstanden, waren niedergerissen: es war einleuchtend, daß die Lage

Pom-

Pommerns jetzt von dem Zufall abhing, daß es nicht die Liebe, die Schonung finden würde, wie eine eigentliche schwedische Landschaft, daß es froh seyn muste, wenn es das angenommene, geduldete Kind war. Die Wahrheit dieser Bemerkung zeigte sich in den ersten Schritten des Königs, der, um der Provinz das Glück der neuen Verfassung fühlbar zu machen, sogleich damit anfing, ungeheure Summen, die er schuldig war, dem Lande aufzubürden. Es fehlte ihm, bei dem lebhaften Wunsch etwas zu thun, alle Einsicht, seine Verbesserungen und Entwürfe waren daher oft lächerlich; er wollte z. B. von der mecklenburgischen Gränze bis an den Rick einen Kanal graben lassen, um den Einwohnern einen leichten Seetransport mitten durch das Land zu schaffen, ohne zu bedenken, daß kein Land kaum mehr als 4 Meilen von der nächsten Seestadt entfernt war und im Winter seine Pferde ja doch nicht beschäftigen konnte; er wollte eine neue Stadt bei Greifswald anlegen, einen Hafen auf Rügen bauen, alle Domanialgüter in kleine Abtheilungen sondern, und doch an der Pacht einige 100 Procent gewinnen u. s. w. Man sieht aus diesen Beispielen, wie leicht es ist, die richtigsten und glücklichsten Ideen verkehrt anzuwenden, wenn sie ohne Beurtheilungskraft aufgefaßt werden.

Die neue Organisation war unvollendet, alles Alte aber zerstöhrt, als die Franzosen das Land besetzten, und erst nach der Revolution, die dem König die Krone raubte, gerieth Pommern wieder in schwedischen Besitz: aber in welchem Zustande! Es ließ sich einer Frucht vergleichen, deren Saft ausgepreßt ist; die Franzosen hatten durch die Verschenkung von zwei Drittheilen des Landes dafür gesorgt, daß wenn es sich auch einigermaaßen wieder erholte, der Gewinn nur ihnen zu Gute käme. Das einzige Mittel, wodurch Pommern seine Wunden heilen konnte, war ein freier Verkehr, denn nur von ihm konnte ein lebhafter Betrieb seiner Gewerbe ausgehn; dieser ward aber ungemein beschränkt durch das abscheuliche Kontinentalsystem, das von der schwedischen Regierung angenommen und mit großer Strenge wenigstens in Pommern vollzogen ward. Ein Zusammentreffen begünstigender Umstände, das Unglück Hamburgs, Davousts Vordringen in's Mecklenburgsche, die

falsche Handelspolitik benachbarter Staaten machten Stralsund für den Augenblick zum Haupthandelsort im nördlichen Deutschlande; und dieser Ort hat dadurch einen Theil der Verluste ersetzen können, die durch den Krieg veranlaßt wurden: dem übrigen Lande kam dieser lebhafte Verkehr nur mittelbar zu Gute und konnte noch keinen merklichen Einfluß auf den so tief gesunknen Wohlstand äußern. Nach der Revolution sah man in Schweden sehr gut ein, daß der Plan des vorigen Königs, Pommern zu einer schwedischen Provinz zu machen, unausführbar und thörigt war: es ward daher eine Kommission aus sämtlichen Ständen nach Stockholm berufen, (im Januar 1810) die in Verbindung mit den schwedischen Behörden den Plan zu einer neuen Verfassung entwerfen sollte, welche den Bedürfnissen des Landes angemessen wäre. Das beste wäre gewesen, das Alte, so weit es sich irgend bewährt hatte, wiederherzustellen, allein es scheint, daß man in Schweden möglichst freie Hände behalten wollte, und es ward daher eine neue Konstitution wenigstens in ihren Grundzügen entworfen, die freilich bis jetzt auch noch nicht in Wirksamkeit gesetzt ist. Nach dem Frieden von Kiel soll diese Verfassung in Pommern erhalten werden; eine gedrängte Darstellung derselben mit einigen erläuternden Bemerkungen wird daher den Freunden der Staatskunde um so willkommner seyn, da, soviel uns bekannt, noch nirgends öffentlich davon die Rede gewesen ist, und die frühern, sonst so schätzbaren statistischen Arbeiten eines Gadebusch und Pachelbel jetzt selbst in dem publicistischen Theil nur noch einen historischen Werth haben.

Die Bevölkerung des Landes betrug nach der neuesten, bekannt gewordnen Zählung im Jahr 1809:

Auf Rügen in den Städten, auf dem Lande, Köpfe:

	2876	22163	—	25039
In Pommern	34421	55220	—	89641
			Summe	114, 680.

Der Zuwachs der Bevölkerung war freilich nicht sehr stark, aber doch schritt sie von Jahr zu Jahr fort und nach einem 20 jährigen Durchschnitt von den Jahren 1785 bis

1805 vermehrte sie sich jährlich mit 738 Individuen. Im Jahr 1805 verhielt sie sich:

In den Städten auf Rügen, 2718 auf dem Lande 79087,
in Pommern, 36307 39025.

Ueberhaupt 118,112.

Wie furchtbar die französische Besitznahme in einem kurzen Zeitraum auf die Bevölkerung zurückwirkte, sehn wir hier in einem auffallenden Beispiel: in 4 Jahren hatte sie sich um 3432, und bringen wir den regelmäßigen, unterbliebnen Zuwachs in Anschlag um 6384 Köpfe vermindert. Dieser Verlust ist blos durch die Hemmungen hervorgebracht, die nur zufällige Folgen des Kriegs, des Drucks und der Nahrungslosigkeit sind, denn unmittelbar hat die Bevölkerung wenig durch ihn gelitten. Das Gewerbe des Landes ist hauptsächlich der Ackerbau: ihm verdankte es seinen Wohlstand und Gegenstände der Ausfuhr. Alle andre Nahrungszweige, so wichtig sie sind, stehn ihm doch nach; es ist natürlich, daß die Industrie sich nach der Seite wendet, wo sie die meiste Ermunterung findet: und daß es keine andren Fabriken giebt, als die Artikel hervorbringen, welche im Lande selbst ihren Absatz finden. In den neuesten Zeiten ist ein Nahrungszweig hinzugekommen, der ziemlich beträchtlich werden kann; das Einsalzen des Herings, der sich, während er an den schwedischen Küsten fast ganz verschwunden ist, in beträchlicher Menge an den pommerschen zeigt. *)

Der pommersche Handel ist der Natur der Sache nach ein einfacher Produkten- und Fracht-Verkehr. Die Ausfuhr reichte hin, um alle wirklichen Bedürfnisse und Luxusgegenstände einzutauschen, deren das Land nöthig hat, und es läßt sich wohl annehmen, daß jährlich ein Ueberschuß von

*) Die Küsten von Pommern und Rügen waren bekanntlich bis zum 14ten Jahrhundert die Hauptstellen für den Heringsfang, seitdem zog er sich nach der gegenüberliegenden schonischen Küste, wo man ihn jetzt nur in unbedeutender Menge findet: an den Küsten von Bohus und Westgothland zeigte sich der Hering seit etwa 50 Jahren, hat aber jetzt so abgenommen, daß die Ausfuhr von keiner großen Bedeutung mehr ist.

dem Auslande mit baarem Gelde gut gemacht ward. Der Absatz von Importartikeln nach der Fremde ist unbeträchtlich: er beschränkt sich meist auf schwedische Waaren nach Mecklenburg und dem Preußischen: die Vortheile, die die Lage Pommerns an der Hauptmündung der Oder zu versprechen scheint, können unter den jetzigen Verhältnissen fast gar nicht benutzt werden. In Hinsicht des Handels hatte Pommern durch die Verbindung mit Schweden große Vortheile, indem den pommerschen Schiffen der Schutz der schwedischen Flagge und alle Begünstigungen, deren schwedischen Fahrzeuge genossen, zugestanden wurden: obgleich auf der andern Seite der freie Verkehr nicht selten beeinträchtigt ward, z. B. durch die Beschränkung der Getraideausfuhr nach Schweden, wenn man Mangel hatte, während in den seltenen Fällen einer guten Aerndte das fremde und auch das pommersche Getraide mit höheren Zöllen zum Vortheil der einheimischen Produktion belegt ward. Die Handelsverhältnisse werden durch die Verbindung mit Dänemark nicht leiden, eher gewinnen: denn die nordischen Reiche werden auch bei einer steigenden Produktion, die zugleich in einem schnellern Verhältniß eine vermehrte Bevölkerung mit sich führt, nicht im Stande seyn, so viel Getraide hervorzubringen, als die Konsumtion erfordert: das Bedürfniß, die wahrste, die einzige Grundlage alles Handels, wird den pomm. Erzeugnissen immer ihre alten Märkte erhalten. Die pommersche Schiffahrt wird in ruhigen Zeiten von der dänischen Flagge denselben Schutz genießen, den sie der schwedischen verdankte; nach hergestelltem Frieden wird Dänemark, wenn nicht die europäischen Mächte, erhaben über die kleinliche Eifersucht, die bis jetzt die Ausführung eines so allgemeinen Wunsches verhindert, den Gräueln der nordafrikanischen Korsaren für immer ein Ende machen, leicht die alten demüthigenden Verhältnisse wieder anknüpfen können, wodurch die Sicherheit der Schiffarth im Mittelmeer erkauft wird. Der hohe Frachtgewinn wird natürlich aufhören, wenn die vielen dänischen Handelsschiffe, die durch die so lang getriebne Kaperei ungemein vermehrt worden sind, wieder einen thätigen Antheil an dem Gewerbe nehmen: aber es ist billig und nothwendig, daß durch Verminderung der Kosten der Preis der Waaren in

billige und natürliche Schranken zurücktrete, mit einem Wort, daß der Verkehr, der durch die abscheulichen Gesetze der Willkühr, die sie unter den Namen Kontinentalsystem zusammenfaßte, in ein verderbliches Glücksspiel, in ein entehrendes Gewebe von Ränken und Betrügereien ausgeartet war, wieder zu einem sichern, würdigen und aufrichtigen Gewerbe werde, das, wie es seyn soll, dem Scheine nach freilich kleinlich und selbstsüchtig, bewußtlos den höhern Zwecken der Bildung und Veredlung dient.

Die Finanzen des Landes gehörten bis auf das Jahr 1806 zu den besten, deren ein deutscher Staat sich rühmen konnte. Die Einkünfte brachten ohne allen Druck der Einwohner, die sehr mäßige Abgaben entrichteten, mehr ein, als die Bedürfnisse erheischten: Pommern hatte keine Schulden und unter den Einwohnern herrschte eine allgemeine und festbegründete Wohlhabenheit. Die Hauptquelle der Einkünfte sind die Domänen, die nach einem einfachen, durch die Erfahrung bewährten System verpachtet werden: sie warfen vor dem Kriege an baarem Geld außer verschiednen Naturalhebungen 151, 776 Rthl. 44 ßl. ab. Das größte Unglück das Deutschland unter dem französischen Joch betraf, war die Veränderung aller alten Verhältnisse nach einer bloßen Berechnung des Nutzens für die Franzosen, ohne Kenntniß von der eigentlichen Lage der Dinge, ohne Rücksicht auf das Wohl der Länder, die sie zerfleischten. Ein solcher Schlag für Pommern war die Verleihung aller Domänen an die Helfershelfer der Tyrannei: natürlich fiel sogleich unter der französischen Verwaltung der Ertrag, denn die französischen Beamten, die alle unterdessen erledigten Güter verpachteten, verschleuderten sie, wenn ihnen ein erkleckliches Trinkgeld (Pot de vin) gegeben ward, zu geringen Preisen, während sie nach dem natürlichen Lauf der Dinge bei der neuen Verpachtung einen höhern Ertrag hätten geben müssen. Die Domänen bringen daher jetzt nur 125, 970 Rthl. 31 ½ ßl. ein: sie reichten bei der wirklichen Vertheilung zu den gemachten Dotationen nicht zu und, um den Ausfall zu decken, wurden der Universität zu Greifswald, auf allerhöchsten Befehl des Kaisers, ihre besten Güter bis zu einem Ertrage von 6000 Rthl. genommen. Die Folgen einer so unerhörten Maaßregel

muſten zerſtöhrend für jede Provinz werden, wo ſie Statt fand: wenn einſt die Römer die halbe Welt ausplünderten, um die geraubten Schätze in der Tiberſtadt zu vergeuden, ſo ſollte der Schweiß des deutſchen, italiſchen, ſpaniſchen, polniſchen Bauern dem Uebermuth roher Großen an der Seine dienen; wäre jenes ſchmachvolle Joch nicht gebrochen worden, eine allgemeine Verarmung würde die Folge geweſen ſeyn: kein Ueberſchuß konnte auf die Verbeſſerung des Ackers gewandt, keine große und wohlthätige Anſtalt gegründet werden: der Sklave muſte nur arbeiten, um die Lüſte und die Habſucht des tyranniſchen Herrn zu befriedigen. Mitten in andern Ländern erhoben ſich franzöſiſche Behörden, die Domänendirektionen, die auf die frechſte Weiſe in die allgemeine Verwaltung eingriffen, die bald allerlei Streitigkeiten erhoben, die keinen andern Richterſtuhl anerkannten, als Paris und zugleich Spione abgaben, die nothwendig in die innerſten Verhältniſſe der Länder und ihrer Bewohner eindringen muſten. Nach dem Verluſt der Domänen, der natürlich auf das allerdrückendſte auf den ganzen Wohlſtand des Landes zurück wirken mußte, blieben nur die Auflagen oder Steuern, und die Regalien übrig. Das Abgabenſyſtem war im Ganzen allerdings mangelhaft und veraltet, den Grundſätzen der neuen Staatswiſſenſchaft nicht entſprechend; es war aber nicht drückend, es hatte ſeinen beſtimmten Gang und die Einwohner konnten ſich glücklich preiſen, nichts von den läſtigen Einrichtungen, von allen Chikanen der Finanzkunſt nach franzöſiſchem Vorbilde zu wiſſen: in dieſen milden Finanzeinrichtungen lag ein Hauptgrund, warum die ſchwediſche Herrſchaft ſo geliebt war, denn Trotz manchen Verſuchen Veränderungen einzuführen, fand die alte Weiſe an der ſtändiſchen Verfaſſung und an der Appellation an die hohen Gerichte immer ihren Schutz. Es würde ganz gegen den Zweck dieſer Darſtellung ſeyn, in ein genaues Detail einzugehn: es kann daher hinreichen, hier die Einkünfte des Landes, einer im Jahr 1810, nach einem Durchſchnitt von 15 — 20 Jahren angelegten Berechnung zufolge, ſummariſch aufzuführen:

Grundsteuern	26,902 Rthl.	35 Schl.	*)
Erhöhung derselben seit 1800	20,000 —		**)
	46,902 —	35 —	
Ritterschaftliche Allodifikationssteuer, jetzt	2600 —		
Licenten	43,432 —		
Accise	45,998 —	26 —	
Konsumtion	31,615 —	26 —	
Vermischte Einkünfte von der Post, dem Stempelpapier ***) verschiedne Regalien, Recognitionsgelder u. s. w.	13,839 —	15½ —	
	134,388 —	6 —	
Hiezu die Einkünfte aus den Domänen und die sogenannten Amtsintraden, die die Franzosen sich ebenfalls angemaßt hatten, der Ertrag der Waldungen, einzelne kleine Pachtungen, u. s. w. im Durchschnitt	125,970 —	31½ —	
	15,000 —		
	325,358 Rthl.	37½ —	

*) Die Grundsteuer wird nach Hufen entrichtet: für die Hufe werden 14 Rthl. gegeben oder 8 Rthl. baar und 12 Scheffel Rocken à 24 Schl.: in der Rechnung ist alles zu Gelde angeschlagen; da aber der stehende Preis des Rockens viel höher als der angenommene Satz ist, so ist auch der wirkliche Ertrag der Steuer höher anzunehmen.

**) Der Mangel bestimmter Grundbücher war ein Hauptfehler der pommerschen Verfassung; man richtete sich nach einer Usualmatrikel von den Jahren 1720 und 1723, die natürlich dem jetzigen Kulturzustande nicht angemessen ist. Der König drang öfters auf eine Revision, bis sich im Jahr 1800 die Landstände erboten, jährlich 20000 Rthl. mehr aufzubringen: von dieser Summe bringen das platte Land ¾, die Städte ¼ auf.

***) Nach sehr mäßigen und billigen Gesetzen, daher dieser Zweig der Einnahme auch nicht sehr bedeutend ist. Die Stempelabgaben nach dem weiten Umfang, den man ihnen in Frankreich gegeben hat, gehören zu den lästigsten, die man billig überall abschaffen sollte.

Wenn nun auch die von dem Kronprinzen von Schweden gemachten Dotationen von 43000 Rthl. abgehn, so kann man die Einkünfte des Herzogthums Pommerns und des Fürstenthums Rügen noch immer auf eine Durchschnittssumme von 300,000 Rthl. berechnen. Außerdem werden noch vom Lande verschiedne Steuern aufgebracht, namentlich die Unterhaltungskosten des höchsten Gerichts, (etwa 6000 Rthl.) die Servicen u. s. w., deren Ertrag zwar nicht in die landesherrlichen Kassen fließt, aber doch zu allgemeinen Zwecken des Staats verwandt wird und ihnen zur Erleichterung dient: aus demselben Gesichtspunkte müssen die Einkünfte der Universität zu Greifswald betrachtet werden, (im Durchschnitt zu Gelde gerechnet etwa jährlich 40000 Rthl.) die ebenfalls einem der wichtigsten Staatszwecke, der Beförderung geistiger und wissenschaftlicher Ausbildung dienen; endlich ist auch noch in Anschlag zu bringen, daß auch für die Erhaltung des Gottesdienstes und die Besoldung der Geistlichen, so wie für die Schulen durch besondre Mittel gesorgt ist, von Seiten des Staats also keine Ausgaben für diese heiligen und wichtigen Gegenstände gemacht werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Verwaltung eines kleinen Landes, das ganz abgesondert für sich besteht, eine weit größere Zahl von Beamten aller Art erfordert, als wenn es einem größern Reiche unmittelbar sich anschlösse: allein die Einkünfte des Landes reichten vollkommen hin, um auch die vervielfältigten Bedürfnisse zu bestreiten. Die schwedische Regierung verwandte den Ueberschuß zur Unterhaltung einer für die Kräfte und Größe des Landes viel zu großen Kriegsmacht und auf die Festung Stralsund; es war dies ein Glück, indem auf diese Weise das Geld, welches das Land aufbrachte, wiederum in Umlauf gesetzt und ihm nicht entzogen ward.

Bis auf die letzte Zeit hatte Pommern keine Schulden, außer einigen unbedeutenden Rückständen aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs; und einen hinreichenden Vorrath baaren Geldes zum kräftigen Betrieb aller seiner Gewerbe: allein durch Gustaf's IV Adolph zwecklose Kriegsunternehmungen, durch seine unnützen Werke bei Stralsund und durch die Kosten seines Aufenthalts in Deutschland ward die

schwedisch-pommersche Kammer mit Schulden überhäuft. Die reinen Kammerschulden, die sie verzinsen muste, betrugen im Jahr 1806 203,782 Rthl. 12 Schl. davon waren 169,478 Rthl. 2 Schl. inländische, 34,304 Rthl. 10 Schl. auswärtige Schuld: und da in den folgenden Jahren die Zinsen nicht gezahlt werden konnten, so ist das Kapital um ein Beträchtliches gewachsen. Ueberdies hatten die ältern Stände im Jahr 1806 eine Schuld von 200000 Rthl. übernommen und auf dem Landtage, den der König gleich darnach zu Greifswald hielt und wo er es darauf abgesehn zu haben schien, bei den ehrlichen Pommern, die von der ganzen Sache gar keine Idee hatten, die Reichstagstaktik in ihrer ganzen Herrlichkeit zu zeigen, nöthigte er die Stände, obgleich unter dem Adel sich einige patriotische Männer zu ihrem beständigen Ruhm dagegen erklärten, auf eine nie zu billigende Weise noch die Garantie für 330,000 Rthl. Pom. (oder 240000 Rthl. Hamb. Banko) zu übernehmen, die die Kammer kontrahirt hatte und die sie mit 13 bis 14 Procent verzinsen mußte. Auch hierin wurden die schwedische Verhältnisse auf Pommern angewandt, wo sie gar nicht paßten, und was das Uebelste war, wo fast Niemand den Zustand der Dinge in Schweden näher und gründlich kannte. Zuletzt wollte der König auch noch dem schwedischen Bankgelde einen gezwungnen Cours geben und zwar den Rthl. Bko. in Papier zu 1 Rthl. 16 Schl. Pom. Court. während er, wenn wir nicht irren, nur etwa 40 Schl. galt, that aber sich selbst durch diese Maaßregel, die keinem Menschen, der auch nur die allgemeinsten Begriffe von den Geldverhältnissen besitzt, eingefallen seyn würde, den größten Schaden. Besonders hart traf sie alle Beamten und vorzüglich den armen Soldaten, der darunter entsetzlich litt und der allerschlimmsten Agiotage ausgesetzt war. Auch im siebenjährigen Krieg wurden schwedische Bankzettel in Pommern in Umlauf gesetzt, aber sie sollten nur nach dem Cours angenommen und mit baarem Gelde ausgelöst werden. Mit einer beispiellosen Gewaltthätigkeit trieb der König zum Behuf seines Kriegsspiels Steuern ein; die gewöhnliche Staatskontribution muste auf drei Jahre voraus bezahlt werden: es wurden Lieferungen und Requisitionen aller Art ausgeschrieben, wofür keine Bezahlung erfolgte.

Der Einfall der Franzosen machte allen diesen Verkehrtheiten ein Ende, die das Land ganz zu Grunde gerichtet haben würden: wie alle Länder, die diese Geißel Gottes heimgesucht, wurde auch Pommern auf alle mögliche Weise gedrückt und ausgesogen. Es kann genug seyn, hier aus zuverlässigen Angaben folgende gedrängte Uebersicht aufzustellen. Am 28sten Januar 1807 rückten die Franzosen in Pommern ein und belagerten Stralsund, am 1sten April wurden sie vertrieben, aber am 13ten Julius drangen sie abermals ein und bemächtigten sich der Festung Stralsund; das Land blieb in französischen Händen bis zum Pariser Frieden Januar 1810, allein schon im Januar 1812 ward die Provinz abermals überfallen und ohne Ursache feindselig behandelt. Man kann also drei Epochen annehmen, in denen die französische Herrschaft einen Einfluß auf Pommern behauptet hat: die erste war drückend, aber die Zahl der Truppen war nicht sehr groß und im Ganzen ward doch mit einer sichtbaren Schonung verfahren, weil Bonaparte vermuthlich noch sich mit der Hoffnung schmeichelte, den König von Schweden zu gewinnen: dessenungeachtet war der Druck der Lieferungen zur Verpflegung des Heers und zu den Arbeiten vor Stralsund sehr groß, wenn die unmittelbare Last der Einquartierung dadurch einigermaaßen gemildert ward, daß die Mehrzahl der Truppen im Lager stand. Vom 14ten July bis zum 17ten 1810 hat 1. die Verpflegung der in Pommern befindlichen Truppen nach einech mäßigen Anschlage gekostet: 3,678,826 Rthl.: die Hospitäler 220,169 Rthl. 2. An Kontributionen wurden 3 Millionen Franken ausgeschrieben: es zeigte sich aber bald die Unmöglichkeit diese Summe baar aufzubringen, und es wurden daher Naturalien dafür gefordert, aber zu willkührlichen Preisen angerechnet: auf diese Weise hat das Land abgetragen 484,231 Rthl. oder wenn eine Partei Getraide, die beim Frieden zurückblieb, abgezogen wird, in einer runden Summe 450,000 Rthl. 3. Ferner müssen noch in Anschlag gebracht werden, die geleisteten Fuhren, Arbeiten, (besonders zur Abtragung der weitläuftigen Festungswerke von Stralsund) und die Stellung von Boten aller Art: man kann diese Lasten, sehr niedrig angeschlagen, im Gelde auf einen Werth von 300000 Rthl. berechnen: die Tafelgelder

der Generale und hohen Civilbeamten betrugen ohne eine Menge Naturallieferungen 223,000 Rthl.; die Ausrüstung von 151 Fahrzeugen im Sommer 1808 50000 Rthl.; Kosten des Transports der Kanonen von Stralsund nach Stettin 10,500 Rthl.; Requisitionen an Kleidern, und Schuhen 11,908 Rthl.; Besoldung der Aufseher über die Häfen 10,260 Rthl. Ausrüstungskosten einiger schwimmenden Batterien und des Kapers Tilsit 5944 Rthl.; Materialien für die Kriegsböte 28,319 Rthl., die Kosten des Lagers im Sommer 1808 63,261 Rthl.; verschiedne Ausgaben von den Generalen für requirirte Möbeln, Druckkosten, die Einrichtung der Bureaus 14,600 Rthl.; Baukosten an Magazinen, Bäckereien u. s. w. 18,800 Rthl.; Kosten der auf Requisition angestellten Lustbarkeiten, anbefohlene Freudensbezeigungen, Austheilungen an die Soldaten, die Bewirthung hoher durchreisender Befehlshaber 13,500 Rthl. Alle diese Summen zusammen machen 747,992 Rthl. 4. Die Kosten der Schillschen Invasion und ihrer Folgen nach der niedrigsten Berechnung 100000 Rthl. Rechnet man die Ausgaben hinzu, worüber sich keine Rechnung geben läßt, d. h. die Geschenke an die Offiziers, Intendanten u. s. w. die als ein Recht gefordert wurden und um größeres Uebel abzuwenden, gegeben werden musten, der mannichfaltigen kleinern Lieferungen, die Leistungen einzelner Kommunen, so kann füglich die ganze Summe, die der französische Einfall gekostet hat, auf 6 Millionen berechnet werden, wobei das, was der Einzelne durch Einquartierung, durch Raub und Plünderung, durch Mangel an Arbeitern und Pferden u. s. w. eingebüßt hat, gar nicht in Anschlag kommt. Ueberdies muste das Land auch noch die Kosten der Civilverwaltung wenigstens einem großen Theil nach, und der ganzen neu angeordneten Administration bestreiten, da sich die Franzosen die ordentlichen Einkünfte zueigneten. Noch ist in dieser Berechnung nicht aufgenommen der Werth der abgebrannten Vorstädte von Stralsund, die zu 211,278 Rthl. geschätzt wurden. Die Schulden des Landes wuchsen daher bis zum Frieden auf 838,512 Rthl., wovon 372,800 Rthl. im Auslande aufgenommen waren, die bei dem gesunknen Kredit und dem Zustand aller öffentlichen Verhältnisse einen außerordentlichen Aufwand verursachten: hierbei sind

die eigentlichen Kammerschulden nicht mitgerechnet, die, wie vorhin gezeigt ist, sehr bedeutend waren, nun aber nothwendig dem Lande zur Last fallen mustten, da die Hypothek, worauf sie in der öffentlichen Meinung wenigstens ruhten, die Domänen in fremder Hand waren; auch nicht die zum Theil sehr beträchtlichen Schulden einzelner Kommunen *).

Noch war das Unglück im frischen Andenken, der ängstliche Zustand nach dem Frieden hatte es unmöglich gemacht, durch freie Thätigkeit die Wunden zu heilen, als ganz unerwartet und beispiellos in den Jahrbüchern der Geschichte Napoleon die raubgierigen Schaaren Davoust's gegen eine Landschaft schickte, deren Regierung alle seine Forderungen mit einer zu großen Nachgiebigkeit erfüllt hatte, deren Bewohner, eingedenk des Jammers, den er über ihre friedlichen Fluren verbreitet hatte, und der Nähe seines Davoust alles vermieden, was die Laune eines Wüthrichs zum Verbrechen stempeln konnte. Pommern sollte nun freilich als ein befreundetes Land behandelt werden, aber das Erste war, den Kaufleuten ihre sämmtlichen Vorräthe von Kolonialwaaren zu rauben, die größtentheils von den Franzosen selbst gekauft waren **); der Verlust, den Einzelne dadurch erlitten, läßt sich vielleicht auf 200000 Rthl. anschlagen, denn in ihrer Hoffnung große zur Ausfuhr bestimmte Vorräthe zu erbeuten, wurden die Räuber getäuscht; anfangs etwa 15 — 20000 Mann, hernach freilich eine sehr verminderte Anzahl von Truppen nebst den Douaniers, und Polizeioffizianten, (denn Davoust wollt auch mit diesen Gräueln keine Gegend verschenen, wo er den Herrn spielen konnte,) wurden vom Lande unterhalten, und endlich nahm er ohne weitere Umstände die Getraidevorräthe fort, die einige

---

*) Es sind diese Angaben entlehnt aus einer kleinen Druckschrift: Bref fran Swenska Pommern til en Vän i Sverige, Stockh. 1810, die von einem der ersten pommerschen Geschäftsmänner herrührt, der während der französischen Invasion Theil an der Verwaltung hatte und daher im Stande war, die genauesten Aufschlüsse zu geben.

**) Schon bei der ersten Besitzung hatten die Kaufleute ihre Waaren zurückkaufen müssen, was in der obigen Liste gar nicht mit aufgeführt ist.

Kaufleute in Greifswald und Wolgast auf ihren Böden hatten, und ließ sie nach Stettin zum Dienst der großen Armee bringen: nach vielen Bemühungen brachten die Beraubten es endlich dahin, daß dem Lande befohlen ward, ihnen den Verlust zu ersetzen, wodurch also eine wahre Steuer aufgelegt wurde. Alle Gewerbe wurden durchaus gelähmt, aller Verkehr hörte auf, in den Häfen erblickte man nur entmastete Schiffe, es herrschte eine Todtenstille, die einen jeden, der sich der fröhlichen Regsamkeit, der lebhaften Thätigkeit aus früheren Zeit erinnerte, zu den wehmüthigsten Gefühlen stimmte! —

Es giebt wohl kein deutsches Land das nicht in gleichem Maaße von dem Uebermuth der Franzosen, dem unersättlichen Ehrgeiz ihres Beherrschers gelitten hat: die Kunst die Länder auszusaugen, war von ihnen bis zur Virtuosität ausgebildet, und Frankreich wird auch, auf allen Seiten von feindlichen Heeren überschwemmt, das nie leiden und erdulden, was andre Staaten gelitten haben, weil kein andres Volk ihnen in der systematischen Anordnung der entsetzlichsten Bedrückungen gleich kommt, weil Feldherrn, die blos die Gunst der Umstände, die Kühnheit, die Faust, aus niedrigen und rohen Verhältnissen empor gehoben hat, sich nicht vor den gemeinsten und unedelsten Mitteln scheuen, sich zu bereichern. Unter dem Schutze einer milden und weisen Verfassung darf Pommern hoffen, sich rascher und schneller zu erholen, als manches andre Land, weil sein Wohlstand auf einem natürlichen Grunde, dem Reichthum seines Bodens und seinem Anbau, ruht: indessen werden die schreckensvollen Jahre des Kriegs und der Tyrannei auch um besondrer Verhältnisse willen schmerzhaft und lange gefühlt werden: das Nationalvermögen ist sehr bedeutend durch den gesunknen Werth des Grundeigenthums vermindert worden: es gab im Lande verhältnißmäßig wenige reiche Landbesitzer, auf allen Gütern hafteten ansehnliche Schulden und der größte Theil der Kapitalien, die Pommern besaß, war im Lande selbst angelegt; ihre Sicherheit hing nur davon ab, daß der Werth der Güter derselbe blieb, den man unter günstigen Verhältnissen vorausgesetzt hatte: da diese sich änderten, war eine Menge von Concursen die Folge, deren eigentlicher Nachtheil nicht der Umstand ist, daß der Besitz

der Grundstücke in andre Hände geräth, obgleich es allemal rührend und traurig ist, wenn würdige Häuser plötzlich vom wohlverdienten Wohlstand herabsinken und aus altem Eigenthum vertrieben werden, sondern daß durch die Verminderung ihres Werthes die darauf angelegten Kapitalien gänzlich verlohren gingen und das gesammte Nationalvermögen bedeutend zurückgesetzt ward. Endlich ist noch in Anschlag zu bringen, daß jene außerordentlichen Lasten von einer geringen Anzahl getragen wurden: drei Viertel von den Einwohnern des platten Landes bestehn aus Tagelöhnern und Dienstleuten, ehemaligen Leibeignen, die nicht mehr besitzen und erwerben, als zu ihrem Unterhalt unmittelbar erfordert wird: auch in den Städten gehört eine bedeutende Zahl zu diesen Klassen und es bleibt daher nur ein sehr geringer Theil übrig, auf dessen Schultern diese Lasten, diese Bedrückungen gewälzt wurden.

(Der Beschluß im nächsten Heft.)

IV.

Der portugieſiſche Krieg *).

[Von William Granville Eliot.]

Die portugieſiſche Armee.

Die gegenwärtige Stärke des portugieſiſchen Heers läßt ſich folgendermaaßen berechnen:

24 Regimenter Infanterie, jedes von 2 Bataillons	33,600	Mann
Jäger oder leichte Infanterie	6,000	—
Reuterei	3,000	—
Artillerie und Kriegsbauweſen	3,000	—
Rechtmäßige Luſitaniſche Legion	1,800	—
Regelmäßige Truppen	47,400	—
Miliz	50,000	—
	97,000	—

*) Das deutſche Publikum kennt den portugieſiſchen Krieg, der dem jetzt vernichteten Gebäude des Despotismus den erſten Stoß verſetzte und wo Wellington zuerſt ſeine außerordentlichen Talente bewährte, nur ſehr unvollkommen: wir ſchmeicheln uns daher, daß die folgende Bearbeitung des Werks: a treatise on the defence of Portugal, with a military map of the country, to which is added a sketch of the manners and customs of the

Zu diesen können einige wenige Korps von Freiwilligen, ein Regiment Kavallerie und Infantarie von den Polizeigarden und beinahe 10000 Mann bewaffnetes Landvolk oder Ordenença hinzugefügt werden. Jeder Portugiese ist mit der Verpflichtung geboren, sein Vaterland entweder in dem ordentlichen Heer, der Miliz oder der Ordenença zu vertheidigen, sobald die Regierung es nöthig findet: er muß in diesen Heerschaaren unter Befehlshabern dienen, die die Krone bestimmt, und seine Pferde und Alles was er von Kriegsbedürfnissen besitzen mag, ist ebenfalls dem Willen des Herrschers unterworfen. Diese allgemeine Bedingung gilt für ein altes Grundgesetz des Landes. Viele Einzelne haben von selbst einen außerordentlichen Aufwand und freiwillige Anstrengung dargeboten, und wenn diese Anerbietung vom Staat angenommen wird, so wird sie blos als eine Veränderung des gezwungenen Dienstes in der Ordenença betrachtet, wozu jedermann verbunden ist.

Zwanzigtausend Mann von den regelmäßigen Truppen werden von Großbritanien besoldet, und jedem Regiment, das einen Theil derselben ausmacht, ist eine verhältnißmäßige Zahl von britischen Befehlshabern beigegeben unter den Namen Aggregados, (dieser Ausdruck bedeutet, daß sie Dienste bei irgend einem besondern Korps thun, ohne eigentlich zu demselben zu gehören); durch eine neuliche Parliamentsakte sollen noch 10000 Mann in Sold genommen und auf gleiche Weise mit Befehlshabern versehn werden. Das Verdienst dieser einzigen Handlung des Vertrauens, der Aufrichtigkeit und Weisheit auf Seiten unsrer Bundsgenossen

---

inhabitants and principal events of the campaigns under Lord Wellington, by William Granville Eliot, captain in the royal regiment of artillery. The third Edition. London 1811. 8. 371. S. S. mit einer (schönen) Karte und 6 Plänen von Schlachten, unsern Lesern angenehm seyn werde. Wir haben nur das Neue ausgehoben, und den ganzen topographischen Theil sehr abgekürzt; die Bemerkungen über die Sitten und Lebensart sind auch längst bekannt: das, was dem Verf. eigenthümlich ist und sich auf die Art des Kriegführens bezieht, wird am Ende des Aufsatzes zusammengestellt werden. R.

genossen kommt allein der portugiesischen Regierung zu, die zuerst den Vorschlag machte, einen britischen Oberbefehlshaber und eine Anzahl britischer Anführer von unterm Range ihren Nationaltruppen beizufügen. Es kann auch zum Beweise dienen, daß die Eifersucht, welche bei andern Mächten unverkennbar ist, in Hinsicht der Portugiesen nicht Statt findet. Es muß jedem Volk erlaubt seyn, seinen Nationalstolz zu behaupten, aber Eifersucht ist unverträglich mit dem Interesse einer gemeinschaftlichen Sache.

Als die Engländer in Portugall landeten, waren die Franzosen seit einigen Monaten im Besitz des Landes gewesen und hatten den besten Theil der portugiesischen Truppen in das Innere Frankreichs geschickt: der Ueberrest war entwaffnet und aufgelöst. Es ist daher unmöglich ein richtiges Urtheil von dem, was das Heer vor diesem Ereigniß gewesen seyn mochte, nach den Truppen zu fällen, die, um es zu ersetzen, vor der Räumung des Landes vom Feinde, zu Folge der Uebereinkunft von Cintra, gesammelt wurden.

Erst nach der Ankunft des General Beresford wurden größere Anstrengungen gemacht, um die Kriegsmacht auf einen bessern Fuß zu setzen, und die Kriegszucht zu verbessern. Ohne einen thätigen Oberbefehlshaber, Stab oder Kommissariat war das Schicksal des Landes sowohl, als der aus England zur Vertheidigung desselben abgesandten Truppen leicht vorauszusehn, wenn die Franzosen den Zustand der Schlaffheit, worin die Regierung durch ihre eingebildete Sicherheit versunken war, benutzt hätten und gleich nach der Einschiffung des britischen Heers in Corunna vorgedrungen wären.

Es fanden sich wenig Edelleute oder Personen von Ansehn in dem portugiesischen Heer: diese im Vertrauen auf die Anstrengungen ihres langerprobten und treuen Bundsgenossen und in einen Zustand der Gleichgültigkeit versunken, aus dem es schwer war sie zu erwecken, fühlten nicht den patriotischen Eifer, der in der Brust des kräftigern Handwerkers und Bauern glühte. Die Befehlshaber bestanden meist aus abgelebten Subalternen oder Knaben, die zu den höchsten Stellen befördert waren, ohne je ein Heer gesehn zu haben. In den Zeughäusern ward nicht gearbeitet; es fehlte an Materialien, Arbeitern und Befehlshabern sie zu leiten.

Die Artillerie für die Garnisonen oder den Felddienst war ohne brauchbare Wagen, Pferde oder Mauleſel, um ſie fortzuſchaffen: die Thiere wurden nebſt ihren Treibern am Tage vor einem Marſch zum Dienſt ausgehoben. Die Regimenter, die in den verſchiednen Provinzen und Städten lagen, wo ſie geworben wurden, und woher ſie ihre Namen erhielten, änderten ſelten ihre Quartiere: die Befehlshaber waren folglich gleich unbekannt mit ihrem eignen Lande und den Bewegungen eines Heers; hiezu kam der Mangel an guten Karten.

Seit der Ankunft des Marſchalls Beresford erhob ſich die portugieſiſche Armee ſchnell zu einem Zuſtand der Kriegszucht, der alle Erwartung weit übertraf; wohl bewaffnet, gekleidet, bezahlt und genährt, (was vorher nicht der Fall war) wetteifert ſie jetzt an Anſehn mit den beſten Truppen auf dem feſten Lande: und wenn ich von einer Brigade urtheilen darf, die ich im September 1809 eine Muſterung durchgehn ſah, ſo fehlt ihnen auch an Kriegszucht ſehr wenig um ſie dem größern Theil derſelben gleichzuſtellen.

Die Maaßregel einen britiſchen Befehlshaber an die Spitze des portugieſiſchen Heers zu ſtellen ward mit Herrn Villiers, außerordentliche Botſchafter des Londoner Hofes an dem Liſſaboner, verabredet, und den Bemühungen und der Geſchicklichkeit dieſes Miniſters in Verbindung mit den feſtgeſetzten Behörden des Prinz Regenten, muß in einem großen Maaße die Leichtigkeit zugeſchrieben werden, womit Marſchall Beresford im Stande war, dieſe Truppen zu bewaffnen und auszurüſten, die ſeitdem ſich würdig bewieſen haben mit britiſchen Soldaten in der Reihe zu kämpfen.

Der portugieſiſche Bauer beſitzt zwei unſchätzbare Erforderniſſe zu einem guten Soldaten, Mäßigkeit und einen duldenden Gehorſam gegen die Befehle ſeiner Obern. In dieſem Kriege war er durch die Plünderungen und Räubereien der Franzoſen erbittert und zur Rache entflammt. Unter britiſchen Befehlshabern hat das portugieſiſche Heer ſich ſehr ruhmwürdig gezeigt. Lord Wellington ſagt in ſeinem Bericht von der Schlacht bei Buſaco: Coimbra 30ſten Septemb. 1810. „Dieſe Bewegung gab mir eine günſtige Gelegenheit dem Feind die Art der Truppen zu zeigen,

woraus das Heer zusammengesetzt ist. Sie brachte die portugiesischen Aushebungen zum ersten Mal in einer vortheilhaften Lage mit dem Feinde zusammen: sie bewiesen, daß man nicht umsonst so große Mühe auf sie verwandt hatte, und daß sie würdig sind, in denselben Reihen mit den britischen Truppen für diese wichtige Sache zu kämpfen, zu deren Behauptung sie die besten Hoffnungen geben." Marschall Beresford sagt bei derselben Gelegenheit: „Dieser Tag kann glorreich für den portugiesischen Namen genannt werden, denn unsre Truppen erwarben durch ihr Betragen die Bewunderung und das volle Vertrauen des englischen Heers. Fünf Kompagnien des 19ten Regiments unter den unmittelbaren Befehlen des Obersten M'. Bean machten einen Angriff mit dem Bajonett auf den Feind, der von allen Befehlshabern beider Heere, die ihn sahn, als eine That der höchsten Tapferkeit, sowohl in Hinsicht auf die Kriegszucht als den Muth, den die Truppen entfalteten, besonders erwähnt wird". Die Studenten von Coimbra haben bei mehrern Gelegenheiten Proben von großer Entschlossenheit abgelegt.

Beschaffenheit des Landes in militärischer Hinsicht.

Die Oberfläche des Landes ist bergig und uneben, mit unzähligen kleinen, von den vier Hauptströmen unabhängigen Flüssen durchschnitten. Die meisten derselben schwellen im Winter, entweder von den beständigen Regen oder dem geschmolznen Schnee an und werden dadurch an allen andern Stellen außer bei den Brücken ungangbar: im Sommer enthalten einige von ihnen kaum einen Wassertropfen. Die Brücken sind meist von Stein, stark verbunden und schwer zu zerstöhren; es ist daher nöthig hierauf im Voraus Rücksicht zu nehmen und die Mittel zur Zerstöhrung anzuschaffen; auch die Ufer der Flüsse zu vertiefen, wodurch selbst wenn sie zu durchwaten sind, das Fortkommen des feindlichen Geschützes und der Marsch der Reuterei oft beträchtlich verzögert werden kann. In vielen Theilen ist das Land Meilenweit mit Wäldern von Fichten oder Olivenbäumen bedeckt: da sie wenig oder gar kein Unterholz haben, so kön-

nen sie den Fortschritten eines Heers kein wesentliches Hinderniß in den Weg legen, außer in so weit sie leichten Truppen Schutz gewähren: an einigen Stellen findet man freilich Korkbäume mit einem dicken und undurchdringlichen Unterholz, aber im Allgemeinen ist dies nicht der Fall: dasselbe gilt von den Weinpflanzungen außer auf Bergen, da sie meist von niedrigen steinernen Mauern oder Wällen von Lehm eingeschlossen sind, die leicht niedergerissen werden können.

Die Wege bestehn entweder aus tiefem Sand, oder sind felsig mit großen Massen loser Steine oder schlecht gepflastert: letzteres besonders in der Gegend von Lissabon.

Der Minho tritt etwa anderthalb-Lieues oberhalb Melgaco in Portugal ein und kann an keiner Stelle seines Laufs bis zum Meer durchwatet werden, ausgenommen oberhalb dieses Orts, und auch nur wenn der Winter ungewöhnlich trocken ist und auch der Sommer es bleibt. Der Strom ist nicht besonders reißend: es sind keine Brücken darüber, auch findet man nur wenige Boote. Er ist nur auf eine kurze Strecke für Schiffe von geringer Tonnenlast schiffbar. Auf beiden Seiten, der spanischen sowohl als der portugiesischen, liegen Festungen einander gegenüber, allein sie waren ohne Ausnahme verfallen und in keinem Vertheidigungsstande: der Uebergang über den Minho läßt sich noch eher durch eine angemeßne Truppenzahl mit leichter Artillerie als durch diese verschanzten Oerter vertheidigen: 4000 Mann, unterstützt von den bewaffneten Bauern, sind dazu hinreichend. Eine zweite Vertheidigungslinie bietet der Lima dar: und hinter demselben der Cavedo; eh' der Feind O Porto erreicht, finden sich noch zwei unbeträchtliche Ströme der Ave und Grisoner. Vor dem Einfall der Franzosen unter Soult im Jahr 1809 war eine Reihe unzusammenhängender Batterien rund um die Stadt und die Vorstädte von dem Landsturm, der von wenigen ordentlichen Truppen unterstützt ward, aufgeworfen. Viele derselben waren aber schlecht gebaut und ohne Beurtheilung angelegt: eine so ausgedehnte Linie würde 60000 Mann zu ihrer Vertheidigung erfordert haben: als die Aufsicht darüber hernach dem Artilleriekapitän von Arenschild von der deutschen Legion anvertraut wurde, war es zu spät, um ein

ganz neues Vertheidigungssystem durchzuführen. Die Thäler, die von Galicia her im Norden in die Provinz Tras os Montes hineingehn, scheinen einem feindlichen Heer einen leichtern Eingang zu versprechen, als die Wege über den Minho; Chaves ist zwar eine Festung, aber gänzlich verfallen und ganz in dem Zustande als die Spanier sie 1762 verließen; sie wird überdies von den umliegenden Höhen beherrscht. Der Ort wird gewöhnlich zum Hauptquartier für den Befehlshaber in den nördlichen Provinzen gewählt, weil er in der Mitte an der nördlichen Gränze liegt und so viele Straßen von hier nach der Gegend von O Porto und den verschiednen Uebergängen des Douro und Tamega auslaufen. Der letzte Fluß kann an mehreren Stellen durchwatet werden. Mit Ausnahme eines kleinen Thals am Fuß der Serra de Soutel, der Mais und Gras hervorbringt, ist der ganze Strich bis nach O Porto Heide und kleines Gesträuch, vermischt mit einzelnen ungeheuern Felsen: dessenungeachtet ist dies doch noch der bequemste Weg, um nach O Porto vorzudringen, denn die andre Straßen über Villa Pouca bietet bei der Ponte de Chaves eine ganz uneinnehmbare Position am Tamega dar. Ueberall findet sich eine Menge von Engpässen, Strömen und Bergen, die Wege sind schlecht, laufen oft neben fürchterlichen Abgründen hin und an vielen Stellen ist es beim geringsten Widerstande unmöglich Geschütz fortzubringen. Von dem Wege von Murça nach Villa Real, sagte mein Begleiter, ein Artilleriekutscher sehr treffend: „Herr, ich habe die Bay von Biscaya oft zu Wasser durchzogen, nun glaub' ich durchziehn wir sie zu Lande."

Die Provinzen Entre Douro e Minho und Tras os Montes sind im Stand ein zu ihrer Vertheidigung hinreichendes Heer zu unterhalten. Ihre Festungen sind durchgängig fehlerhaft angelegt, schlecht gebaut und überall vernachläßigt; es ist nicht der Mühe werth, sie auszubessern, sie sollten vielmehr ganz und gar zerstöhrt werden. Der Douro trennt in Osten Tras os Montes von Leon. Sein Lauf ist tief und reißend, fast immer zwischen unzugänglichen Bergen und da keine Straßen von ihm ausgehn, so kann er als eine Schranke gegen einen Einfall von dieser Seite angesehn werden. Erst wenige Lieues von O Porto wird

sein Lauf weniger gefährlich, obgleich er noch immer sehr reißend bleibt. Die Schiffahrt fängt etwas oberhalb der Mündung des Sabor an, ist aber immer gefährlich und schwierig, theils wegen der außerordentlichen Gewalt des Stroms, theils wegen der vielen plötzlichen Wendungen um die steinernen Brücken oder ungeheure Massen von einzelnen und abgerißnen Felsen zu vermeiden. Oberhalb Pezo de Regoa giebt es nur wenige Boote, außer in der Zeit wenn der Wein herabgeführt wird; oberhalb São João Pesquiera findet man nur hin und wieder ein kleines Fährboot. Im Januar 1809 wurde ein Theil der Kranken des englischen Heers, die zu Almeida geblieben waren, ungefähr 100 Männer, Weiber und Kinder auf einen großen Weinkahn eingeschifft, um nach O Porto gebracht zu werden: der Kahn, obgleich von portugiesischen Schiffern geführt, ward durch die Schnelligkeit des Stroms an einem Felsen in der Mitte des Flusses zerschmettert und nur 28 Menschen wurden gerettet. Der Douro steigt in der Regenzeit oft so hoch und so schnell, daß er einen großen Theil der Stadt O Porto überschwemmt. Zu solchen Zeiten werden die Schiffe oft über die Sandbank getrieben und kein Anker oder Thau ist stark genug sie zu halten. Gewöhnlich sichert man sie durch einen starken Baum, dessen eines Ende am Bord des Schiffs, das andre am Ufer befestigt ist. Es giebt eine Menge solcher Bäume auf den Werften, die im Fall eines Angriffs sehr gut zur Verrammelung der Straßen gebraucht werden können; sie sind sehr lang, und ungefähr 9 Zoll im Viereck; wären sie gut mit alten, schlangenförmigen, eisernen Ringen und dicht mit eisernen Nägeln beschlagen, so würde nichts im Stande seyn, eine so furchtbare Schranke zu zerbrechen. — Wegen des schwierigen Ein- und Auslaufs kann man auf den Hafen von O Porto nicht rechnen, um Truppen einzuschiffen. Es ist aus diesen Bemerkungen klar, wie wenig Portugal bei einer guten Vertheidigung von einem Einfalle von der Nordseite her zu fürchten hat, und selbst wenn der Feind sich der nördlichen Landschaften bemächtigen sollte, muß er noch über den Douro gehn, was, wenn die Boote in Sicherheit gebracht sind, unmöglich ist: ein Angriff auf dieser Seite kann daher nur die Absicht haben, einen Theil der Trup-

ven von dem Hauptpunkt, der Vertheidigung der Landschaften Beirà und Estremadura, abzuziehn oder um Geld und Unterstützungen aus O Porto zu erhalten.

Das kleine aber fruchtbare und volkreiche Algarve liegt abgesondert und steht in keinem Zusammenhang mit der Vertheidigung der Hauptstadt, es ist daher in militärischer Hinsicht von keiner Bedeutung und wird schwerlich jemals der Schauplatz des Kriegs werden. Die Provinz Alemtejo wird im Süden von Algarve durch die Serras von Monchique und Caldaraõ, im Osten von einem Theil des spanischen Estremadura durch eine Bergreihe, die Serras de Aronches, die sich vom Guadiana zum Tejo erstrecken, und im Norden von Beira durch den Tejo getrennt. Im Nordwesten stößt sie an das portugiesische Estremadura, im Südosten an Andalusia und in Westen an den atlantischen Ozean. Die Landschaft ist weniger bergig, als irgend eine andre und folglich einem Angriff vom südlichen Spanien aus mehr ausgesetzt, der ohne die unausbleibliche Nothwendigkeit Elvas und die Feste La Lippe, ihre stärksten Posten zu belagern, unternommen werden kann: man kann sie auf beiden Seiten umgehn, aber da der Uebergang über den Tejo mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, so würde der Feind von der Eroberung Lissabons oder irgend einer andern Provinz noch immer gleich weit entfernt seyn. Wollte man indessen den südlichen Strich vertheidigen, so würde es wichtig seyn Elvas mit den dazu gehörigen Forts St. Lucia und La Lippe zu behaupten und einige wenige Truppen zur Beobachtung der Guadiana aufzustellen, auch Aronches, Marvaõ, Castello de Vide und Portalegre mit leichten Truppen zu besetzen, die sich im Nothfall auf Abrantes zurückziehn könnten; so lange Badajoz in den Händen einer freundschaftlichen Macht ist, würde es allemal ein sehr gewagtes Unternehmen seyn, durch Alemtejo in Portugall einzudringen und Badajoz und Elvas im Rücken zu lassen. Elvas verbunden mit La Lippe und Santa Luzia ist unstreitig die stärkste Festung in Portugall, aber die Werke des Platzes selbst sind doch zu weitläuftig: er ist auch jetzt nicht in einem so guten Vertheidigungszustande als er seyn sollte. Die meisten Kanonen sind von Metall, von alter Konstruktion und zu viele von kleinem Kaliber; indessen finden sich

einige gute Stücke darunter. Diese Festungen bedürfen zu einer kräftigen Vertheidigung 12000 Mann, von denen 2000 in La Lippe und 1000 in Santa Lucia gelegt werden müssen. Die letzte Feste liegt auf einer Anhöhe, die einen großen Theil der Stadt und der Verschanzungen beherrscht; sie ist neulich durch einige neue Werke verstärkt worden. Ihre Behauptung ist für die Vertheidigung von Elvas von der äußersten Wichtigkeit, da sie durch ihre dominirende Lage den Feind in den Stand setzen würde, seine Approchen unter ihrem Schutze mit Sicherheit fortzuführen und den Belagerten zu schaden. La Lippe, eine der stärksten Festen in Europa, ist auf einem Berge von regelmäßiger Abdachung angelegt, der Elvas und Santa Lucia beherrscht. Sie ist ein Viereck mit vier Basteien, vier Ravelinen und einem Hornwerk mit einem Ravelin: das Ganze ist kasemattirt und bombenfest mit Ausnahme eines kleinen Gebäudes oder Thurms, der zur Wohnung für den Befehlshaber aufgeführt ist. Sie ist stark minirt und der Graben wohl beschützt. Es ist ein Wasserbehälter vorhanden, der im Stande ist, Wasser für die Besatzung auf 12 Monate zu fassen; überdies ist in einer Mine eine Quelle vortrefflichen Wassers, das die besondre Eigenschaft besitzt, daß wenn Oel hinzugegossen wird, es sich gewissermaaßen mit demselben verbindet und eine milchigte Farbe annimmt. Das Wasser ist völlig unschädlich und frei von jedem unangenehmen Geschmack: zur Probe trank ich eine Pinte davon ohne irgend eine nachtheilige Wirkung zu empfinden. Etwa 1200 Ellen von den Werken liegt ein Berg fast eben so hoch als La Lippe, die Serra de Malaffe: auf demselben errichteten die Spanier im Jahr 1808, da die Feste von den Franzosen besetzt war, ihre Batterien und feuerten drei oder vier Tage ununterbrochen. Es gingen aber nur einige Schüsse durch den Thurm und die Mauern tragen hin und wieder blos die Spur davon. Die Anhöhe von La Lippe ist zu sehr mit Olivenbäumen bedeckt, die abgehauen werden sollten, da sie die Unternehmungen eines Belagerungsheers decken, und verhindern, daß die Besatzung ihre Bewegungen gewahr wird. Sollten Elvas und Santa Lucia fallen, so würde La Lippe, so wie jedes abgesonderte Werk, das in der Absicht angelegt ist, um die Besetzung

einer dominirenden Stelle zu verhindern, ohne Nutzen seyn, denn die Garnison könnte blokirt werden und ein Mitgefühl für die Bewohner von Elvas würde die Zerstöhrung oder Verbrennung der Stadt, die leicht wäre, verhindern. Elvas ist ungefähr 2 (englische) Meilen vom Guadiana entfernt, der in der trocknen Jahrszeit fast der Stadt geradegegenüber durchwatbar ist. Die übrigen Festungen Juremenha, Campomajor u. s. w. sind schlecht und verfallen. Montemor Novo fast in der Mitte und in einer starken Gegend bietet eine schöne Gelegenheit zu einem Magazin dar.

Der einzige Theil der Provinz Estremadura südlich vom Tejo der von einiger Wichtigkeit für die allgemeine Vertheidigung des Reichs seyn kann, ist am Ufer des Flusses von Almada nach Trafaria, aber auch dieser ist von keiner wesentlichen Bedeutung, da die Schiffe an solchen Stellen vor Anker gehn können, wo sie außer dem Bereich der Kanonen sind. Sollte es indessen nöthig gefunden werden, diesen Theil des entgegengesetzten Ufers so lange als möglich zu behaupten, so bietet die Gegend mannichfaltige Vortheile dar: Setuval und Palmela sind schön befestigt und können noch fester gemacht werden; obgleich ich es für zweckmäßiger halte, diesen Theil der Provinz ganz zu räumen, wenn man nicht eine sehr große Macht auf ihre Vertheidigung wenden kann; die Gefahr abgeschnitten zu werden, wird den Feind abhalten, mit geringer Stärke so weit vorzugehn, besonders wenn Beira und der östliche Theil von Estremadura noch nicht erobert sind. Obgleich diese Gegend mit einer Menge von alten Burgen und ummauerten Städten bedeckt ist, so ist sie doch der schwächste Theil des Landes. Die Stärke Portugalls liegt in dem mittlern Striche, der auf jeder Seite durch den Tejo oder den Douro wohl beschützt ist. Die Vorderseite bietet den rauhesten Anblick dar und hinten ist eine Kette von unzähligen festen Posten. Der Tejo ist etwa 25 Meilen von seiner Mündung bis nach Abrantes schiffbar. Der Strom ist reißend, oberhalb Salviterra, etwa 12 Lieues von der Sandbank, wird der Fluß sandig, untief und bleibt nur für kleine Fahrzeuge schiffbar. Oberhalb Abrantes wird er eingeschränkter zwischen Bergen und die Schiffahrt wird so-

gleich mehr von Wasserfällen und Felsstücken unterbrochen: jenseit dieses Punktes wird er bisweilen durchwatbar, aber dies ist immer gefährlich und schwierig. Die Mündung des Flusses wird durch den Bugio (Torre de Bugio, Affenthurm) ein auf einem Felsen in der Mitte desselben erbautes Fort und das Fort St. Juliano auf der Nordspitze vertheidigt, die ein kreuzendes Feuer bilden. Das letztere ist gegen die Wasserseite stark und mit einigen schweren Batterien versehn; auf der Landseite schwächer, da es dominirt wird. Zwischen diesem Fort und dem Schloß oder Thurm Belem kann eine große Flotte dem Passo de Arcos gegenüber in Sicherheit vor Anker gehn, ohne Gefahr vom entgegengesetzten Ufer beunruhigt zu werden: eine Einschiffung läßt sich schnell bewerkstelligen und die Flotte kann ohne Gefahr absegeln, sobald der Wind günstig ist. Zu Belem ist außer dem Schloß eine Batterie mit schwerem Geschütz; überdies sind auf beiden Seiten des Tejo unzählige andre: von denen am Südufer sind die Kanonen abgeführt. Dies war auch der Fall bei den nördlichen, diese sind aber wieder zurückgebracht. Oberhalb Lissabon ist ein See von großem Umfang, geräumig genug, um die größte Flotte sicher vor dem Kanonenfeuer von beiden Ufern aufzunehmen.

In Lissabon ist ein Zeughaus, eine Gießerei für metallne Kanonen, auch ein beträchtlicher Werft und ein Seearsenal. Seit der Auswanderung der königlichen Familie und der Entfernung der portugiesischen Flotte nach Brasilien ist das Seewesen sehr vernachläßigt worden: es scheint in der That großer Mangel an Holz zum Schiffsbau und zu Laveten zu seyn. Der Sovereiro, (Querc. suber) eine Eichenart, die sich in vielen Gegenden Portugalls findet, könnte sehr gut zu dem letztern Zweck dienen: aber wegen der schlechten Wege, würde es schwieriger seyn, sie nach Plätzen zu führen, wo man ihrer bedarf, als die Laveten in Lissabon oder O Porto anzufertigen und nach ihrer Bestimmung zu schicken. Dem Mangel an Holz könnte leicht durch die Einfuhr aus Nordamerika oder den portugiesischen Kolonien abgeholfen werden; aber es herrschte in allen Theilen der Staatsverwaltung ein Mangel an Anstrengung, und man bemühte sich nicht Vorkehrungen zu treffen: in vielen Festungen würden die Laveten nicht 20 Schüsse aushalten.

Seit der Ankunft des General Beresford ist das Kriegswesen jedoch mit einem vorher unbekannten Nachdruck betrieben: er und der Kriegssekretär Don Miguel de Frojaz haben durch ihre unermüdeten Anstrengungen den größten Anspruch auf den Dank des portugiesischen Volks.

In allgemeiner Hinsicht kann man sagen, daß die Vertheidigung des Königreichs Portugall zwischen den Douro und Tejo oder eigentlicher zu sprechen auf die Deckung von O Porto und die Vertheidigung des Gebiets in der Mitte beschränkt ist. Sollte O Porto indessen fallen, so ist Portugall noch immer in keiner großen Gefahr, erobert zu werden. Es giebt nur zwei Wege, auf denen ein in Portugall einfallendes Heer eine Aussicht des Erfolgs haben kann; der eine, wenn es von Osten in Beira einbricht nahe bei Almeida, einer Festung, die umgangen werden kann, der andre von Idanha Nova: beide Straßen wenden sich nach demselben Punkt bei Castello Branco; die letztere ist bis zu diesem Ort ohne alle Schwierigkeit. Es ist indessen stets mit großer Gefahr begleitet, Almeida im Rücken zu lassen, wenn das Heer in seinem Vorrücken auf die Hauptstadt den geringsten Unfall erfahren sollte. Die Festung kann eine Besatzung von 10 — 12000 Mann fassen. Im Jahr 1809 hatte sie aber nur ein Dutzend brauchbarer Laveten und in den Magazinen war kein Holz, um neue zu verfertigen. Die Schießscharten waren verfallen und die Sturmpfähle des bedeckten Wegs meist zerbrochen oder zur Feurung forgenommen. Die Form des Werks ist ein unregelmäßiges Sechseck und die Seiten sind von verschiednen Verhältnissen. Es hat sechs Basteien: in einer ist ein Kavalier aufgeführt, um in ein 300 Ellen von den Werken entferntes Thal zu schauen: er entspricht aber diesem Zweck nicht hinreichend. Ueberhaupt ist die Anlage der Werke sehr fehlerhaft. Unter den Kanonen sind einige vortreffliche spanische und englische Zwölfpfünder, aber die Laveten sind verfault: die Festung wird auf einer Seite von einem Hügel dominirt, der ohne große Arbeit und Kosten nicht mit Vortheil besetzt werden kann. In der Mitte der Stadt ist ein starkes Schloß mit vier runden Thürmen und einem Graben: auch ein vortrefflicher Brunnen in den Werken. Die Maschinerie ist in Unordnung und das Wasser für die

Besatzung wird außerhalb der Stadt geholt. Trotz allen diesen Fehlern könnte Almeida mit gehöriger Aufmerksamkeit und einiger Arbeit hinreichend verstärkt werden, um eine regelmäßige Belagerung auszuhalten und die Vertheidigung eine Zeitlang fortzusetzen. Läge die Festung hinter, statt vor der Coa, so würde sie von noch größerer Wichtigkeit seyn. Der Weg von hier bis Guarda, 6 Lieues, ist schlecht und bergig, durch ein unfruchtbares Land. Ueber die Coa, die sich hier mit großer Schnelligkeit in einer beständigen Reihe von Wasserfällen fortstürzt, führt eine steinerne Brücke. Ueberdies kommen noch zwei andre unbeträchtliche Flüsse vor. Guarda liegt auf der Serra de Estrella und ist eine der schönsten Positionen in Portugall; die Stadt ist noch zum Theil von alten Wällen umgeben; der angefangne Versuch zu einer regelmäßigern Befestigung, der kein natürliches Hinderniß im Wege steht, ist aufgegeben. Oberhalb der Stadt ist eine weite Ebne, wo ein großes Heer während des Sommers lagern kann: im Winter ist die Gegend stets in Wolken gehüllt, während die Thäler unten eines hellen Sonnenscheins genießen. Der Weg von hier bis Abrantes ist nur an einzelnen Stellen besser; überall finden sich Ströme und die vortrefflichsten Positionen, die leicht gegen eine überlegne Macht vertheidigt werden können. Castell Branco könnte mit einem geringern Aufwande befestigt und zu einem sichern Waffenplatz gemacht werden: nur hin und wieder ist die Gegend fruchtbar genug, um einem Heer seine Bedürfnisse zu gewähren. Eine Abtheilung des französischen Heers unter General Junot rückte auf diesem Wege mit leichter Artillerie in Portugall ein, muste dieselbe aber wegen des schlechten Wegs und des Mangels an Futter für die Pferde und Maulthiere zerstöhren. In vielen Theilen dieser bergigen Landstraße werden 12 Pferde und 50 Mann erfordert, um einen Zwölfpfünder die schroffen Anhöhen hinaufzuschleppen, und doch kann man oft an einem Tage nur eine oder zwei Lieues zurücklegen. Hieraus ist klar wie leicht die Vertheidigung dieser Gegend gegen einen heranziehenden Feind ist, wenn an einigen der Hauptposten und Stellungen starke Schanzen aufgeworfen und mit schwerem Geschütz versehn werden; das selbst, wenn es dem Feinde in die Hände fal-

len sollte, seiner Schwere wegen von ihm nicht benutzt werden kann.

Abrantes ist der Schlüssel des Tejo; der Ort liegt auf einer Anhöhe, ist zum Theil von alten Mauern umgeben, und der Weg ist sehr beschwerlich: er könnte durch Hülfe der Kunst zu einem der stärksten Plätze im Lande werden. Er wird rechts von Tejo, vorn und links von einem sehr starken und bergigen Lande beschützt und etwa zwei Lieues hinterwärts fließt der Zezare. Ueber jeden von diesen Flüssen ist eine Schiffbrücke gelegt, aber in der Regenzeit müssen sie bisweilen weggenommen werden, wenn sie nicht von der Gewalt des Stroms fortgerissen werden sollen. Dies war der Fall noch neulich als Marschall Massena sich in dieser Gegend befand. Ein Theil von den Heeren des General Moore und des Lord Wellington rückten auf einem Wege am linken Ufer des Tejo in Spanien ein. Nachdem sie bei Abrantes über den Fluß gegangen waren, kehrten sie bei Villa Velha, einem wichtigen Paß, auf einer Schiffbrücke wieder nach dem rechten Ufer zurück: einem Feinde kann dies wenig helfen, da er nothwendig entweder oberhalb oder unterhalb der Stadt über den Fluß gehn muß, um sie anzugreifen. Zu Abrantes können Magazine angelegt werden, die zu Wasser nach Lissabon geschafft oder von dorther mit Zufuhr versehn werden können. Ein beschwerlicher, an vielen Stellen fast ganz unzugänglicher Weg führt nach Santarem, das in einer sehr hohen Gegend nahe am Tejo liegt. In der Nähe der Hauptstadt findet sich eine ununterbrochne Reihe von sehr starken Positionen, obgleich der Weg von Abrantes bis nach Lissabon im Ganzen durch ein fruchtbares Land führt und von Kriegsfuhrwerken aller Art befahren werden kann. Viseu ist wegen seiner Lage in der Mitte und der Leichtigkeit Bedürfnisse aller Art zu erhalten, ganz geeignet, der Waffenplatz für eine große Macht zu werden, welche die östliche Gränze oder die Hauptstadt beschützen soll. Das Land ist mit einer Menge von kleinen Städten bedeckt und wird von vielen Flüssen durchschnitten, die von den Bergen herabströmen und sich in die größern Ströme ergießen.

Es ergeben sich aus dieser gedrängten Darstellung die vielfältigen Vortheile, welche die Beschaffenheit des Landes ei-

nem kühnen Entschlusse zur Vertheidigung darbietet; es bedurfte nur eines Heerführers, der sie zu würdigen und zu benutzen und das Vertrauen des Volks zu gewinnen wußte: die waltende Vorsehung schenkte unserm Zeitalter Wellingtons unsterbliche Größe. —

Auswanderung der königlichen Familie. Einmarsch der französischen Armee in Portugall, und Hauptbegebenheiten der letzten Revolution, die der Landung der britischen Armee unter Sir Arthur Wellesley vorherging.

Kaum waren die Feldzüge in Preußen und Polen zu Gunsten Frankreichs beendet, als dessen ehrsüchtiger Beherrscher seine Gedanken auf die Eroberung Spaniens und Portugalls richtete. Unter der blendenden Maske der Freundschaft und Allianz wurde ersteres von des Despoten Heere überschwemmt, und sein Monarch entthront und in die Gefangenschaft geführt. Letzteres war seit kurzem überfallen; sein Beherrscher zog es vor, aus seinem Erbreiche zu entfliehn und in seinen entferntesten Besitzungen Schutz zu suchen, als dasselbe Schicksal zu theilen; ein Ereigniß gleich ehrenvoll für ihn als beispiellos in der Geschichte. Die natürliche und wohlbekannte Abneigung der Spanier gegen die Portugiesen mußte den Absichten des Eroberers dienen, und ein Theil ihres Heers marschirte nach Portugall, und ward unter der Aufsicht französischer Generale gesetzt; so ward ihnen die Möglichkeit abgeschnitten, daß sie ihn in der Ausführung seines Vorhabens stören konnten.

Am 17ten Oktober 1807, betrat die erste zur Eroberung Portugalls bestimmte Abtheilung französischer Truppen unter General Laborde, Spaniens Gränzen; ihr folgte in kurzem das Hauptheer unter General Junot, der mit dem Vortrabe von 8000 Mann, am 30sten November vor

Lissabon erschien, und ohne Widerstand am 1sten Dezember in die Stadt einzog.

Während dieser Zeit waren Vorbereitungen zur Einschiffung des Prinzen Regenten und der königlichen Familie am Bord der portugiesischen Flotte getroffen, und ein englisches Geschwader unter Sir Sidney Smith ward am Ausflusse des Tejo stationirt, um entweder den Hafen einzuschließen, oder die königliche Familie nach Brasilien zu führen, wenn sie sich zu dieser Maßregel endlich entschließen sollte.

Die Bedingungen, unter welchen Bonaparte früher den Portugiesen noch einen Schatten von Unabhängigkeit lassen wollte, waren: erstens eine Kontribution von 4,000,000 Kruzaden, zweitens die Besitznahme der portugiesischen Flotte, und drittens Sperrung der Häfen für die Engländer. Diesen Bedingungen, so erniedrigend sie auch waren, wollte der Prinz Regent im Anfang doch Gehör geben; er erließ am 22sten Oktober eine Proklamation, in welcher er seine Absicht, der Sache des Kontinents beizutreten, und sich mit Frankreich und Spanien zu vereinigen, zu erkennen gab. Am 8ten November wurde eine zweite Proklamation erlassen, alles britische Eigenthum mit Beschlag zu belegen, wie unbedeutend es auch seyn mochte, und alle britische Unterthanen, die noch im Lande geblieben waren, anzuhalten. In Folge dieser Schritte, verlangte Lord Strongford der britische Gesandte zu Lissabon seine Pässe, und begab sich auf die Flotte im Hafen am 17ten desselben Monats.

Während dieser Zeit hatte die französische Armee Portugalls Gränzen überschritten, und rückte schnell gegen die Hauptstadt vor. Im Moniteur vom 13ten November findet sich folgende Erklärung Bonapartes, ungeachtet der Geneigtheit, die der Prinz Regent gezeigt hatte, seine Forderungen zu erfüllen: — „Der Prinz Regent verliert seinen Thron; er verliert ihn durch Englands Einfluß, er verliert ihn, weil er nicht die englischen Waaren in Lissabon wegnehmen ließ.“ — Diese Umstände bestimmten ohne Zweifel den Prinzen, seinen letzten Entschluß, im Nothfalle das Land zu verlassen, in Ausführung zu bringen. — Am 27sten landete Lord Strongford wieder, und erhielt eine Unterre-

dung, in welcher der Prinz den Vorschlägen dieses Ministers beitrat; und die portugiesische Flotte, aus 8 Linienschiffen, 4 Fregatten, und einigen kleinern Fahrzeugen bestehend, verließ mit der königlichen Familie an Bord, am 29sten den Tejo, im Angesicht der französischen Armee, welche die Hügel in Lissabons Nähe besetzt hatte *).

Vor der Abreise erklärte der Prinz in einer Proklamation, datirt aus dem königlichen Pallaste den 27sten November, daß, ungeachtet er den königlichen Schatz geleert und unzählige andre Opfer gebracht, ja sogar seine Häfen seinem ältesten und treuen Bundesverwandten dem König von Großbritanien verschlossen habe, zum Ruin des Handels und der königlichen Einkünfte, doch eine französische Armee ihre Bewegungen gegen die Hauptstadt fortsetze, und sich im Herzen des Landes befinde. Um Blutvergießen bei einer unnützen Vertheidigung zu verhindern, habe er den Entschluß gefaßt, das Königreich zu verlassen, und die Regierung desselben einer Regentschaft anvertraut, die während seiner Abwesenheit in seinem Namen handeln solle.

Sobald die portugiesische Flotte den Tejo verlassen hatte, übernahm ein Theil des englischen Geschwaders wieder die Blokade der Häfen an Portugalls Küste. Der Mangel an Lebensmitteln stieg hierdurch zu solcher Höhe, daß hunderte vor Mangel in Lissabons Straßen starben. In dieser traurigen Lage des Staats duldete man, daß die Regentschaft dem Namen nach ihre Geschäfte fortsetzte bis zum 1sten Februar 1808, wo Junot das Dekret Bonapartes vom 23sten Dezember bekannt machte, welches erklärte, „daß der Prinz Regent auf alle seine Rechte und die Oberherrschaft über das Königreich Verzicht geleistet habe. — Das Haus von Braganza habe aufgehört in Portugall zu regieren; es sey des Kaiser Napoleons Wille, daß dieses schöne Land ganz in seinem Namen durch den Obergeneral seines Heers regiert werde.“ Die Regentschaft hörte demnach auf, und die Zügel der Regierung waren allein

*) Schon im Jahr 1761 als Portugall von Spanien angegriffen war, dachte Pombal im Ernst daran, den Sitz der Regierung nach Brasilien zu verlegen.

lein in Junots Händen. Als Probe seiner Geschicklichkeiten als Finanzier, will ich den Inhalt eines Dekrets geben, mit dem er das seines Herrn begleitete.

„Wir, der General en Chef der französischen Armee haben beschlossen und beschließen — daß eine Kontribution von 40 Millionen Kruſaden auf folgende Art erhoben werden soll. Alles englische Eigenthum soll ausgelöst werden; alles Gold- und Silbergeschirr in den Kirchen, Kapellen und Klöstern, soll binnen 14 Tagen in die Münze gesandt werden; geschieht es nicht, so soll der Uebertreter den vierfachen Werth bezahlen. Alle Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten und Superioren der geistlichen Orden beider Geschlechter, alle geistliche und weltliche Kongregationen, welche Grundstücke oder Kapitalien auf Interessen besitzen, sollen zwei Drittheile ihrer jährlichen Einkünfte bezahlen, wenn die Einkünfte unter 16,000 Kruſaden betragen; aber drei Viertheile, wenn sie diese Summe überschreiten. Als eine Entschädigung sollen sie von Zahlung des Zehnten für dieses Jahr befreit bleiben; die Angaben müssen binnen 14 Tagen gemacht werden; sind sie falsch, so soll das Doppelte bezahlt werden. Alle Personen die Kirchenpfründen von 6 bis 800 Milreas besitzen, sollen zwei Drittheile beitragen: wenn sie diese Summe übersteigen, drei Viertel. Alle Einnehmer von Zehnten müssen Rechten darüber einsenden. Die Ritter der drei Ritter- und de Malteserordens, sollen zwei Drittheile des jährlichen Betrag ihrer Kommenthureien bezahlen. Alle Besitzer von Schenkungen der Krone sollen das Doppelte ihrer bisherigen jährlichen Kontribution erlegen. Alle Hausbesitzer in Lissabon sollen die Hälfte ihrer Einkünfte nach Schätzung beitragen Alle Besitzer von Landeigenthum sollen das Doppelte der ihnen auferlegten Zehnten, alle Personen die Pfede, Maulesel oder Dienstboten halten, die doppelte Taxe für solche, alle öffentlichen Gebäude und Etablissements die dem Staat Abgaben entrichten, dieses Jahr den Belauf derselben zahlen. O Porto trägt gleich Lissabon bei. Aehnliche Kontributionen sollen von den Schiffen erhoben werden. Den Städten und Dörfern an der Straße, auf welcher die französische Armee nach Lissabon marschirte, sollen zwei Drittheile ihrer Kontribution als eine Schadloshaltung nachgelassen werden. Die Ländereien der geistlichen

Orden und die Kommenthureien der Ritterorden, sind nicht in diese Entschädigung begriffen." Von dieser Kontribution so wie von allen andern Erpressungen eignete General Junot fünf Procent sich selbst zu. Hierauf ließ er den größten und besten Theil des portugiesischen Heers nach Frankreich marschiren, entwaffnete und löste den Ueberrest auf und verbot zu gleicher Zeit den Gebrauch des Schießgewehrs durch das Land, selbst zum Schutz oder zur Jagd. Neun unglückliche Schlachtopfer wurden zu Caldos wegen Uebertretung dieses Befehls aufgehängt und viele in andern Theilen des Landes verhaftet. Junot herrschte mit einer eisernen Ruthe, bis die Empörung in Spanien anfing den Nachbaren die Augen zu öffnen, über den elenden Zustand der Sklaverei und Unterwerfung, worin sie von ihren französischen Herrschern gehalten wurden. Auf die Uebergabe der französischen Flotte in Cadiz am 14ten Juni folgte am 18ten, dem Frohnleichnamstage, ein Aufstand in O Porto: die französische Besatzung ward überwältigt und gefangen genommen und auf allen Festen der nördlichen Landschaften die portugiesische Fahne aufgepflanzt Eine Abtheilung des französischen Heers unter General Loson, das nordwärts auf einen Raubzug ausgezogen war, erhielt Befehl nach O Porto zu marschiren, um die Empörung zu dämpfen: es ward aber unterwegs nahe bei Nezo de Regoa von dem tapfern Landvolk aus tras os Mates angegriffen und genöthigt mit bedeutendem Verlust sich über den Douro zurückzuziehn.

Uebersicht der Feldzüge in Portugal.

Zwischen den Franzosen und dem Landvolk fielen mannichfaltige Gefechte und Scharmützel vor. Die ersten begingen große Ausschweifungen; nach der Niederlage der Bauern, die nur von einigen wenigen spanischen und neugeworbnen portugiesischen Truppen unterstützt wurden, plünderten sie z.B. Elvora. In diesem Gefechte, das von dem Volk sehr tapfer bestanden ward, schätzte man den Verlust der Franzosen auf beinahe 2000 Mann an Todten und Verwunde-

ten. Der Sieg blieb einige Zeit zweifelhaft: aber überlegne Kriegszucht entschied am Ende. Das Gemetzel war fürchterlich: weder Alter noch Geschlecht wurden geschont: besonders wurden die Geistlichen als Schlachtopfer von dem mitleidlosen Sieger bezeichnet. Ganze Klöster wurden entvölkert: und ihre Schätze fanden bald ihren Weg in Junots Kisten, die vermöge der Uebereinkunft von Cintra von uns nach dem großen Stapelplatz der Plünderung, Frankreich geführt wurden.

Mit Uebergehung der übrigen verschiedenen Scharmützel wende ich mich zu dem Zeitpunkt, da das Heer unter Sir Arthur Wellesley am 1sten, 2ten und 3ten August 1808 in der Mondego-Bay landete, die guten Ankergrund hat und gegen Nord- und Westwinde gut geschützt ist. Die Division des Generalmajor Spencer vermehrte einige Tage darauf das Heer, welches bis zum 10ten bei Lavoos im Lager stand, auf 13000 Mann. Am 12ten traf der Vortrab der Armee in Leiria ein, und marschirte am 13. auf dieser Straße gegen Lissabon. Am 15ten stieß eine Abtheilung von vier Kompagnien Schützen, die voraus waren, bei Obidos auf den Feind, wo ein scharfes Scharmützel statt hatte. Es glückte jedoch dieser Abtheilung den Feind von seinem Posten zu vertreiben, der von unsren Schützen besetzt wurde. —

Am 17ten marschirte die Armee in drei Kolonnen von Caldas um die Stellung auf den Höhen von Roliça anzugreifen, die von einer französischen Division unter dem General Laborde besetzt war; sie bestand aus ungefähr 6000 Mann, worunter 500 Mann Reuterei, und 5 Kanonen. Die rechte Kolonne des vereinigten Heers aus 1200 Mann portugiesischem Fußvolk und 50 Reutern bestehend, sollte des Feindes linken Flügel umgehn, und in die Gebirge in seinem Rücken vordringen. Die linke aus den Infanterie-Brigaden der Generale Ferguson und Bowes, drei Kompagnien Schützen, einer Brigade leichter Artillerie und 40 Reutern bestehend, sollte unter Generalmajor Fergusons Befehl des Feindes Rechte auf den Höhen von Roliça umgehn und auch die Bewegungen des Generals Colson beobachten, der in der Nacht sich von Rio Major gegen Alcoentre in Bewegung gesetzt hatte. Die Ko-

lonne des Centrums aus den Brigaden der Generale Hill, Nightingale, Crawfurd und Fane, 400 Mann portugiesischer leichter Infanterie, der britischen und portugiesischen Reuterei, einer 9 pfündigen und einer 6 pfündigen Batterie bestehend, sollte die Stellung des Feindes von vorn angreifen. Die Brigade des General Crawfurd mit einer halben 9 pfündigen Batterie bildete den Rückhalt. In dieser Ordnung ging die Armee vorwärts, und trieb sowohl die Vorposten des Feindes, als seine in der Ebene gebildete Linie zurück; dieser zog sich mit großer Ordnung durch die Pässe in die Gebirge, und sein Verlust war wegen unseres Mangels an hinreichender Reuterei nur gering. Die Schützen waren schon in den Bergen zu seiner Rechten und man verlor keine Zeit sie zu unterstützen. Die portugiesische Infanterie erhielt Befehl gegen einen Paß zur Rechten der ganzen Linie zu marschiren, die Generale Hill und Nightingale gegen zwei andere Pässe, das 45ste und 82ste Regiement gegen die Pässe auf der Linken. Diese Pässe hatten schwierige Zugänge und einige wurden vom Feinde gut vertheidigt, besonders der, welcher von dem 29sten und 9ten Regiment angegriffen wurde, die dabei den größten Verlust erlitten. Der Feind griff die Regimenter, welche auf der Fläche oberhalb der Höhen vorgerückt waren, dreimal sehr tapfer an, um seine geschlagne Armee zu decken; er ward stets zurückgetrieben, bewerkstelligte aber doch seinen Rückzug in guter Ordnung; vorzüglich wegen unsers Mangels an Kavallerie, und der Schwierigkeit schnell eine hinreichende Zahl von Truppen und Kanonen in die Bergpässe zu bringen. Ungeachtet wir an Zahl eine große Ueberlegenheit im Felde hatten, so waren doch die Truppen die ins Gefecht kamen, keinesweges denen der Feinde gleich, deren Verlust, drei Kanonen mit eingeschlossen, beträchtlich war. Der Verlust der Briten bestand in 28 Offizieren und 550 Gemeinen, an Todten, Verwundeten und Vermißten.

Am Tage nach diesem Treffen setzte die Armee ihren Marsch fort und traf am 19ten zu Vimiera ein, wo sie Halt machte, um sich mit Verstärkungen unter den Generalen Anstruther und Acland zu vereinigen, die am Morgen des 21sten landeten; an welchem Tage das französische Hauptheer unter General Junot ungefähr 16,000

Mann ſtark, die britiſche Poſition von Vimiera angriff.

Dieſes Dorf liegt in einem Thal, durch welches der Fluß Maceira durchſtrömt; im Rücken und an der Weſt- und Nordſeite iſt ein Gebirge deſſen weſtliches Ende die See berührt; das öſtliche iſt durch einen tiefen Graben von den Höhen getrennt, über welche die Straße von Lourinha und dem Norden nach Vimiera führt. Der größere Theil der Infanterie, die 1ſte, 2te, 3te, 4te, 5te und 8te Brigade ſtanden auf dieſem Berge mit 8 Kanonen: Generalmajor Hill's Brigade war auf dem rechten, die des Generalmajor Ferguſon auf dem linken Flügel, der ein Battaillon auf den von dem Berge getrennten Höhen hatte. An der öſtlichen und ſüdlichen Seite des Orts liegt ein Hügel, der beſonders zur Rechten durch den Berg im Weſten beherrſcht wird, und ſelbſt die ganze ſüdliche und öſtliche Fläche beherrſcht, wo Brigadier-General Fane mit ſeinen Schützen und dem 50ſten Regiment und der Brigadier-General Anſtruther mit ſeiner Brigade und einer halben 6pfündigen Batterie ſtanden, die nach dieſer Stellung in der Nacht beordert waren. Der Ort über welchen die Straße von Lourinha führt, beherrſcht die linke Seite dieſer Höhe, die nur mit einem Piquet beſetzt war, weil man die Stellung blos für die Nacht nahm und kein Waſſer in der Gegend vorhanden war. Die Kavallerie- und Artilleriereſerven waren in dem Thal zwiſchen den Hügeln, welche die Infanterie beſetzte; ſie flankirten und unterſtützten Brigadier-General Fane's Vortrab. Der Feind zeigte ſich zuerſt um 8 Uhr des Morgens in großen Kavalleriemaſſen zu unſerer Linken auf den Höhen des Wegs nach Lourinha, und es wurde bald klar, daß der Angriff auf unſern Vortrab und den linken Flügel geſchehn ſollte; ſogleich rückte Generalmajor Ferguſon über den Graben nach den Höhen auf dem Weg nach Lourinha mit 3 Kanonen; ihm folgten nach und nach die Brigaden der Generale Nightingale mit 3 Kanonen, Acland und Bowes. Dieſe Truppen nahmen ihre Stellung auf den Höhen, mit dem rechten Flügel nach dem Thale, das nach Vimiera führt, mit dem linken nach der andern Vertiefung, die dieſe Höhen von der Bergkette trennt, die ſich am Landungsplatze von

Maceira endet. Auf diesen letztgenannten Höhen wurden die portugiesischen Truppen in die erste Linie gestellt; Brigade-General Crawfurd unterstützte sie. Die Truppen der Avantgarde auf den Höhen südlich und östlich von Vimiera schienen hinreichend zu ihrer Vertheidigung, und Generalmajor Hill begab sich daher nach dem Centrum des Berges, wo die Hauptstärke der Infanterie stand, als Unterstützung dieser Truppen und Reserve der ganzen Armee. Außerdem hatten diese Truppen noch die Kavalleriereserve im Rücken ihrer Rechten. Des Feindes Angriff begann in verschiednen Kolonnen auf diese Höhen; auf der Linken drang er, trotz des Feuers der Schützen nahe bis zum 50sten Regiment vor und ward nur durch die Bayonette aufgehalten und zurückgetrieben. Auch das zweite Battaillon vom 43sten Regiment wurde auf der Straße nach Vimiera in ein heftiges Gefecht verwickelt: ein Theil des Korps war auf dem Kirchhofe aufgestellt, um das Eindringen in die Stadt zu verwehren.

Zur Rechten der Stellung wurde der Feind durch die Bayonette des 97sten Regiments zurückgetrieben; das 2te Bataillon vom 52sten Regiment unterstützte es glücklich und nahm den Feind in die Flanke. Während dieses Widerstandes von vorn, rückte der Brigadier-General Acland in die Flanke vor, indem er die Höhen auf der Linken besetzte, und von hier aus die feindlichen Kolonnen beschoß. Endlich nach dem verzweifeltsten Widerstande, wurde der Feind in Unordnung zurückgetrieben, mit einem Verluste von 7 Kanonen, vielen Gefangnen und einer großen Anzahl von Getödteten und Verwundeten. Er wurde durch eine Abtheilung vom 20sten Dragonerregiment verfolgt, aber seine Reuterei war so überlegen, daß diese Abtheilung ziemlich litt. Fast zur selbigen Zeit griff der Feind die Höhen auf der Straße nach Lourinha an. Der Angriff ward durch ein starkes Kavalleriekorps unterstützt, und geschah mit dem gewöhnlichen Ungestüm der französischen Truppen. Generalmajor Ferguson hielt ihn mit Festigkeit aus, griff den Feind an, als er sich nahte, brachte ihn zum Weichen und verfolgte ihn, vom 82sten Regiment, das zum Korps des Brigadier-General Nightingale gehörte, welches, hernach als man Raum gewann, einen Theil der ersten

Linie bildete, dem 29sten Regiment und den Brigaden Bowes und Acland unterstützt, während der General Crawfurd und die Portugiesen in 2 Linien längs den Höhen auf der Linken vorrückten.

Bei General Ferguson's Vorrücken, wurden dem Feinde 6 Kanonen und viele Gefangne abgenommen; eine große Menge wurde getödtet und verwundet. Der Feind machte nachher noch einen Versuch einen Theil seiner Artillerie wieder zu erobern, indem er das 71ste und 82ste Regiment angriff, die in einem Thale standen, wo sie genommen war. Diese Regimenter zogen sich auf die Höhen zurück, wo sie feuerten und wieder gegen den Feind im Thale anrückten, der mit großem Verlust zum Rückzuge genöthigt ward. Der französische General Brennier ward verwundet und gefangen, eine große Zahl Offiziere und Soldaten blieb, oder ward verwundet und gefangen.

In diesem Treffen erfocht das britische Heer, 17,000 Mann stark in Verbindung mit 1600 Portugiesen einen ausgezeichneten Sieg, der wahrscheinlich ganz entscheidend gewesen wäre, wenn man die Verfolgung mit Nachdruck fortgesetzt hätte *). Die Hälfte des Heers war nicht ins Gefecht gekommen; es war hinreichend mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehn, der jeder Brigade auf Mauleseln nachgeführt wurde. Junot und seine ganze Armee mußte sich in den nächsten Tagen ergeben, wie auch ein russisches Geschwader von 9 Linienschiffen und 1 Fregatte, die im Tejo lagen. Unser Verlust in diesem Treffen bestand an Todten Verwundeten und Vermißten in 43 Offizieren und 577 Gemeinen. Der Feind verlor beinahe 4000 Mann und 21 Kanonen. — Bei dieser Gelegenheit fühlte man wieder den Mangel an hinreichender Reuterei. Die englische betrug nur 200, die portugiesische 260 Mann, während der Feind 12 bis 1400 Mann hatte. Die unsrige

*) Die Ursache, die man zur Entschuldigung anführte, daß nämlich das Geschütz nicht schnell genug fortgebracht werden konnte, ist wie ich als Befehlshaber einer 9 pfündigen Batterie versichern kann, völlig grundlos: überall wo der Boden es nicht unmöglich machte, hielten die Kanonen mit dem Fußvolk Schritt und auf ebnem Boden waren sie beträchtlich vorauf.

machte einen glücklichen Angriff, aber die feindliche war so überlegen, daß wir weichen mußten; sonst würde der feindliche Verlust an Gefangnen noch stärker gewesen seyn. Der unerwartete Befehl des Generallieutenants Sir Harry Burrard, der während des Gefechts auf dem Schlachtfelde eintraf, die Verfolgung des Feindes der in der äußersten Verwirrung war einzustellen, erzeugte eine allgemeine Niedergeschlagenheit auf den Gesichtern der englischen Soldaten, die durch den glücklichen Erfolg in die höchste Begeisterung versetzt, nur an die völlige Vernichtung der feindlichen zerstreuten und fliehenden Kolonnen dachten.

Zufolge obiges Befehl, blieb die Armee bis zum 24sten bei Vimiera stehn, und rückte dann gegen Torres Vedras vor, wo der größte Theil derselben während des am 22sten bewilligten Waffenstillstandes ein Lager bezog. Mittlerweile langten fortdauernd frische Truppen aus England an. Am 30sten wurde zu Cintra eine Konvention geschlossen und am 31sten von Sir Hew Dalrymple, dem damaligen Oberbefehlshaber der englischen Armee und dem General Junot ratificirt, nach welcher die Franzosen mit ihrer Artillerie, ihren Waffen, Pferden und Bagage in britischen Schiffen nach dem nächsten französischen Hafen geführt werden sollten. — Ueber diese Konvention genügt es zu sagen: daß Sir Arthur Wellesley den vorhergehenden Waffenstillstand auf Verlangen des Obergenerals unterzeichnete, sich aber nicht für die Bedingungen desselben verantwortlich machte; daß er mit dem Oberbefehlshaber in mehreren einzelnen Punkten verschiedener Meinung war; aber darin mit ihm übereinstimmte, daß es zweckmäßig sey, eine Konvention zur Räumung Portugall's zu schließen, weil sonst die britische Armee lange auf Verstärkungen und Zufuhr von Geschütz und andern Bedürfnissen hätte warten müssen; und auch weil nach den Kriegsgewohnheiten die französische Armee, deren Kraft noch nicht gebrochen war, einen guten Grund hatte, um die Räumung Portugal's zu unterhandeln *). Sir Arthur erklärte, daß obgleich er entschieden

*) S. d. Brief von Sir Arthur Wellesley an Lord Castlereagh, der bei dem Kriegsgericht zu Chelsea am 14ten November 1809 vorgelegt ward.

der Meinung sey, daß die wichtigsten Vortheile errungen worden wären, wenn man ihm erlaubt hätte, seinen erfochtnen Sieg am 21sten August zu erfolgen; es doch keinesweges daraus folge, daß die Genehmigung der Räumung Portugalls am 22ten eine unpolitische Maaßregel gewesen sey. Am 21sten war der Feind in Verwirrung, am 22sten war er es nicht mehr, und hatte wieder seine Stellung eingenommen.

Die Lage beider Heere war in dieser kurzen Zwischenzeit wesentlich verändert; die der französischen Armee hatte sich sehr dadurch verbessert, daß wir den Schlag des vorigen Tages zu benutzen vernachläßigten. Gleich nach Ratifikation dieser Konvention zog sich die französische Armee nach Lissabon, wo sie sich auf den Straßen und Plätzen lagerte, bis die Lastschiffe zu ihrer Abfahrt bereit waren. Die Einschiffung ward am 15ten September vollendet, an welchem Tage die britischen Truppen in Lissabon einrückten, und die portugiesische Flagge unter dem Salutiren der Batterieen und der Schiffe aufgezogen wurde.

Abtheilungen von britischen Truppen waren schon früher nach Lissabon gegangen, um die Magazine in Obhut zu nehmen; und ein Ausschuß ward eingesetzt, um dem Feind am Mitnehmen solches geraubten Eigenthums zu hindern, das nicht unter der Bagage begriffen war; vieles ward auf diese Art zurückgegeben, aber da das mehrste in baares Geld verwandelt war, so war es schwer es ausfindig zu machen. Die Totalsumme der eingeschifften Franzosen, Garnisonen und Civilbeamten mitgerechnet, soll sich auf 27000 Mann belaufen haben.

Sobald sich die Portugiesen etwas von der Niedergeschlagenheit, worin sie die Konvention versetzte, erholt hatten, überließen sie sich eine Zeitlang ihrer Freude und ihrem Jubel; an das Wichtigste, die Bildung eines ansehnlichen Heers, ward wenig gedacht; obgleich glänzende Uniformen, wenn dies eine Armee bildet, die Straßen bedeckten. Jeder beeiferte sich zu zeigen, daß er an der glorreichen Schlacht von Vimiera Theil genommen habe, und wenn man nach den Zeichen, welche zum Andenken ihren rechten Arm zierten, nämlich ein silberner darauf gestickter Knoten, hätte urtheilen wollen, so müßte die portugiesische Armee dort

wenigstens im Verhältniß von 2 zu 1 gegen die Engländer, gefochten haben!

Ein Theil der französischen Armee, der aus den Garnisonen von Almeida und einiger andrer entfernten Posten bestand, marschirte nach O Porto, um dort nach Frankreich eingeschifft zu werden. Bei ihrer Ankunft war die Gährung unter dem Volke so groß, daß mehrere Tausende bewaffnet sich versammelten, darauf bestanden das Gepäck der französischen Soldaten zu durchsuchen, und in dieser Absicht zu den beiden Transportschiffen drangen, trotz den Bemühungen der britischen Begleitung es zu verhindern. Es wurden Kanonen an den Strand geführt, und sie würden wahrscheinlich auf die unglücklichen Franzosen abgefeuert worden seyn, wenn nicht Sir Robert Wilson, der damals zu O Porto ein Korps Portugiesen unter dem Namen der rechtmäßigen lusitanischen Legion errichtete, zu rechter Zeit dazu gekommen wäre. Die Bagage wurde jedoch zerstöhrt, und nur die Ankunft des Marquis von Valladares mit seiner spanischen Brigade die er unter Sir Robert Wilsons Befehle stellte, stillte die Unruhen. — Hier bewährte die Legion zuerst ihren wahren kriegerischen Geist, indem sie sich weigerte, sich mit dem Volke gegen die Gefangnen zu vereinigen.

Der erste Schritt nach der Befreiung des Landes vom französischen Joche, war die Bestimmung einer Regierung, die aus folgenden Mitgliedern bestand: dem Grafen Castro Marim, Monteiro Mor des Reichs und Mitgliede des Staatsraths; Dom Francisko Xavier de Noronha, Mitglied des Staatsraths, Großkreuz des Ordens von San Jago, Präsident des Gewissensraths *), und Generallieutenant in der königlichen Armee; Francisko da Cunha Menezes, Mitglied des Staatsraths und Generallieutenant; Joas Antonio Solter de Mendonça, Desembargador do Paço und Prokurator der Krone, Dom Miguel Pereira Forjaz Coutinho, Mitglied des Staatsraths und Brigadier. Zuerst machte die Junta von

*) President of the board of conscience, ich weiß nicht, welche Behörden der Verf. meint: vielleicht das höchste Gericht Mesa do Desembargo do Paço? R.

O Porto Einwendungen gegen diese Maaßregel und machte den Anspruch geltend, daß sie zuerst die Empörung wider die Franzosen veranlaßt habe, aber bei Betrachtung, daß die gegenwärtigen Mitglieder der Regentschaft zu der ursprünglich vom Prinz Regenten bestimmten Zahl gehörten, ward die Sache aufgegeben und die Junta nahm ihren Anspruch auf die höchste Gewalt zurück.

Kurze Zeit darauf wurde Sir Arthur Wellesley nach England zurückgerufen; ihm folgten bald Sir Hew Dalrymple und Sir H. Burrard, um sich vor einer Untersuchungskommission zu stellen, die auf Befehl Seiner Majestät zu Chelsea versammelt war. Vor seiner Abreise erhielt Sir Arthur von den Generalen ein Silbergeschirr 1000 Guineen an Werth zum Geschenk, und ein ähnliches von den Offizieren die unter ihm dienten, zu Beweisen der hohen Achtung die sie für ihn als Mensch hegten, und des unbegränzten Zutrauens das sie in ihn als Befehlshaber setzten.

Während dieser Vorgänge in Portugall, wurde das britische Ministerium durch Duponts Gefangennehmung am 14ten Juli, durch die heldenmüthigen Vertheidigung Saragossa's unter Palafox und die Erfolgen der Patrioten in ganz Spanien, bewogen, bei dem ursprünglichen Plan zu beharren, und das Heer sobald es sich von den Mühseligkeiten des Feldzuges in Portugal würde erhohlt haben, nach Spanien zu senden. Generallieutenant Sir J. Moore erhielt demnach den Oberbefehl, und sein Heer bis auf ungefähr 21,000 Mann verstärkt, marschirte in 2 Divisionen nach dem nördlichen Spanien, wo es sich mit einem Korps von 13,000 Mann unter Sir David Baird, das zu Corunna gelandet war, vereinigte. Die Wiedereinschiffung dieses Heers nach der glorreichen Schlacht bei Corunna, und die näheren Umstände dieser unglücklichen Unternehmung sind öfters auseinandergesetzt, und gehören nur in so weit zu unsrer Darstellung als sie auf Portugal Einfluß hatten. Dieß Land hätte Zeit zur Bildung eines Heers gewinnen können, wenn eine solche Maaßregel kräftig betrieben worden wäre. Freilich waren die Portugiesen während dieser Zeit beschäftigt, die Korps der Ordenença zu bilden und sie mit langen Piken zu bewaffnen, und die

reguläre Armee und Miliz würde bis auf 70,000 Mann gebracht, aber aus Mangel an tauglichen Waffen konnten sie nicht 10,000 Mann wirklich ins Feld stellen. Das Aufgebot der Ordenença in dieser Zeit, war ohne Zweifel eine politische Maaßregel, um sich über die Zahl der streitbaren Männer zu vergewissern; aber da diese Aufgebote nur von ihren Kirchspielen im Fall eines wirklichen Einfalls wegmarschirten, und sonst nur an bestimmten Tagen zusammenkamen, so konnte man sie nicht als eine wirkliche Macht betrachten, oder als im Stande einem eindringenden Heere einen ernstlichen Widerstand zu leisten, anders als durch Beunruhigung, wenn es mit der ordentlichen Macht des Landes im Kampfe war. Es fehlte an Waffen und Kleidern, um nur den größern Theil der regulären Truppen auszurüsten, obgleich in vielen Festungen Niederlagen von kleinern Waffen sich befanden, welche die Franzosen durch Zerbrechung der Schafte und Krümmung der Läufe unbrauchbar zu machen gewußt hatten, in welchem Zustande sie noch unausgebessert dort lagen. Im Schloß von Almeida waren dem Anschein nach gegen 10,000 Gewehre, wovon ein großer Theil durch Fleiß binnen 4 Monaten wieder hätte in Stand gesetzt werden können; aber sie waren noch in derselben Beschaffenheit im Januar 1809, obgleich die Festung schon im September 1808 von den Franzosen geräumt wurde. In solchem Zustand blieb die Armee bis zum März 1809, als Generalmajor Beresford, vom Prinz Regenten zum Feldmarschall ernannt, den Befehl über dieselbe übernahm. Die brittische Armee, die nach dem Abmarsch des Generals Moore in Portugal blieb, betrug kaum 10,000 Mann, außer den Abtheilungen und der Brigade des Generals Cameron, die auch nach Spanien marschirten, aber späterhin bei der Nachricht von der Einschiffung zu Corunna nach Lissabon zurückkehrten.

Diese Macht würde der Feind getroffen haben, wenn er im Anfang Februars rasch in Portugall eingedrungen wäre; und so sehr war man in Furcht, daß Sir John Craddock, der die brittischen Truppen befehligte, aus Vorsicht die schwere Bagage einschiffte, und die nöthigen Vorkehrungen in dem Fall traf, daß das Land geräumt werden müßte. Früh im Monat März betrat die französi-

sche Armee unter Marschall Soult, die Provinz Tras os Montes, nahm die Stadt Chaves, wo er eine Besatzung ließ, und rückte weiter nach O Porto vor. Der Brigade-General Francisco de Silveira, der hier mit ungefähr 3000 Mann Portugiesen, regulärer Truppen und einem Haufen mit Piken nnd Jagdflinten bewaffneter Bauern und Milizen stand, zog sich bei Annäherung des Feindes nach Villa Pouca zurück; ging aber wieder vorwärts, sobald Soult von Chaves vorrückte, und nahm hier die ganze französische Besatzung gefangen. Zur selbigen Zeit hatte General Bernardine Freire, der die portugiesischen Truppen in der Schlacht von Vimiera befehligte und itzt General-Gouverneur der nördlichen Provinzen war, einige wenige reguläre Truppen und einen großen Haufen Landvolks in der Provinz Entre Douro e Minho versammelt, um O Porto zu decken. — Bei dem Erscheinen der französischen Armee zo er seine Macht von den Gränzen zurück, ließ den Feind durch den größten Theil des Landes marschiren, ohne ihn zu beunruhigen, und zog sich nach Braga zurück. Das Volk und das Heer gerieth hierüber in Wuth, beschuldigte ihn der Verrätherei, und ermordete ihn in seinem eigenen Hause. Nach seinem Tode wurde das Hauptkommando von der tobenden Menge, die gegen den Feind geführt seyn wollte, dem Baron d'Eben übertragen. Dieser rückte also nach Carvalho d'Este einer festen Stellung, wenige Meilen von Braga vor, aus der ihn Soult 3 Tage nach einander zu vertreiben suchte; doch ward er jedesmal mit bedeutendem Verlust zurückgetrieben, besonders durch die Tapferkeit des 2ten Bataillons der Lusitanischen Legion. Am 4ten Tage erneuerte Soult den Angriff, und da die Bauern wichen, so bewerkstelligte der Baron mit der Legion, einigen wenigen regulären Truppen und der Miliz seinen Rückzug nach O Porto.

Am 26sten März erschien Soult vor O Porto und rekognoscirte die Vertheidigungsanstalten. Am 27sten und 28sten wurden seine Angriffe zurückgeschlagen; das Volk von den Geistlichen mit einem falschen Muth und einem ungemeinen Vertrauen auf seien Zahl entflammt, bestand darauf, sich im freien Felde zu schlagen; vergebens waren alle

Vorstellungen des Generalsvon der Thorheit eines solchen Beginnens, er muste nachgeben; am 29sten glückte es den Franzosen wegen des Mißtrauens der Portugiesen in ihre Offiziere ihre Linien zu erobern, und so die Stadt mit wenigem Verlust zu besitzen. Die Scenen des Mordes, Raubes, des Plünderns die der Eroberung folgten, sind nicht zu beschreiben; die Straßen waren mit den unglücklichen Opfern des unerbittlichen Siegers bedeckt.

Silveira, der den Rücken der französischen Armee zu beunruhigen fortfuhr, war nach Amaranthe am Tamega vorgerückt, wo er mehrere Tage lang angegriffen wurde; am 2ten May endlich ward er von dem weit überlegnen Feinde geschlagen und genöthigt sich in die Berge zu ziehn. —

Um wieder zur britischen Armee zurückzukehren, so war am 4ten April eine Verstärkung von 6000 Mann unter dem Generalmajor Hill in Lissabon gelandet. Sogleich wurde Befehl gegeben, die Kanonen wieder auf die entblößten Forts zu bringen; das Heer nahm eine defensive Stellung wenige Meilen vor Lissabon, und Vorkehrungen wurden getroffen, um Soult aus O Porto zu vertreiben. Bald darauf rückte das Heer vorwärts und die Kavallerie kam am 30sten in Coimbra an. — Während der Zeit landete Sir Arthur Wellesley zu Lissabon mit bedeutenden Verstärkungen. Die Freude der Portugiesen kannte bei diesem Ereigniß keine Gränzen; jede von den Franzosen nicht besetzte Stadt war 3 Abende lang erleuchtet. Am 2ten May kam Sir Arthur, der vom Prinz Regenten zum General-Marschall der portugiesischen Truppen ernannt war, zu Coimbra an, um den Befehl über das vereinigte Heer zu übernehmen. Am 6ten hielt er Heerschau, am 7ten begann der Marsch. Am 10ten setzte die Reuterei und der Vortrab über den Vouga, und schlug eine bedeutende Abtheilung von feindlicher Kavallerie und einiger Infanterie. Am 11ten stieß das Heer auf den feindlichen Vortrab, der etwa 4000 Mann Infanterie stark mit einiger Kavallerie, die Höhen bei Grijo besetzt hielt. Es fand ein Treffen Statt, worin die Franzosen mit einem bedeutendem Verlust geschlagen wurden und sich auf die Straße nach O Porto zurückzogen, wo sie in der Nacht über den Douro gingen

und die Schiffbrücken zerstörten. Das Heer setzte die Verfolgung fort, ging am folgenden Tage in Böten über den Douro, und vertrieb die Franzosen aus O Porto. In diesen verschiedenen Gefechten verlor die britische Armee 18 Offiziere und 205 Gemeinen an Todten, Verwundeten und Vermißten; der Feind bei weitem mehr, besonders am 12ten. Fünf Kanonen wurden ihm abgenommen; 59 mit 37 Pulverkarren und vieler Ammunition ließ er in dem Zeughause von O Porto. Nach seiner Niederlage zog sich Soult über Braga, Salamonde und Montalegre nach Galizien zurück, und muste auf den beschwerlichen Wegen den 4ten Theil seines Heers, die ganze Bagage und Artillerie im Stiche lassen. Die Verfolgung wurde bis Montalegre einer Gränzstadt der Landschaft Tras os Montes fortgesetzt, wo die Avantgarde Halt machte, und bald darauf nach O Porto zurückkehrte.

Marschall Beresford, der am 10ten bei Lamego mit einer englichen Brigade und einem beträchtlichen Korps Portugiesen über den Douro gegangen war, um dem Feinde den Rückzug nach Galizien über Chaves abzuschneiden, fand bei seiner Ankunft zu Amarante am Lamego, daß General Silveira diese Stellung hatte verlassen müssen, die nun von der französischen Division des Generals Loison besetzt war. Am Morgen des 13ten zog sich Loison in der Richtung von Braga zurück und vereinigte sich mit dem Hauptheer unter Soult. Silveira marschirte mittlerweile um den Paß von Ruivaes zwischen Salamonda und Montalegre zu besetzen, kam aber unglücklicherweise zu spät, um den Feind an seinem Rückzuge zu hindern. Marschall Beresford richtete seinen Marsch nach Chaves, um den Feind aufzufangen, wenn er diese Straße einschlagen sollte, die einzige die für Wagen zugänglich war allein der Feind zerstörte diese und entkam durch die Gebirge. Als Sir Arthur Wellesley gegen O Porto marschirte, stellte er ein Korps von ungefähr 8000 Mann Engländer und Portugiesen unter Generalmajor Mackenzie zu Abrantes auf, um die Bewegungen des Marschalls Victor zu beobachten, der mit einer Armee von 25000 Mann an der östlichen Gränze Portugals im spanischen

Estremadura zwischen dem Tejo und dem Guadiana stand. General Mackènzie's Vortrab bildete die Heerschaar Sir Robert Wilson's, damals unter Oberst Mayne's Befehl, aus 600 Mann vom ersten Battaillon der Lusitanischen Legion, 6 Kanonen, 1100 Mann Miliz, und einer portugiesischen Schwadron bestehend. Am 12ten May griff eine Division von Victor's Heer 10,000 Mann Infanterie 1000 Mann Kavallerie und 12 Kanonen stark, dieses Korps in seiner Stellung bei Alcantara an, das sich 9 Stunden lang gegen eine so große Uebermacht behauptete, worauf es ohne eine einzige Kanone einzubüßen, seinen Rückzug nach Louveiro, wiewohl mit ziemlichem Verlust an Todten und Verwundeten bewerkstelligte. Nach diesem Gefechte rückten die Franzosen eine kurze Strecke in Portugal in der Richtung von Castel Branco vor; aber da sie Soults Niederlage und den Uebergang der vereinigten Heere über den Douro, und ihren Marsch gegen Abrantes vernahmen, hielten sie es für gut zurück zu gehn. Doch rückten sie am 10ten Juny mit 6000 Mann Infanterie 3 Schwadronen Kavallerie und 4 Kanonen in 3 Kolonnen wieder vor. Die Kanonade dauerte von beiden Seiten eine kurze Zeit bis auf Befehl des Marschalls Beresford der Oberst Mayne den linken Mittelbogen der Brücke von Alcantara in die Luft sprengte, worauf die Franzosen sich auf der Straße nach Brozas zurückzogen. — Die spanische Armee unter General Cuesta die zu Medellin geschlagen worden war, hatte sich wieder auf der linken Flanke Victors gesammelt; ihr Hauptquartier war in Fuente del Maestre, 12 Meilen von Badajoz und ihre Avantgarde zu Calamonte am Guadiana, eine Meile von Merida. Diese Armee, die mit der Besatzung von Badajoz nah an 30,000 Mann stark war, hätte Victor entweder im Rücken lassen müssen, wenn er gegen Lissabon vorrücken wollte, oder er mußte sie angreifen und mit dem größern Theile seines Heeres Badajoz und Elvas belagern. Ersteres würde mit großer Gefahr verbunden gewesen seyn, letzteres dem britischen Heere Zeit gegeben haben, dem General Cuesta zu Hülfe zu kommen. Sir Arthur hatte daher, während er mit O Porto's Wiedereroberung beschäftigt war, wenig für die Hauptstadt

und

und die Flotte zu fürchten. Nachdem der Feldzug im nördlichen Portugall völlig beendigt und Silveira mit beträchtlichen Verstärkungen zurückgelassen war, marschirte das vereinigte Heer nach Abrantes und Thomar, um sich mit General Mackenzie zu vereinigen, und blieb hier eine kurze Zeit, um sich von seinen Mühseligkeiten zu erholen, und neue Kräfte zu offensiven Operationen zu gewinnen.

(Der Fortsetzung im nächsten Heft.)

V.

Die franzöſiſche Polizei.

(Fortſetzung.)

4.

An die im vorigen Heft gelieferten Aktenſtücke, ſchließt ſich das folgende, das wir ebenfalls aus der Gazette des pays bas 2. Avril 1814 entlehnen. Wen ſchaudert nicht vor dieſer mehr als jeſuitiſchen Aufſicht, dieſem Forſchen nach Verhältniſſen, in deren Unabhängigkeit von allem höhern Einfluß allein die bürgerliche Freiheit beſteht? Wie ſehr muß die Freude und der Dank gegen Gott ſteigen, wenn ſich aus ſolchen vertrauten Briefen das ganze furchtbare Gewebe von Nichtswürdigkeiten immer mehr offenbart, das die ganze Welt umſtricken und die ſittliche Natur des Menſchen in ihrem Grundweſen vernichten ſollte! Nur aus ſolchen Mittheilungen lernen wir die Gefahren vollſtändig kennen, von denen Gott uns befreit hat, Gefahren, die mit dem Verluſte irdiſcher Güter in gar keine Vergleichung kommen, deren Wirkung ſich erſt in der folgenden Zeit vollſtändig entwickelt haben würde.

Allgemeine Polizei.

Zweite geheime (confidentielle) Abtheilung.

Paris, den 29ten July 1811.

Mein Herr!

Von jedem Ihrer Kollegen ist ein Verzeichniß der bemerkenswerthen oder angesehenen Familien und Personen seines Departements verlangt worden. Diese Arbeit, deren Nutzen im alten Frankreich täglich sichtbarer wird, ist unerlaßlich in Hinsicht eines mit dem Gebiet desselben kürzlich vereinigten Landes. Mit Sorgfalt ausgeführt, erhält sie den Namen einer persönlichen Statistik (Statistique personnelle) *).

Um den Forderungen derselben zu genügen, müssen Sie in die erste Liste die Namen derjenigen Ihrer Untergebnen zusammenfassen, die durch ihren Stand, ihr Vermögen und ihre Fähigkeiten aus der Menge hervortreten. Diese Angaben werden in eine besondre Spalte eingetragen; in derselben bemerken Sie genau die Namen und Vornamen, die Lage der Grundstücke und das jährliche Einkommen der Person; ob sie Kinder hat, deren Zahl und Alter. Sie werden Ihren Beobachtungen die ganze Ausdehnung geben, die Sie für nöthig halten, auf die Sittlichkeit **), das Betragen und die Verbindungen, auf die öffentlichen Verhältnisse eines jeden vor der Vereinigung Hollands, auf die

*) Wie glücklich ist der Minister in Erfindung neuer hochklingender Namen: daß eine persönliche Statistik ein Widerspruch ist, darauf kömmt es nicht an: die Herrn von der geheimen Polizei sind durch diese vortreffliche Entdeckung ihres Oberhaupts wirklich geadelt, sie werden nun persönliche Statistiker; freilich haben sie ein unermeßliches Gebiet: denn so viele einzelne Menschen ihrer Beobachtung sich darbieten, so viele Staaten haben sie zu beschreiben: es läßt sich, wie man sieht, der herkömmliche Schematismus auch recht gut anwenden: Größe, (nach Gewicht und Maaßen) Gränzen, Lage, Produkte u. s. w. Vortrefflicher Stoff zu Tabellen! R.

**) Welchen Begriff ein Savary wohl mit dem Worte Moralité verbinden mag? R.

Gefahr bei der Anstellung dieses Individium's, auf die Dienste, die man von ihm erwarten könnte *). Nichts, mein Herr, kann wichtiger für die Regierung seyn, nichts besser die Wahlen eines Herrschers leiten, der in seinen großen Gedanken das Ganze seines Reichs umfaßt, und seinen neuen Unterthanen überall die Laufbahn der Waffen, der bürgerlichen Verwaltung und der Gerichtshöfe eröffnet **)!

Zur Zeit der Wahlversammlungen werden Sie mir Ihre Meinung über diejenigen, welche Stellen im Senat und im gesetzgebenden Körper suchen, so wie über die Deputirten, die bestimmt sind, sich zu Seiner Majestät zu begeben, besonders mittheilen.

Ausgezeichnete Männer in den Künsten und Wissenschaften müssen in ihr Verzeichniß aufgenommen werden.

Zwei andre Listen werden diese erste vervollkommen, und Ihre Arbeit, indem sie dieselbe theilen, erleichtern.

In der einen werden die jungen Leute aus guten Familien aufgeführt, das Alter, der Wuchs, und die Gesundheit eines jeden; seine Fähigkeiten und sein Charakter. Das Vermögen, die Art und der Umfang seiner Kenntnisse werden in eben so viele einzelne Kolumnen eingeschrieben ***).

Die andre Liste wird die Namen der reichsten noch unverheiratheten Erbinnen Ihres Departements vom 14ten Jahre und drüber enthalten. Sie wird möglichst genau das muthmaßliche Heirathsgut und die Hoffnungen auf Erbschaften, die Lage und die Beschaffenheit der Grundstücke, den Namen und den Stand der Väter und Mütter ange-

---

*) Man sieht, der Minister fordert von seiner persönlichen Statistik alles was je ein Zahlenpolitiker von der eigentlichen Statistik gefordert hat. R.

**) Wie schlau und doch wie einfältig hier unter stolzen Tiraden die Gemeinheit versteckt wird: selbst das Werkzeug soll nicht wissen, wozu es bestimmt ist: aber das müßte doch ein schlechter Agent der geheimen Polizei seyn, der hier den Meister nicht durchschaute. R.

***) Es ist doch eine unbegreifliche Verblendung, über solche Gegenstände auf diesem Wege irgend einen bedeutenden und vollständigen Aufschluß zu erwarten. R.

ben. Die Geburtszeit der jungen Mädchen, ihre Erziehung, religiösen Grundsätze, ihre erworbnen Kenntnisse, ihre natürliche Schönheit oder selbst ihre Häßlichkeiten (deformités) werden der Gegenstand dieser Abtheilungen seyn *).

Sie werden, mein Herr, aus dieser Darstellung sehen, daß die persönliche Statistik die Frucht wohlwollender und liberaler Gesinnungen ist **). Es ist von keiner Finanz-Spekulation die Rede; die Regierung will nur Wohlthaten verbreiten ***). Es ist nicht davon die Rede, Furcht zu erwecken: mein Brief ist vertraulich; Ihre Arbeit muß es auch seyn, und mit dem Vorzug der Wahrheit, den der Verschwiegenheit und Vorsicht verbinden. Es ist nicht davon die Rede, Verbrecher zu bezeichnen †) und zu strafen; sondern davon, Beschränktheit, Kabale und bösen Willen von Aemtern zu entfernen, nach denen sie zu streben wagen könnten ††).

---

*) Die armen Mädchen, die in den Listen der geheimen Polizei figuriren! fast scheint man die Statistique personelle ein wenig zu weit zu treiben. R.

**) Warum treffen diese wohlthätigen Gesinnungen nur die reichsten Erbinnen? Bei armen Mädchen wären sie besser angewandt gewesen, denn offenbar will die Regierung sich mit ihrer Versorgung beschäftigen. R.

***) Das mag er einem andern einbilden. R.

†) Man sollte es doch glauben, denn die mitgetheilte Vorschrift ist offenbar nach dem großen Muster eines Steckbriefs kopirt. R.

††) Nach was für Aemtern wagten die reichen Erbinnen zu streben? In der allgemeinen Zeitung vom 16ten April 1814, nr. 42, S. 158. befindet sich ein vertrauter Brief des Unterpräfekts des Bezirks von Speier an den Maire der Gemeinde Worms, worin er ihn auffordert ihm nach einem mitgetheilten Schema eine Liste aller jungen Frauenzimmer schleunigst mitzutheilen: es sind ganz die hier von Savary festgestellten Grundsätze, nur ist die Erbschaft oder Mitgabe genauer auf 40000 Franken bestimmt. Es ist in der That empörend, daß man Männern von Gefühl und Ehre so niederträchtige Geschäfte aufzubürden wagte: was konnte die Folge seyn, als der gänzlichen Untergang aller Sittlichkeit, was muste aus der edelsten Blüthe des Lebens, der züchtigen Liebe und der auf Neigung und Uebereinstimmung gegründeten Vereinigung werden,

Ich weiß, daß Sie Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zu überwinden haben werden, indessen finden Sie die nützlichsten Nachweisungen, wenn Sie die letzten Register der Verwaltung und des Handels, die Listen der Beamten, die unter der holländischen Regierung in Thätigkeit waren, zu Rathe ziehn; wenn Sie sich mit Vorsicht und unter verschiedenem Vorwande an die Ihnen untergebenen Behörden wenden, wenn Sie sich das Verzeichniß der vorzüglichsten Steuerpflichtigen mittheilen lassen; Sie finden sie auf Ihren Amtsreisen, in Ihren Gesellschaften, ja sogar in den Bittschriften, die man täglich an Sie richtet.

Das Betragen und die herrschenden Neigungen der jungen Leute müssen ein Gegenstand Ihrer Bemerkungen seyn; indessen ist es weniger wichtig, ihre Gesinnungen, als die ihrer Eltern zu bemerken *). Beschäftigung fesselt die Jugend, und hält sie zurück **). Die Gewohnheiten des reiferen Alters, werden nur mit der Zeit ausgerottet.

Die Zeit wird Ihnen gleichfalls dazu dienen, die Statistik zu dem Grad der Vollkommenheit zu bringen, dessen sie fähig ist. Ihr Eifer und Ihre Thätigkeit werden Sie unterdessen in den Stand setzen, die nöthigen Materialien zu sammeln, und mir schnell die Resultate zu übersenden.

Genehmigen Sie p. p.

Gezeichnet der Herzog v. Rovigo.

5. Der Preßzwang. Bonaparte hatte es darauf angelegt, die freie Aeußerung der Ideen ganz zu vernichten: er wagte es, eine der wohlthätigsten Erfindungen der neuern Zeit, die Buchdruckerkunst, die gewissermaßen an die

---

wenn die Regierung sich anmaßte über die Hand der Töchter nach Belieben zu schalten. R.

*) Mit andern Worten, der Agent soll die jungen Leute als Spione, als Verräther dessen gebrauchen, was in den Häusern ihrer Aeltern vorgeht. R.

**) Darum war die Konskription auch eine wohlthätige Erziehungsanstalt! R.

Stelle der Beredsamkeit getreten ist, wodurch in der alten Welt freilich unmittelbarer und lebendiger die größten Geister so wunderbare Wirkungen hervorbrachten, der, wenn sie auch wie alles bisweilen gemißbraucht ist, das menschliche Geschlecht überwiegende Wohlthaten verdankt, blos in ein elendes Werkzeug für mechanische Zwecke des öffentlichen Dienstes zu verwandeln. Unerhört in den Annalen der Tyrannei und der Dummheit sind die Mittel, wodurch man die Erscheinung von Druckschriften zu verhindern suchte. Wie lästig und unwürdig war die Abgabe von einem Centime für jeden gedruckten Bogen einer neuen Auflage oder eines zum öffentlichen Eigenthum erklärten Buchs. Es war dem Generaldirektor der Buchdruckerei und des Buchhandels die Freiheit gelassen, diesen Ausdruck so weit zu erklären, als er wollte; auch begriff er unter dem Namen, dem Staat gehöriger Werke (ouvrages appartenant au domaine public) alles was ihm unter die Hände fiel, selbst neue Bücher, unter dem herrlichen Vorwand, daß man darin Ideen fände, die Andre entwickelt hätten oder Gedanken, die nicht neu wären *)! Das Einbringen neuer im Auslande erschienenen Bücher war mit den allerlästigsten Formalitäten verbunden, die besonders nachtheilig auf den deutschen Buchhandel zurückwirkten; in Paris ward über die Zulässigkeit der Schriften von einer Kommission entschieden, die von dem Inhalt derselben, und von der deutschen Literatur auch nicht die geringsten Kenntnisse besaß; es war aber Regel, jedesmal eine bestimmte Anzahl, oft die allerunverfänglichsten auszustreichen: es ward hiebei ganz willkührlich und zufällig verfahren: wenn dieselben Bücher in der nächsten Liste wieder aufgeführt wurden, konnten sie passiren, während statt ihrer das Verbannungsurtheil andre traf. — In Belgien war der Generaldirektor der Druckerei und des Buchhandels ein General mit Namen Pommereil, ehemals Präfekt des Norddepartements. Die Buchdruckereien wurden, um sie desto besser in Aufsicht haben zu können, überall eingeschränkt: in Brüssel z. B. wo sonst 20 Druckereien Beschäftigung fanden, wurden sie auf

*) Er hätte nur sagen sollen, die Wörter wären auch von Andern gebraucht. R.

8 herabgesetzt: die Pressen der Buchdrucker Urban und Lefrancq, die besten und ältesten in ganz Belgien, wurden sogleich außer Thätigkeit gesetzt, während man andre schlechte wenigstens doch bis zum Tode ihrer Eigenthümer duldete: blos weil man jene im Verdacht hatte, Anhänger der alten Regierung zu seyn. Das Verfahren gegen die Schrift der Frau von Stael über Deutschland ist ein merkwürdiger Beweis, zu welchen empörenden Gewaltsstreichen ein Polizeiminister, ein Savary fähig war. Bonaparte mußte die Tochter Neckers hassen, weil sie Geist und Gefühl besaß, weil es ihr unmöglich gewesen seyn würde, einer Größe, wie der seinigen schmeichlerisch zu huldigen, weil ihre Bildung einer Zeit angehörte, von welcher er gern jedes Andenken vertilgt hätte; einige beißende Einfälle, die der Spürkraft seiner Lauscher nicht entgehn konnten, erregten seine ganze Wuth *); und es war offenbar mehr um die Freiherrin von Stael zu kränken, als weil man den Inhalt ihres Buchs mißbilligte, daß Savary das berüchtigte Auto da Fé darüber verhängte. Höchst merkwürdig ist das Buch über Deutschland, auch abgesehn von seiner übrigen Vortrefflichkeit **), durch die Stellen, die die französischen Censoren unterdrückten. Wenn die Eigennamen nicht ausgedruckt sind, sagt Frau v. Stael, so machen die meisten Censoren als aufgeklärte Männer, sich ein Vergnügen daraus, sie nicht zu verstehn. So ist es aber nicht mit der Polizei; sie hat eine in der That merkwürdige Art von Instinkt gegen freie Ansichten unter welcher Gestalt sie sich auch darstellen mögen, und sie wittert in dieser Art wie ein geschickter Jagdhund, alles was in dem Geiste der Franzosen ihre alte Liebe für die Aufklärung und die Freiheit erwecken könnte. — Wie weit muß es mit einem Volke gekommen seyn, wo die Censur Stellen

*) Sie hatte gesagt: er sey nur ein Robespierre zu Pferde; und ein anderes Mal: ich sammelte Stoff zur Geschichte Bonaparte's, fand aber bald, daß es nur zu den Abentheuern Bonaparte's seyn würde.

**) So einseitig und ungenügend man auch die Ansichten über unsre Literatur finden mag, so ist doch in den Bemerkungen über unser Land und Volk ein Schatz der feinsten und geistreichsten Beobachtungsgabe.

wie die folgenden unterdrückt: „So weit sind wir noch nicht, wie ich glaube, daß wir um das gelehrte Frankreich die große französische Mauer aufführen wollen, um zu verhindern, daß Ideen von außen eindringen.“ Es war ein Gefühl der Wahrheit, was diese Zeilen verdächtig machte. Wenn man sieht, daß die Worte „in diesen grausamen Zeiten“ gestrichen wurden, so muß man unwillkührlich sich in das Zeitalter versetzt fühlen, wo auch das Weinen Verbrechen ward. Dahingegen kann uns nicht wundern, daß man eine Wahrheit, wie die folgende, nicht dulden wollte: „das Uebergewicht der französischen Manieren hat die Fremden vielleicht veranlaßt, sie für unbezwinglich zu halten; es giebt nur ein Mittel diesem Uebergewicht zu widerstehn: sehr entschiedne volksthümliche Gewohnheiten und Sitten.“ Die Stelle: „eine geistreiche Frau sagte, daß Paris derjenige Ort in der Welt sey, wo man am ersten des Glücks überhoben seyn könnte,“ ward unter dem Vorwand unterdrückt, daß Paris jetzt so reich an Glück sey, daß man nicht nöthig habe, sich desselben zu begeben!! Es läßt sich in der That kein schrecklicherer Zustand denken, als unter Verhältnissen zu leben, wo Aeußerungen wie die angedeuteten, (und es sind vielleicht die stärksten, die in dem Buche vorkommen) für gefährlich oder bedenklich gehalten werden, wo sich ihr Urheber der Gefahr der Verfolgung aussetzt: in einem solchen Daseyn, muß jeder Aufschwung des Geistes ermatten, und alles endlich in schlaffer Feigheit untergehn oder sich zu thierischer Rohheit erniedrigen.

Französische Zeitungen versichern, daß Bonaparte oder vielmehr seine Diener das Werk der Frau von Stael blos um einer einzigen Stelle willen einziehn ließen, der Schilderung des Attila, worin sie das Bild ihres Herrn so getreu und fürchterlich wahr erkannten, daß sie nicht zweifelten, jeder Leser würde den Namen Napoleons an die Stelle setzen. Das Buch war schon fertig: es war unmöglich, das Blatt umzudrucken: die Aufmerksamkeit würde dadurch nur noch mehr gespannt worden seyn; der Polizeiminister befahl also kurz und gut das ganze Werk der Vernichtung Preis zu geben, ohne daß der Verleger den geringsten Ersatz für seine Kosten erhielt. Die französische Literatur war so gut als vernichtet: es gab viele Gegenstände, von denen

auf keine Art die Rede seyn durfte, man suchte aus allen Kräften zu verhindern daß sich irgend Jemand damit beschäftigte. Jedes literarische Werk ward verboten, dessen Geist im Allgemeinen schlecht schien, d. h. beitragen konnte den schuldigen Glauben an die Sammlung der großen Gedanken des Kaisers zu erschüttern, eine Sammlung, die, wie jeder weiß, sich jährlich mit neuen Entwürfen zum größten Wohl Frankreichs und Europa's vermehrte. Die meisten Werke wurden auf Befehl der Regierung geschrieben und von ihr bezahlt, aber auch sie durften nur nach der strengsten Censur an das Licht treten: diese war für die Schriftsteller gleichsam eine neue Schule; sie lernten wie die Erinnerungen der Geschichte sehr viel Gefährliches enthielten, wie Lob und Tadel schlecht vertheilt wäre; man zwang sie zu gestehn, daß namentlich der Krieg abscheulich verläumdet sey; es ward ihnen durchaus verboten, Böses darüber zu sagen: kurz, durch Verstümmelungen lernten sie, auf wie viele Weise eine Stelle schädlich (malveillante) seyn könne. Diese Censur beschränkte sich übrigens nicht blos auf neue Schriften; mehrere für klassisch geltende Bücher, unter andern Massillons Fasten Büchlein (Petit-Carême) wurden mit befohlnen Auslassungen wieder abgedruckt. Eine Sammlung aller Stellen, selbst aller Worte, die durch die Censur in den unter Bonaparte's Herrschaft gedruckten Schriften unterdrückt sind, würde höchst interessant seyn; man könnte sie benennen: geheime Geschichte des Gewissens eines Tyrannen. Bonaparte, der Heinrich IV Hohn sprach und sich wie aus persönlichem Haß gegen ihn erbittert zeigte, bewies hingegen für den Tiberius eine durchaus naive Bewunderung. Er hatte sich laut zum Vertheidiger dieses großen Mannes erklärt: „Euer Tacitus, sagt er zu einem Mitglied des Instituts, ist nur ein Verläumder: überhaupt, die ganze Geschichte muß umgearbeitet werden: sie ist fast immer nur von Parteisüchtigen geschrieben". Daß sie die Scheingröße zerstöhrt, daß sie dem unwürdigen Haupte die Krone entreißt, womit die Gewalt es schmückt, ist das große Verdienst der Geschichte, das kein Sophist durch seine verbrecherischen Künste ihr rauben wird; es hat nicht an Menschen gefehlt — Geschichtschreiber wird man sie nicht nennen — die so lange Bona-

parte der Glückliche war, in allen seinen Gewaltstreichen und widersprechenden Launen nichts als Spuren einer hohen Weisheit und eines überlegnen Geistes erkannten, die sich laut zu seinen Herolden aufwarfen und ganz in seinem Sinne sich bemühten, die Geschichte umzugestalten: aber so groß ist die stille Gewalt der Wahrheit, daß nur leicht von ihren Strahlen berührt, alle diese Dunstbilder der Thorheit und der Schlechtigkeit sich in die Lüfte zerstreuen.

Der Artikel Cromwell in der neuen Biographie ist dreimal umgearbeitet; und nur zitternd gab der Censor der dritten Bearbeitung seine Billigung. Bonaparte hatte vorher und noch unmittelbarer einen Beweis von seinen Eifer für Cromwells Ruhm gegeben; er selbst ertheilte den Befehl, daß man aus den Büchern eines Gelehrten, die nach seinem Tode verkauft werden sollten, das Werk des W. Haller unter dem Titel: Killing no murder fortnehme: das Buch, das nur rechten Bücherwürmern bekannt ist, war in keiner Hinsicht gefährlich; aber es schmähte das Andenken des englischen Protektors und war überdies in dem schlechten Geist, denn es untersucht die Frage, ob es erlaubt sey einen Tyrannen zu tödten; diese doppelte Rücksicht war genug, um es zu verfolgen.

Durch das ganze Reich war eine große Fabrik von Lobeserhebungen errichtet und nur wenigen Schriftstellern gelang es dieser Gefahr zu entgehn: jeder, der sich dem Gebieter oder irgend einer Behörde nahte, oder aus irgend einer Veranlassung gezwungen war, öffentlich über ihn zu reden, muste nothwendig den befohlnen Weihrauch ausstreuen! In solchen Fällen den großen Napoleon nicht zu loben, wäre ein Verbrechen gewesen, dessen Strafe man nicht genau kannte, weil es der Vorsicht der Gewalt gelungen war, dieser Art von Verbrechen beständig zuvorzukommen. Sie maaß selbst die Größe des Lobes ab und überließ nur die Art der Wahl des Redners. Die Ueberlieferung hatte für diese Arbeiten verschiedne Arten festgestellt, und jeder wählte die, welche mit seinem Talent und seinem Charakter übereinstimmte.

Es gab ein begeistertes Lob: es bestand in einer Sammlung der hochtönendsten Wörter in der Sprache, so zusammengesetzt, daß Napoleon als der größte, oder vielmehr als

der einzige große Mann erschien, der je gelebt hatte. Dies war in der Regel genug; aber bisweilen verbesserte eine Anrede an das große Volk, das als das Fußgestell des großen Kaisers betrachtet ward, auf eine bewundernswürdige Weise das Widerliche bloßer unmittelbarer Lobsprüche. Dann kam das akademische Lob; einige falsch angebrachte, aber geschickt herbeigeführte historische Erinnerungen, einige allgemeine metaphysische Wahrheiten, Anspielungen, Verschweigungen, sogar etwas Würde und Achtung für sich selbst: das waren die Grundstoffe, woraus das künstliche Gewebe dieser symmetrischen Erzeugnisse bestand, worin man übrigens weniger zu sagen schien, um den Geist desto mehr ahnen zu lassen. Indessen hatte diese Art sich seit einigen Jahren selbst übersprungen; sie hatte den doppelten Nachtheil dem Verfasser viele Mühe zu verursachen und den Zuhörern kalt zu erscheinen. Eine andre Art, die leichter war, hatte auch mehr Erfolg: man kann sie die empfindsame Manier zu loben nennen. Der Redner, niedergedonnert durch die Größe des Kaisers, zeigte sich ganz gerührt von seiner himmlischen Güte und bis zu Thränen erweicht bei'm Anblick der Wohlthaten, womit Sr. Majestät Frankreich überhäuft hatte: diese Art ward insonderheit von der Gemeinheit angewandt, die es bequem fand vor Rührung zu den Füßen eines Menschen zu weinen, von dem ein einziger Blick sie vor Furcht erstarren ließ. Noch müssen wir der poetischen Art gedenken. Sie ward immer befohlen und der Gegenstand im Voraus angezeigt, im Uebrigen ward die Begeisterung des Dichters sich selbst überlassen, nur muste er oft genug die festgesetzten Wörter: Napoleon, Ruhm, Genie, siegreiche Adler u. s. w. anbringen. Wenn die Arbeit fertig war, wurde sie halb in Geld, halb mit Lobsprüchen in den Zeitungen bezahlt *).

6. Die Spione. In einer französischen Zeitung (Gazette de France, 4 Avril, 1814. nr. 94.) findet sich folgende Schilderung. „Es giebt eine Art Leute, die man mit Recht pessimum genus nennen kann: es ist gut, sie jetzt zu bezeichnen. Sie sind bis zu einem gewissen Punkte in großen Volksmassen nothwendig, weil sie alle Spitzbuben kennen, uud sie für Geld den Behörden anzeigen. Ehrliche Leute müssen desto mehr auf ihrer Hut seyn, weil sie ihr Geschäft unter der Maske der Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit treiben. Man merkt leicht, daß ich von den Spionen rede. Es ist unglaublich, wie ihre Zahl sich vermehrt und ihre Talente sich vervollkommen unter argwöhnischen tyrannischen Regierungen. Seit 25 Jahren z. B. ist es in Frankreich ein Stand, Spion zu seyn. Die Kaffee-

*) Gazette de France 19 Avril, 1814.

häuser, die Schauspiele, die öffentlichen Plätze sind voll von ihnen. Sie schleichen sich in die Säle, die Vorzimmer, die Plätze, die Amtsstuben; man findet sie überall. Sie sind wirklich Feinde des öffentlichen Wohls und durch Natur und Grundsätze boshaft. Sehen sie drei oder vier Personen bei einander, so kommen sie alsbald heran, mischen sich in die Unterhaltung, verbreiten unangenehme Nachrichten, und laufen zu einem andern Haufen. Bisweilen wird der Redner durch einen Gehülfen unterbrochen. Es giebt unter ihnen einige, die man Spione der Mauern nennen könnte. Sie durchrennen am Tage die Straßen, und wenn sie eine nützliche Nachricht, eine bedeutende Proklamation bemerken, beeifern sie sich in der Nacht sie abzureißen und eine andre an die Stelle zu heften, um die öffentliche Meinung zu verwirren. Die Spione der Schauspiele verhindern Anspielungen zu beklatschen, und suchen nur Verwirrung zu erregen durch das Geschrei: Stille! — Es ist nicht die Absicht von allen jetzt vorhandenen Spionen zu reden und die größtentheils eine Wohlthat Bonaparte's sind: sie endigen aber immer damit sich zu entdecken: man muß sie alsdann mit der äußersten Verachtung behandeln. Ein Spion, wer er auch sey, verdient keine Rücksicht, und es heißt redlichen Leuten einem Dienst erzeugen, wenn man sie vor solchen Schurken warnt." —

VI.

Charakteristik der neueren Türken und Griechen.

[Von Robert Semple *).]

Die verschiednen Volksstämme, die den Türken unterworfen sind, bleiben noch fortdauernd eben so getrennt als sie waren, da sie zuerst zusammenkamen. Der Türke, der Grieche, der Armenier, der Jude und der Franke, obgleich

*) Diese Bemerkungen sind ausgezogen aus Semple's yourney through Spain and Italy etc. II, 219 ff. Der Verfasser giebt sich viele Mühe zu beweisen, daß es nützlich für Englands Verkehr im Mittelmeer seyn würde, Candia und die griechischen Inseln den Türken zu entreißen und zu colonisiren; er sucht die Leichtigkeit einer solchen Unternehmung und zugleich ihre Rechtmäßigkeit darzuthun. R.

sie in derselben Stadt oder sogar in demselben Dorfe leben, bewohnen verschieden angelegte Häuser, essen andre Speisen, tragen eine abweichende Kleidung und verehren Gott auf eine verschiedne Weise. Ueber alle ist der Türke Herr. Der erste Anblick verkündigt es. Er ist im Allgemeinen schlank, stark, und wohlgebaut und schreitet entweder mit Freiheit oder einer abgemeßnen Würde einher. Sein Antlitz, von Natur ausdrucksvoller als das des nördlichen Europäers wird noch kriegerischer durch seinen Knebelbart und Turban. Was auch sein Geschäft seyn mag, er betrachtet sich als einen gebohrnen Soldaten. Man kann sagen, daß die Unterthanen des Großsultans in Casten getheilt sind, und daß die Türken den Kriegerstamm bilden, der überall geneigt ist seine Stärke zu mißbrauchen, auch ohne den erhöhten Reiz, den die Verschiedenheit an Sitten, Sprache und Glauben gewährt. Es ist daher kein Wunder, daß die Türken über die Juden und Griechen herrschen, die sie als Sklaven und Zinspflichtige betrachten. Sie scheinen es zu wissen, daß sie kein andres Recht auf die schönen Länder haben, in deren Besitz sie sind als das Schwerdt und gehn daher immer bewehrt, mit geladnen Pistolen und einem langen Dolch in ihrem Gürtel; diese Waffen sind mit Silber eingelegt und es macht ihnen Vergnügen sie zu zeigen und zu handhaben. Bei diesen Gesinnungen und nur von Sklaven umgeben, erlangen sie ein übermüthiges Ansehn, das bei dem Zustand ihrer Sitten an Wildheit gränzt; bei der geringsten Veranlassung und sehr oft ohne dieselbe sind sie bereit einen Ungläubigen zu schlagen, und sie lassen es sich nicht einmal träumen, daß er die Tollheit oder Unverschämtheit haben werde, den Schlag zu erwiedern. Wenn zwei große stattliche Griechen auf der Straße mit einander fechten, tritt ein Türke zwischen sie, stößt den einen auf diese, den andern auf jene Seite und fügt Stöße und Schläge hinzu, wenn sie noch einmal auf einander losgehn. Die Türken legen auf das Leben eines Ungläubigen nicht viel mehr Werth, als auf das eines Thiers; selbst ihr eignes scheinen sie nicht sehr hoch zu achten. Sie haben einige Züge eines wahrhaft kriegerischen Charakters, sie lieben Pferde und Waffen und verabscheuen das Meer; sie erfreun sich am Pomp und Geräusch und Schimmer des Kriegs: und sie können sich selbst auf eine kurze Zeit in der Stunde der Schlacht gegen die Gefahren verblenden: aber anhaltende Beschwerden machen sie bald muthlos: und obgleich sie die Christen in Smyrna und Konstantinopel mit Verachtung behandeln, so haben sie doch an den Ufern des schwarzen Meers und der Donau vor ihnen zittern gelernt. Dies verräth das ganze Geheimniß ihres Uebermuths. Er gründet sich auf die Eroberungen ihrer Altvordern, nicht auf

ihre eigne erprobte Stärke. Mit einem Wort, durch den Schein des Krieges getäuscht und durch lange Gewöhnung an den Frieden und an eine Religion, deren Belohnungen ganz sinnlich sind, entnervt, will der Türke schon in diesem Leben einen Vorschmack von den Wonnen des Paradieses haben. Mit Umhängen geschmückte Zelte, prächtig aufgeschirrte Pferde, glänzende Waffen dienen nur, um ihn angenehm aus seinen üppigen Träumen zu wecken, damit er mit neuem Vergnügen in Schlaf fallen und träumen kann, daß er ein Soldat sey. Lange und beschwerliche Märsche, schmerzhafte Wunden, vor allem das tiefe Eindringen in die Kriegswissenschaft sind seiner zugleich stürmischen und trägen Gemüthsart unangemessen. Wo es möglich ist, durch eine einzige heftige Anstrengung seinen Zweck zu erreichen, kann der Türke Erfolg haben; aber schlägt ihm der erste Versuch fehl, so zieht er sich zurück wie der Tiger, dem sein Sprung mißlungen ist und er bedarf einer langen Zeit, um seine erschöpfte Wildheit wieder zu sammeln.

Die zweite große Klasse der Unterthanen der Pforte bilden die Griechen und man kann unmöglich ohne Mitleid einen Blick auf ihre jetzige Lage werfen oder ohne eine gewisse Verachtung ihren Charakter betrachten. Die Namen der Gegenden, die Töne der Sprache rufen uns die unsterblichen Zeiten der griechischen Herrlichkeit zurück: noch immer schwingen die Bewohner gleich ihren Vätern gern die Wurfscheibe, noch immer gehört die Olive zu ihren vorzüglichsten Nahrungsmitteln, aber ach! es ist nicht mehr das alte Geschlecht: bei einer genaueren Bekanntschaft zeigt sich der Neugrieche gefällig, aber betrügerisch, großsprecherisch aber feige, eitel aber verworfen und kriechend vor der empörendsten Tyrannei; leicht und launisch ohne Erfindungskraft, geschwätzig ohne Kenntniß und eben so abergläubisch als der Italiener und Spanier, aber ihm fehlt zu seiner Entschuldigung die wirkliche Wärme der Andacht. So gesunken die Griechen in moralischer Hinsicht auch erscheinen mögen, so haben sie doch noch viel von dem, was wir für ihren frühern physischen Charakter halten. Wenige unter ihnen sind ungestaltet oder häßlich; sondern im Gegentheil die von Morea und den westlichen Inseln des Archipelagus im Allgemeinen ausgezeichnet groß, breitschultrig, mit dicken Hälsen; während die von andern Inseln und aus Konstantinopel, Smyrna und den asiatischen Küsten durch die Zierlichkeit den Mangel der Kraft in ihrem Bau ersetzen. Ihre Gesichter sind ausdrucksvoll, aber weit weniger als die der Türken. Die Weiber sind, so lange sie jung sind allgemein schön und lebendig, aber ihre Schönheit ist von kurzer Dauer. Sie tragen gern Blumen auf ihrem Kopf, und ein dicht an den Körper anschließendes, und hinten

weit wallendes Gewand bildet den asiatischen Theil ihrer Kleidung; während das Uebrige der europäischen Tracht sehr gleich ist. Die Männer kleiden sich in kurze Jacken und Westen, mit weiten Beinkleidern, die bis über die Kniee reichen: die gemeinen Leute tragen wie die Türken, die Schenkel bloß und haben bloß ein Paar Pantoffeln an den Füßen. Selten scheeren sie die Oberlippe: was mit ihrem struppigen Haar und einer kleinen rothen Mütze auf der Scheitel ihnen oft einen wilden Blick giebt, aber nie ein würdiges oder kriegerisches Ansehn. Knechtschaft ist zu sehr jedem Zuge eingeprägt: aber doch komte sie nicht ganz die natürliche Munterkeit zerstöhren, die ihr schöner Himmelsstrich einflößt. Sie lieben Gesang und Tanz; und selbst ihre kleinsten Schiffe haben wenigstens einen Spielmann am Bord, der mit einer kleinen Fiedel, einer Bretgeige oder einer spanischen Zither versehn ist. Auf diesen Werkzeugen spielen sie wenn sie zwischen den Eilanden still liegen oder mit leichten Lüftchen neben Griechenlands Küste hinsegeln, wilde aber nicht unangenehme Lieder: und wenn eine Lieblingsweise angegeben wird, mischen die Seeleute ihre Stimme im Zusammenklang ein. Der erste Theil der englischen Weise God save the King ist bei den Griechen in Smyrna sehr beliebt: aber der zweite ist entweder über ihre Fähigkeiten, oder ihrem Geschmack nicht angemessen. Man sagt wirklich daß sie selten den zweiten Theil irgend einer europäischen Weise auffassen und behalten. Die Griechen sind die besten Seeleute im mittelländischen Meer, die Franzosen ausgenommen, deren Ueberlegenheit nur von ihrer größeren Kenntniß herrührt. Die griechischen Matrosen sind stark, thätig und mäßig. Sie bilden die Hauptstütze der türkischen Flotte. Es würde in der That die größte Wohlthat für das unglückliche Volk seyn, wenn endlich die schmählichen Fesseln gelöst würden, unter denen es seufzt, und ihm das Glück einer besseren, milden Regierung zu Theil würde.

Zeitschrift

für

die neueste Geschichte,

die Staaten- und Völkerkunde.

Viertes Heft. März 1814.

I.

Statistisches Gemählde von Persien.

[Nach Macdonald Kinneir.]

Der folgende Aufsatz ist ein Auszug aus dem Werke eines neueren englischen Reisenden des Hrn. John Macdonald Kinneir. Er befand sich (als political assistant, wie er sich selbst auf dem Titel seines Buches *) nennt) in dem Gefolge des Brigadier-General Sir John Malcolm als dieser von der ostindischen Kompagnie im Jahr 1810 als Gesandter an den persischen Hof geschickt ward: seine Nachrichten sind also neuer, als die nur sehr fragmentarischen französischen, welche wir von Hrn. Ange de Gardanne, dem Bruder des, von der französischen Regierung im Jahre 1807 an den Hof von Teharan als Gesandter geschickten Divisionsgenerals Gardanne, erhalten haben. Dieser Hr. Gardanne begleitete seinen Bruder

*) A geographical Memoir of the Persian Empire accompanied by a map. London. 1813. 4°.

nach Persien, kehrte aber schon im Jahr 1803 wieder als Gesandtschaftskourier nach Frankreich zurück und gab im folgenden Jahre die Beschreibung seiner Reise heraus, welche auch in das Deutsche übersetzt worden ist.

Aus welchem Gesichtspunkte unser Verfasser seine Arbeit angesehen wissen will, geht aus dem Titel hervor: die hier zuerst mitgetheilte allgemeine Schilderung Persiens und der Perser soll nur als Einleitung dienen. Es ist ihm weniger um eine Nachricht von den Sitten und Gebräuchen des Landes, den Naturprodukten u. s. w. zu thun, als um die Beschreibung der Lage der verschiedenen Städte, die Angabe der Gränzen der Provinzen u. s. w., weswegen er auch über vieles von Chardin und Olivier weitläuftiger behandelte, kurz hinweggeht. Außer dem eigentlichen Persien finden wir noch in des Verfassers Werke, die westlich und nördlich angränzenden Provinzen beschrieben, so daß wir auch noch Nachrichten über die Paschaliks von Bagdad und Orfa, so wie über Armenien und Georgien erhalten. — In einem Anhange wird eine Menge von Reiserouten, wo bei jedem Orte kurze geographische Notizen beigefügt sind, gegeben. Die Reisen selbst wurden theils von Offizieren der Gesandtschaft, theils von Eingebornen, deren sich Sir John Malcolm bediente, das Land zu durchforschen, gemacht.

Die Nachrichten, welche Hr. Macdonald über Persien mittheilt, stimmen im Ganzen, mit denen, welche uns die beiden oben erwähnten Hauptquellen über Persien geben, überein. Chardin's Werk, obgleich aus der letztern Hälfte des 17ten Jahrhunderts wird immer klassisch bleiben, und hat in der letzten Ausgabe (Paris 1811. 10 Bde. 8°.) durch Hrn. Langles Zusätze und Bemerkungen eine bedeutende Bereicherung erhalten. Olivier, der in den Jahren 1792 — 1798 auf Befehl der französischen Regierung die Türkei, Syrien und Persien bereiste, ergänzte Chardin's Nachrichten an vielen Stellen, ohne sich auf einen einzelnen Gesichtspunkt wie Macdonald einzuschränken. —

Herrn Scott Warings Reise nach Schiras, der wie bei Olivier und Chardin eine Geschichte von Persien beigefügt ist, habe ich weder im Original noch in der deut

schen Uebersetzung erhalten, und daher seine Nachrichten nicht mit denen des Hrn. Macdonald vergleichen können. Sp.

In einem Königreiche von so weitem Umfange als Persien ist, muß man natürlich eine große Verschiedenheit des Klimas erwarten. Es findet sich indeß, daß im Allgemeinen diese Verschiedenheit nicht von der Breite abhängt, sondern von der Beschaffenheit und der höhern oder niedern Lage des Landes, welche Ursach ist, daß man oft in wenigen Stunden von dem Klima von Montpellier zu dem von Sibirien übergeht *). Das Verhältniß der Jahreszeiten ist ziemlich dasselbe, wie das in England. Von dem Ende des Mays bis zum Anfange des Septembers ist die Hitze sehr groß, besonders in den niedrigen Gegenden, an den Ufern des indischen Meeres und des persischen Meerbusens, in Kusistan, den Wüsten von Kerman, und auch in einigen Theilen des Innern von Persien, besonders in der Hauptstadt Tehran. — In den höher gelegenen Gegenden ist der Sommer sehr mild. Im Julius 1810 waren die Hügel noch mit Schnee bedeckt, und in mehreren Thälern zwischen Schiras und Ispahan fanden wir es so kalt, daß wir unter zwei bis drei Decken schlafen mußten. Im Norden von Schiras sind die Winter sehr strenge, so daß oft, besonders in der Nähe von Tehran und Tabris, mehrere Wochen hindurch zwischen diesen Städten und den umliegenden Dörfern alle Gemeinschaft abgeschnitten ist. Trotz dieses schnellen Ueberganges von der Hitze zur Kälte, ist indeß das Klima gesund, die Provinzen Gilan und Masanderan ausgenommen **). Die Luft ist trocken, der Thau nicht ungesund, die Atmosphäre fortdauernd klar, und des Nachts funkeln die Sterne in einem Glanze, von dem man in Eu-

---

*) In England bewirken 270 Fuß senkrechter Höhe eine Veränderung von 1 Grad Thermometerstand. Dr. Heberden berechnete daß auf Madeira die Hitze um 1 Grad Fahrenheit auf 190 Fuß Höhe abnahm. Philosoph transact. 1765. p. 126.

**) Cf. Chardin tom. 3. p. 274. sqq. ed. Langlès. Sp.

ropa nichts weiß. Da es selten regnet, so giebt es hier auch jene Moräste und jene ungesunden Ausdünstungen nicht, welche in den waldigen Theilen von Hindostan so häufig sind *).

Die Perser sind eine ungemein schöne Menschenart: sie sind brav, gastfrei, geduldig im Leiden, zuvorkommend gegen Fremde und ungemein abgeschliffen in ihrem Sitten. — Ihr Benehmen hat etwas sehr einschmeichelndes und angenehmes und als Gesellschafter sind sie liebenswürdig und unterhaltend, allein dafür gehen ihnen auch manche andere schätzbare Eigenschaften ab und niemand ist in den Künsten des Betruges und der Heuchelei so erfahren als sie. Sie sind eben so stolz gegen ihre Untergebenen, als kriechend gegen ihre Obern, grausam, rachsüchtig, verrätherisch und habsüchtig, ohne Treu und Glauben, ohne wahre Freundschaft, Dankbarkeit oder Ehre. — Mäßig in seiner Lebensart, stark von Körper und von seiner Kindheit an an Hitze und Kälte, Hunger und Durst, gleich gewöhnt, scheint die Natur den Perser zum Krieger bestimmt zu haben. Da es aber, den alten Vorurtheilen dieses Volkes nach, als entehrend für einen Mann der Geld genug hat, sich ein Pferd zu kaufen, angesehen wird, zu Fuße zu dienen, so ist das persische Fußvolk von jeher ein sehr verächtlicher Theil des Heeres gewesen, während die zahlreichen Haufen persischer unregelmäßiger Reuterei, mehr als einmal die kriegsgeübten Legionen Roms mit Schrecken erfüllten und zur Flucht nöthigten.

Die Kleidung des Persers scheint dem Fremden gewissermaaßen weichlich, obgleich sie in der That es nicht so sehr, als die manches anderen östlichen Volkes ist. Sie besteht aus einem langen Gewande, das beinahe bis auf die Füße reicht, und einer hohen Mütze, die, wenn sie mit einem Schaal bedeckt ist, einige Aehnlichkeit mit der Tiara der Alten hat. Um den Leib wird ein Gürtel geschlungen, in dem ein kleiner Dolch steckt **) und niemand hält sich,

---

*) Chardin ib. pag. 282.

**) Die Geistlichen, die Gelehrten, Rechtsgelehrten, Kaufleute und Künstler dürfen keine Dolche tragen. Von Frauen haben blos

ohne sein Schwerd, für völlig angekleidet. Der Gebrauch des Bartscheerens, den früherhin die östlichen Völker hatten, und den die Europäer damals als einen Beweis von Weichlichkeit betrachteten, wird jetzt von diesen Völkern aus einem gerade entgegengesetzten Gesichtspunkt angesehen. Der Perser betrachtet den Bart als ein Zeichen der Schönheit und der Weisheit. Verächtlich von seinem Bart zu reden, ist die größte Beleidigung, die man einem Eingebornen dieses Landes anthun kann, und es zu wagen ihn anzurühren, würde wahrscheinlich den augenblicklichen Tod des Beleidigers nach sich ziehen *).

Die Kleidung der Frauen ist sehr einfach. Sie besteht im Sommer aus einem seidenen oder Muslin-Hemde einem Paar weiten Sammthosen und einem Ulkhalik oder Weste. Der Kopf ist mit einem großen schwarzen Turban bedeckt, über welchen ein Kaschmir Schaal nachlässig geworfen wird, um als Schleier zu dienen. Bei kaltem Wetter trogen die Frauen ein eng anschließendes Kleid, das bis auf die Kniee herabreicht und vorn mit großen goldenen Knöpfen zugeknöpft ist, über der Weste. Dies ist von Sammt oder Kimcob **) gemacht und zuweilen mit Juweelen verziert.

Die Perser lehnen sich nicht auf Küssen, auf jene weichliche Art, wie es die Türken thun, sondern sitzen aufrecht auf einem dicken Filze, Numud genannt. Sie haben selten oder nie Feuer in ihren Zimmern, selbst nicht in der kältesten Jahreszeit, sondern hüllen sich, um sich zu erwärmen, in einen Pelz Barauni, dessen Oberzeug aus hochrothem Tuch mit Schaals oder Sammt besetzt, besteht. So wie andere östliche Völker stehen sie bei Sonnenaufgang auf, und wenn sie sich angekleidet, und ihr Gebet verrichtet haben, so trinken sie eine Tasse Kaffee oder essen einige Früchte; dann gehen sie an ihr Geschäft, wenn sie

---

die Prinzessinnen aus königlichem Geblüt das Recht dazu Chardin. Sp.

*) Zu bemerken ist indeß, daß die Perser nicht wie die Türken den Bart laug herabwachsen lassen, sonderu ihn ganz kurz abschneiden, ohne ihn jedoch zu scheeren. Chardin tom. 4. pag. 10. Olivier tom. 3. pag. 152. Sp.

**) Oder wie Lord Valencia in seinen Reisen schreibt, Kincaub, wahrscheinlich ein indisches Baumwollenzeug. Sp.

eines haben, wo nicht, so rauchen sie Tabak und unterhalten sich bis um 11 Uhr, wo sie gewöhnlich ihr Frühstück zu sich nehmen, und begeben sich dann in den Harem. Hier bleiben sie ungefähr bis drei Uhr, wo sie in das Wohnzimmer zurückkehren, Freunde sehen, uud ihre Geschäfte beendigen, denn hier werden alle Geschäfte, selbst die wichtigsten, öffentlich verhandelt. Zwischen neun und zehn wird die Hauptmalzeit aufgetragen *): diese besteht vorzüglich aus Pillaus, Hammelfleisch und Geflügel, wovon sie indessen sehr wenig essen. — Wein trinken sie in Gesellschaft nie, obgleich sie sobald keine Zeugen da sind, ausgemachte Zecher sind, und regelmäßig trinken, ehe sie essen. Den Tabak lieben sie leidenschaftlich, und rauchen daher fast unaufhörlich von dem Augenblicke, wo sie aufstehn, bis zu dem, wo sie sich niederlegen **). Indeß macht die Pfeife hier auch das vorzügliche Unterhaltungsmittel eines Mannes von Stande aus, und wenn er seinen Kalian nicht hätte, so würde mancher Augenblick unausgefüllt bleiben. — In dieser Hinsicht scheint jedoch ein sonderbarer Widerspruch im Charakter des Persers zu liegen. Wenn sich keine Veranlassung zu körperlicher Thätigkeit findet, so giebt er sich ganz der Weichlichkeit und dem Genusse hin, aber derselbe Mann, der seinen Kalian im Munde ganze Tage in dumpfem Hinbrüten zuzubringen scheint, kann, wenn er einmal in Bewegung ist, Tage und Nächte hindurch ohne Unterbrechung, zu Pferde seyn. — Die Hetz- und Falken-Jagd, so wie andere körperliche Uebungen sind die Lieblingsunterhaltung der Perser; dadurch wird ihr Körper abgehärtet und beweglich, und da sie von ihrer Jugend an daran gewöhnt werden mit Pferden umzugehn, so wissen sie dieselben mit großer Dreistigkeit zu gebrauchen. Sie bedienen sich häufig warmer Bäder, wechseln aber ihre Wäsche sehr selten.

---

*) Chardin tom. 4. pag. 29. ibid. pag. 47. Sp.

**) Olivier sagt, daß sie nur zwei bis drei mal des Tages rauchen, und zwar nie aus Pfeifen, sondern immer aus dem Nargull, einem durch Wasser geführten Schlauche, der mit dem indischen Huka Aehnlichkeit hat. Sp.

Die Frauen in Persien sind verhältnißmäßig weit weniger schön als die Männer, aber da ein Fremder, und noch dazu ein Christ, selten oder nie Gelegenheit findet, Frauenzimmer von Stande zu sehen, so ist sein Urtheil größtentheils von denen aus niedrigeren Ständen abgezogen. Die Weiber der Landleute beschäftigen sich mit der Hauswirthschaft und andern häuslichen Geschäften, und obgleich nicht in einen Harem eingeschlossen gehen sie doch nie aus, ohne den unteren Theil des Gesichts mit einem Schleier zu bedecken. Die Weiber aus den höhern Ständen halten sich fast immer in ihren kleinen Zimmern in den Harems auf, und bringen ihre Zeit vorzüglich damit zu Kaffee zu trinken und den Kalian zu rauchen, denn da die muhammedanische Religion die Männer lehrt, auf den weiblichen Theil der Schöpfung als auf eine untergeordnete Gattung von Wesen herabzusehen, so trägt man wenig Sorge für ihre Ausbildung. In der Jugend lehrt man sie lesen und schreiben, spinnen und sticken, aber es fehlen ihnen im Ganzen die Anmuth und die Reize, welche die Frauen in dem gebildeten Theile von Europa so liebenswürdig machen. Nach Muhameds Gesetzen kann jemand vier Weiber haben, und so viele Beischläferinnen, als er will: man findet also in Persien die Zahl der Weiber jedesmal dem Vermögen und dem Range des Mannes angemessen. Die vier Weiber sind gewöhnlich von demselben Stamm oder dem Stande als der Mann, und ihre Kinder haben ein Vorrecht auf die Würden und die Erbschaft des Vaters; auf den Stand der andern Frauen im Harem wird nicht sehr gesehen und es ist genug wenn sie nur schön sind. Deswegen werden auch die georgischen Sklavinnen allen übrigen vorgezogen: diese Frauen sind ungemein schön und lebendig, zeichnen sich indeß mehr durch die Anmuth und Zierlichkeit ihrer Gestalt, als durch die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge aus. Sie werden zuweilen durch armenische Kaufleute, als ein Handelsgegenstand aus ihrem Vaterlande gebracht, aber der größere Theil wird von den persischen Heeren bei ihren Tschupaus oder räuberischen Einfällen in Georgien geraubt. Der Preis ist verschieden, je nachdem weniger oder mehr Vorrath da ist; im Jahr 1810 konnte man zu Tauris ein junges und schönes georgisches Mädchen für unge-

fähr 80 Pfund Sterling kaufen. Obgleich es beinahe für eine Beleidigung gehalten wird, einen Perser nach dem Befinden seiner Frau zu fragen, so sind die Perser doch im Ganzen in dieser Hinsicht bei weitem nicht so strenge, als ihre Nachbarn. In der Türkey ist der Tod die Folge, wenn eine türkische Frau im Einverständnisse mit einem Christen gefunden wird: hier wird so etwas übersehen, wenn die Sache nur nicht zu sehr an das Tageslicht kommt. Freudenmädchen sind nicht allein häufig, sondern werden auch sogar von der Regierung geschützt: sie bekommen sämtlich Erlaubniß und müssen eine Abgabe an den Staat entrichten.

Die Perser sind Muhamedaner und von der Sekte der Schiiten, oder Anhänger Ali's; sie sind weit duldsamer in ihren Grundsätzen, als die Türken, welche sie verabscheuen und verachten, dagegen werden die Christen bei weitem nicht mit dem Grade von Verachtung, noch so hart behandelt, als in dem ottomanischen Reiche und in andern muhamedanischen Staaten, und wodurch ihr Geist ganz erschlafft und ihre Kraft gebrochen worden zu seyn scheint. Dagegen werden die Gebern oder alten Feueranbeter mit der äußersten Strenge behandelt, und haben sich deswegen genöthigt gesehen, entweder nach Indien auszuwandern, oder die Religion ihrer Väter abzuschwören, und nur einige wenige Familien in den Städten Kerman und Vasd sind von den Schülern Zoroasters übrig geblieben. Die Perser hegen eine große Ehrfurcht gegen ihre Mullahs oder Priester, gestatten ihnen aber nie, wie es bei den Türken gewöhnlich ist, irgend einen Einfluß auf Staatsgeschäfte. Wie alle Anhänger des arabischen Propheten, sind sie äußerst abergläubisch: Amulete oder Talismane tragen sie beständig, und es wird nie etwas bedeutendes unternommen, wenn nicht der Sterndeuter den glücklichen Tag und die Stunde zur Vollführung bestimmt hat. Ein Fürst von Kopf kann diese, jeder Bestechung zugänglichen, Menschen vortrefflich gebrauchen, um seine Pläne auszuführen und man sagt, daß Aga Muhamed Chan, der letzte König, bei mehr als einer Gelegenheit bedeutenden Nutzen aus der Leichtgläubigkeit des Volks zu ziehen wußte.

Kein Volk in der Welt hält mehr auf Ceremonie und

Etiquette als die Perser. Jeder Mann nimmt seinem Stande gemäß, einen Platz ein, und dieser ist mit der größten Bestimmtheit vorgeschrieben. Der Sohn setzt sich nie in Gegenwart des Vaters, auch thut es der jüngere Bruder selten in Gegenwart des ältern. Ein Höherer wird von seinem Wirthe an der Thür seines Zimmers empfangen: kommt einer von gleichem Stande, so steht er von seinem Sitze auf, und ein Geringrer wird blos mit einem leichten Kopfnicken begrüßt. Bei diesen Dingen fordern die Perser gewöhnlich von Fremden mehr als nöthig ist, und in keiner Hinsicht muß ein fremder Gesandte vorsichtiger seyn, als in dieser. Wenn er einen glücklichen Erfolg seiner Sendung wünscht, so muß er Sorge tragen, bei keiner Gelegenheit, selbst nicht im geringsten der Würde seines Charakters und seines Volks etwas zu vergeben. Mangel an Aufmerksamkeit auf dergleichen Kleinigkeiten kann seinen Angelegenheiten sehr schaden, und muß ihn und sein Vaterland in den Augen des Volks verächtlich machen *).

Von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ist Persien dem Willen eines despotischen Fürsten unterthan gewesen, und kein Fürst hat je mit größerer Willkühr geherrscht, als der, welcher jetzt auf dem Throne dieses Reiches sitzt. Seine Befehle werden ohne Verzug befolgt, und der angesehenste Mann in seinem Reiche kann augenblicklich selbst ohne den Schein eines Verhörs seiner Würde beraubt, und öffentlich mit Streichen auf die Fußsohlen bestraft werden. Die Regierung wird von dem Fürsten und zweien seiner ersten Minister dem Visir Asem oder dem Groß-Visir, und dem Amin a Daulah oder dem Großschatzmeister verwaltet **). Der Groß-Visir hat alles unter sich, was sich auf die Verhältnisse mit auswärtigen Mächten bezieht, und befehligt auch die Heere in Abwesenheit des Fürsten. Der Amin a Daulah, welcher dem vorigen untergeordnet ist, verwaltet hauptsächlich die inneren Geschäfte z. B. die Einsammlung der Einkünfte und den Anbau der Ländereien.

---

*) Chardin tom. 3. pag. 417. sqq. Sp.

**) Nach Chardin eine Person, der man beide Titel giebt. tom. 5. pag. 338. Sp.

In den Händen dieser beiden Männer befindet sich die ganze ausübende Gewalt, und so lange sie in Gnade bleiben, stehen sie unter keiner Aufsicht; da indeß die Gunst eines Tyrannen sehr schwankend ist, so erhalten sie sich selten lange im Besitze ihrer Würde. Den Ministern untergeordnet ist eine regelmäßig abgestufte Anzahl von Beamten, welche Stellen bei dem Hofstaate, dem Heere oder der Einkünfte-Verwaltung bekleiden. Das Königreich ist in mehrere große Provinzen getheilt und jede von diesen wieder in mehrere einzelne Bezirke nach ihrem Umfange. Die Statthalter der Provinzen haben den Titel Beglerbeg, die der Bezirke heißen Hakim oder Zebit und jedes Dorf steht unter dem Befehle eines Khet Khodh.

Die Beglerbegs werden, wie die türkischen Paschas nach Verlauf einer gewissen Zeit an den Hof beschieden, wo, wenn auch ihre Aufführung noch so vorwurfsfrei gewesen seyn sollte, sich doch immer Leute finden, welche sie der Ungerechtigkeit und schlechten Verwaltung anklagen, und wenn sie nicht den Forderungen und der Habsucht des Hofes vollkommen genügen können, so werden ihnen die Augen ausgestochen und ihr Eigenthum in Beschlag genommen. Da ihnen also die Nothwendigkeit einleuchtet eine hinlängliche Summe Geldes zusammenzubringen, um der Raubsucht des Königs und seiner Minister zu genügen, und da sie wissen, daß wenn sie diese Summe zusammenbringen, keine Untersuchung über die Art wie sie dabei zu Werke gegangen sind, angestellt werden wird: so wird dasselbe Verfahren von den Beglerbegs gegen die Hakims beobachtet. Diese halten sich wieder an die Dorfsbefehlshaber und an die Landeigenthümer, so daß von dem Throne bis zur Hütte ein regelmäßiges System der Verkäuflichkeit und Erpressung herrscht. Unter einer solchen Regierung tritt man die Gesetze der Ordnung, der Gerechtigkeit, des Eigenthums ohne Umstände mit Füßen und selbst die Entscheidungen des Richters hangen gewöhnlich von dem Belange der Bestechung ab, welche er empfängt.

Die Rechtsgelehrsamkeit gründet sich in Persien, wie in anderen mohamedanischen Staaten auf die Lehren des Koran. Der Scheik ul Islam ist dem Namen nach

der Richter in bürgerlichen und peinlichen Sachen: in der That sind indeß die Statthalter in den verschiedenen Städten und Provinzen diejenigen, welche in Sachen von Wichtigkeit entscheiden. Streitigkeiten von weniger Bedeutung werden gewöhnlich von dem Kasi und Daroga der Basars entschieden. In der Hauptstadt sitzt der König selbst täglich zu Gericht, aber die Entscheidung fällt nicht immer der Gerechtigkeit gemäß aus. Die gewöhnlichsten Strafen für Leute von Stande sind Tod und Beraubung des Gesichts, für Leute geringerer Klasse Verstümmelung und Streiche auf die Fußsohlen. Der Diebstahl ist ein Verbrechen, das jederzeit mit der größten Strenge bestraft wird. Der Körper des Verbrechers wird zuweilen an Baumäste gebunden, die man nachher auseinanderschnellt, und ich erinnere mich einst vier Diebe gesehn zu haben, die man bis an den Kopf eingemauert hatte und die so sterben mußten.

Zu des sogenannten stehenden Heere gehört des Königs Leibgarde *), welche sich auf ungefähr 10000 Mann beläuft, und die Gholams **) oder königlichen Sklaven ungefähr 3000 an der Zahl. Die ersten sind eine Art von Miliz, welche ihre Quartiere entweder in der Hauptstadt oder wenigstens in deren Nähe haben muß, um in einem Augenblicke zusammenberufen werden zu können: die letzteren sind beständig um den König, und geehrter und gefürchteter, als alle andere Truppen in seinen Diensten. Die wahre kriegerische Stärke des persischen Reichs besteht indeß in den wandernden Stämmen. Wenn der Fürst ein Heer versammeln will, so wird den Häuptern der verschiedenen Stämme befohlen eine Anzahl Leute in das königliche Lager zu senden, nach Maaßgabe der Macht und Stärke ihre Stämme, und so liegt es auch jeder Stadt und jedem Dorfe ob, ihren Beitrag an Mannschaft zu schicken. Das so versammelte Heer ist also gänzlich unregelmäßig und da diese Leute selten Kleidung oder Bezahlung bekommen, so hält sie blos die Hoffnung auf Plünderung zusammen. Der jetztregie-

*) Chardin's Kesil-Basch? tom. 5. pag. 301. ibid. pag. 323. Sp.

**) Nach Chardin Koular, tom. 5, pag. 304. ibid. pag. 326 Sp.

rende König möchte vielleicht im äußersten Nothfalle, auf diese Art, ein Heer von 150000 oder vielleicht gar 200000 Mann zusammenzubringen im Stande seyn. Bis jetzt haben die Beherrscher von Persien noch immer mit gutem Erfolg der Reuterei, welche vortrefflich ist, allein die Vertheidigung ihrer Besitzungen übertragen. Ihre Waffen bestehen in einem krummen Säbel einem Paar Pistolen, einem Karabiner, und zuweilen einer Lanze oder auch Bogen und Pfeilen, welche Waffen sie abwechselnd, während des schärfsten Reutens, mit der größten Kunst und Gewandtheit brauchen. Die Pistolen stecken entweder im Gürtel oder in den Pistolenhalftern, der Karabiner oder der Bogen hängt über die Schulter und die Lanze, welche sehr leicht ist und deren Schaft aus Bambu Rohr besteht, schwingen sie in der rechten Hand. Es liegt indeß ein großer Fehler in der Verfassung ihrer Reuterei, ein Fehler, welcher durchaus ihrem Gebrauche im Felde sehr nachtheilig werden und die natürliche Heftigkeit und den Muth der Truppen im Felde dämpfen muß. Die Waffen und das Pferd des Reiters gehören gewöhnlich nicht dem Staate, sondern dem Einzelnen: oft besteht sein ganzes Eigenthum aus diesen Stücken und da er keine Entschädigung erhält, wenn er sie verliehrt, so ist seine ganze Aufmerksamkeit natürlich auf ihre Erhaltung gerichtet. Dieser einzige Umstand bringt, wie man leicht denken, oft den größten Nachtheil und hat mehr als einmal der Ehre und dem Rufe der persischen Waffen sehr geschadet. — Ihre Schabracken sind nicht so prächtig, als die der Türken, ihre Sättel und Zäume sind mehr für den Gebrauch als für die Pracht, und das arabische Gebiß und der arabische Steigbügel wurde auf Nadir Schah's Befehl abgeschafft, und mit einem einfachen Zaum und einem leichten eisernen Bügel vertauscht. Ihre Sättel sind ebenfalls viel leichter als die bei den Türken und Mamelucken gebräuchlichen, aber etwas zu kurz im Sitz, und daher unbequem für jemanden der nicht darauf zu reiten gewohnt ist. Sie reiten mit sehr kurzen Bügeln, wissen aber nichtsdestoweniger ihr Pferd vortrefflich zu regieren und können es mitten im Laufe in einem Augenblicke aufhalten. Ihre Reiterei ist, wie es bei allen dergleichen unregelmäßigen Truppen zu Pferde der Fall, nicht im

Stande in geschlossener Linie sich zu bewegen, oder mit Nachdruck gegen Truppen, welche auf europäische Art disciplinirt sind zu fechten: da aber ihre Entwickelungen und Bewegungen sehr schnell sind und jeder einzelne sich sehr wohl zu benehmen weiß, so bleiben sie beinahe eben so furchtbar, wenn sie zersprengt und zerstreut als wenn sie beisammen sind.

Die persischen Heere bekommen, wie schon oben erwähnt worden ist, keine Bezahlung, und blos die Hoffnung auf Beute hält sie beisammen: es wird also Nothwendigkeit für den König, jährlich einmal in's Feld zu ziehen, entweder gegen die Russen, die Afganen oder gegen die Turkomänen seine unmittelbaren Nachbarn. Die Perser wissen durchaus nichts von der neueren Kriegswissenschaft, und haben gar keinen Begriff von den Grundsätzen der Befestigungskunst, so wie von der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung. Das Feldgeschütz besteht vorzüglich aus Sumbaruks oder kleinen Drehbassen (swivels) welche von Kameelen getragen und auch von deren Rücken aus abgefeuert werden. Es folgen zwar auch kleine Feldstücke dem Heer, allein die Wege an den Gränzen sind wenig befahrbar für Geschütz, und da die Laveten sehr schlecht gebaut sind, so gehen sie entweder schon auf den Felsen und Abhängen entzwei, oder zerbrechen nach wenigen Schüssen. Ein anderer großer Fehler in der Kriegsverfassung der Perser ist der gänzliche Mangel an guten Offizieren, und natürlich auch an gehöriger Subordination. Die bürgerlichen und militärischen Behörden sind durchaus nicht getrennt. Die Truppen werden von den Häuptern ihrer Stämme befehligt, die auf einander eifersüchtig sind und deswegen nt übereinstimmend zu Werke gehen, oder die unbedingte Folge leisten, die bei allen kriegerischen Geschäften nothwendig ist. In Abwesenheit des Königs ist der Visir der Hauptanführer, und da er nicht selten von einem bürgerlichen Amte zu dieser Würde erhoben wird, so wird das Heer oft von einem Mann befehligt, der nie bei einer Schlacht gewesen ist.

Der Laschker Baschi, oder Befehlshaber der Truppen und der Topschi Baschi oder Artilleriegeneral, sind Leute, welche unmittelbar unter der Regierung hohe Stel-

len in dem stehenden Heere bekleiden, dabei sind sie aber gänzlich mit allem dem unbekannt, was zu den Erfordernissen ihres Amts gehört, und jeder Art von Bestechung zugänglich. Merab Chan, eines der Häupter des Affschar-Stammes, und der gegenwärtige Oberfeldherr, war Mehmander bei dem General Malcolm während dessen letzter Sendung an den Hof von Tehran. Ich hörte diesen Mann oft ganz öffentlich erklären, daß wenn er eine kleine Summe Geldes zu haben wünschte er Anlaß nähme, das Benehmen einiger untergeordneten Offiziere zu tadeln, die, wenn sie nicht heimlich ihm am nächsten Morgen Geld als Bestechung schickten hart bestraft würden. Geiz ist überhaupt ein hervorstehender Zug im Charakter der Perser.

Persien ist nie ein Handels-Staat gewesen. Die Gesetze Zoroasters, welche den Ackerbau begünstigten, waren dem Verkehr mit Fremden nachtheilig, und die Nachfolger der Magier, sowohl Türken, Tataren als Araber, die dem Handelsgeschäfte eben so abgeneigt sind, als jene, haben eben so wenig Fortschritte in diesem Erwerbszweige gemacht, als ihre Vorfahren *). Der Handel, der jetzt mit Indien, Rußland und der Türkey geführt wird, ist nur unbedeutend, und diejenigen, welche denselben treiben sind vorzüglich Armenier, ein Volk das in Hinsicht seiner Gebräuche, seiner herumziehenden Lebensart und seiner Betriebsamkeit den Juden ungemein ähnlich ist. Sie sind über ganz Persien verbreitet, und vielleicht von den Persern mehr geachtet, als es eigentlich nach dem Koran geschehen sollte. Sie vermischen sich selten mit andern Völkern und erhalten die Religion und die Sitten ihrer Vorfahren unverändert. Ihre Feigheit ist zum Sprüchwort geworden, hat aber wahrscheinlich darin ihren Grund, daß sie sich weder in bürgerliche noch in militärische Angelegenheiten mischen dürfen. — Die Haupt-Kolonie von Armenien war die, welche Schah Abbas von Dschulfa, an den Ufern des Araxes, nach Ispahan verpflanzte. Diese Kolonie war zu Char-

*) Diese Behauptung ist falsch: zur Zeit der Sassaniden war der Handel Indiens und des höhern Mittelasiens unstreitig in den Händen der Perser, wie auch die Entstehung von Ormus, die in diese Zeiten fällt, beweist. R.

din's Zeiten 14000 Familien stark, aber die Tyrannei der Afganen, und die darauf folgenden bürgerlichen Kriege, haben die schöne und weitläuftige Vorstadt Dschulfa in einen Schutthaufen verwandelt, und die Einwohnerzahl auf ungefähr 400 Familien herabgebracht. Die Armenier wohnen indeß nicht bloß zu Ispahan, sondern sind, wie gesagt, durch das ganze Reich verstreut.

In den Haupt-Manufakturen des Reichs werden Gold Brokate, Silberstoffe, Baumwollenzeug, Lederwaare, Schaals von einer geringerer Güte und die herrlichsten Teppiche verfertigt. Zu Schiras und Maraga sind Glashütten: Musketen, Pistolen und Karabiner werden in den meisten großen Städten gemacht und geschäftet, und die best gehärteten und am meisten geachteten Klingen werden in Khorasan verfertigt, und zwar, wie man sagt, von den Abkömmlingen der berühmten Schwertfeger von Damaskus, welche Tamerlan hieher versetzte. Die Haupt-Einfuhrartikel von Indien sind Zucker, Indigo, Gewürz, Tücher, Ellenwaaren, Zitz von Masulapatam, Wollenzeug, Eisenwaaren und andern europäische Sachen. Aus Astrakan kommen Eisenwaaren, Wollenzeug, Uhren, Juwelen, Waffen, und feines Glas, — dafür werden Barren, rohe Seide, Perlen, Schaals, Teppiche, Wein und Pferde ausgeführt.

Der gegenwärtige schlechte Zustand des Ackerbau's muß vorzüglich der großen Unregelmäßigkeit in der öffentlichen Verwaltung zugeschrieben werden, da das Privateigenthum durchaus nicht geschützt wird, und so z. B. das Gefolge eines jeden unbedeutender Häuptlings einen Ackerbauer augenblicklich seiner Habe berauben, und ihn an den Bettelstab bringen kann: die fruchtbarsten Gegenden, die einen reichlichen Ertrag geben würden, sind daher verlassen und liegen öde und unangebaut. Der Boden selbst ist so verschieden, als das Klima. In den südlichen und östlichen Provinzen, leicht und sandig, in den westlichen Theilen, und im Innern hart und steinig und in dem nördlichen Theile, der an das caspische Meer gränzt, fett und lehmig.

Reis, Waitzen und Gerste sind die gewöhnlichen Kornarten: Hafer sah ich nie, und Roggen nur sehr selten. Seidenwürmerzucht wird in den meisten Gegenden des Landes getrieben, aber vorzüglich in der Provinz Ghilan und

in der Nachbarschaft von Kaschan. Baumwolle, Indigo und Tabak werden auch gebaut, und kein Land kommt diesem in der Verschiedenheit und dem Geschmacke seiner Früchte gleich. Aepfel, Birnen, Kirschen, Wallnüsse, Pfirsichen, Abrikosen, Melonen und Granatäpfel, kann man sich überall um ein Weniges verschaffen; die Quitten von Ispahan sind die schönsten im ganzen Lande, und keine Trauben sind köstlicher als die von Schiras. In den Provinzen, welche an das caspische Meer und den Kaukasus gränzen, ist die Luft mit dem Dufte der Rosen und anderer wohlriechender Blumen geschwängert. Hier findet man Bäume und Sträucher von aller Art, aber leider hat noch kein erfahrener Botaniker diese herrlichen Gegenden durchstreift. Die gewöhnlichsten Bäume im Innern sind der Maulbeerbaum, der Sykomor *), der Wallnußbaum, die Cypresse, der Conar (der eine kleine, dem Holzapfel ähnliche Frucht trägt) und die Pappel. Auch ist zu Khonsar und in der Nachbarschaft von Ispahan ein Baum häufig, von dem eine Art Gummi oder Manna gesammelt wird. — Unter den Vegetabilien giebt es Kohl, Gurken, Runkelrüben, Mohrrüben, Erbsen und Bohnen, und die Kartoffel, welche erst kürzlich eingeführt worden, kommt sehr gut fort. Mohn, aus dem ein vortreffliches Opium gezogen wird, Senesblätter, Rhabarber, Saffran und Assafötida, sind die Erzeugnisse mehrerer Theile des Königreichs. Aber von allen diesen ist die Naphtha das außerordentlichste und nützlichste zugleich. Es giebt zwei Arten dieses Minerals, weißes und schwarzes. Das letztere, welches das in der Geschichte von Babylon so berühmte und so oft von Reisenden beschriebene Erdpech ist, zeigt sich, wenn es aus der Grube geschöpft wird, als eine dicklige Flüssigkeit, welche dem Pech gleicht. Mir schien es dem Pech ähnlich, das von dem See auf der Insel Trinidad geschöpft wird, nur mit dem Unterschied, daß das persische feiner zu seyn scheint. Es ist ein vortreffliches Surrogat für Pech. Der Boden fast aller Schiffe, welche den Euphrat und Tigris befahren ist damit bedeckt und die Einwohner brauchen es auch als Oel in den Lampen. Es sind mehrere Quellen diese

*) Der ägyptische Feigenbaum.

dieſer Flüſſigkeit in Irak Arabi und in Nieder-Kurdiſtan. Die bedeutendſten ſind aber die in der Nähe von Kerkuk, Mendali und Hit, an den Ufern des Euphrat. Die weiße Naphtha iſt eine gänzlich von der anderen verſchiedene Flüſſigkeit: ſie iſt ungleich dicker, und am beſten dem Talg zu vergleichen. Sie hat durchaus keine Aehnlichkeit mit dem Pech, wird auch nie ſtatt deſſelben gebraucht, aber ſie giebt ein beſſeres Licht, und verbreitet einen weniger unangenehmen Geruch als die andere. Sie ſchwimmt wie eine Kruſte auf der Oberfläche des Waſſers, wogegen man die ſchwarze nur dadurch erhält, wenn man eine Grube gräbt, die etwa drei Fuß im Durchmeſſer hat und zehn oder zwölf tief iſt. Dieſe Grube füllt ſich nach einer gewiſſen Zeit von ſelbſt und wird dann mit einem ledernen Eimer ausgeſchöpft. Die Feuchtigkeit iſt ſogleich zu brauchen. Die einzige Quelle von weißer Naphtha die ich ſah, war am Fuße der Berge von Buktiara in der Mitte zwiſchen den Städten Schuſter und Ram Hormus.

Schwefel und Salpeter findet man in den Bergen hinter Teheran: in Maſanderan und Kerman ſind Eiſen-Kupfer- und Silber-Bergwerke: Blei wird in der Nachbarſchaft von Jesd gegraben. Aber dieſe Bergwerke werden nicht bearbeitet, und zwar mehr aus Unwiſſenheit der Bewohner als aus Mangel an Holz, wie man oft fälſchlich geglaubt hat. Der Marmor von Tabris und Koraſſan wird in die entfernteſten Gegenden des Reichs verführt, und der Türkis iſt wahrſcheinlich nur in Perſien zu finden *).

Die Pferde in Perſien ſind größer und ſtärker, als die arabiſchen, und wenn man alles betrachtet, beſſer für die Reiterei als dieſe, aber keinesweges ſo behend und ſo ſchön. Es giebt mehrere Pferderacen in Perſien, für die ſchönſte hält man indeß die turkomaniſche. Sie nehmen ſich wegen ihrer langen dünnen Füße und großen Köpfe aber nicht ſehr gut aus, können aber ſehr viel aushalten, denn

*) Der böhmiſche, (und languedokſche) Türkis ſcheint mit Kupfer gefärbter Knochen oder Elfenbein zu ſeyn. A. d. Verfaſſers. Chardin tom. 5. pag. 360. Aber auch der perſiſche Türkis ſoll zu den verſteinerten Fiſchzähnen gehören. M.

man hat Beispiele, daß sie 900 (englische) Meilen in 11 Tagen hintereinander gemacht haben. Auch die arabische Zucht ist eingeführt und ich habe Pferde gesehn, die in Duschtistan gefallen waren, die in Rücksicht auf Flüchtigkeit und Ebenmaaß mit den bewunderten Rennern von Nidschid wetteifern konnten. Ihr gewöhnliches Futter ist Häckfel und Gerste; ihr Lager besteht aus Dünger, der getrocknet und zu Pulver geklopft ist und jeden Morgen regelmäßig der Sonne ausgesetzt wird. Kein Volk liebt die Pferde mehr, oder trägt mehr Sorge für sie, als die Perser. Sie werden mit der größten Sorgfalt nach Maaßgabe des Klima's und der Jahreszeit eingehüllt: bei warmer Witterung bleiben sie während des Tages im Stalle und werden nur bei Nacht herausgelassen. Die hiesigen Pferde sind nicht so sehr innerlichen Krankheiten ausgesetzt, als die unsrigen, aber wegen des schlechten Beschlagens sind die Füße immer lahm.

Nach den Pferden schätzt man vorzüglich die Maulesel, welche nebst den Eseln und Kameelen die einzigen Thiere sind, deren man sich zum Reisen und zur Fortschaffung von Waaren bedient. Die Maulesel sind klein aber von sehr guten Verhältnissen, und diejenigen, die man reitet, gehen einen vortrefflichen Paß, wodurch sie 5 — 6 Meilen in einer Stunde machen *). Sie werden selten müde, müssen aber wohl gefüttert werden und brauchen beinahe doppelt so viel Futter als ein Pferd. Die Kameele von Khoraſan sind nicht schlechter als die Arabischen. Man bedient sich beider Arten (des Kamels und Dromedars) in Persien, aber der westliche Theil des Landes ist zu bergig für das Thier.

Die westlichen und südlichen Völker in Asien essen sehr wenig Rindfleisch, und man hat die Kühe nur um sie zu melken und die Ochsen zum Landbau **). Zahlreiche Heerden von Schaafen und Ziegen bedecken die Ebenen,

---

*) S. in Chardin die Beschreibung der sonderbaren Art wie man sie den Paß gehen lehrt. tom. 3. pag. 369.

**) Man liebt das Rindfleisch nicht sehr in Persien, aber es findet sich doch auf den Basars zum Verkauf, und wird wahrscheinlich von den geringeren Klassen gegessen. A. d. Verf.

Büffel sind nicht allgemein, und die Esel sehr klein. Löwen, Bären und Tiger hausen in den Wäldern von Gilan und Masanderan und Eber, Schakalls, Wölfe und Hyänen findet man überall. Die Jagd gewährt in Persien sehr viel Vergnügen, besonders angenehm ist aber die Antilopenjagd. Man bedient sich dazu der Falken. Da die Schnelligkeit der Antilope, die des leichtfüßigsten Windhunds weit übertrift, so fliegt der Falk ihr zwischen die Augen, schlägt ihr mit den Flügeln zu wiederholten Malen auf den Kopf, und hält so ihren Lauf auf, bis die Hunde herbeikommen *). Die Zebras oder wilden Esel **) findet man in den Ebenen im Innern des Landes, aber sie sind gewöhnlich so wild und flüchtig, daß nur wenige Pferde sie einzuholen vermögen.

Dieselben Arten zahmen und wilden Geflügels finden sich in Persien wie in Europa; nur der Truthahn kömmt nicht fort. Im Innern des Landes werden die Einwohner, besonders die, welche in der Nähe des caspischen Meers, an den Ufern des Tigris und an dem persischen Meerbusen wohnen, sehr von Insekten geplagt. In den südlichen Theilen finden sich Heuschrecken, Skorpionen und Schlangen, jedoch sind die letzteren nicht so giftig als die in Indien.

Es scheint eine Lieblingsvorstellung aller morgenländischen Fürsten zu seyn, daß schlechte Wege die natürliche Sicherheit ihrer Länder sehr vermehren. Gewiß sind die Perser und Türken dieses Glaubens; man vernachlässigt deswegen die Landstraßen ganz und gar, und besonders nach den Gränzen hin. Die einzige Art zu reisen ist entweder zu Pferde oder auf einem Maulesel. Für Frauen von hohem Range oder für Kranke giebt es eine Art von Fahrzeug, Tukte Rauan genannt, das von zwei Mauleseln, einem vorne und einem hinten, getragen wird; die Weiber und Kinder der Armen werden in Körben fortgebracht, die auf

---

*) Chardin tom. 3. pag. 396.

**) Das Zebra lebt nur im südlichen Afrika: der Verf. meint offenbar den Koulan, den Onager den Alten oder vielleicht auch den Dschiggetai. R.

den Rücken eines Maulthiers oder Kameels befestigt sind. Die Entfernung der Stationen (welche zuweilen über 40 englische Meilen beträgt) macht, die obenerwähnten Umstände dazu gerechnet, das Reisen für Frauen sehr unangenehm. — Für Beförderung irgend einer Art von Nachrichten giebt es keine regelmäßige Anstalt, und man muß deswegen einen Tschupper, oder Boten zu Pferde, oder einen Cassid oder Boten zu Fuß dazu miethen. Wenn auch die Entfernung noch so groß ist, so wechselt der Tschupper doch nie sein Pferd, denn in Persien sind keine Posthäuser und kein Vorspann wie in der Türkey. — Diese Boten machen vier oder fünf Meilen in der Stunde und haben zuweilen den Weg von Tehran nach Buschir, 700 Meilen in 10 Tagen zurückgelegt. Die Cassids gehen täglich 60 — 70 Meilen hintereinander.

Chardin schätzte die Bevölkerung von Persien auf 40,000000 Seelen, was aber, nach meiner Meinung, die Wahrheit sehr übersteigt. Wäre eine genaue Berechnung möglich, so zweifle ich, ob man die Bevölkerung zwischen dem Euphrat und Indus jetzt mehr als 18 bis 20 Millionen stark finden würde, und in diese Berechnung schließe ich auch noch die Illiaten oder wandernden Völkerstämme ein, die wahrscheinlich zahlreicher als die Städtebewohner sind. Diese Stämme bilden den kriegerischen Theil des Volks und ihre Häupter denen sie unumschränkt ergeben sind, den erblichen Adel des Königreichs. Sie sind türkischen Ursprungs, sprechen noch immer die Sprache ihrer Scythischen Vorfahren und beobachten deren Gebräuche. Die in den südlichen Provinzen, die Buktiari, Fielhi und Mamaseni leiten ihren Ursprung aus dem grauesten Alterthum her und sind wahrscheinlich die Abkömmlinge der wilden Horden, die zu Alexanders Zeiten diese Gegenden bewohnten. Sie führen fast alle ein Hirtenleben. Ihre Zelte bestehen aus Matten und sind mit einer Art von grobem Tuche bedeckt, das sie selbst verfertigen. In der schönen Jahreszeit sind sie wegen der Weideplätze beständig in Bewegung; im Winter beziehen indeß mehrere der Stämme zu denen besonders die Karagusli und Affschar gehören, Dörfer.

In Dahistan, Asterabad und dem nördlichen Theile von Khorasan wohnen sie, statt in Zelten, in kleinen tragbaren hölzernen Häusern. Sie leben vorzüglich von dem Ertrage ihrer Heerden, und säen deswegen sehr wenig Korn: sie weben Tuch, so wie sie auch einige andre kleine Hausbedürfnisse verfertigen und die schönen persischen und türkischen Teppiche, die man in Europa so sehr bewundert, sind die Arbeit der Illiaten. Jeder Stamm ist in Tiras oder Zweige getheilt und jede Tira hat einen besonderen Anführer, der jedoch, so wie die übrigen, dem Hauptanführer unterworfen ist. Alle diese Anführer sind, beständig auf einander eifersüchtig, und der König sucht, um sich den Besitz des Thron's zu sichern, diese Eifersucht sorgsam zu nähren. So ist es auch gewöhnlich, daß der König entweder den Anführer selbst, oder einen Theil seiner Familie, als Geisel für die Treue des Stammes am Hofe behält. Der älteste Sohn folgt in der Regel seinem Vater in seiner Würde nach; wenn er indeß der Stelle nicht gewachsen ist oder unwürdig befunden wird, so setzt man ihn ohne Weiteres ab, und der nächste in der Familie folgt ihm. —

Die zahlreichsten und mächtigsten unter den persischen Stämmen sind die Bucktiari und Fielhi, welche ihre Zelte in den fruchtbaren Gegenden von Lahristan zwischen Schuster, Ispahan und Kermanschah aufschlagen; die Aschar zu denen Nadir Schah gehörte, über das ganze Königreich verstreut: die Kascher, deren Haupt der jetzige König ist, und die Astrabad und Masanderan inne haben, und die Karagusli, oder der schwarz-äugige Stamm, welche die Ebenen von Humadan bewohnen. Der edle Stamm Sund, dessen Haupt der berühmte Vakil war, ist seit dem Falle des Lutf Ali Chan fast ganz ausgerottet worden und da die wenigen Ueberbleibsel gewissermaaßen von der regierenden Familie geächtet sind, so verbergen sie sich entweder hier und da oder haben das Königreich ganz verlassen. Die Namen aller übrigen Stämme zu nennen, würde zu weit führen. Die Karagusli hält man für die besten Reiter, die Bucktiari für das beste Fußvolk im Reiche, aber da sie, so wie die Fielhi in einer abgelegenen und sehr bergigen Gegend wohnen, welche an das türkische und persische Reich gränzt, so sind sie von

beiden unabhängig und nichts beſſer als geſetzloſe und wilde Räuber *).

Die Einkünfte die nicht viel über 3 Millionen (Pfund Sterling) betragen, kommen aus zwei Quellen, der Abgabe von den Grundſtücken und von den Waaren aller Art. Die erſtere macht wahrſcheinlich zwei Drittel des Ganzen aus. Sie iſt zweifach: die Abgabe von Grundſtücken der Krone, und von dem Beſitzthume einzelner. Die Grundſtücke der Krone waren ſonſt von ſehr geringem Belange, ſind aber ſeit Nadir Schahs Uſurpation durch Konfiskationen ſehr vermehrt worden. Die Ländereien ſind daher ſo im Preiſe gefallen, daß der gewöhnliche Preis nicht über den Ertrag von 10 Jahren geht. Fideikommiſſe ſind in Perſien häufig, aber ſie ſchützen nicht vor der Raubſucht der Regierung.

Die Koſten der Erziehung der Kinder ſind ſehr gering und doch haben die Künſte, die Wiſſenſchaften und überhaupt die Bildung wenige oder gar keine Fortſchritte gemacht. Man lehrt die Kinder in den Schulen und ſpäterhin in den Madraſſas **) oder Gymnaſien, ihre Mutterſprache leſen und ſchreiben, Arabiſch, Moralphiloſophie, Metaphyſik, und die Grundſätze ihrer Religion. Einige dieſer Gymnaſien ſind ſehr prächtig und reichlich ausgeſtattet. Sie bilden ein Viereck mit einem offenen Hofe in der Mitte und enthalten eine Anzahl von Zellen für die Lehrer und Schüler. Dieſe Gymnaſien ſind größtentheils von Königen und anderen großen Männern geſtiftet, die es als ein Verdienſt anſahen, ihren Reichthum zu milden Stiftungen zu verwenden.

Dichtkunſt und Erzählungen ſcheinen die Lieblingsunterhaltung aller kriegeriſchen und rohen Völker zu ſeyn. Die Gedichte der Perſer enthalten einen Reichthum der erhabenſten und mannichfachſten Bilder, und der lebendigſten Beſchreibungen, aber es iſt auch kein Land, wo das Volk ſelbſt bis zu den geringſten Klaſſen hinab mit ſeinen beſten

---

*) Sie bewohnen die Gegend der alten Coſſaei und Urii (in Suſiana) deren Gebräuche ſie auch noch haben. A. d. Verf.

**) Oder Modréſé, wie Chardin. 4. pag. 228. ſchreibt.

Dichtern so bekannt wäre. Es ist in Persien gar nichts ungewöhnliches einen Stallknecht oder einen anderen geringen Diener ganze Stücke aus den besten Dichtern, ohne Fehler hersagen zu hören.

Die berühmtesten Dichter sind Sadi, Hafis *) und Ferdusi **). Sadis Schriften predigen die Grundsätze der Moral. Hafis der morgenländische Anakreon singt von Liebe und Wein, mehrere von seinen Oden werden indeß von seinen Landsleuten in einem mystischen Sinn verstanden, und als Anspielungen auf die Unbeständigkeit des irdischen Glücks und die Pflichten, welche die Sterblichen gegen ihren Schöpfer zu erfüllen haben, gedeutet. In dem Schah Nameh dem großen Werk des Ferdusi sind Stellen, welche vielleicht den besten abendländischen Schriftstellern Ehre machen würden.

In der geschichtlichen Darstellung haben sich die Perser nicht sehr ausgezeichnet. Alle ihre Schriften dieser Art sind seit Mahomeds Zeiten verfaßt worden, und, mit wenigen Ausnahmen, in einem gedunsenen Stile und voller Erdichtungen. Der jetzige König, der, wie seine Vorfahren, den stolzen Titel, König der Könige führt, läßt die Begebenheiten seiner Regierung regelmäßig von seinem Historiographen beschreiben. Er ist der am wenigsten kriegerische Fürst, der seit dem letzten der Sofis auf dem Throne gesessen hat, und doch würde ein Fremder, wenn er die Geschichte seiner Feldzüge läse, glauben, daß sein kriegerischer Ruhm dem der berühmtesten Feldherrn alter und neuer Zeit gleich käme, wo nicht gar überträfe.

Einige der persischen Romane z. B. der von Ferhad und Schirin ***) Jussuf und Zulikah †) sind sehr anziehend, aber ein großer Theil der unterhaltendsten Erzählungen ist nie zu Papier gebracht worden, und blos durch

---

*) Chardin tom. 5. pag. 131. und die Anm. Sp.

**) ib. tom. 4. pag. 218. Anm. Sp.

***) Wir kennen ihn aus der geistreichen Uebertragung des Hrn. von Hammer. Sp.

†) Chardin tom. pag. 136. und die Anm. des Hrn. Langles. Sp.

mündliche Ueberlieferung bekannt. Märchenerzähler giebt es überall im Lande, und der König hält fortdauernd einen solchen, um sich in Mußestunden von ihm unterhalten zu lassen. Dieselbe Erzählung darf bei Strafe nicht noch einmal dem Könige erzählt werden, und der Erzähler ist daher beständig beschäftigt zu verändern und zu erfinden. Ich hörte Perser mehrere Märchen aus der Tausend und einen Nacht, so wie auch andre, eben so anziehend erzählen. Sie wurden mit Zierlichkeit und Geläufigkeit vorgetragen, und ungeachtet ihrer außerordentlichen Länge, ohne im geringsten zu stocken.

In ihren wissenschaftlichen Kenntnissen sind sie sehr zurück. Sie wissen sehr wenig von der Algebra und Geometrie, und die gelehrtesten unter ihnen oder vielmehr die, welche sich bei der Menge durch einen gelehrten Anstrich in Ansehn setzen wollen, kennen nur Euklid's, Aristoteles und Platos Schriften, welche in das Arabische übersetzt worden sind. Die Astronomie halten sie für die erhabenste aller Wissenschaften (obgleich sie nur die Meinungen der Alten in dieser Wissenschaft kennen) und ihre Liebe zur Astrologie macht, daß sie sich mehr damit als mit irgend einer andern beschäftigen. Sie verstehen eine Sonnenhöhe mit ziemlicher Genauigkeit zu nehmen, die Konjunktion der Planeten zu bestimmen, und Finsternisse zu berechnen. Von der Medicin und Chirurgie wissen sie fast gar nichts, obgleich ihre sogenannten Aerzte sich ungemein viel auf ihre Kenntnisse einbilden. Nach ihrer Theorie entstehen alle Krankheiten entweder aus einem Uebermaaß von Hitze oder von Kälte, und so liegt also, nach ihnen, die einzige Schwierigkeit darin zu bestimmen, aus welchem von beiden eigentlich die Krankheit entstanden ist. Da die Zergliederung gegen die Grundsätze ihrer Religion ist, so können sie nie richtige Begriffe vom menschlichen Körper erlangen.

In der Bildhauerei und Mahlerei haben es die Perser nie zu etwas Großem gebracht. Selbst die Figuren zu Persepolis und an andren Orten, haben weder Geschmack noch richtige Verhältnisse. Eine Ausnahme machen die in der Ebene von Kermanschah die wahrscheinlich von griechischen oder römischen Künstlern ausgeführt worden sind. Die Bildhauerkunst scheint bei den Persern ganz unterge-

gangen zu seyn: ich erinnerte mich nicht eine einzige moderne Bildsäule gesehen zu haben. In ihren bunten geistlosen Malereien herrscht weder Natur noch Geschmack, denn wenn nur die Farben recht glänzend und mannichfach sind, so ist von Schönheit und Ausdruck nicht die Rede. Von Perspektive wissen sie nicht das geringste und sehr wenig von Licht und Schatten. Ihre Bildnisse fallen ziemlich ähnlich aus, und in der Porträtmalerei behaupten sie noch den ersten Rang. Die Malerei wird vorzüglich auf die Verschönerung der Mauern und Decken des Hauses angewandt. Man sieht hier entweder die Geschichte von Ferhad und Schirin oder die Schlachten und Thaten einiger der ausgezeichnetesten Könige von Persien z. B. Schah Abbas des Großen oder Nadir-Schahs dargestellt. In diesen Darstellungen sind zuweilen die Gesichter gut gerathen, das übrige aber ein Gemisch von unförmlichen Menschen- und Pferdegestalten. Mehrere von den Malereien in dem großen Saale des Pallastes des Schehel Situn in Ispahan verdienen indeß Aufmerksamkeit, allein sie sollen die Arbeit eines europäischen Künstlers seyn *).

In der Baukunst haben die alten Perser ihre Nachkommen weit übertroffen, wie die Ruinen von Persepolis, Schuster, die Halle von Kunghever und die Ueberbleibsel des Pallastes des Chosroes Parvis zu Ktesiphon bezeugen. Die Hauptzierden der neueren Gebäude sind die Kuppeln und Minarets, und wenn man in Erwägung zieht, mit was für Materialien die Perser bauen, so erscheinen manche der Gymnasien und Moskeen als prächtige Gebäude. Die große Moskee des Sultan Khodabunda, in der Ebene von Sultanieh ist besonders schön, und mehrere von den öffentlichen Gebäuden zu Schiras und Ispahan verdienen alle Aufmerksamkeit.

Das Aeußere ist in allen Städten von Persien dasselbe. Sie sind mit einer Mauer von Lehm auch wohl von Ziegeln umgeben die in gewissen Entfernungen runde oder viereckte Thürme haben. Die Straßen sind enge und kothig, mit einer Rinne in der Mitte und die Häuser, welche niedrig, mit platten Dächern versehen, von Steinen oder

*) Olivier tom. 3. pag. 189.

von Lehm gebaut sind, haben jedes einen kleinen Hof, von einer hohen Mauer umgeben. Sie haben selten oder nie Fenster nach der Straße heraus und der Theil der Zimmer der auf den Hof geht ist gänzlich offen, und hat nur einen Vorhang der herabgelassen wird, wenn sie nicht gebraucht werden. Die Palläste des Adels sind zwar von Außen sehr unansehnlich, desto bequemer und zierlicher aber im Innern. Sie enthalten mehrere Höfe, auf deren entferntesten sich der Harem befindet. Der mittelste Hof ist gewöhnlich viereckig, in Blumenbeete getheilt, und mit einem Springbrunnen versehn, der unaufhörlich vor den Fenstern des Diyan Kana oder des Audienzsaals spielt. Die Mauern und die Decke dieses Saals sind mit vielen Malereien und mit eingesetzten Spiegeln verziert. Der Fußboden ist mit Teppichen und Numuds bedeckt und eine ganze Seite dieses Zimmers hat große Schiebefenster von gemaltem Glase. Die Zimmer des Harems sind häufig mit großem Geschmack und mit großer Pracht verziert, aber die Schlafzimmer für Fremde gewöhnlich klein. Die Basars oder Marktplätze sind in einigen Städten, besonders in Lar und Schiras ansehnliche Gebäude. Die Hauptzierrathen der persischen Städten bleiben jedoch immer die Moskeen, Minarets und Gymnasien.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Der portugiesische Krieg.

(Fortsetzung.)

Die Schlacht von Talavera. Unternehmungen des britischen Heers in Spanien 1809.

Während das Heer im Norden von Portugall beschäftigt war, waren viele Offiziere nach dem Guadiana und dem Tajo dem Feinde so nah als möglich geschickt worden, um von seinen Bewegungen Nachricht zu geben; sie waren wegen der Verbindung an den Generalmajor Mackenzie zu Abrantes gewiesen. Im Hauptquartier des spanischen Heers war Oberst Roch, ein sehr einsichtsvoller Offizier und vollkommener Kenner der Sprache angestellt. General Cuesta wie auch der portugiesische Befehlshaber von Elvas hatten ihre Späher in der Mitte des französischen Heers: es konnte daher nicht an Nachrichten fehlen.

Zu Anfange des Junius brach Victor aus seinen Kantonierungen auf und zog sich von Truxillo über die Brücken von Almaraz und Arzobispo über den Tejo nach Talavera de la Reyna zurück; vom General Cuesta bis Las Casas del

Puerto de Mirabete, etwa 3 (engliſche) Meilen von der Brücke Almaraz, die abgebrochen war, auf den Fuß verfolgt. Das britiſche Heer rückte noch einmal in Spanien ein und marſchirte in Diviſionen von Coria nach Placencia, wo es einige Tage Halt machte, um einen Theil der Reiterei und 2 Bataillone Fußvolk zu erwarten, und die ganze Stärke zu vereinigen, die ſich auf 20000 Mann belief. Das Korps Sir Robert Wilſon's, das mit Einſchluß von 2 ſpaniſchen Bataillons aus etwa 3000 Mann beſtand, bildete den Vortrab; am 17ten und 18ten Julius ging die Armee auf einer von den Spaniern geſchlagnen Schiffbrücke über den Fluß Tieter. Sir Robert marſchirte darauf auf unſrer linken Flanke nach Escalona, wo er am 23ſten eintraf, während die Hauptarmee in gerader Linie auf Talavera vordrang. Am 20ſten vereinigten ſich die ſpaniſchen und britiſchen Heere zu Oropeſa und marſchirten, die Spanier in der Fronte, auf Talavera. Der Nachtrab der Franzoſen war bei der Annäherung des vereinigten Heers in Schlachtordnung aufgeſtellt, auf einer Ebne ungefähr eine Meile von der Stadt und fing an mit den Spaniern zu ſcharmützeln; bei der Annäherung der Reiterbrigade des Brigadiers Anſon, die von einer Abtheilung Fußvolk unter Generalmajor Mackenzie unterſtützt ward, zog ſie ſich indeß zurück und nahm eine Stellung hinter dem Fluß Alberche, eine Meile jenſeits Talavera. Das Heer rückte nun vorwärts und lagerte ſich die Nacht hindurch in den Oliventhälern und Weinbergen zwiſchen der Stadt und der feindlichen Stellung. Sir Arthur ſchlug vor, am 23ſten den Feind anzugreifen: aber da General Cueſta, aus Gründen, die nie hinreichend aufgeklärt worden ſind, ſeine Mitwirkung verweigerte, ſo ward der Angriff bis auf den nächſten Morgen verſchoben. Wäre er an dieſem Tage erfolgt, ſo würde die Vernichtung des Victorſchen Korps unvermeidlich geweſen ſeyn. Sir Arthur machte denſelben Abend, begleitet von dem Chef ſeines Stabes und den kommandirenden Ingenieur- und Artillerieoffizieren eine Recognoſcirung innerhalb eines Kanonenſchuſſes vom feindlichen Lager. Am 24ſten vor ein Uhr marſchirten die Artilleriebrigaden und die Reſervemunition von ihrem Lagerplatz und verſammelten ſich eine Stunde vor Tagesanbruch nahe bei den Ruinen eines alten Kloſters, wo die Munition blieb,

um erforderlichen Falls bei der Hand zu seyn. Zwei Divisionen Fußvolk und eine Brigade Reiterei unter Generallieutenant Sherbrooke wateten durch den Strom in der Fronte, während die spanische Armee auf der Brücke zu unsrer Rechten herüberging, in der Absicht die linke Seite der feindlichen Stellung zu umgehn: aber zu unserm großem Mißvergnügen hatte sich Victor während der Nacht nach Santa Olalla zurückgezogen. General Sherbrooke's Abtheilung ging nach Casalegas, eine Meile jenseit Alberche: Cuesta verfolgte den Feind bis Torrijos auf dem Wege von Santa Olalla nach Toledo.

Joseph Bonaparte oder wie er gewöhnlicher von den Spaniern genannt ward, Napoleon el chico (Napoleon der kleine) verließ in der Nacht vom 22sten auf den 23sten Madrid mit der Reserve, die aus seinen Leibwachen, dem 12sten und 51sten Linienregiment und dem 27sten der Jäger zu Pferde unter dem General Dessolles bestand und vereinigte zwischen Torrijos und Toledo seine ganze Stärke, die sich auf etwa 50000 Mann belief und aus den Korps von Victor, Sebastiani, 9000 Garden und der Besatzung von Madrid bestand. Mit diesem Korps, vom Marschall Jourdan und ihren verschiednen Befehlshabern unterstützt, rückte Joseph an demselben Tage bis Torrijos vor und verdrängte Cuesta's Vortrab, der sich in Unordnung über die Alberche in die Stellung vor Talavera zurückzog. Generallieutenant Sherbrooke zog sich in derselben Zeit von Casalegas zurück, indem er einem Vortrab von einer Abtheilung Fußvolk mit 5 Sechspfündern und einer Haubitze und einer Kavalleriebrigade unter Generalmajor Mackenzie in den Wäldern am rechten Ufer der Albreche zwischen diesem Flusse und der Stadt Talavera ließ.

Am 27sten rückte das französische Heer von Santa Olalla vor, ging über den Alberche ungefähr um 2 Uhr Abends und griff die Abtheilung des Generalmajors Mackenzie an, die Befehl hatte sich zu ihrem Platze in der von dem Hauptkorps des Heers eingenommenen Stellung zurückzuziehn. Diese Bewegung geschah in der besten Ordnung; der Vortrab machte jeden Fußbreit dem Feinde streitig, der an Zahl weit überlegen war. Die von der verbundenen Armee eingenommene Stellung dehnte sich beinahe drei Mei-

len weit aus; der rechte Flügel war vom Tejo beschützt, der linke lehnte sich an eine Höhe, die den größten Theil des Schlachtfeldes beherrschte. Links von der Stellung war ein Thal, das zwischen der Höhe und den Bergen hinlief, die die Richtung von Escalona nehmen. Das spanische Heer war rechts in 2 Linien aufgestellt; die Stadt Talavera, zum Theil mit alten Mauern umgeben, war von einer Abtheilung derselben besetzt; der Boden vorn durch Olivenhaine und Weinberge mit Einhegungen von Erde durchschnitten. Der rechte Flügel der britischen Linie stieß an den linken der spanischen und dehnte sich bis an die vorhin erwähnte Höhe aus. Der Boden vorn war offen, aber an vielen Stellen mit tiefen, jetzt aber trocknen Wasserrinnen, die der Regen aus den Gebirgen gebildet hatte, durchschnitten. In der Mitte zwischen den verbündeten Heeren war eine unvollendete Redoute; die den in ihr aufgestellten Kanonen nicht den geringsten Schutz gewährte.

Sobald der Vortrab sich zurückgezogen hatte, drang der Feind vor und gegen 5 Uhr Abends entstand ein allgemeines Gefecht, welches mit einer schweren Kanonade gegen die britische Linie und einen Versuch begann von der dominirenden Höhe auf unsrer Linken durch das Thal Besitz zu nehmen. Diese Absicht mißlang gänzlich und die Franzosen wurden von der Abtheilung unter General Hill zurückgeworfen. Während der Nacht geschah ein zweiter Versuch auf die Höhe: der Feind bemächtigte sich ihrer für den Augenblick, ward aber auf gleiche Weise und unter großem Gemetzel bis zu seinem eignen Linien zurückgetrieben. In dieser unruhigen Lage verging die Nacht. Der Tag erblickte die kämpfenden Heere in Schlachtordnung aufgestellt, wie am vorhergehenden Abend, etwa 600 Ellen von einander. Fast eine Stunde verging, eh' ein Schuß fiel: hierauf begann die Schlacht mit einer heftigen Kanonade auf beiden Seiten und einem Versuch des Feindes mit zwei Abtheilungen Fußvolk, die Höhe zu erstürmen; aber er ward wie vorher von der Abtheilung des Generalmajors Hill mit dem Bayonett zurückgeworfen. Von dieser Zeit bis gegen Mittag ward das Gefecht hauptsächlich durch das Geschütz fortgesetzt: das feindliche war zahlreicher und von schwererem Kaliber als das unsrige. Es war unverkennbar, daß die

Franzosen in der Schlacht von Talavera ihre Kanonen unendlich besser bedienten, als bei Vimiera: ihre Bomben wurden mit vieler Genauigkeit geworfen und hatten eine vorzügliche Wirkung. Einer von unsern Pulverwagen flog in die Luft: wir demontirten dagegen verschiedne feindliche Kanonen und sprengten zwei Caissons in die Luft. Während der Zwischenzeit, nachdem das Feuer schwieg, bemerkten wir, daß der Feind frische Truppen und mehr Kanonen in die Linie führte und in dem Nachtrab verschiedne große Massen Fußvolk aufstellte.

Um 2 Uhr rückten die Franzosen unter einer heftigen Kanonade wieder vor, um noch einmal zu versuchen, unsre linke Flanke zu umgehn und zu gleicher Zeit die Mitte mit der Hauptmacht des Heers zu durchbrechen. General Hill empfing sie auf der Höhe wie vorher, während ein Angriff von dem 23sten Dragonerregiment und dem ersten Husarenregiment von der deutschen Legion die eine Kolonne aufhielt, die durch das Thal vorrückte. Wegen der großen Unebenheit des Bodens und der Rinnen, womit er durchschnitten war, war die Kavallerie außer Stande, die zu einem Angriff erforderliche Festigkeit zu behaupten: ihr Verlust war folglich beträchtlich: dessenungeachtet durchbrach sie eine feste feindliche Kolonne, die ihr entgegenstand, ward aber am Ende zum Rückzuge genöthigt. Auf der rechten Seite war der Feind bis eine kurze Entfernung vor der Redoute vorgedrungen, da er durch einen tapfern Angriff mit dem Bayonett von der Brigade des Brigadiergenerals Campbell mit Hülfe des Feuers aus 6 Dreipfündern und 2 spanischen Stücken und der Unterstützung zweier spanischen Regimenter zurückgetrieben ward. Zu gleicher Zeit fingen 18 Kanonen, die Oberst Robert von der Artillerie in einer schiefen Richtung aufgestellt hatte an, auf die Seiten der feindlichen Kolonne zu spielen, und verursachten durch das Feuer des sphärischen Wurfgeschützes oder der Bomben des Obersten Shrapnell große Zerstöhrung, sowohl da die Franzosen vorrückten als nachdem sie sich außerhalb des Bereichs des Kleingewehrfeuers zurückgezogen hatten.

Als der Feind seinen allgemeinen Angriff aufgeben mußte, machte die Abtheilung des General Sherbrooke einen Angriff mit dem Bajonett: aber die Garde, die wegen

des schnellen Rückzuges der feindlichen Kolonnen, zu weit vorgerückt war, ward dem Feuer einer Batterie schwerem Geschützes und einer Linie Infanterie ausgesetzt. Aus dieser gefährlichen Lage ward sie durch das Vorrücken des ersten Battaillons vom 48sten Regiment, unterstützt von General Cotton's Kavalleriebrigade befreit. Joseph fing, da er sich auf allen Punkten zurückgeschlagen sah, kurz darauf seinen Rückzug über die Alberche nach Santa Olalla an und ließ einen Nachtrab von 10000 Mann auf den Höhen hinter dem Flusse, den er aber auch am 31sten zurückzog. Der Verlust des britischen Heers, das 18,300 Mann stark in's Feld rückte, bestand an den beiden Tagen der Schlacht an Todten in 34 Offiziers und 767 Gemeinen, an Verwundeten in 195 Offiziers und 3718 Gemeinen und 9 Offiziers und 644 Gemeinen an Vermißten, überhaupt in 5,367 Mann. Der Feind verlor 10000 Todte, Verwundete und Gefangne und 20 Kanonen.

Obgleich die spanische Armee, mit Ausnahme von General Bassecourt's Abtheilung, die am Abend des 28sten in dem Thal und den Gebirgen zur Linken von General Hills Position aufgestellt war, nichts bedeutendes ausrichtete, so hätte man doch nach dem Betragen, dieser Abtheilungim Allgemeinen viel von den Truppen erwarten können, wenn sie geschickt angeführt worden wären. Es fehlte auf dem rechten Flügel nicht an Gelegenheiten zur Auszeichnung, wo ein kräftiges Vordringen von ihrer Seite den Sieg würde entscheidender gemacht haben.

Am 29sten, dem Tage nach der Schlacht, traf die leichte Brigade 3000 Mann stark, mit einem Korps reitender Artillerie unter dem Brigadiergeneral Crawfurd in Talavera ein.

Am 3ten August marschirte das britische Heer von Talavera auf dem Wege nach Oropesa, um die Armee des Marschalls Soult anzugreifen, der durch die Korps von Ney und Mortier *) verstärkt war und über Puerto de Baños

*) Der Monitör vom 27ten September 1809 versichert, daß diese aus dem 2ten, 5ten und 6ten Korps bestehende Armee sich auf 60000 Mann belief: es ist indessen aller Grund zu glauben, daß sie wirklich nicht halb so stark war.

Baños und Placencia in unserm Rücken vorgegangen war. Zu Talavera wurden 1500 Kranke und Verwundete vom britischen Heer in den Spitälern gelassen, weil bei vielen Krankheiten ihre Fortschaffung hinderten und andre aus Mangel an Fuhrwerken zurückbleiben mußten. Das spanische Heer unter General Cuesta war bestimmt, sie zu schützen und unsern Rücken zu decken: aber unser Erstaunen war in der That sehr groß, als wir am folgenden Morgen fanden, daß der General seinen Posten verlassen hatte und mit seiner ganzen Macht auf demselben Wege marschirte, den wir eingeschlagen hatten. In dieser kritischen Lage entschloß sich Sir Arthur zum Rückzuge nach Portugal über die Brücke von Arzobispo, auf dem einzigen Wege der frei geblieben war, da die Franzosen am rechten Ufer des Tejo zwischen Oropesa und Almaraz eine Abtheilung stehen hatten.

Der Marquis de la Reyna nahm mit 2 spanischen Bataillons, nachdem er Puerto de Baños, zu dessen Vertheidigung er aufgestellt war, geräumt hatte, den Weg nach Almaraz, wo er über den Tejo ging, und die Schiffbrücke abbrach: hierdurch hinderte er die Franzosen, uns den Rückzug abzuschneiden. Eine beträchtliche Verstärkung ward nach diesem Punkt gesandt und die Spanier besetzten die Brücke von Arzobispo, während das britische Heer seinen Rückzug durch die Gebirge auf dem linken Ufer des Tejo nach Jaricego fortsetzte und von dort auf der großen Landstraße nach Badajoz und Elvas ging, wo es während einiger Monate im Lager blieb und hernach eine ausgedehntere Stellung an der östlichen Gränze einnahm. Das portugiesische Heer unter Marschall Beresford, das von Ciudad Rodrigo her im Anmarsch war, zog sich als es von Soults Ankunft bei Placencia hörte, wieder nach Portugal zurück.

Sir Robert Wilson's Korps, das von Escalona nach Naval Carnero und Mostolez bis drei Lieues von Madrid vorgedrungen war, hatte Befehl zu Sir Arthur Wellesley bei Talavera de la Reyna zu stoßen, da aber die französische Armee dazwischen kam, so stand das Korps während der Schlacht in einem Wald eine halbe Meile von Casalegas und unmittelbar im Rücken des französischen Heers. Der Feind soll (wie es im Moniteur vom 27sten September 1809 heißt) die Vortheile dieser Stellung auf seiner rechten

Flanke nach der Schlacht am 27sten und 28sten gewahr genommen und dem zu Folge das linke Ufer des Alberche verlassen haben. Als die britische Armee von Talavera sich zurückzog, ward Sir Robert Wilson mit General Cuesta in Verbindung gesetzt, der nach der Verabredung in Talavera bleiben sollte. Der Vortrab des spanischen Heers unter General Cuesta zog sich von Talavera in der Nacht des 4ten August zurück; Sir Robert Wilson, der einen langen Marsch durch die Gebirge gemacht hatte, kam nicht eher als in derselben Nacht zu Valada an und da er damals 6 Lieues von der Brücke bei Arzobispo war und über die Landstraße von Talavera nach Oropesa gehen mußte, in deren Besitz der Feind war, so fand er es unausführbar auf diesem Wege zur britischen Armee zu stoßen: er ging deswegen wieder über den Fluß Tieter, vertrieb eine Abtheilung des Feindes von Aldea Nueva, und nahm in der Nacht mit Sturm das Dorf Viranda, das stark vom Feinde besetzt war; von da zog er über die Sierra Llana, eine Reihe stets mit Schnee bedeckter Berge und marschirte über Bohoyo, Barco d'Avila und Bejar nach Baños. Am 12ten als er von Aldea Nueva auf der Straße von Grenadelia marschirte, um seine Verbindung mit der verbündeten Armee herzustellen, ward er von einem Bauern unterrichtet, daß eine große Staubwolke, die man auf dem Wege von Placencia sah, von dem Marsch eines feindlichen Korps herrührte. Sir Robert zog sich dem zu Folge zurück und stellte sich vor Baños auf und seine Vorwachen vor Aldea Nueva. Die feindliche Reiterei rückte auf der Landstraße vor und vertrieb die kleinen ihr entgegenstehenden Reiterposten; aber ein Posten spanischen Fußvolk's, der verborgen war, eröffnete ein lebhaftes und wohlgerichtetes Feuer, das großen Schaden verursachte. Zweihundert Mann spanische Infanterie vor Aldea Nueva unter Anführung des Obersten Grant von der lusitanischen Legion, behaupteten ihren Platz äußerst tapfer bis die Reiterei des Feindes und die Jäger zu Pferde in beträchtlicher Zahl auf jeder Seite erschienen und sie zum Rückzuge nöthigten. Der Feind schickte darauf eine große Menge Reiterei ab, um die Legion abzuschneiden, die zwischen Aldea Nueva und Baños aufgestellt war, aber das ununterbrochne Feuer dieses Korps

hielt sie auf und sie konnten nur Schritt vor Schritt vorrücken: da das spanische Bataillon Merida indessen rechts gewichen war, so ward ein Weg im Rücken der Stellung geöffnet und nun ein Rückzug nach den Höhen oberhalb Baños nothwendig und mithin ausgeführt. Ein Korps ward sogleich abgeschickt, um die Straße von Monte Major zu säubern, auf welcher der Feind sich bemühte, eine starke Abtheilung vorzuschieben, weil er dadurch etwa eine Lieue im Rücken den Paß von Baños völlig umgehn konnte. In diesem Augenblick kam Don Carlos Marquis von Estragen mit seinem Bataillon leichter Infanterie heran und bemächtigte sich auf die tapferste Weise der Höhen, die die Straße von Baños beherrschten, und setzte Sir Robert Wilson in den Stand, einen Theil des Bataillons von Merida auf einem Berge links der die Hauptstraße beherrschte und welche der Feind zu ersteigen versuchte, aufzustellen. Das Bataillon leichter Infanterie und die Abtheilung der Legion auf dem rechten Flügel behaupteten fortwährend ungeachtet des Feuers, das die feindliche Infanterie, von ihrer Artillerie unterstützt *) machte, ihre Stelle; aber da um 6 Uhr Abends drei feindliche Kolonnen die Höhen links gewonnen hatten, so eröffneten diese ein solches Feuer auf die untenstehenden Truppen, daß eine längere Vertheidigung unthunlich war; die ganze Stärke Sir Roberts war daher gezwungen sich nach den Bergen zurückzuziehn und die Hauptstraße frei zu lassen, auf welcher eine beträchtliche Kolonne von der feindlichen Reiterei vorwärts drängte.

Das Bataillon Sevilla war zu Bejar gelassen worden, mit dem Befehl den nächsten Tag zu folgen, aber als Sir Robert zurückkehrte und das Gefecht anfing, sandte er es nach dem Puerto de Baños, um die Straße von Monte Major und die Höhen im Rücken seines linken Flügels zu beobachten. Da die feindliche Reiterei näher kam, riefen ein Offizier und einige Dragoner dem Oberbefehlshaber zu sich zu ergeben; aber ein Kugelregen tödtete ihn und seine Begleiter. Das Bataillon ging darauf vorwärts, um die

*) Sir Robert Wilson hatte kein Geschütz bei sich.

Höhen zu erreichen: es ward bei dieser Bewegung von einer Kolonne Kavallerie und einer Kolonne Infanterie angegriffen und umringt: es bahnte sich durch diese Schaaren einen Weg und viele feindliche Leichen, besonders Reiter, deckten das Feld. Es ist zu bemerken, daß der Paß von Baños auf der Seite nach Estremadura nicht so stark ist als auf der von Castilien, besonders wenn man kein Geschütz hat, um ihn zu vertheidigen: und wenn man die große Ueberlegenheit der feindlichen Macht erwägt, die aus dem ganzen Korps des Marschalls Ney bestand, so erscheint die neunstündige, obgleich erfolglose Vertheidigung höchst ehrenvoll für Sir Robert Wilson *). Wegen der Natur des Gebirgskriges, war es ihm unmöglich, Listen von seinen Todten und Verwundeten zu sammeln: die Kenntniß vom Lande setzte viele Mitglieder der Legion, die man anfangs vermißte, in den Stand, nach Portugal zurückzukehren; andre entflohen vom Feinde und fanden sich auch wieder ein.

Eine starke Diversion sollte von einem spanischen Korps 16000 bis 20000 Mann stark unter General Venages gemacht werden: allein dieser Plan ward nicht mit der erwarteten Schnelligkeit ausgeführt, sondern dieser General blieb immer hinter den Gebirgen von Toledo und dem Guadiana bei Damiel; folglich war der General Sebastiani im Stande sein ganzes Korps fortzuziehn, bis auf 2000 Mann die er als Besatzung in Toledo ließ und sich mit dem Marschall Victor vor der Schlacht von Talavera zu vereinigen. Diesem Umstande, und der Weigerung des Generals Cuesta den Puerto de Baños mit einer Abtheilung seines Heers zu besetzen, obgleich der oberste Befehlshaber ihn wiederholt dazu aufforderte, muß das Mißlingen des Operationsplans, der für den Feldzug der verbündeten Heere in Spanien entworfen war, zugeschrieben werden.

---

*) Dies bezeugt selbst der Feind: Ney sagt in einem Briefe an Soult: General Wilson sammelte indessen seine Truppen zum dritten Male, und bemühte sich sogar angriffsweise zu verfahren.

Der Feldzug von 1810.

Das verbündete portugiesische und britische Heer, das eine Reihe von Positionen an der östlichen Gränze von Portugal gegen das Ende des Jahrs 1809 eingenommen hatte, blieb in dem ersten Theile des folgenden Jahrs ruhig. Eine Abtheilung desselben unter Generalmajor Hill besetzte die Gränzlinie im Süden des Tejo, während die Hauptarmee sich von dem rechten Ufer des Flusses bis an den Douro ausdehnte. In der Festung Almeida lag hauptsächlich portugiesische Miliz unter einem britischen Gouverneur, dem Brigadiergeneral Cox: die leichten Truppen und einige Reuterei unter dem Brigadiergeneral Crawfurd waren vor dieser Festung aufgestellt und streiften bis nach Ciudad Rodrigo. Zu derselben Zeit versammelte sich die sogenannte französische Armee von Portugal, die aus drei Armeekorps bestand, unter den Marschällen Ney, Junot und Regnier und vom Marschall Massena, einem der berühmtesten Feldherrn Bonaparte's befehligt ward, zu Salamanca und an den portugiesischen Gränzen, um die Eroberung des Königreichs zu vollenden und die Engländer in das Meer zu jagen. Dieses furchtbare Heer belief sich nach den Proklamationen seines Oberbefehlshabers auf 110000 Mann: aber seine wirkliche Stärke überstieg nach den höchsten Berechnungen, die wir aus offiziellen Urkunden schöpfen konnten, niemals 80000 Mann. Die verbündete Armee machte nach ihrer Vereinigung damahls nicht mehr als 60000 Mann aus, mit Ausschluß der portugiesischen Miliz und der Ordonença: der größere Theil derselben stand in den nördlichen Provinzen unter General Francisco de Silveira und bei Oporto und Coimbra unter den Obersten Trant und Millar.

Der Feldzug von 1810 ward mit der Belagerung von Ciudad Rodrigo von zwei französischen Armeekorps eröffnet, die am 11ten Junius den Platz berannten. In der Nacht zwischen dem 15ten und 16ten wurden die Laufgräben eröffnet, und am 21sten war die zweite Parallele vollendet. Am 25sten Abends begannen die Belagerer ihr Feuer und am 10ten Julius ergab sich der Ort. In Hinsicht auf

den erbärmlichen Zustand der Festungswerke von Ciudad Rodrigo, einer blos ummauerten Stadt, muß man die Vertheidigung der Besatzung immer als sehr ehrenvoll für die spanischen Waffen ansehn. Es ist ferner klar aus den schändlichen Vorwürfen, die der Monitör auf Lord Wellington ausspeiet, wo er als immer bereit geschildert wird, in allen Fällen großer Gefahr und Noth seine Bundsgenossen zu verlassen, daß der französische Oberbefehlshaber und Bonaparte selbst erwarteten, daß er zur Unterstützung der Belagerten vorrücken werde. Wie wichtig es auch in einigen Rücksichten scheinen mochte, Ciudad Rodrigo zu behaupten, so verschwanden doch diese Vortheile vor der Möglichkeit einer Niederlage in dieser vorgerückten Stellung; außerdem waren die portugiesischen Truppen, welche die Hälfte von Lord Wellingtons Heer ausmachten, mit Ausnahme der lusitanischen Legion und eines oder zwei andrer Regimenter, noch nicht erprobt worden: und die Natur des Landes in der Nähe von Ciudad Rodrigo ist so, daß sie dem Heer, das die zahlreichste Reuterei in's Feld stellen kann, den entschiedensten Vortheil darbietet. Diesen Vorzug hatten die Franzosen in einem hohen Grade und vielleicht sage ich nicht zu viel, wenn ich versichre, daß der Verlust einer Schlacht in einer solchen Lage und unter solchen Umständen, den Verlust des Feldzugs und zuletzt der Halbinsel zur Folge gehabt haben würde.

Nach dem Falle von Ciudad Rodrigo, blieb die leichte Abtheilung des verbündeten Heers, unter Brigadiergeneral Crawfurd, von etwa 4000 Mann Fußvolk und 600 Reuterei zwischen Ciudad Rodrigo und Almeida. Am Morgen des 24sten Julius wurden sie von einem an Zahl weit überlegnen feindlichen Korps, das von 3 bis 4000 Reutern unterstützt ward, angegriffen *); ungeachtet seiner tapfern

*) Aus Marschall Massena's offiziellen Bericht, der eine Angabe der dem General Crawford entgegengesetzten Stärke enthält, geht hervor, daß die Reuterei aus 5 Regimentern bestand, die gemeiniglich 6 bis 700 Mann ausmachen, und die ganze Infanterie des Neyschen Korps mit Ausnahme eines Regiments gegenwärtig war. Das Fußvolk dieses Korps belief sich nach den aufgefangnen Offizialberichten damals auf 20000 wirklich dienstfähige Leute. Es

Vertheidigung war General Crawfurd genöthiget sich aus seiner Stellung über die Brücken des Flusses Coa zurückzuziehn. Der Feind machte drei fruchtlose Versuche hinüber zu dringen: er ward jedesmal mit beträchtlichem Verlust zurückgetrieben; besonders zeichnete sich das dritte spanische Jägerregiment durch hohe Tapferkeit aus und ward vom General Crawford höchst ehrenvoll erwähnt: die verbündete Armee erlitt einen geringen Verlust.

Nach dem Rückzug dieses vorgeschickten Corps ward Almeida völlig eingeschlossen, und an denselben Tage vom General Loison zur Uebergabe aufgefordert, die der Gouverneur abschlug. Am 15ten August wurden die Laufgräben eröfnet; während der Nacht auf den 24sten ward die 2te Paralelle innerhalb 150 Toisen von dem Platze eröfnet, und am Morgen des 26sten begann der Feind das Feuer aus 11 mit 65 Kanonen besetzten Batterien, das mit beträchtlicher Wirkung bis gegen 4 Uhr Abends aus der Festung erwiedert ward. Um 7 Uhr flog das Hauptmagazin nebst zwei kleineren daran stoßenden in die Luft, wodurch die Wälle großen Schaden litten und der Gouverneur fast seines ganzen Schießbedarfs beraubt ward; gegen 500 Soldaten, ausser vielen Einwohnern wurden getödtet. General Cox fand jetzt das jeder fernere Widerstand ohne Nutzen seyn würde und übergab in der Nacht des 27sten die Festung.

Obgleich Almeida die folgenden Operationen des Feindes hätte verzögern können, so mußte man es doch nur als einen Vorposten betrachten, der auf den Ausgang des Feldzugs keinen Einfluß haben konnte. Dieselben Bemerkungen, die in Hinsicht auf Ciudad Rodrigo gemacht sind, können auf die dem militärischen Charakter des Lord Wellington nachtheiligen Vorspiegelungen angewandt werden, die nicht blos im Moniteur sondern auch in einigen — ich schäme mich es zu sagen — britischen Blättern, bei dieser Gelegenheit

---

scheint daher, daß die ganze Macht, womit die Marschälle Ney und Massena am Morgen des 24sten vorrückten, um die leichte Division anzugreifen, sich auf 20000 Mann Fußvolk und zwischen 3 bis 4000 Mann Reuterei belief. S. Brig. Gen. Crawfords Nachricht von der Schlacht an der Coa zur Antwort auf Marschall Massena's Bericht.

erschienen sind. Der Entsatz von Almeida würde indessen nicht ganz so schwer gewesen seyn, und wäre vielleicht ohne den unglückliche Zufall, der die Uebergabe beschleunigte, unternommen worden. In der Zwischenzeit vom Anfang der Belagerung von Ciudad Rodrigo bis zum Fall von Almeida stand das Corps des General Regnier, das den linken Flügel der großen Armee von Portugal bildete, an den Grenzen von Spanisch Estremadura im Süden des Tejo und ward durch die Abtheilung des General Hill, der Portalegre, Elvas, und die Grenzlinie von Alemtejo besetzt hatte, aufgehalten. Nach der Uebergabe von Almeida ging Regnier über den Tejo in der Absicht Lord Wellington's rechte Seite zu umgehen und den Weg nach Lissabon über Castell Branco zu besetzen. Es gelang dem General Hill dieser Bewegung zuvorzukommen und indem er bei Villa Velha über den Tejo ging, setzte er sich in den Besitz dieser wichtigen Straße. Am 3ten August marschierte General Silveira, zu dem ein Corps von etwa 1000 Spaniern gestoßen war, um den Posten von Puebla de Senabria in Spanien anzugreifen, unfern der nördlichen Grenze von Tras os Montes: der Erfolg dieser Unternehmung war die Gefangenschaft eines Schweizerbataillons, das in dem Schlosse des Orts zur Besatzung lag, und aus 9 Offiziers und 400 Mann bestand.

Am 16ten September brach das französische Heer von Almeida auf und nahm die Richtung von Guarda und Celerico; hierauf gingen die 3 Armeecorps, die aus den Divisionen Ney's, Junot's und Regnier's bestanden und vom Marschall Massena angeführt wurden, auf der Brücke von Fornos über den Mondego und vereinigten sich am 21sten zu Viseu; hier machten sie 2 Tage Halt, um das Geschütz zu erwarten, das durch die schlechten Wege aufgehalten ward. Oberst Trant, der eine Schaar portugisischer Miliz und Ordenença befehligte, griff am 22sten die Begleitung der Reserveartillerie und Equipagen auf dem Marsche an, und nahm 2 Offiziers und 100 Mann gefangen; da aber eine beträchtliche Macht von der französischen Armee fortgezogen ward, um ihm Widerstand zu leisten, so war er hernach genöthigt sich gegen den Fluß Douro zurückzuziehn. Die britische Reuterei unter Sir Stapleton Cotton, die bei Celorico aufgestellt war, verließ diesen Platz am 16ten und

folgte dem Wege des verbündeten Heers, das sich durch Val de Mondejo auf dem linken Ufer des Flusses in die Stellung von der Serra de Murcella hinter dem Fluß Alva zurückgezogen hatte.

Der Feind schob seinen Vortrab von Vizeu am 21sten bis nach Santa Comba Dão, bei der Vereinigung der Flüsse Criz und Dão vor. Brigadier General Pack, der mit seiner Brigade auf diesem Punkt aufgestellt war, zog sich, nachdem die Brücken über diesen Fluß zerstöhrt waren, über den Criz und vereinigte sich bei Mortagão mit Brigadier General Crawfurd. Nachdem der Feind die Brücken wieder hergestellt hatte, ging er mit 2 Corps seiner Armee bei Santa Comba Dão über den Criz; die Brigadiers Crawfurd und Pack zogen sich dem zu Folge in die Stellung der Serra de Busaco. Da es klar war, daß der Feind sie mit Gewalt nehmen wollte, um dadurch sich in den Besitz von Coimbra zu setzen, wie auch die Stellung der verbündeten Armee zu umgehen, so machte Lord Wellington eine Bewegung nach seiner linken Seite, und ging mit seiner ganzen Macht über den Mondego, mit Ausnahme der Brigade des Obersten Le Cor, der Befehl erhielt, auf der Serra de Murcella zu bleiben, um die rechte Seite des Heers zu decken. Die Abtheilung des portugisischen Reuterei und das 13te Dragonerregiment unter den Befehlen des Generalmajors Fane blieben auch auf dem linken Ufer des Mondejo vor der Alva, um die feindliche Reuterei aufzuhalten.

Um 6 Uhr Morgens am 27sten September machte der Feind 2 verzweiflungsvolle Angriffe auf die Stellung des verbündeten Heers, den einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite des höchsten Punktes der Serra. Der Angriff zur Rechten ward von 2 Divisionen des zweiten Corps auf den von der dritten Infanteriedivision besetzten Theil der Serra unternommen. Eine Abtheilung des französischen Fußvolks erreichte den Gipfel der Bergreihe, wo sie von dem 22sten, 45sten englischen und 2ten portugisischen Regiment unter Anführung des Generalmajors Picton, der die dritte Abtheilung befehligte, angegriffen ward. Diese Corps drangen mit dem Bajonet ein und vertrieben den Feind von der vortheilhaften Stelle, die er gewonnen hatte. Die andere Abtheilung des zweiten Corps

griff weiter rechts auf dem Wege an, der von Santo Antonio de Cantaro führt, ebenfalls in der Fronte der dritten Division. Dieser Angriff ward zurückgeschlagen, ehe der Feind den Gipfel der Bergreihe erreichen konnte, unter Leitung des Obersten Mackinnon, vom 74sten Regiment und der portugisischen Brigade unter Befehl des Obersten Champlemond; Generalmajor Leith bewegte sich auf seiner Linken, um Generalmajor Picton zu unterstützen und nahm Theil an der Niederlage des Feindes auf dieser Stelle, die ihm das dritte Bataillon der Garden, und das erste und zweite Bataillon des 38sten Regiments zufügten.

Links griff der Feind mit 3 Abtheilungen Infanterie vom 6ten Corps den Theil der Serra an, den die linke Abtheilung unter Brigadiergeneral R. Crawfurd und die Brigade portugisischer Infanterie unter Brigadiergeneral Pack besetzt hatten. Bloß eine Infanteriedivision machte einige Fortschritte gegen den Hügel; sie ward aber von der leichten Brigade und dem dritten portugisischen Jägerregiment unter Brig. Gen. R. Crawfurd mit dem Bajonett angegriffen und mit unermeßlichem Verlust herabgetrieben. General Coleman's Brigade portugisischer Infanterie, die zur Reserve aufgestellt war, brach auf, um den rechten Flügel von Brig. Gen. Crawfurds Abtheilung zu unterstützen und ein Bataillon des 19ten portugisischen Regiments machte einen tapfern und glücklichen Angriff auf ein Corps von einer andern feindlichen Abtheilung, die sich bemühte auf dieser Seite durchzubrechen. Außer diesen Angriffen waren die leichten Truppen den ganzen Tag ununterbrochen im Gefecht. Wir verlohren an Todten 5 Offiziers 104 Mann, an Verwundeten 35 Offiziers 458 Mann, an Vermißten 1 Offizier und 30 Mann; die Portugisen 6 Offiziers 84 Mann an Todten, 25 Offiziers 487 Mann an Verwundeten und 20 Mann an Vermißten. Der feindliche Verlust muß ungeheuer gewesen seyn: 2000 Mann wurden auf dem Schlachtfelde begraben *) 1 General, 3 Obersten, 33 Offiziers, 250 Mann gefangen.

---

*) Nach den verschiedenen Berichten des von dem Feinde erlittenen Verlusts an Verwundeten bin ich veranlaßt worden, eine auf die Resultate von 5 verschiedenen Hauptschlachten gegründete

Da Massena es unmöglich fand die Stellung von Busaco mit Gewalt zu nehmen, so erneuerte er seinen Angriff am 28sten nicht, außer durch das Feuer seiner leichten Truppen, offenbar in der Absicht, um den Marsch einer großen Macht von Infanterie und Cavallerie zu decken, die er von dem linken Flügel seines Centrums abgeschickt hatte und die auf dem Wege der von Mortagao nach O Porto führt, erschien. Oberst Trant hatte Befehl sich dieses Weges zu bemächtigen, auf dem die Stellung der Serra de Busaco umgangen werden konnte, und sich zu Serdao festzusetzen; aber zum Unglück schickte ihn der General, der im Norden befehligte *) um O Porto herum, weil sich eine kleine feindliche Schaar im Besitz von Sao Pedro de Sul befand: und ungeachtet der Anstrengungen, die er machte, um zu rechter Zeit anzukommen, konnte er Serdao nicht eher als in der Nacht des 28sten erreichen, nachdem der Feind die Gegend besetzt hatte. Dieser Bewegung des Feindes zu Folge ging Lord Wellington wieder über den Mondego und fuhr fort sich nach der Stellung zurückzuziehn, wozu er sich früher entschlossen hatte; sein rechter Flügel stand zu Alsandra und über Torres Vedras, und der linke am Meer.

Dem Rückzuge des verbündeten Heers folgte die ganze disponible Macht außer dem Theil der zurückgelassen ward, um die Kranken und Verwundeten zu bewachen. Da Oberst Trant fand, daß seine Verbindung mit der vereinigten Armee ganz abgeschnitten war, so zog er sich in der Richtung auf Mialhada zurück, wo er sich mit dem Corps der Miliz und der Ordenença unter Brig. Gen. Miller und Oberst Wilson zu vereinigen hoffte; aber da er fand, daß diese Corps in der Nähe von Busaco durch Mangel an Lebensmitteln aufgehalten waren, so faßte er den Entschluß, allein mit seiner eigenen Division vorzurücken, um den Theil der französi-

---

Berechnung zu machen, und finde, daß die Verwundeten zu den Getödteten sich verhalten wie 9 zu 2; hiernach würde der Gesamtverlust der Franzosen auf 11000 Mann steigen; da aber viele nur leicht verwundet sind, so kann man 10000 Mann als eine runde Zahl derjenigen annehmen, die außer Stand gesetzt sind zu fechten.

*) Der Vermuthung nach, war es General Silveira.

schen Armee, der in Coimbra geblieben war, nachdem Massena mit der Hauptmacht von dort marschirt war, zu vertreiben. Am 7ten October um Mittag trat Oberst Trant seinen Marsch an: sein Vortrab bestand aus einer Schwadron Reuterei, die von 200 Mann leichter Truppen unterstützt wurden: unweit von Fornos traf er auf ein feindliches Detaschement, daß sich nach einem unbedeutenden Widerstande ergab. Die Reuterei ward darauf über den Mondejo vorwärts geschickt, um die Verbindung zwischen Coimbra und der französischen Hauptmacht abzuschneiden: eine feindliche Partei schoß auf sie, aber sie erreichte dessenungeachtet ihren Zweck. Die Infanteriedivisionen marschirten gegen die Hauptplätze der Stadt, und fanden einen Widerstand, der eine Stunde dauerte, da der Feind die Waffen niederlegte und sich auf Gnade und Ungnade ergab. Die Zahl der Gefangenen, Kranke und Verwundete eingerechnet, belief sich auf etwa 80 Offiziers und gegen 5000 Mann: auch fielen 3500 Gewehre, die großentheils geladen waren, den Siegern in die Hände. Der Verlust der Portugisen bestand in 2 Todten und 25 Verwundeten. Da die Abtheilungen des Brig. Gen. Miller und Oberst Wilson, die aus Miliz und Ordenença zusammengesetzt waren, kurz hernach in Coimbra eintrafen, so ließ Oberst Trant eine Brigade daselbst, und ging mit dem Ueberrest seiner Abtheilung nach O Porto, um 4000 Gefangene, die zu marschiren im Stande waren, zu begleiten *). General Miller machte auch beinahe 400 Gefangene, die von ihrem Corps sich zerstreut hatten, um Beute zu suchen. Die Reuterabtheilun-

*) Der Moniteur in seinen Anmerkungen über die Kriegsoperationen in Portugal sagt: durch ein Mißverständniß und die falschen Bewegungen eines Beobachtungscorps ward unser Hospital in Coimbra, wo wir 15 bis 1600 Verwundete und Kranke gelassen hatten, vier Tage nach unserm Abzuge von einem Corps elender portugisischer Miliz, von etwa 2000 Mann, genommen. Es war eine große Dummheit von Marschall Massena, daß er O Porto frei in seinem Rücken ließ: 10000 Mann würden weit besser auf die Eroberung dieses Platzes angewandt gewesen seyn als ganz nutzlos vor den Mauern von Ciudad Rodrigo und Almeida.

gen des vereinigten Heers, die dem Nachtrab bildeten, so wie verschiedene andere kleinere Detaschements hatten mehrere glückliche Gefechte und machten viele Gefangene.

Aus der Linie, die Lord Wellington zuerst einnahm, von Alhandra bis Torres Vedras, zog er sich hernach zurück, indem er seine linke Seite bis Mafra zurück warf, und eine Reihe von Bergen besetzte, die sich von Alhandra nach der Küste, nahe bei Mafra, ausdehnte. In dieser Stellung sind die Pässe von Bucellas, Cabeça de Montachique und Mafra die hauptsächlichsten Punkte, und durch jeden derselben führt eine Straße von Torres Vedras nach Lissabon; sie sind von Natur außerordentlich stark, und sie wurden durch Reduten und Schanzen die der Ingenieuroberst Fletcher anlegte, noch stärker gemacht. Der rechte Flügel der Stellung wird durch den Tejo gedeckt, und eine Anzahl Kanonenböte war auf dem Flusse aufgestellt, um dem Feinde zu schaden, wenn er einen Angriff auf dieser Seite versuchen sollte. Sie zeigten sich von wesentlichem Nutzen; denn kurz hernach, da eine feindliche Abtheilung die Höhen erstiegen hatte, um zu kundschaften, ward der General St. Croix durch eine Kanonenkugel aus den Booten getödtet und der Feind zerstreut. Da die Stärke der von der verbündeten Armee besetzten Vertheidigungslinie die Fortschritte der Franzosen aufhielt, so blieben sie einen Monat hindurch vor der Stellung unthätig, und hatten den rechten Flügel zu Solval und den linken zu Villa Franca. In ihrem Rücken waren Abrantes und Peniche hauptsächlich von der portugisischen Miliz besetzt, die bei verschiedenen Gelegenheiten die fouragirenden Corps aufhob und einige Gefangene machte. Kurze Zeit hernach da Lord Wellington sich in dieser Vertheidigungslinie aufgestellt hatte, stieß ein spanisches Corps von etwa 10000 Mann unter dem Marquis de la Romana zu ihm; ein Cavalleriecorps unter Brig. Gen. Fane ward nach dem Südufer des Tejo abgeschickt, um die Fouragepartheien des Feindes abzuhalten Unterstützungen aus Alemtejo zu ziehen.

In diesem Zustande blieben die streitenden Heere bis zum 14ten November, da Marschall Massena sich mit seinem rechten Flügel auf dem Wege von Alemquer gegen Alcoentre und mit dem linken über Villa Nova zurückzog;

er setzte seinen Rückzug bis Santarem fort, wo er Halt machte und sich festsetzte. Die Verbündeten brachen am Morgen des 15ten auf, und folgten dem Marsch des Feindes bis Cartaro, wo der Vortrab am 17ten eintraf. Es wurden bei diesen Bewegungen etwa 1400 Gefangene gemacht. Das Corps des Gen. Lieut. Hill war in derselben Zeit bei Valada in Booten über den Tejo gegangen.

Die Gründe, die den Marschall Massena bewegten seine Stellung zu verlassen, waren aller Wahrscheinlichkeit nach: 1) die Ueberzeugung, daß seine Macht nicht groß genug war, um seine Absicht, die Briten zur Einschiffung zu zwingen, mit Sicherheit zu erreichen. 2) Die Erschöpfung des Landes, aus dem er nur mit großen Schwierigkeiten die Lebensmittel zusammenbringen konnte. 3) Die Erhaltung des sichern Rückzugs nach Spanien, den er sich durch die Behauptung des Uebergangs des Zezere in der Stellung bei Santarem offen hielt. 4) Der Wunsch, die Eroberung von Abrantes zu beschleunigen, um durch den Besitz der Brücke bei dieser Stadt im Stande zu seyn, Vorräthe aus Alemtejo zu ziehn. 5) Endlich der Wunsch sich seinen erwarteten Verstärkungen zu nähern; das Land in seinem Rücken versprach ihm etwas Getreide und Fourage für die Pferde, besonders in der Nähe von Golegao und den Ufern des Tejo

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

III.

Don Francisco Espoz y Mina, spanischer Guerilla-Hauptmann.

Der folgende Aufsatz ist aus dem 24sten und 25sten Stück des Verkündigers, einer in London während der Jahre 1812 und 1813 herausgekommenen deutschen Monatschrift, politischen, literarischen und vermischten Inhalts, mit einigen Veränderungen entlehnt. Er enthält einige merkwürdige Notizen über einen Mann, der sich eben so sehr durch seine Vaterlandsliebe, als durch seine wirksamen Angriffe gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes ausgezeichnet hat. Seine Streifzüge, so wie die des Empecenado und anderer Anführer der Guerillas oder Streifcorps, thaten dem Feinde eben so viel, wo nicht mehr Abbruch, als die Unternehmungen der regelmäßigen Truppen, und es hat im spanischen Kriege mehr als einmal Zeiten gegeben, wo nur der unermüdliche Verfolgungseifer dieser Guerillas, bei Niederlagen der Heere, den sinkenden Muth des Volkes noch aufrecht erhielt. Man wird es uns daher verzeihen, wenn wir aus einer fremden Zeitschrift etwas entnehmen, was

den merkwürdigen Mann von dessen äußerer Wirksamkeit wir so oft in den öffentlichen Blättern gehört haben, auch in seinen innern Verhältnissen kennen lehrt.

Sp.

Ueber diesen seltnen Mann hat der Oberst Don Lorenzo Ximenes folgendes bekannt gemacht.

„Als wir Kriegsgefangenen alle, von dem auf vielen Umwegen gemachten Marsche ermüdet, und von Kummer und Angst gefoltert, beinahe schon die französische Grenze erreicht hatten, wurden wir insgesammt, nämlich 21 Offiziere und 800 spanische Soldaten, durch den berühmten Feldherrn Don Francisco Espoz y Mina und durch seine tapferen Waffenbrüder gerettet. Alles was ich erzähle, habe ich theils mit eigenen Augen gesehen, theils von Mina selbst gehört, dessen Wahrheitsliebe in ganz Navarra bekannt, und niemals bezweifelt worden ist.

Am 25sten May 1811 marschirten wir aus Vittoria von 1600 französischen Soldaten zu Fuß und 200 zu Pferde begleitet. Kaum hatten wir zwei Stunden Weges zurückgelegt, als wir zwischen Mondragon und Vittoria, zur rechten und linken Seite der Landstraße, zwei Waldungen zu Gesicht bekamen. Sobald wir uns ihnen näherten, hörten wir einen Schuß fallen. Gleich darauf flog ein mörderischer Hagel von Kugeln vorn, zu beiden Seiten und im Rücken auf uns; viele wurden zu Boden gestreckt und viele verwundet; die unüberwindlichen Franzosen wurden von einem so großen Schrecken ergriffen, daß sie weder Ordnung unter sich erhalten, noch den geringsten Widerstand leisten konnten. Sie waren nicht einmal im Stande ihren Feind zu sehen, denn die Guerillas hatten sich theils im Gebüsch versteckt, theils waren sie auf die Bäume gestiegen. Mitten in dieser Verwirrung mußten die Unüberwindlichen uns bitten, ihnen Beistand zu leisten. Der unerschrockene Mina griff sie jetzt mit 150 Reutern im Rücken an, hieb alles nieder was ihm in den Weg kam, verbreitete Schrekken auf der Landstraße, und tödtete Männer, Weiber und Kinder. In diesem Augenblicke liefen wir mitten unter dem schärfsten Feuer zu unsern Freunden und Vertheidi-

gern

hinüber, und jeder suchte nur sein Leben zu retten. Sobald dieses schreckliche Gemetzel vorüber war, hatte ich das Vergnügen Mina zu sehen und mich mit ihm zu unterhalten. Er ließ uns nach Zalduendo, welches 6 Stunden Weges von dem Orte wo dieser Ueberfall geschah, liegt, in Sicherheit bringen. Der ganze Transport, welcher auf nicht weniger als eine Million Speciesthaler an Werthe geschätzt werden konnte, fiel ihm in die Hände; 7 bis 800 Franzosen wurden niedergehauen, 150 aber, nebst dem Obersten Lafitte und 8 andern Offizieren zu Gefangenen gemacht. Ich muß hier des Umstandes erwähnen, daß Mina unter seinen Leuten einen Landmann hat, welcher vier Musketonläufe von Einem Schafte abfeuert. Sie sind so gemacht, daß sie sich auf einer Achse drehen, welche er mit einer Kette auf dem Erdboden befestiget. In jeden Lauf ladet er 32 Kugeln, und alle vier Läufe feuert er mittelst Eines einzigen Schlosses ab. Bei diesem Ueberfalle zerstörte er mit Einem Drucke vier Kutschen, welche im Transporte waren, und tödtete alle Frauenzimmer und Officiere, welche sich darin befanden.

Den Spion, welcher ihm von diesem nach Frankreich bestimmten Transporte, von dem Tage, an welchem er abgehen würde, von der Anzahl der darin befindlichen spanischen Kriegsgefangenen, von den französischen Truppen, welche dieselben geleiteten, und von vielen andern Umständen Nachricht gab, ließ er an den Felsen binden und stellte eine Schildwache mit dem gemessenen Befehle zu ihm, ihn zu erschießen, sobald er versuchen sollte zu entlaufen. Als der Ueberfall, welcher fünf ganze Stunden ununterbrochen fortdauerte, zu Ende war, ließ er ihn holen und sagte: „Du bist ein guter Kerl, du hast mich nicht betrogen, geh, hier sind sechstausend harte Thaler zu deiner Belohnung.“

Ungefähr anderthalb Stunden Weges von Vittoria kamen wir durch ein Dörfchen, wo alle Häuser zugeschlossen und keine lebendige Seele zu sehen war. Dieß kam daher, weil Mina, sobald er beschlossen hatte sich in den Hinterhalt zu legen, am Abende zuvor ins Dorf gegangen war, und alle Menschen weggeführt hatte. Er ließ Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung, auf den Markt kommen, band sie zwei und zwei zusammen, umgab sie mit sei-

nen Leuten, ließ sie in die Gebirge bringen, und stark bewachen; dabei sagte er ihnen, daß, wenn sie sprächen oder das mindeste Geräusch machten, sie auf der Stelle niedergestoßen werden sollten; dagegen versprach er ihnen, wenn sie sich nicht widersetzten, sie in acht Stunden wieder auf freyen Fuß zu setzen. Sonach war es den Franzosen unmöglich von dem Hinterhalte etwas zu erfahren.

Mina ist ein wohlgebaueter Mann, von blühender Gesichtsfarbe, rüstig, ungefähr fünf Schuh acht Zoll groß, von wenig Worten und offen in seinem Betragen. Er haßt lüderliche Weibsbilder, und erlaubt weder Offizieren noch Gemeinen eins mitzunehmen; ja er leidet unter seinen Leuten keinen der sich mit solchen Frauenzimmern abgiebt. Er ist zwanzig bis dreißig Jahre alt und nimmt sehr wenig Nahrung zu sich. Er schläft nie mehr als zwei Stunden in der Nacht; er hat dann allemal seine geladene Pistolen im Gurte stecken, und die wenigen Nächte welche er in einem Dorfe zubringt, schließt er seine Stube zu. Er ist sehr in sich gekehrt, und nie mittheilend. Seine Offiziere wissen schlechterdings niemals wohin er zu marschiren gedenkt. Sobald die Trommel gerührt wird, es sey nun um die Namen abzurufen, oder aus einer andern Ursache, so muß sich jeder stellen, und zwar die Offiziere zu Pferde, (das heißt bloß die Capitains, denn die andern dürfen keine Pferde haben) und ihre Maulthiere mit Gepäck beladen. Wenn seine Leute es sich am wenigsten versehen, tritt er hervor und ruft: folgt mir! So marschirt er oft dreißig Meilen weit, und sogar an dem Tage, wo er den beschriebenen Angriff machte, mußten sie vierzig engl. Meilen marschiren, ohne zu essen oder ihre Pferde und Mauleſel zu füttern. Er hatte damals gerade weder Speise für seine Leute noch Futter für ihre Thiere; wenn er aber Ueberfluß daran hat, ist er sehr freigebig damit, und erlaubt niemals, daß man etwas dafür bezahlt nehme. Doch das Volk glüht so von Vaterlandsliebe und ist dem Mina so zugethan, daß es Alles gern hergiebt. Wenn ein Freiwilliger zu Fuß unter ihm dienen will, so ist es ihm nicht verstattet etwas anders mitzubringen als ein Paar Pantoffelschuhe; Halbstrümpfe, Hosen und ein Camisol. Ist Mina's Hemde schmutzig, so geht er in das erste beste

Haus, und sagt: „mein Hemde ist schmutzig, gieb mir ein reines.“ Der Landmann tauscht mit ihm, und wenn er Zeit hat so wäscht er es, und bekommt das seinige zurück; wo nicht so behält er Mina's Hemde und Mina das des Landmanns. Die Gewehre seiner Leute sind alle von außen rostig, aber er sieht sehr darauf, daß sie inwendig rein sind, und gute Schlösser und Feuersteine haben: die Bajonette sind mit einer Kruste von Franzosenblut überzogen. Der Hauptmann, der den Vortrab anführt heißt der Dos Pelos. Bei dem letzten, so eben erzählten Angriffe, ließ er alle seine Leute drei Kugeln in ihre Flinten laden und sagte nachher: „ich weiß, sie thaten was ich ihnen befahl, denn beim ersten Abfeuern tödteten und verwundeten sie sechszig Personen.“ Seine Reuterei bestand aus 150 unerschrockenen tapfern Leuten, die eine kurze Weste und blaue Pantalons, wie die Husaren, trugen; ihre Mützen sind wie die übrigen in der spanischen Armee, mit dem Unterschiede, daß sie ungefähr eine Elle rothes Tuch, welches auf eine Spitze zuläuft, und unten eine goldne Quaste hat, den Rücken hinab hängen lassen. Sie tragen alle Pantoffelschuhe und Sporen; Mina selbst zieht niemals Stiefeln oder Halbstiefeln an, sondern Pantoffelschuhe, damit er desto leichter entkommen kann, wenn er vom Pferde gestoßen wird und steile Berge hinanklettern muß. So hat er sich mehrmals durch eine Art von Wunder gerettet.

Will ein junger Mensch unter seiner Reuterei Dienste nehmen, so prüft ihn Mina erst, dann ruft er den befehlshabenden Offizier des Fußvolks zu und sagt: „Dieser junge Mensch will unter der Reuterei dienen, nehmen Sie ihn erst unter Ihr Korps und sagen Sie mir, wie er sich aufführt.“ In dem ersten Gefechte, welches vorfällt, behält dieser Capitain, der die Infanterie commandirt, und zu Pferde ist, den jungen Menschen während der ganzen Action nahe bei sich, und giebt genau darauf Acht, wie er sich beträgt; wenn er nun auf diese Art vier Gefechten beigewohnt und sich ausgezeichnet hat, so bringt ihn der Capitain zu Mina und sagt: „dieser Bursche geht an, er verdient für sein Vaterland zu sterben.“ Mina giebt ihm dann Waffen und ein Pferd, und nimmt ihn unter seine genaue Aufsicht. Daher kommt es denn, daß sein kleiner

Haufe aus den verzweifeltsten und unerschrockensten Spaniern besteht die man nur finden kann.

Mina hat in seinem Trupp einen vierzehnjährigen Knaben, welcher auf einem Füllen reitet. Die Gewehre welche er hat, nämlich eine Carabine mit doppeltem Laufe, ein Paar Pistolen und einen Hieber, sind nach seiner Größe eingerichtet. Er ist allemal im Vortrabe; und geht daher zuerst ins Treffen. Dieser Bursche gerieth ganz allein unter fünf französische Reuter und rief ihnen zu, daß sie sich ergeben sollten. Da die Franzosen sahen, daß der Knabe ein starkes Commando von Mina's Reuterei anführte, so machten sie rechtsum und wollten fortsprengen, als der Bursche einen von ihnen angriff und ihn vom Pferde stieß; auch hielt er den Zaum eines Andern, bis ihm seine Kameraden zu Hülfe kamen und beide niedermachten. Mina sagt selbst, der Junge gehöre zu seinen wackersten Leuten, und wenn Mina das sagt, so kann man sicher glauben, daß der Junge nichts Gewöhnliches ist.

Von den Franzosen wird Mina der König von Navarra genannt. In jeder Stadt, in die er kommt, findet er alles was er braucht; die ganze Provinz rechnet es sich zur Ehre ihn bewirthen zu können. Keiner von seinen Offizieren in Navarra bezahlt für seine Mahlzeiten: man bringt ihnen alles unentgeltlich zu. Dieser außerordentliche Mann hat die Spione der Franzosen auf eine geschickte Art los zu werden gewußt, ohne sie ums Leben zu bringen. Bringt ihm einer von seinen Leuten einen Spion, so läßt er ihn ganz nackt ausziehen, um zu sehen, ob er etwa Papiere, Plane oder Risse bei sich habe. Findet er etwas dieser Art, so ruft er gleich einen von seiner Wache und sagt: „Dieser Kerl hier ist ein Spion; haue ihm das rechte Ohr ab.“ Der Soldat, welcher hierin ziemliche Uebung besitzt, zieht seinen Säbel und verrichtet die Operation trotz dem besten Wundarzte. Hierauf nimmt er ein glühendes Eisen und brennt dem Spion damit auf die Stirn die Worte: Viva Mina ein. Diese Brandmarke muß der Mensch sein ganzes Leben hindurch behalten, und die, welche dies schimpfliche Maal an sich tragen, scheuen so sehr das Auge der Welt, daß man sie, wie ich von guter Hand weiß, ganz vereinsamt und verhungert in den Gebirgen angetroffen

hat. Seine Kranken und Verwundeten läßt er in einem Hospital unweit eines Dorfes heilen, welches Estella heißt und am Abhange eines Berges liegt. Es sind zwei geschickte Wundärzte dort angestellt, und sechs Krankenwärterinnen bedienen die Patienten. Alles was man dort nur brauchen kann, wird unentgeltlich hingebracht. Die Franzosen kennen den Ort sehr wohl, wo er solches Hospital angelegt hat, und haben sich mehrmals bemüht dies zu überrumpeln, allein es ist ihnen immer fehl geschlagen. Mina hat allemal Nachricht davon, wenn sie kommen; die Einwohner des Dörfchens machen sich dann alle auf, legen die Kranken und Verwundeten auf Bahren und tragen sie auf ihren Schultern sechs Stunden Weges weit in die Gebirge, wo sie in völliger Sicherheit bleiben, bis die Franzosen wieder abziehen. In dem Berge, auf dessen Seite das Hospital steht, ist auch eine Höle, wo er sein Schießpulver, das er immer in Menge vorräthig hat, selbst verfertigt. Mina muntert das Navarrische Volk auf, mit den Franzosen zu handeln, und versieht sie zu diesem Endzwecke mit Pässen. Auf diese Art verschafft er sich viele Sachen, die seinen Leuten zum Nutzen und zur Bequemlichkeit dienen, und die er sonst nicht bekommen könnte. Dafür, daß er diesen Handel erlaubt, giebt man ihm alles was er bedarf, unentgeltlich. Sind die, welche um Erlaubniß zu handeln ansuchen, reich, so läßt er sich mit baarem Gelde dafür bezahlen, womit er theils seine Leute besoldet, theils aber und vornehmlich seine Spione belohnt, die ihm die Bewegungen der Franzosen hinterbringen. Solche Menschen bezahlt er mit der größten Freigebigkeit, wofür er auch immer die zuverläßigsten Nachrichten von den feindlichen Bewegungen hat. Wenn die Alcalden oder Schulzen eines Dorfs von den Franzosen Befehl erhalten haben eine Requisition zu machen, und Mina nicht augenblicklich davon unterrichten, so geht er des Nachts in ihre Häuser und erschießt sie. So hat er nicht weniger als neun von diesen Menschen erschossen. Erhält aber Mina die Nachricht, so nimmt er sogleich seine Maßregeln — entweder er fängt die Boten der Feinde auf, oder er überfällt ihre Commando's, oder beunruhigt sie auf eine oder die andre Art. Jeder Freiwillige bekommt Wein, Fleisch und Brod im Ueberfluß. Alles was

er in einem Treffen wegnimmt, kann er behalten, doch muß er erst warten bis die Action vorüber ist; Mina erschießt jeden der plündert, wenn er sich schlagen sollte. Seine ganze Taktik schränkt sich darauf ein, daß er eine Schlachtordnung und eine Colonne formiren und attakiren kann, ferner wird genau daain gesehen, daß keiner feuert, ohne gewiß zu treffen. Kartenspiel erlaubt er weder seinen Offizieren noch seinen Gemeinen. Plünderer erschießt er allezeit. Offiziere und Gemeine sind der Bestrafung ausgesetzt, wenn sie ihre Pflicht aus den Augen setzen. Er nimmt niemals weder einen regulairen Soldaten noch einen gehörig unterrichteten Offizier in sein Corps auf, denn er sagt: „Diese Herren bilden sich sehr viel auf ihre Theorie ein, und doch sehe ich, daß ihnen alle ihre Unternehmungen fehl schlagen.“ Sein Unterbefehlshaber heißt Guruchaga, ist beinahe so alt als er selbst, aber größer und schlanker, ein überaus hitziger Mann, von wenig Kopf, jedoch unglaublich tapfer, ungestüm im Gefecht und führt den Säbel mit gewaltiger Hand. Mina hält sehr viel auf ihn, und er ist der einzige Mann, dem er völlig traut, und den er zuweilen um Rath fragt. Guruchaga ist sehr strenge gegen die Truppen und weiß sich bei ihnen in Furcht und Achtung zu setzen. Gemeinhin giebt er darauf Achtung wie sich das Corps im Treffen benimmt, und nachdem er seinen Bericht über ihre persönliche Anstrengung bei Mina abstattet, werden sie befördert. Mina sowohl als alle seine Offiziere und Truppen besitzen eine vollkommene Kenntniß vom ganzen Lande und von allen Hohlwegen in den Gebirgen. Erfordert es die Nothwendigkeit, so läßt er alle seine Leute aus einander gehen und giebt ihnen einen entfernten Ort an, wo sie sich wieder versammeln sollen; dort finden sie sich dann allemal ein, wenn auch das ganze Land von Franzosen umringt ist. Ganz neuerlich führte er dies mit vielem Erfolge aus. Er war von 20000 Franzosen umzingelt, welche Befehl hatten ihn und sein Corps niederzumachen, es koste was es wolle. Mina kannte die Gefahr seiner Lage; aber er blieb funfzehn Tage mit seinen dreitausend Truppen in dem Gebirge und behandelte die Franzosen mit der äußersten Verachtung. Endlich, als es eines Abends dunkel werden wollte, sah er sich von vier feindlichen Colonnen umgeben, welche auf ihn

herabdrangen. Er rief seine Leute kaltblütig um sich her und sagte: „Meine Herren, wir sind hier in einer unangenehmen Lage. Jeder Capitain muß nun für seine Compagnie Sorge tragen. Unser Versammlungort ist in * * * und das Losungswort Mina. Nun alle auseinander! jeder sehe zu, wie er davon kommt!" Sie zerstreuten sich auf der Stelle. Die Franzosen entfalteten ihre Colonnen bei Tagesanbruch, aber als sie dachten sie hätten Mina mit seinen Leuten in ihrer Gewalt, war niemand zu erblikken! Fünf Tage darauf war Mina wieder an der Spitze seiner Leute und beraubte die Franzosen zehn Stunden Weges von dem Orte, ohne nur einen einzigen Mann eingebüßt zu haben. So erzählt Mina den Vorgang selbst.

Als wir durch die Wegnahme des französischen Transports, welcher uns geleitete, in Mina's Gewalt gerathen waren, richtete er sein Augenmerk ganz auf unsere Sicherheit. Er führte uns durch mehrere Dörfer und quer über Gebirge, zuweilen nahe an den französischen Linien vorbei. Er suchte uns wo möglich nach Valencia zu bringen, weshalb er zu Duran und Empecenado, (zwei andern Guerillachefs) schickte, und sie bitten ließ, daß sie ihn unterstützen, und sich längs der Ufer des Ebro halten möchten, um uns zu decken, während wir über diesen Fluß setzten. Er wartete zwölf Tage mit großer Bangigkeit auf eine Antwort von Empecenado, erhielt aber keine, weil dieser unglücklicherweise gerade damals von den Franzosen angegriffen worden war, und sein grobes Geschütz verloren hatte. Endlich beschloß er seinen Entwurf selbst ins Werk zu richten. Er ließ einige Bretter auf einen Karrn laden, und alles Nöthige zu einer Brücke herbeischaffen; sodann mußte das Gerücht ausgesprengt werden, daß er an einem bestimmten Orte über den Ebro gehen wollte. Die mit diesen Sachen beladenen Karrn und Fuhrwagen ließ er bei Tage an den Fluß hinunter bringen. Die Franzosen bekamen Nachricht davon, und warteten mit großem Verlangen auf die Ankunft Mina's und seiner Leute. Unterdessen brach Mina mitten in der Nacht auf, und marschirte zwölf Meilen von dem Orte weg, wo er vorgegeben hatte eine Brücke bauen zu wollen. Als er an das Ufer des Flusses kam, sprang er vom Pferde, und sagte: „Hier ist der Ort, wo ich euch

übersetzen will.“ Ohne Geräusch und Verwirrung ließ Mina alle seine Leute Halt machen, trieb sein Pferd in den Fluß, um dessen Tiefe zu versuchen, und da er sie mäßig fand, befahl er hundert von unsern Gefangenen hinter hundert Reuter auf ihre Pferde zu steigen, dann ließ er die letzteren in den Fluß springen. So brachte er 800 spanische Kriegsgefangene über den Ebro und landete sie wohlbehalten, ehe die Franzosen gewahr wurden, daß er nicht zur Brücke hinabkam. Sobald er uns auf dem Gegenufer des Flusses in Sicherheit gebracht hatte, sagte er: „Nun seyd ihr sicher, Spanier!“ Er vertheilte zwei Taschentücher voll Thaler unter uns und sagte, daß wir eben so gut als seine Leute befugt wären an der Beute der Franzosen Theil zu nehmen. Hierauf wünschte er uns eine gute Reise, sprengte mit seiner Reuterei in den Fluß, und verschwand, nachdem er zwanzig Dragoner mit einem Offizier zu unsrer Begleitung zurückgelassen hatte.

Dieser außerordentliche Mann könnte die Anzahl seiner Armee auf zehn bis zwölftausend Mann vermehren, wenn er wollte; aber er ist nicht eitel und sagt aufrichtig, daß er vier bis fünftausend Mann besser regieren zu können glaube, als eine größere Anzahl.

IV.

Das ehemalige schwedische Pommern.

(Beschluß.)

Vor der Umänderung aller Verhältnisse durch den König Gustav Adolph erfreute sich Pommern einer repräsentativen Verfassung, wie sie sich in den meisten deutschen Ländern gleichsam von selbst entwickelt hatte, und nach vielen Bemühungen, sogar nicht ohne redlichen Kampf und Gefahr gesetzlich geworden war. Die Landstände bestanden freilich nur aus 2 Klassen, dem Adel und den Städten; es scheint hierin allerdings kein Verhältniß zu seyn; da es aber in Pommern keinen freien Bauernstand gab, und der Adel das platte Land und seine Bewohner, die Städte das bürgerliche Gewerbe überhaupt vertraten, die Geistlichkeit und die Beamten aber von den Steuern frei waren, so läßt diese Repräsentationsart sich allerdings als zweckmäßig und genügend in einem Lande von so geringen Umfange rechtfertigen. Gustav Adolph führte die schwedische Verfassung ein: d. h. Pommern ward jenem Reiche nicht einverleibt, wie Schonen oder noch analoger, wie Finland, sondern es sollte auf deutschem Boden ein Schweden im Kleinen

für sich ausmachen. Zuerst sollten, wie dort, vier Stände seyn, und hier zeigte sich nun gleich das Unpassende einer solchen Nachahmung. Am zweckmäßigsten werden wir die Bemerkungen über jeden einzelnen Stand und die Ansprüche die er an die Repräsentation machen kann, zusammenstellen.

1. Der Adel. An der Repräsentation hatten nur die wirklichen Besitzer der steuerfreien Ritter- und Lehnshufen Theil: nach der neuen Verfassung jeder Edelmann, der irgend einen Besitz im Lande hatte, die adlichen Pachter, und selbst die Nachkommen von ehemals ansäßigen Familien; es gab also nun gar kein Princip. Auch die übrigen schwedischen Einrichtungen, sogar die von Gustav Adolph herstammende, von Gustav III. erneuerte Eintheilung des Adels in Herren, Ritter und Knappen, wurden nachgeahmt, so durchaus unpassend sie auch waren. Der pommersche Adel zählt wenige alte Geschlechter, deren Häupter schon in den Tagen der Väter sich adlich und ritterlich auszeichneten; er besteht meist aus fremden, auch schwedischen Häusern, die sich später im Lande niedergelassen haben, oder Neugeadelten, die, um Lehngüter erwerben zu können, sich den deutschen Reichsadel für die Gebühren erhandelten; jeder Pachter, Schäfer, Krämer u. s. w. der einiges Geld erworben hatte, konnte auf die leichteste Weise von der Welt den Adel erlangen, und durch diese höchst nachtheilige Gewohnheit mußten die Begriffe von der Bedeutung dieses Standes nothwendig ganz zerrüttet werden. Die Vernachläßigung und Entwürdigung eines so wichtigen und bedeutenden Mittels zur Belebung und Erhaltung des Gemeingeistes, hat viel Schaden gestiftet. Mußte nicht die Ertheilung des deutschen Adels die Belohnung bleiben, die ausgezeichnetem deutschen Verdienst, etwa auf Vorschlag der Reichsversammlung vom Reichsoberhaupt ertheilt ward, worin das ganze Volk ein Zeichen der Dankbarkeit und Anerkennung erblickte? Der Adel hätte billig eine Kette seyn und bleiben müssen, die durch alle Gauen zerstreut und fortlaufend, die Deutschen umschlang und als solche an den kaiserlichen Thron knüpfte. — Durch eine Urkunde, Oerebro vom 11ten October 1810, sind sämmtliche Lehngüter in Pommern und Rügen allodifizirt: die Ritterschaft hat dagegen eine jährliche Steuer von 5000 Rthl. für alle La-

sten die aus dem Lehnsnexus entstanden, übernommen *), die niemals erhöht werden soll; Güter, die auf zwei Augen stehn, sind von der Vererbung ausgeschlossen, doch will auch der König keine Anwartschaft weiter darauf ertheilen, sondern solche erledigte Lehne sollen zum Besten des Landes verkauft werden. Auch der Lehnsnexus zwischen Afterlehngütern ist aufgehoben. Den Agnaten und Gesammthändern, die jetzt schon gebohren sind, sind ihre Gerechtsame vorbehalten, doch ist eine besondere Verordnung unter demselben Tage erschienen, um die Abfindung der Agnaten und Anwärter zu erleichtern.

2. Der Klerus. Die Geistlichkeit hatte seit der Reformation eigentlich keinen Theil mehr an der Repräsentation genommen, und da sie in protestantischen Ländern doch immer in dem Licht von Staatsbeamten erscheint, so ist es auch wohl zweckmäßig, sie mit diesen überhaupt in eine Klasse zu setzen. In Schweden freilich haben die Priester ihren alten Antheil an den Reichstagen behauptet, und da sie eine der wohlhabendsten Klassen des Landes ausmachen und sehr viele Ländereien besitzen, so haben sie auch zu den Auflagen stets beigetragen: aber es ist die ewige Klage, daß ihr Verhältniß als Staatsbeamte, die unmittelbar von der Regierung allerlei persönliche Begünstigungen erwarten können, ihrer Eigenschaft als Volksvergegenwärtigern nur zu oft Eintrag thut. Nachdem man dem Klerus die Landstandschaft ertheilt hatte, nahm man die Steuerfreiheit der Pfarr- und Kirchenländereien in Anspruch, und es ist von Seiten des Hofs, vermuthlich in Rücksicht auf die leidige Analogie mit Schweden, wirklich dem Klerus dieses alte Recht abgesprochen. Diese harte Maaßregel läßt sich durchaus nicht rechtfertigen, denn die meisten Pfarren in Pom-

*) Anfangs war die Summe nur zu 4600 Rthl. bestimmt, ward aber späterhin auf 5000 erhöht: durch besondere königl. Gnade wurden für die ersten 5 Jahre aber 2000 Rthl. nachgelassen, daher oben S. 231. in dem Staat nur 2600 Rthl. (nach der spätern Erhöhung 3000 Rthl.) aufgeführt sind. 1000 Rthl. von dieser Summe sind zur Entschädigung der Beamten bestimmt, die bei der schwedischen Kanzlei und der pommerschen Regierung wegen des Lehnwesens Einkünfte bezogen.

mern und Rügen sind von der Beschaffenheit, daß sie einer Familie nur einen anständigen Unterhalt geben, und hiebei war die Freiheit von Abgaben in Anschlag gebracht: es ist keine Frage, daß alle Beamte, die von einer Besoldung leben sollen, gegen die erwerbenden Klassen sehr in Rückstand sind und die Weisheit der Vorfahren, die in den meisten Dingen in ihrem schlichten Verstande viel tiefer sahn, als wir mit unsern rechenmeisterischen Theorieen, hatten den Lehrern der Religion durch die Befreiung von jedem Beitrage zu den Bedürfnissen des Staats, einigen Ersatz für die Vortheile zu geben gesucht, die jedes Gewerbe im Fortgang der Zeiten von selbst gewährt, und sie fanden es billig, daß der Mann, der dem menschlichen Leben durch die Verknüpfung mit dem höhern oder wahren Daseyn in Gott seine Bedeutung geben und erhalten soll, in Hinsicht der äußern Bedingungen zum Unterhalt nicht gegen den ersten besten, der den gemeinen Zwecken des Bedürfnisses oder gar der Sinnlichkeit dient, zurückstehe; hier aber ließ sich auf keinem andern Wege eine, wenn gleich unvollkommene, Ausgleichung erlangen, als durch die von den Vorfahren festgesetzte gänzliche Steuerfreiheit, die den Geistlichen zuerst, hernach auch andern Staatsbeamten überall, wo sie ihnen verkümmert worden ist, wieder hergestellt werden muß. Der Antheil an der Staatsrepräsentation war in Pommern für die Geistlichkeit im Grunde ganz leer und nichtig und zog sie in die kleinen weltlichen Verhältnisse, die ihr so viel immer möglich fremd bleiben sollten, noch mehr hinein.

3. Der Bürgerstand. In Schweden hatte das städtische Wesen sich auf eine durchaus andere Weise gebildet als in Deutschland: zwischen den dortigen Verhältnissen und denen in Pommern fand daher eine große Verschiedenheit Statt: zur Landstandschaft waren in dem letzten Lande nur die großen Städte berechtigt, nach der neuen Organisation mußten nun sämmtliche Flecken ihre Abgeordnete schicken; ehemals waren die Bürgermeister oder die Syndici die Bevollmächtigten, die von den allgemeinen Angelegenheiten doch einen nothdürftigen Begriff hatten, nun hing es von der Wahl der Bürgerschaften ab, die oft nach ganz einseitigen Ansichten verfuhren und Handwerker oder andre

sonst ehrbare Männer wählten, die aber zu diesen Geschäften ganz und gar nicht taugten. Das Wesen der deutschen Stadtverfassung besteht in der Autonomie, in der Befugniß die städtische Obrigkeit frei, aus ihrer Mitte zu wählen; und diese Einrichtung ist nothwendig, wenn in den Städten der echte Bürgergeist sich erzeugen, die Anhänglichkeit an die ererbten Hausgötter sich erhalten, kurz wenn sie das Ansehn und die Würde behaupten sollen, worin sie in den früheren Zeiten erschienen, und wodurch sie auf so vielfältige Weise für die Bildung der Völker wohlthätig wirkten. Der König maßte sich nun, wie es in Schweden Sitte ist, das Recht an, die Bürgermeister zu ernennen, und zwar nicht aus der Mitte des Stadtraths, sondern willkührlich, wodurch sie also seine Beamte wurden, was aber den Begriff der städtischen Freiheit geradezu zerstört; es ist daher sehr zu bedauern, daß man selbst nach der neuen Modification, die man der Landesverfassung im Jahr 1810 gab, den Mißgriff Gustav Adolphs auch in diesem Stücke nicht einsah, sondern festsetzte, daß die Städte die erledigten Bürgermeisterstellen nicht, wie dies vorher gebräuchlich, selbst besetzten, sondern bei Erledigungen dem Könige drei Personen vorschlagen sollen, aus denen er einen ernennen und mit seiner Vollmacht versehn will *), mit Berücksichtigung der allgemeinen Berechtigungen zur Beförderung, wie sie in Schweden üblich sind. Für die Repräsentation hatte es den großen Nachtheil, daß, wie man in Schweden auch immer klagte, die ersten Beamten der Städte, als königliche Diener nicht mehr für ganz unbefangen gelten können, sondern immer dem Verdacht bloßgestellt sind, daß sie bei ihren Ansichten und Aeußerungen durch einen fremden Einfluß, durch besondere Hofnungen geleitet werden.

4. Der Bauernstand. Die Theilnahme der Bauern in Schweden an der Repräsentation ist etwas so Eigenthümliches, daß es nirgends nachgeahmt werden kann. In den von germanischen Völkern besetzten nordischen Ländern erhielt sich die ächtgermanische Sitte, daß jeder Wehr oder jeder freie Mann eine Stimme in der Volksver-

*) S. die königl. Verordnung, Stockholm d. 18. Febr. 1811.

sammlung hatte, am längsten. Die Bauern waren die eigentlich freien Männer, die Hausväter, die allein das Volk ausmachten, (denn langsam und später schied sich der Adel aus, den ursprünglich die Bauern ausmachten), und die Bürger sind nur zufällig als fremdes Institut hinzugekommen; daher giebt es in Norwegen wie im nördlichen Schweden auch gar keinen Adel, ausgenommen den ursprünglichen unter den Bauern. Durch die Verbindung mit Dänemark verlohren die Norweger ein unschätzbares Vorrecht, das sie bis auf die Zeiten Christierns behaupteten, und worauf offenbar die ganze Freiheit des Volks gegründet war *). Es wäre allerdings ein unverwelklicher Kranz um die Scheitel Gustav Adolphs gewesen, ein Verdienst, warum Pommern die Uebel, die von ihm ausgingen, hätte vergessen können, wenn er ihm einen freien Bauernstand gegeben hätte; allein wenn ihm dieser Gedanke dunkel vorschwebte, so war die Ausführung durch die Mittel, die er dazu anwenden wollte, unmöglich. Durch die ungerechte und aus den abscheulichsten Mißverständnissen hervorgegangene Ansicht der spätern Zeiten von der Leibeigenschaft, war der eigentliche Bauernstand fast im ganzen Lande verachtet, und seine Nachkommenschaft in den zahlreichen Leibeignen ohne Besitz untergegangen. Gustav Adolph hob die Leibeigenschaft auf (am 4ten Juli 1806) und von allen seinen vermeintlichen Verbesserungen ist diese Maaßregel fast die einzige, der man unbedingten Beifall geben muß, obgleich sie im Grunde auch nur halb ausgeführt war; er hob das Band zwischen den Gutsherrn und den Unterthanen auf und zwar so, daß mit dem J. 1810 eine völlige Trennung eintreten konnte: die Leibeignen hatten aber unstreitig Ansprüche an den Besitz, sie hatten Rechte, für die ihnen eine Entschädigung zukam und es wäre daher sehr wünschenswerth gewesen, wenn dem ganzen Verhältniß eine andere Modification gegeben wäre, wobei man auch den Vortheil der Leibeignen, als des unterdrückten Theils, einigermaaßen berücksichtigt hätte. Also es gab keinen eigentlichen Bauern-

*) Mehr über diesen Gegenstand in der Abhandlung: über die Vereinigung Norwegens mit Schweden.

stand im Lande; es wurden aber diejenigen dazu gerechnet, „die entweder Landeigenthum besitzen, (die wenigen unadlichen Inhaber von Allodien) oder der Krone und des Königs Domainen haben, (die Kronpachter) und daneben weder in öffentlichen Diensten stehn oder gestanden haben und nicht zu den drei übrigen Ständen gehören.“ Etwas Verkehrteres läßt sich nun nicht leicht denken: denn was für ein Interesse kann der Pachter an dem Lande haben, der nach Ablauf seiner Pachtzeit davon zieht? Warum wurden die Inhaber von städtischen oder andern Communal- oder adlichen Gütern diesen nachgesetzt? Der pommersche Bauernstand in der Repräsentation, war also am wenigsten zahlreich und der König schien ihn hauptsächlich deswegen creirt zu haben, damit er die unzweckmäßigsten und verderblichsten Projekte von ihm ausgehn lassen konnte, weil es den Mitgliedern an der gehörigen Einsicht durchaus fehlen mußte. Aus diesen kurzen Bemerkungen wird deutlich hervorgehn, wie durchaus unpassend die Einführung des schwedischen Repräsentationssystems in Pommern war, wie es völlig bedeutungslos, ein widerliches Possenspiel bleiben mußte. Hiervon waren alle verständige Schweden eben so sehr überzeugt, wie die Pommern, und man gab daher sogleich eine so ganz unausführbare Idee auf; indessen wollte man auch zu der alten Weise nicht zurückkehren, die doch für ein Land wie Pommern die zweckmäßigste scheint, sobald man sie nämlich auf die beiden Hauptverhältnisse die daselbst Statt finden, das ländliche und das städtische, bezog. Statt dessen ward eine neue Constitution entworfen, worauf der Einfluß der theoretischen Ansichten unsrer Zeit unverkennbar ist, von deren Nutzen sich aber kein Urtheil fällen läßt, da sie — bis jetzt noch nicht in Kraft getreten ist. Die Verordnung ist zu Stockholm am 15ten Dezemb. 1810 gegeben, und ward in Pommern am 3ten März 1811 bekannt gemacht *). Die Befugnisse und die Bestimmung der neuen Repräsentation scheinen auf den ersten Anblick mit denen der ehemaligen Landstände ziemlich gleich zu seyn:

*) Gedruckt zu Stralsund, 24 S. S. Fol. Zu einer klaren Uebersicht ist hier nur ein Auszug in veränderter Ordnung geliefert.

neue Steuern und Bewilligungen, das Schuldenwesen, die Verwaltung der in den Landkasten fließenden Mittel, die Art der Besteurung gehören zu ihrer Beurtheilung und zum Geschäftskreis, ferner die Gesetzgebung nach ihrem weiteren Umfange selbst für die Polizei und die Theilnahme bei den Visitationen der Landesgerichte, der hohen Schule, der Klöster und milden Stiftungen bei den Städten *); unangenehm ist die Vormundschaft der Regierung, der die Landesrepräsentation unterworfen ist und der Mangel an einer genauen Bestimmung ihrer Bedeutung. Die Repräsentation soll aus 27 aus der Mitte der Landeseinwohner gewählten Mitgliedern bestehn, die durch 84 besonders ernannte Wahlmänner bestimmt werden. Die Wahlmänner werden aus den Landeigenthümern genommen, die 8 Arealhufen besitzen, (mit Ausnahme von Gütern in todter Hand) Pächtern eines gleich großen Landeigenthums, den Einwohnern in den Städten, die entweder Bürger sind, oder ein städtisches Haus eigenthümlich besitzen, mit Ausschluß der Juden, der bloßen Schutzbürger (Tagelöhner, die keine bürgerlichen Lasten tragen, sondern nur ein kleines Schutzgeld geben oder der Stadt einige Dienste leisten) und der Diener und Besucher; den Geistlichen, sämmtlichen Beamten, die eine Besoldung von wenigstens 300 Rthl. P. C. beziehn, mit Ausschluß der Regierungsbeamten. Die Landeigenthümer stellen 27, die Pachter 12, die Stadtbewohner 24, die Geistlichen 12 und die Civilbeamten 9 Wahlmänner. Ueber die Wahlversammlungen sind für jede Klasse äußerst genaue Bestimmungen festgesetzt: eben so über die Art, wie von diesen die Landtagmänner ernannt werden sollen: es können alle Mitglieder der obigen Klassen gewählt werden, und ein Wahlmann darf sich selbst seine Stim-

*) Unter den Klöstern scheinen die beiden adlichen Jungfrauenklöster verstanden zu werden, doch kann es zweifelhaft scheinen, ob nicht die secularisirten und in Stiftungen für Arme verwandelten Klöster in den Städten gemeint sind: auf jeden Fall war es ein Eingriff in die städtischen Privilegien, daß eine Visitation ihrer Communaleinrichtungen vorgeschrieben ward, was sonst nie der Fall gewesen ist.

Stimme geben. Die Landeigenthümer wählen 9, die Städtebewohner 8 (3 aus den vier Seestädten Stralsund, Greifswald, Wolgast, Barth: 3 aus den übrigen Städten und 2 ohne besondere Bestimmung, beliebig aus See- und Landstädten, die Geistlichen 4, (2 Stadt- und 2 Landprediger) die Civilbeamten 3 und die Pachter eben so viele Landtagmänner. So künstlich diese Bestimmungen nun auch erscheinen, so sieht man doch, daß es ihnen eigentlich ganz und gar an einem festen Princip fehlt; man könnte in der Bestimmung der Landtagmänner für die Städte und die Geistlichen eine offenbare Ungerechtigkeit finden, wenn nicht durch eine höchst merkwürdige Erklärung das ganze Gebäude als in die Luft gestellt erschiene; es heißt nämlich ausdrücklich, daß die Landtagmänner sich keinesweges als die Repräsentanten irgend eines Standes, eines Kreises, einer Stadt oder überhaupt irgend einer Klasse anzusehn haben, daß sie keine Instruction erhalten, daß sie sich überhaupt nicht als Bevollmächtigte oder „Committenten" ihrer Wähler betrachten sollen, sondern sie sollen „dem Allgemeinen" angehören, sie sind keiner Verantwortlichkeit unterworfen, sondern bloß an die Gerechtigkeit, an ihre Ueberzeugung, ihr Gewissen verwiesen. Hierdurch wird nun jeder denkbare Zweck einer Volksvergegenwärtigung vernichtet, der zunächst eben darauf gerichtet seyn muß, das Besondere mit dem Allgemeinen in Uebereinstimmung zu bringen, die nothwendigen und wohlerworbenen Gerechtsame der verschiedenen Klassen und die Bedingungen, von denen ihr Wohlseyn abhängt zu behaupten und zu vertheidigen; nach dieser völlig unbestimmten Ansicht von der Bedeutung der Landtagmänner, kann man die Einrichtung derselben nur als ein Supplement oder eine Ergänzung der Regierung ansehn, und es wäre mit ihrer innern Natur weit übereinstimmender gewesen, wenn man statt des ganzen verwickelten und lästigen Wahlmechanismus, kurz und gut eine Anzahl redlicher und angesehener Männer zusammenberufen hätte, um sie in vorkommenden Fällen über ihre Meinung zu befragen und ihre unterthänigen Wünsche anzuhören. — Die Landtage werden allemal ein Jahr ums andre im Februar zu Stralsund von der Regierung ausgeschrieben. Zum Wortführer ernennt der Generalgouverneur einen

pommerschen Edelmann, der nicht zu den Landtagmännern gehört und nur, wenn eine Gleichheit der Stimmen vorhanden ist, den Ausschlag giebt. Die Gegenstände der Berathschlagung werden durch die pommersche Regierung mitgetheilt. Obgleich die Landtagmänner nur ein Ganzes ausmachen, so sollen doch zur Vorbereitung und besondern Bearbeitung der verschiedenen Gegenstände Ausschüsse ernannt werden, deren jeder aus 6 Personen bestehen soll. Der Gang der Verhandlungen würde hierdurch unnöthigerweise sehr gelähmt und verzögert worden seyn: bei der schwedischen Repräsentation, wo die Ausschüsse bekanntlich eins der Hauptmittel waren, um ihre Bedeutung überhaupt zu schwächen, lassen sie sich, wegen der großen Zahl der Reichstagsmitglieder, die in verschiedenen Klassen sich abgesondert berathschlagen, rechtfertigen, um auf diesem Wege eine Annäherung in den verschiedenen Ansichten zu Stande zu bringen: in Pommern hingegen, wo die Zahl der Landtagmänner so beschränkt, ihr Verhältniß zu irgend einer besondern Klasse völlig aufgehoben ist, scheinen sie durchaus ohne alle Bedeutung zu seyn. Bei der Abstimmung entscheidet die Mehrheit; Veränderungen in dem bestehenden Steuerfuß und der Art neue Leistungen aufzubringen, können nur durch eine Zahl von 21 Stimmen beschlossen werden. Der Regierung ist ein directer Einfluß auf den Landtag vorbehalten. Für die Verwaltung der Geschäfte in der Zwischenzeit besonders bei dem Landkasten, wird ein beständiger Ausschuß von 6 Personen unter dem Namen der Landtags- und Landkastenbevollmächtigten erwählt. Sie sind dem Landtage verantwortlich, können aber als Repräsentanten des Landes nicht angesehn werden, auch nicht ohne besondere Vollmacht des Landtags das Land zu irgend einer Verbindlichkeit veranlassen. Außer den zur Verwaltung des Landkastens erforderlichen Beamten wird von den Ständen noch ein Consulent angenommen, zwar auf Lebenszeit, doch gegen sechsmonatliche Kündigung, (wozu dieser sonderbare Widerspruch?) der den ehemaligen Landsyndicus ersetzt. Dies sind die Hauptzüge der neuen für Pommern entworfenen Verfassung, die aber, wie schon vorher bemerkt, bis jetzt noch nicht ausgeführt ist; es war ausdrücklich vorbehalten, nach Maaßgabe der Erfahrung, Ver-

änderungen vorzunehmen und man kann wohl kaum bezweifeln, daß die Nothwendigkeit derselben bald fühlbar geworden seyn würde. Der Hauptmangel des Gesetzes liegt in der Unbestimmtheit der Befugnisse und Gerechtsame der Landtagmänner und in der Weitläuftigkeit bei dem Wahlgeschäft: in einem kleinen Staat, dessen Verhältnisse zum Theil durch ihre Beschränktheit bestimmt werden, bedarf es mancher Formen, Vorsichten und Maaßregeln nicht, die bei einem großen Reiche durchaus nothwendig sind. Das Gesetz selbst spricht es aus, daß ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem platten Lande und den Städten nöthig sey; wie aber dieses behauptet werden kann, wenn die Seestädte, die im J. 1809 25757 Einwohner zählten, nicht mehr Landtagmänner haben als die kleinen Landstädte mit 8664 Einwohnern, die überdieß größtentheils ein ganz anderes Interesse haben, und vermöge ihres Gewerbes dem platten Lande näher stehn, ist uns unbegreiflich: denn daß „das Allgemeine" von den Landtagmännern vertreten werden soll, ist eine bloß metaphysische Idee, von der sich practisch nur sehr wenig erwarten läßt, wenn sie nicht auf bestimmte Verhältnisse bezogen wird. So dankbar es zu erkennen ist, daß die schwedische Regierung bei dem corsisch-französischen Umsturz aller Grundlagen des menschlichen Wohls und des heiligen Deutschlands in der Erhaltung einer Art von Volksrepräsentation ihre Achtung für alte Rechte und Befugnisse beurkundete, so natürlich ist doch der Wunsch, daß bei der Organisation derselben mehr die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes und das Wesen der alten Verfassung, die aus derselben hervorgegangen war, berücksichtigt wäre.

Nach der Verfügung des entthronten Königs vom 19ten Juni 1806 ward die höchste Verwaltung des Landes dem Generalgouverneur allein aufgetragen, und die Geschäfte wurden von 4 Departements, für das Kriegswesen, die Oekonomie, die Polizei und das Finanzwesen verwaltet: (von Kirchen- und Schulwesen ist nicht die Rede, und die Angelegenheiten der Universität wurden nebenbei von der Gouvernementskanzlei abgemacht). Das Verkehrte und Nachtheilige dieser Einrichtung, die dem strengsten Despotismus die Thüre öfnete, springt in die Augen: sie ward daher durch eine königliche Verordnung vom 8ten October 1810

aufgehoben und die Regierung mit einigen Modificationen in ihren alten Verhältnissen hergestellt: es scheint, daß man auch hier wieder unnöthigerweise von der schönen alten Vorschrift in der Gouvernementscanzleiordnung vom Jahr 1669 abgegangen ist, nach welcher ein streng collegialischer Geschäftsgang wo Stimmenmehrheit entscheidet, und in gewissen Fällen Actenverschickung vorgeschrieben ist, während das neue Gesetz dem Generalstatthalter in allen Dingen eine entscheidende Stimme beilegt, wenn auch nur ein Mitglied seiner Meinung ist: im Fall wo alle Mitglieder anders stimmen, sollen die Protocolle an den Hof zur Entscheidung des Königs geschickt werden; es ist klar, daß die Geschäfte auf diese Weise ungemein in die Länge gezogen werden müssen, und daß dem Statthalter eine Gewalt beigelegt ist, die sehr nachtheilig auf das Land und die Einwohner zurückwirken muß. Möge in Deutschland überall die altväterliche Weise gemeinsamer Berathung geltend bleiben: ist sie vielleicht etwas langsamer und erregt sie Schwierigkeiten, so ist sie desto sichrer und in gewöhnlichen Zeiten ist meist an kleinem Verzuge wenig gelegen; laßen wir die Präfecten und was dem anhängig, den Franzosen, für die eine solche strenge und herrische Einrichtung passend seyn mag. Von der Regierung findet nur eine Berufung an den König Statt. Das Tribunal vertrat sonst die Stelle der Reichsgerichte und die Einwohner fanden bei ihm auch gegen Eingriffe von Seiten der Regierung Schutz. Die Gränzen seiner Gerichtsbarkeit waren lange streitig: von jeher suchte man sie zu beschränken und Gustav IV. Adolph benutzte die Gewalt, welche ihm die Auflösung des deutschen Reichsverbandes gab, sogleich zu dem Befehl, daß das Tribunal keine Sachen, die sich auf die Landesregierung oder das Staatswerk bezögen, annehmen sollte. Es ist wirklich befremdend, daß bei der neuen Verfassung diese höchst willkührliche, den wohlbegründeten Vorrechten des Landes widersprechende Maaßregel beibehalten ward, und man nicht jenes höchste Gericht als das unverletzte Palladium der Gerechtigkeit und der Freiheit wieder herstellte.

Pommern ward ehemals in 7 Distrikte eingetheilt. Gustav Adolph vertheilte es in 4 Aemter, das Rügensche, Greifswaldische, Grimmensche und Franzburgische: eine an

sich gleichgültige Neuerung, die wir aber für eine zweckmäßige gelten lassen wollen. Man hat sie beibehalten, und nur den Namen Aemter in Kreise verwandelt, um die Erinnerung an die ehemaligen Domainenämter zu entfernen, in deren Besitz sich die Franzosen gesetzt hatten. In jedem ist ein Kreishauptmann angestellt, der die Oberaufsicht über die öffentlichen Anstalten, und alles was zur Polizei im würdigen und deutschen Sinn gerechnet ward, und die Erhebung der noch übrigen Abgaben besorgte.

Schon früher bemerkten wir, daß der größte Theil der Landeseinkünfte auf die Vertheidigungsanstalten verwendet ward; selbst nachdem sie um die Hälfte vermindert waren, konnten die Bedürfnisse bestritten werden, wenn die Kriegsmacht beschränkt und die Festung nicht wieder aufgebaut ward; es war daher ein beifallswürdiger Vorschlag der Commission, die nach Schweden berufen ward, nicht mehr als 600 Mann zu unterhalten, die vollkommen hinreichten, um die Ruhe im Lande zu sichern; gegen äußere Feinde konnte Pommern nur durch Unterhandlungen und das System des Gleichgewichts geschützt werden, und es wäre thöricht gewesen, wenn Schweden mit den Waffen eine Provinz hätte vertheidigen wollen, die den Aufwand nicht ersetzen konnte und die es am Ende doch verlieren mußte. Indessen waren diese Vorschläge dem Interesse der Offiziere von den ehemaligen beiden deutschen Regimentern so sehr entgegen, daß sie die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zu bewirken suchten, und sie ward in der That beschlossen. Sobald die Franzosen abgezogen waren, wurden aus den Landeseingebornen nicht nur jene beiden Regimenter vollzählig gemacht, die sich sonst meist durch Werbung ergänzten, sondern noch Freiwillige, Husaren und Artilleristen gestellt. Gustav IV. Adolph hatte überdies eine Landwehr errichtet, wozu, jedoch mit vielen Ausnahmen, alle unverheirathete Mannspersonen vom 19ten bis zum 26sten Jahre verpflichtet seyn sollten: sie bestand aus 6 Bataillonen, jedes von etwa 600 Mann, die nur zu gewissen Zeiten versammelt und geübt werden sollten. Es war in diesen Bestimmungen auf kein Verhältniß Rücksicht genommen: etwa der 9te Mensch war Soldat, und bei den vielen Ausnahmen fiel alles Drückende zunächst auf den

geringeren Landmann. Die Landwehr ward daher aufgehoben, und obgleich man anfangs bei den Rüstungen für den Freiheitskrieg von der Aushebung einer Landwehr sprach, so geschah es nur, um die auf diese Weise zusammengebrachte Mannschaft unter die beiden Regimenter zu stecken. Einer von den wilden Beschlüssen Bonaparte's, die er ohne Ueberlegung faßte, war die Schleifung der Festungswerke von Stralsund; wir wissen sehr wohl, daß der Ort keine Festung des ersten Ranges war, aber wäre sie nicht so ganz zwecklos zerstört worden, so würde sie ein nicht unbedeutendes Hinderniß für die Freiheit Deutschlands gewesen seyn. Man hat jetzt angefangen sie wieder herzustellen; wir glauben aber nicht, daß bei den neuen Verhältnissen des Landes ein Waffenplatz nöthig oder nur nützlich seyn würde.

Die besten Verfügungen, die aus diesem Aenderungstrieb, der alles umgestalten wollte, hervorgingen, waren unstreitig die Verbesserungen des Gerichtswesens. Es ist in gewisser Hinsicht ein großes Unglück für Deutschland, daß sich nicht aus den ursprünglich vorhandenen Elementen ein allgemeines deutsches Recht bildete, das, in eine Sammlung gebracht, jedermänniglich bekannt gewesen wäre. Wie herrlich an Verstand, Gesinnung nnd Ausdruck ist nicht z. B. der Schwabenspiegel; und was für ein wirksames Mittel der Vereinigung und der Verbrüderung unter den Deutschen würde ein aus dem Geist des Volks hervorgegangenes Gesetz gewesen seyn: so wenig wir der Meinung sind, daß sich ein Gesetzbuch in einer bestimmten Frist nach einigen Gesprächen für und wider entwerfen läßt, so innig sind wir überzeugt, daß das Gesetz im Allgemeinen, (von den besondern Fällen der Anwendung kann nicht die Rede seyn) jedem bekannt, daß es in der Sprache des Volks verfaßt seyn muß. In Pommern gab es eine Mannichfaltigkeit fremder und statutarischer Gesetze, deren Sammlung viele Folianten füllte; nur auf Rügen war vom alten einheimischen Gewohnheitsrecht eine fast vergeßne Reliquie übrig, der wendisch-rügianische Landgebrauch, gesammelt in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, ein schönes Denkmal früherer Weisheit und vaterländischen Sinnes, das aber längst nicht mehr in Ansehn ist, und auch von dem

großen Haufen der Handwerksjuristen nicht verstanden und begriffen wird. Die Sammlung und Ordnung eines Gesetzbuches war unstreitig ein Bedürfniß, das besonders der schwedischen Regierung einleuchten mußte, wo der Volkscharakter an dem vorhandenen Gesetzbuch, das selbst in den Händen des Bauern ist, trotz allen seinen Unvollkommenheiten eine herrliche Stütze findet. Bei der Einrichtung der Verfassung 1663 ward der Vorschlag gemacht, die Gewohnheiten, des Landes zusammenzutragen und in ein Ganzes zu bringen, aber die Arbeit unterblieb, bis endlich Gustav IV. Adolph 1806 den gordischen Knoten auf seine Weise zerhieb und das schwedische Gesetzbuch einführen wollte; es wurden sogleich ein Paar Commissarien abgeschickt, die Hals über Kopf, etwa in eines Jahres Frist, nicht nur das ganze Gesetzbuch, sondern auch die spätern königlichen Entscheidungen übersetzen mußten; und ungeachtet Pommern verloren ward, so wurde doch der Druck des Werks vollendet. Das schwedische Gesetz ist in seinen Grundzügen allerdings ein germanisches, es hat sich aber durchaus local ausgebildet und paßt auf Pommern ganz und gar nicht, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse sich auf eine andere Weise entwikkelt hatten; es hätte zu den heillosesten Verwirrungen führen müßen und es war daher eine preiswürdige Maaßregel daß die neue Regierung vorläufig die alten Gesetze in Kraft ließ und nur die Sammlung und Durchsicht einer künftigen Zeit vorbehielt.

Gustav IV. Adolph hob die Patrimonialgerichte auf dem platten Lande auf und errichtete an ihrer Stelle vier Amtsgerichte; diese Einrichtung ist in jeder Hinsicht lobenswürdig, denn bei der alten Patrimonialgerichtsbarkeit mußten große Unvollkommenheiten eintreten; sie ward daher bei der neuern Organisation beibehalten und ein Kreisgericht für jedes Amt bildet die erste Instanz auf dem Lande. Alle übrigen Instanzen blieben, nur wurden die Gränzen der Gerichtsbarkeit näher bestimmt und einige, meist zweckmäßige Abänderungen getroffen. Dem Consistorium wurden die Klagen auf bloßen Unterhalt und Entschädigung in Fällen unehelicher Schwängerungen und die Klagen gegen Geistliche, Kirchen- und Schulbeamte in persönlichen und bürgerlichen Verhältnissen entzogen. Das Tribunal oder

Oberappellationsgericht, das von Wismar erst nach Stralsund und dann 1803 nach Greifswald verlegt worden war, und dem bei der Einführung des schwedischen Gesetzbuches ein gänzlicher Untergang bevorstehn mußte, ward in seiner alten Würde erhalten, was unstreitig höchst wohlthätig für die Einwohner war, denen die Berufung an das höchste Revisionsgericht in Stockholm doch sehr lästig geworden seyn würde. Nur die Stelle eines Präsidenten ward eingezogen, die man in dem adelsstolzen Geiste des siebenzehnten Jahrhunderts erschuf, um durch einen vornehmen Mann an der Spitze einem Gerichtshofe Glanz zu geben, den er weit sicherer und würdiger durch Einsicht, Unpartheilichkeit, Gerechtigkeit und Erhabenheit über jede Menschenfurcht erlangt, auf dem Wege, worauf das schwedisch-deutsche Tribunal zu einem der ersten und fleckenlosesten Gerichtshöfe in Deutschland geworden ist. Die Actenversendung ist ganz abgeschafft. Die Stelle eines Obersachwalds, die im Jahr 1799 zur Oberaufsicht über die Gerechtigkeitspflege geschaffen ward, ist mit der Regierung vereinigt worden, der durchaus jede Einmischung in Fragen was in vorkommenden Fällen Rechtens sey, abgesprochen ward *).

Nur eine Seite der Staatsangelegenheiten blieb sich selbst überlassen: alles was sich auf die geistige Bildung des Volks bezog. Die Veränderungen Gustavs IV. Adolphs in kirchlichen Dingen, bezogen sich auf das Aeußerliche; er wollte nach schwedischem Vorbild an die Stelle des bisherigen Consistoriums ein Domkapitel setzen; er theilte die ganze Provinz in sieben Probsteien statt der ehemaligen Präposituren, wollte die schwedische Kirchenordnung von 1686 einführen (die allerdings ein sehr würdiges Werk ist, der aber die alte pommersche Kirchenordnung keinesweges nachsteht) und die pommersche Jugend über einem uralten Katechismus, den der schwedische Erzbischof Swebilius verfertigt hatte, schwitzen laßen. Für das Schulwesen geschah gar nichts; durch das Schulmeisterseminarium in Greifswald, das ohne einen ordentlichen Fond sich immer nur kümmerlich

*) Die Verordnung für das Justizwesen, Oerebro vom 8ten October 1810.

hingeschleppt hatte, war wenig gewonnen, und eben so traurig wie auf dem platten Lande sah es in den Städten aus, wo die meisten Schulstellen so schlecht dotirt sind, daß man es fähigen und tüchtigen Männern nicht verdenken kann, wenn sie die erste Gelegenheit ergriffen, um sie mit andern Aemtern zu vertauschen; es war das Ganze den Magistraten überlaßen, deren Mittel aber zu beschränkt waren: überdies gab es kein festes Schulgesetz, das den Kreis der Lehrgegenstände scharf absonderte und die Kenntnisse genau festsetzte, die man von den Lehrern forderte. Die Fortdauer der Universität zu Greifswald, auf deren Blüte der Zusammenhang mit Schweden von jeher nachtheilig gewirkt hatte, war lange zweifelhaft: wer ihre Verhältnisse nicht genauer kannte, mußte sie ungerecht beurtheilen und im Lande selbst gab es eine zahlreiche und bedeutende Klasse, die die Fonds einzuziehn, und irgend eine zwitterartige Anstalt, eine Ritteracademie u. d. g. an die Stelle zu setzen wünschte. Bei der Abtretung des Landes ward sie feierlich garantirt; in Hinsicht auf die zu ihrem Bestande durchaus nöthigen Verbesserungen und Modificationen ist seit dem Jahre 1806 nichts weiter geschehn, als daß von Schweden aus über verschiedene erledigte Gehalte verfügt worden ist. Es wäre ungerecht, von einem so beschränkten Staate, dem der vereinigende Mittelpunkt eines Fürstenhauses und der Glanz und die Würde eines Hofes gebricht, für die Kunst eine besondere Ermunterung zu fordern: aber auch in dieser äußersten Ferne des geliebten deutschen Vaterlandes ist der Genius, der es verherrlicht und groß gemacht hat vor allen Völkern, nicht fremd geblieben; eine verhältnißmäßig große Reihe von Künstlern ist meist ohne alle Ermunterung, fast ohne alle Vorbilder aus Pommern hervorgegangen; Otto Runge (aus Wolgast) und Caspar Friedrichs (aus Greifswald) werden den Verehrern der Künste ewig theure Namen bleiben.

F. R.

V.

Ueber die natürliche Beschaffenheit der deutschen Grenzländer gegen Frankreich.

Von C. S. Weiß *).

Das ganze östliche und nördliche Frankreich ist eine Abdachung der Gebirge, welche die natürliche Grenze Deutschlands gegen Westen ausmachen; wie ein großes Bollwerk liegen diese Gebirge, selbst deutsch und nur Endglieder und Ausläufer der Gebirge des innern Deutschlands, schirmend uns in Westen und decken die Linie des Rheins. Der Rhein ist eingegraben nicht zwischen zweierlei Boden diesseits und jenseits; sondern in seiner ganzen Länge hinab, wie stark auch der natürliche Charakter des Landes sich ändert, das er oben und das er weiter unten durchströmt, überall gleichen sich beide Ufer, der Boden des linken ist stets die getreue Fortsetzung des rechten. Es ist sehr merkwürdig und in aller Strenge wahr, daß in jeder Höhe des Rheins beiderlei Ufer sich völlig correspondiren, und daß er seine Bahn, von den ihn umgebenden Gebirgen nicht beherrscht, sich immer mitten durch die Gebirgsformationen gebrochen hat. Vom Bodensee und vom Austritt aus der Schweiz

*) Geschrieben im April 1814.

an, wo er eben das Juragebirge in der Gegend unterhalb des Rheinfalls queer durchbrochen hat, so daß der hohe Randen, im Kanton Schafhausen, auf der rechten Seite des Stromes, als der Anfang der nach Schwaben hinein sich fortsetzenden Kette, identisch ist mit dem Jura in Westen, bis nach Holland hinab gleichen sich die gebirgigen, wie die flacheren Ufer zu seiner Rechten und Linken. Oben der Schwarzwald, gegenüber die Vogesen, beide fast gleich hoch, gleich wild, gleich alte Gebirgsbildungen, gleichen Totalcharakters. Dann der Odenwald und die Neckarufer rechts und der Donnersberg oder die Harthe links; für beide die Hauptmasse dieselbe, älteres Flötzgebirge, rother Sandstein herrschend; die steilen Abstürze des Donnersberges gegen den Rhein hin gekehrt; die Abdachung allmählicher durch das Saarbrückische und Lothringische nach der Champagne hinein. Von hier entfernt sich die französische Grenze weiter und weiter vom alten Rhein. Nachdem die Gebirge zu seiner Rechten in einem erweiterten Beckenrande an der Linie des Spessart hin einen Bogen um Mainz und Frankfurt beschrieben haben, treffen sie auf die vorliegende weit erstreckte Gebirgskette, welche die herrschende für das nordwestliche Deutschland ist. Bei Bingen schließt diese Kette schroff und hart, aber erhaben, den schönen Kessel des Rheingaus. Nun fließt der Rhein wieder auf Felsen, wie bei Lauffenburg, Waldshut und Rheinfelden. Sein Thal ist ein bloßer enger Einschnitt in das Gebirge, welches Taunus rechts, Hundsrück links heißt, und durchaus dasselbe ist; wie keine Schlucht die Masse eines Gebirges trennt. Der Hundsrück ist schon reines rheinisches, nicht mehr Grenzgebirge. Kaum daß seine Abhänge noch mit denen des Donnersberges gemeinschaftlich die französische Grenze berühren. Es tritt an seiner Statt weiter in Westen die Ardenne, das Maaßgebirge auf, ein Gebirge, das wir fast mit dem Harze vergleichen könnten, am schicklichsten jedoch und durchaus treffend mit dem Westerwalde, des wahren Westphalens Hauptgebirge, vergleichen müßen.

Die Ardennen sind ein hohes, oben plattes, rauhes, waldiges Gebirge von etwa 2000 Fuß Höhe, gleicher Beschaffenheit mit dem Westerwalde, beide in einer und derselben Erstreckungslinie als gegenseitige Fortsetzung, und durch

die den Rhein unmittelbar berührenden Gebirgsschichten völlig verbunden; ein ausgezeichneter Festungswall für Deutschland im Westen. Ein merkwürdiges Verhalten beobachtet gegen dieses Gebirge die Maaß, der Hauptfluß, der sich durch dasselbe durchwindet und durchgräbt, nicht unähnlich dem Charakter seines Haupt- oder gebietenden Stromes, des Rheins, nur daß der Adel des Ursprungs beider Flüsse nicht verglichen werden darf.

Die Maaß entspringt, wie die oben ihr benachbarte Marne, und die jenseitig an ihren Ursprung heranstreifende Saone von einer um vieles niedrigeren, einfachen, flachen Landhöhe, der von Langres oben in Champagne. Diese Landhöhe lassen wir Frankreich unbestritten; sie gehört ihm und dominirt, so weit sie selbst nicht dominirt wird, den Kalk- und Kreidenboden des ganzen flachen, wenig eingeschnittenen, mittlern und nördlichen Frankreichs bis zur Loire, wie bis zur Normandie und dem Meere, mit Ausnahme des Küstenlandes Bretagne, wo wieder ein eigenthümlicher Berg-Charakter im Westen anhebt, der an Cornwallis erinnert. Statt wie die Marne, die Ardennen zu vermeiden, und durch Champagne hindurch die Richtung zur Seine zu nehmen, fließt die Maaß, Deutschland befreundeter, durch das westlichste, noch immer gebirgige und tief durchschnittene Lothringen, grade auf die höhern Ardennen zu; und wirklich diese öfnen sich, und nehmen sie in einem meist engen Thale und gewundenem Laufe von Sedan und Mezieres an bis Givet und Dinant auf, und leiten sie nach Namur und Lüttich, wo die Sambre, ganz auf dieselbe Weise, gegen die allgemeine Abdachung des Landes fließend, sie in Namur erreicht hat. — Die Mosel macht es in der Hauptsache nicht anders; nur ist sie von ihrem Ursprung an und in ihrem ganzen Lauf noch näher an Deutschland geknüpft; sie kommt von den Vogesen selbst herab; ihr gehört alles Gewäßer von der Westseite dieses mächtigen Gebirges; sie berührt die Champagne nirgends und mit keinem Zweige; sie bleibt mitten in dem bergigten Lothringen; der Saar, die sie noch deutscher macht, steht sie an Bedeutenheit des Charakters nirgend nach; und wo auch sie noch einen Theil des nordwestlich-deutschen Hauptgebirges zu durchbrechen findet, ehe sie in den Rhein

einfließt, da verbinden ihre beiderseitigen Ufer den Hundsrück mit den Ardennen. Und allerdings, Eine Hauptbestimmung ist es, welche dem Rhein seinen Lauf und Charakter, und welche diesen seinen westlichen Armen ihren eigenthümlichen, anomalen Lauf gab. Wäre der Rhein in seinem ganzen Wesen ohne Anomalie, so wäre er — gar nicht; er wäre mit der Donau eins, und nur ihr oberes Ende; seine Gewäßer flößen aus dem Bodensee in Schwaben hinüber, wo keine Jurakette erst zu durchbrechen war; wie der Inn, wäre der oberste Rhein ein der Donau gehöriger Alpenstrom, und das bairisch-schwäbische Donaubecken schlöße sich — alle Anomalie weggedacht — erst mit dem Becken des Genfersees am Fort de l'Ecluse; denn es ist nur eine gleiche Anomalie mit der des Rheinlaufes, daß die Gewässer des Walliserlandes, ja selbst des östlichen Savoyens nicht auch noch der oberen Donau zufallen, und daß der Genfersee nicht in den Bodensee, und mit ihm zugleich in Schwaben seinen Abfluß erhalten hat. Dies bewirkte allein der Durchbruch der hohen Jurakette beim Fort de l'Ecluse; ohne ihn würde der obere Rhodan noch über dem oberen Rhein, wie dieser über seinem Bruder, dem Inn, der oberste Alpensohn der Donau, und die Saone würde bis zum Mittelmeer hinab der Hauptstrom des südöstlichen Frankreichs, wie Burgunds, seyn, und nicht von Lyon an einem ihr fremden Seitenaste aus den Alpen untergeordnet werden, und in ihm ihren Namen verlieren.

Wir lassen übrigens jetzt dahingestellt, was auch im Laufe der Donau ähnliches vorkommt, und was von ursprünglich durch die Erstreckung der Hauptgebirgsrippen des mittleren Europa's ihr bezeichnetem, und anderm durch gleiche Durchreißungen zufällig an sie gekommenem Gebiet wohl zu unterscheiden ist.

Alle solche hohe Gebirgsmauern aber, obwohl durchrissen, stehen darum als Landesgrenzen nicht minder kenntlich und fest da; und die Durchbruchspunkte bekommen einen ganz anderen Charakter und Werth für Landesvertheidigung, als ein gewöhnlicher Punkt, längs einem Flusse genommen.

Wir verließen vorhin unsern Rhein bei einem abermaligen kleineren Durchbruch oder Durchriß zwischen Bingen

und Coblenz. Noch einmal eröfnet sich für ihn, eben wo er die Mosel aufgenommen hat, ein erweitertes Gebirgs-Becken; noch einmal schließt es sich vor ihm zu einem kleineren Kessel; eine letzte schöne Gebirgslinie findet er zu durchbrechen, jene, welcher das Siebengebirge rechts und die Eiffel links angehört, an Schönheit und an Merkwürdigkeit wieder eigenthümlich, ja einzig in ihrer Art unter dem, was er auf seinem Laufe fand; beide durch seinen Einschnitt gebildete Hälften wieder einander völlig entsprechend und Eine Gebirgsbildung; er theilt sie von Andernach bis Königswinter, dann tritt er bei Bonn hinaus in die weite, reiche Ebene eines begünstigten und im Fleiße blühenden Küstenlandes.

Die Eiffel, selbst noch ein Arm des rheinisch-westphälischen Hauptgebirgszuges, eigenthümlich verändert durch seine Basalte, und — wir erlauben es uns hier es auszusprechen — seine ehemalig vulkanischen Bildungen, ist nun entschieden noch ein Gebirge des innern Deutschlands, gar nicht mehr Grenzgebirge. Sie liegt in gerader Richtung von der französischen Grenze gegen den Rhein zu hinter den Ardennen. Von ihrem Grundgebirge, welches nur in mäßigen Bergen über dem Rhein aufsteigt, erheben sich hohe Kegel anderer Natur; das Grundgebirge senkt sich etwas gegen die Ardennen, und steigt in diesen wieder zur höheren Gebirgsebne auf; die einzelnen hohen Kegel, welche die Eiffel und das Siebengebirge auszeichnen, verlieren sich. Die Ardennen sind der letzte hohe Vorsprung der ganzen Kette, das Hauptglied derselben in Westen; von ihr senkt sich die Picardie, wie oben von den Vogesen und Lothringen die Champagne hinab; die Kette selbst setzt sich noch in niedrigerem Abfallen durch das Hennegau fort, verschwindet aber bald unter der Kreide der Picardie, und erscheint nur inselartig noch einmal bei Boulogne an der Meeresküste. Die Schelde trifft die Fortsetzung der dieser Kette angehörigen Bildungen schon fast in völliger Ebene.

In solchen Gegenden werden Landesgrenzen nicht ohne einige Willkühr gezogen werden, und das mögen sie auch; das verstattet das Verhältniß und der Verkehr der Völker. In solchen wirklich ineinanderfließenden Landesstrichen blos den natürlichen Grenzen, wie Flußgebiethen u. s. w. noch

folgen zu wollen, würde in Kleinigkeitsgeist und Pedanterei ausarten. Nichtsdestoweniger sind die großen Gebirgsmauern und Gebirgsmassen wahrhaft feste Punkte, an welche die Bestimmung der Landesgrenzen sich anlehnen muß, wenn sie selbst Bürgschaft ihrer Sicherheit und ihres Bestehens in sich haben will, wenn dem Lande der Schutz nicht entzogen werden soll, zu dem ihm die Natur die Ansprüche und die Mittel ertheilte. Diese Hauptgrundlagen festgesetzt und anerkannt, dann mag da, wo die Natur weniger spricht, andre Convenienz entscheiden. Gebirgszüge aber, hoch genug um die Communication zu erschweren, sie nur an gewissen Punkten zu gestatten, und die diesseitigen und jenseitigen Bewohner außerhalb dieser Punkte in allgemein herrschender Trennung zu erhalten, und dann Meere, welche der Einzelne allein nicht mehr nach Gefallen durchsegelt, das sind allein echte, natürliche Landesgrenzen; Flüsse aber mitten in einem Lande, die den Verkehr von diesseits nach jenseits überall leicht Statt finden lassen, den von oben nach unten aber vollends selbst leicht machen, das sind keine oder bei weitem untergeordnetere Grenzen der Völker.

Wir haben also gegen Frankreich hin zwei von der Natur mit Bestimmtheit bezeichnete Grenzgebirge, als zwei große Bastionen zu unserer Schutzwehr gebildet, die Vogesen und die Ardennen, unter ihnen beiden die Vogesen vom ersten Range; sie sind eine hohe Gebirgskette, dem Rhein parallel, an Höhe und Charakter dem Riesengebirge wenig nachstehend, das Erzgebirge so wie den Harz noch übertreffend; also eine Schutzmauer, welche die obere Rheinlinie bis unter Strasburg hinab, ausnehmend gut deckt. Ein schmaler Strich hochhüglichten Landes im obersten Sundgau und der Grafschaft Mümpelgard unterbricht die unmittelbare Verbindung der Vogesen mit dem Jura in Einer hohen Gebirgskette; dieser Strich bedarf noch einer künstlichen Befestigung, hat sie aber bereits durch Befort und Blamont. So wird dieser oberste Zugang aus Frankreich zum Rhein leicht und gut bewacht. Die Gebirgspässe in den Vogesen selbst haben alle Vortheile der Gebirgspässe überhaupt.

Zwischen den Vogesen und den Ardennen bildet Lothrin-

gen mit dem Saarbrückischen u. s. f. eine Art Becken, welches, außer diesen beiden Gebirgen als den Seitenrändern des Beckens, im Hintergrunde von dem Hundsrück und dem Donnersberge geschlossen wird, nach Frankreich hinab aber offener ist; das ganze Land indeß, und je näher an den Beckenrändern, desto mehr, ist von Berg und Thal stark durchschnitten, und noch völlig gebirgiges Land. Durch dasselbe hindurch würde die einfachste Landesgrenze zu bestimmen bleiben; die Natur des Landes selbst thut über sie nicht schneidend und scharf genug einen Ausspruch, um blos ihren schwächeren Andeutungen, und nicht den andern Rücksichten, welche bei Festsetzung von Landesgrenzen zu beachten sind, folgen zu wollen. Auch scheidet hier eine bestimmte Gebirgslinie die Sprachen nicht mehr so scharf, wie es die Vogesen thaten. Längs eines Flusses hinab ändert sich die Sprache. Lothringen, obwohl nichts weniger als altfranzösisch, spricht mit wenig Ausnahmen nur die französische Sprache. Auch das würde hier in Pedanterei ausarten, und selbst schwankend bleiben, wenn einzig die Sprache die Grenze der Länder ziehn sollte. Es bedarf dazu immer der Gesammtheit der Bestimmungen, jede in jedem Fall nach dem Maaße gewürdigt, in welchem sie scharf hervortritt oder unbestimmter sich verliert. Geschichte des Landes, und was mit ihr in Sitten, Verfassung, Volksgeist verwachsen ist, muß nicht minder gehört werden, als seine Berge und Ströme oder seine Mundart. Alle Bestimmungen würden, wenn die Frage zu entscheiden ist, wo die genauere Verbindungslinie zwischen Ardennen und Vogesen laufen solle, um die beste Grenze unsrer zweier Reiche zu machen, darin freilich übereinstimmen, daß die Saar noch ein deutscher Fluß, das Saargebiet deutsches Gebiet bliebe. In oder an Lothringen, tiefer hinab, oder weiter herauf, würde die schicklichste Grenzlinie immer zu liegen kommen, welche zu ziehen geschickteren und mehrfach unterrichteten Händen gebührt.

Lothringen ist freilich seiner ganzen Natur nach Grenzland zwischen Deutschland und Frankreich, d. h. nicht an der Grenze liegend, wie etwa Elsaß, sondern selbst in seiner Gesammtheit die Grenze ausmachend; es gehört bei weitem mit geringerer Entschiedenheit Frankreich an, als

Elsaß

Elsaß Deutschland: denn Elsaß ist in jenem Sinne nicht Grenzland, sondern von Natur und Rechtswegen ganz deutsch. Lothringen spricht zwar Frankreichs Sprache wie Genf, Savoyen, Unter-Wallis, das Waadtland und Neufchatel auch: aber es ist besser und vollständiger begrenzt gegen Frankreich, als, mit Ausnahme des Elsaßes, gegen Deutschland, und es gehört ursprünglich Frankreich so wenig an, als die vorgenannten Länder. Gegen das alte eigentliche Frankreich begrenzen es die Argonnen sehr gut vom obersten südlichsten Ende der Vogesen an bis zu den Ardennen gleichförmig und bedeutend; denn die Argonnen laufen zwischen der Maaß und der Aisne und Marne von den Ardennen gegen die Höhe von Langres hin, und wenden sich, ehe sie diese erreichen, gegen den Seitenarm der Vogesen, der nicht dem Rheine parallel, sondern ungefähr senkrecht auf ihm, die Grenze zwischen Lothringen und der Franche-Comté, der alten Grafschaft Burgund, bildet. Die Argonnen sind zwar nur als einer der untergeordneten Gebirgszüge zu betrachten, welche durch Lothringen hindurch sich erstrecken; aber sie sind unter diesen am bedeutendsten und lehnen sich direct an die Ardennen; ihre Formation, welche, wie die herrschende in Lothringen überhaupt, mit der des Jura zusammenfällt, umgiebt das westliche Gehänge der Ardennen bis in die obere Picardie und bis in die uns so wichtig gewordene Gegend von Laon hinein, so wie sie oben an den Fuß der Vogesen sich lagert.

Würde also Lothringen selbst von Frankreich unabhängig gemacht, so vereinfachte sich freilich die auf natürliche Beschaffenheit des Bodens zuförderst gegründete Landesgrenze. Dann machte nicht die Hauptkette der Vogesen unsre Grenze gegen Frankreich, denn auch jenseits derselben läge noch ein uns befreundetes Land; nicht an das untere, nördlichere Ende dieser großen Schutzwehr des Rheines wäre die Aufgabe von den Ardennen her die Grenze zu ziehn, sondern nach dem obersten Anfang der Vogesenkette, vermittelt durch ihren oberen Seitenarm, der zwischen der Mosel und dem Gebiet des burgundischen Stromes, der Saone, hinläuft.

Ehmals, als es einen burgundischen Kreis unter den

deutschen Kreisen gab, einverleibt vor drei Jahrhunderten dem deutschen Reich durch Maximilian und Karl V. als den erblichen Herren dieser Länder, da waren die nahen Gebirge des Rheins ohnehin nicht und nirgend Grenzgebirge gegen Frankreich. Oben am Rheine, wie unten lag noch ein weiter, schöner Strich als deutsches Land und seines Kaisers rechtmäßiges Eigenthum; jenseits desselben mochte man erst nach den Grenzen von Frankreich fragen. So wenig als die Vogesen die Grenzmauer, so wenig brauchte Befort eine Grenzfestung von Deutschland zu seyn. Frankreich war ohne Grenzmauern, nicht Deutschland; Frankreich hatte die seinigen kaum an einem Höhenzuge mit Einschnitten, wie sie etwa Thüringen an der Saale und an der Unstrut hat; Frankreich hatte zwar das alte Herzogthum Burgund dem österreichischen Hause entrissen, und früher das Dauphiné verschlungen, aber noch schien Frankreich für Deutschland nicht drohend. Aber nachdem das von dreißigjährigem innerem Kampf und Zwietracht zerrißene Deutschland sich seines Elsaßes — o welcher unglücksschwangere Augenblick! — entäußert hatte, da war es fernerhin auch um die äußere Sicherheit, und, wenn die Ruhe im innern Deutschland wieder eingekehrt war, um die Aufrechthaltung derselben, um Sicherheit gegen neue Unruhe von der Seite von Frankreich her, geschehen. Die Wunde war Deutschland durch den Frieden selbst bleibend geschlagen, um immerfort zu bluten. In das Herz Deutschlands hatte der arglistige Feind den Zugang gefunden; zu allem lag nun Weg und Mittel offen. Traurend und wie eingegangen stand der Vogesus; er war für Deutschland nichtsbedeutend geworden wenn nicht der stille Vorwurf und der bleibendste Zeuge über Deutschland gekommener Schmach: der finstere Schwarzwald blickte ihn an und erschrak über den überrheinischen Bruder; ihm ahnete ähnliches Schicksal. Der Rhein selbst war zerschnitten, wie der Sohn, welchen der König, um einen Streit zu schlichten, der Mutter zu theilen befahl; und verlacht war heimlich schon der zur Ohnmacht gesunkene Bund deutscher Staaten; höhnisch fiel die im Vertrag noch vorgespiegelte Freiheit der unmittelbaren Reichsstädte; unterjocht wurde die Reichsritterschaft; im neuen Kriege fiel Strasburg; Lothringen wurde

geraubt; das Rheinische der einen Seite war Stück für Stück schon sichere und unfehlbare Beute der um sich greifenden Staatsintrigue Frankreichs; während dessen reifte die andere Seite zu einst gleichem schimpflichem Untergang. Untergraben war alles; vergiftet wurde fort und fort; ein leises, aber stetes Drängen und Drücken auf den schwächeren Nachbar mußte den deutschen Stahl wohl nachgiebig und geschmeidig machen; je weniger anfangs erkannt, desto unwiderstehlicher nachmals empfunden; deutsche Sitte war gewelkt, entwürdiget und übertüncht. Was am mittlern und am Niederrhein linken Ufers noch deutsch hieß, fühlte, obwohl noch in abgesteckten Grenzen freigelassen, den Zahn bereits im Nacken. Möchte auch eine andere Militairgewalt dort gestanden haben, als sie damals stand, Militairgewalt thats nun nicht mehr; alle Stellung war schon umgangen durch den Besitz von Elsaß, und jede versuchte Behauptung bei gleichen aufgewendeten Anstrengungen würde zuletzt ohne Erfolg, und das ganze Land unhaltbar geblieben seyn; das war die Folge des bedauernswürdigen, allgemein verderblichen, schuldvollen Fehlers des Jahrs 1648, jener schweren Versündigung an Deutschland, jenes in Erzeugung immer neuer ähnlicher Ausgeburten grenzenlosen Unglücks, gleich zerstörend für Süd-, wie für Norddeutschland, jenes großen Fleckens der deutschen Geschichte: das Elsaß in Frankreichs Gewalt!

VI.

Bemerkungen über Südamerika, besonders spanisch Paraguay und Brasilien.

Von Mawe.

Im Jahre 1804 mußte Herr Mawe *) in Handlungsgeschäften eine Reise nach Rio de la Plata unternehmen. Bei seiner Ankunft zu Monte Video wurde sein Schiff und dessen Ladung in Beschlag genommen, er selbst in's Gefängniß geworfen und späterhin in das Innere des Landes gesandt, wo er, bis zur Eroberung von Monte Video durch die Engländer unter Sir Samuel Auchmuty, in Haft gehalten wurde. Bald darauf erhielt er die Erlaubniß, der Armee, die unter dem General Whitelocke gegen Buenos Ayres abgeschickt wurde, zu folgen, und begab sich nach Beendigung dieser Expedition nach Rio Janeiro. Ein Empfeh-

*) Dieser gelehrte Mineralog hält sich jetzt zu London auf. Zu seinen früheren Schriften gehört die Mineralogy of Derbyshire, zu seiner spätern: a treatise on Diamonds and precious stones. London 1813. 8. Sp.

lungsschreiben an den Vicekönig von Brasilien, das Herr Mawe von dem portugiesischen Gesandten zu London erhalten hatte, verschaffte ihm die Bekanntschaft und den Schutz des Grafen von Linhares, Bruder des Vi.ekönigs, der gerade damals mit dem Hofe in Brasilien angekommen war. Der Graf empfahl Herrn Mawe dem Prinzen Regenten als einen Mineralogen, der mit dem Lande genauer bekannt zu werden wünsche, und der Prinz ließ sich auch sogleich willig finden, die Absichten des Reisenden zu befördern. Er erhielt Briefe an die öffentlichen Beamten an allen den Orten, die er zu sehn wünschte, eine eigne Bedeckung von Soldaten, und andere Unterstützung; was um so höher anzurechnen, da ein Befehl vorhanden war, dem zu Folge allen Reisenden der Eintritt in das Innere des Landes untersagt wurde, und mithin noch kein Engländer vorher diese Reise mit Erlaubniß der Regierung gemacht hatte. —

Sp.

Monte-Video ist eine ziemlich wohlgebaute Stadt, die am Ende einer kleinen Halbinsel auf einer mäßigen Anhöhe liegt, und ringsum von Mauern umgeben ist. Ihre Bevölkerung beträgt 15000 bis 20000 Seelen. Obgleich der Hafen seicht und den Pampero's oder heftigen Südostwinden offen ist, so ist er doch der beste am Rio de la Plata, und hat einen vortreflichen weichen Sandgrund. — Es sind nur wenig ausgezeichnete Gebäude in der Stadt, die Häuser gewöhnlich nur von einem Stockwerk, die Fußböden von Ziegeln und die Möbel sehr ärmlich. An dem Marktplatze steht die Hauptkirche, die schön gebaut ist, aber eine sehr unvortheilhafte Lage hat; ihr gegenüber ist ein Gebäude, das in ein Rathhaus oder Cabildo und in ein öffentliches Gefängniß abgetheilt ist. Da die Straßen nicht gepflastert sind, so geht man entweder in Wolken von Staub, oder durch Berge von Koth, je nachdem das Wetter trocken oder feucht ist. Bei trockener Jahreszeit ist der Mangel an Wasserleitungen ein sehr fühlbares Bedürfniß, da die Quelle, aus der die Stadt mit Wasser versehn wird, zwei Meilen davon entfernt ist.

Die Lebensmittel sind wohlfeil und im Ueberflusse; vorzüglich reichlich versehen wird man mit Rindfleisch; Schweinefleisch ist nicht zu essen. Ueberhaupt giebt es hier so viel Fleisch, daß von dem Abfall sich ungeheure Schaaren von Möwen nähren, und die Einwohner bei Tische immer einen oder zwei Sklaven haben müssen, ihnen die Fliegen, die dasselbe herbeilockt, abzuwehren *).

Von dem Charakter der Einwohner möchte ich vielleicht nicht unpartheiisch genug urtheilen, da ich in Monte Video mit unverdienter Härte behandelt, meines Eigenthums beraubt und ohne Grund verfolgt wurde. Indeß kommen diese Ungerechtigkeiten nur auf Rechnung des Gouverneurs und derer die unmittelbar von ihm abhangen: bei den übrigen Einwohnern bemerkte ich keine Abneigung gegen mich, ja Einzelne leisteten mir sogar alle mögliche Hülfe, und so möchte ich sagen, daß sie, vorzüglich die Creolen, wenn sie nicht von politischen oder religiösen Vorurtheilen geblendet werden, sehr gutmüthig sind. — Sie leben größtentheils nach alt-spanischer Weise, träg und mäßig; die Frauen sind fast alle höflich und freundlich, sehr putzsüchtig, und äußerst reinlich in ihrem Aeußern. Im Hause tragen sie sich nach englischer Mode, gehn sie aber aus, so sind sie schwarz gekleidet, mit einem großen Schleier oder Mantel. In der Messe erscheinen sie ohne Ausnahme in schwarzer Seide, mit langen Franzen.

Der Haupthandel von Monte-Video besteht in Häuten, Talg und gedörrtem Rindfleisch; die zwei ersten Gegenstände werden nach Europa geschickt, der letzte geht nach Westindien, vorzüglich nach der Havannah. Rohes Kupfer, in viereckten Stücken, aus Chili, wird oft hierher verschifft: so auch ein Kraut Matté von Paraguay, das man hier allgemein statt Thee trinkt (der bekannte paraguayische Thee).

Ehe wir die Stadt in Besitz nahmen, waren die Einwohner keineswegs reich, aber durch unsere Unfälle in Buenos Ayres, und die Verluste der englischen Speculanten, haben sie sich ungemein bereichert. Die großen Vor-

*) Eine ähnliche Bemerkung macht Semple über Caracas.

Sp.

theile, welche man in England von der Expedition nach La Plata erwartete, sind zu Wasser geworden; man verlor entweder das in Streit befangene Eigenthum ganz, oder doch zur Hälfte. Häufig wurde auch von Gütern die im Zollhause oder in Privatmagazinen lagen, ein bedeutender Theil gestohlen, und gewöhnlich wurden die Factoren zusehends reich, bei welchen Unterschleifen sie von den spanischen Gerichtshöfen sehr wenig zu befürchten hatten. — Noch ein Umstand trug indeß zur Bereicherung Monte-Video's bei. Es ist eine Thatsache, daß die Engländer Waaren zum Betrag von anderthalb Millionen Pfd. hieher verschifften, und daß bei der Zurückgabe des Platzes nur ein sehr kleiner Theil davon nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung und nach Westindien zurückkam: der Rest ward für den Preis verschleudert, den die Spanier dafür anzubieten für gut fanden.

Das Klima von Monte Video ist feucht. In den Wintermonaten (Juni, Juli und August) ist das Wetter zuweilen stürmisch und die Luft in dieser Jahrszeit gewöhnlich scharf und durchdringend. Im Sommer toben fürchterliche Orkane, die von schrecklichen Blitzen angekündigt werden und oft den Schiffen vielen Schaden thun: der nachfolgende Regen ist der Aerndte sehr nachtheilig. Die Hitze ist drückend, und wird durch die Schwärme von Mosquitos, die sie erzeugt, noch unangenehmer.

Die Gegend um Monte-Video wird durch die Abwechselung von sanft abhängigen Hügeln, und langen, von herrlichen Bächen durchströmten Thälern, ungemein verschönert: aber außer den Gärten der ersten Kaufleute in der Stadt, sieht man nur wenig bebaute Plätze. Einiges Holz wächst indessen am Ufer des Riachuelo, das zur Errichtung von Hütten und als Brennholz gebraucht wird. Ungefähr zehn engl. Meilen von der Stadt fließt ein schöner Strom, die Lousa, dessen Ufer wahrscheinlich ein vortreffliches Bauholz hervorbringen würden, was um so wünschenswerther wäre, da das Nutzholz hier so selten ist, daß man nur selten ein Haus mit einem gedielten Flur findet.

Da ich, als General Beresford's Expedition auf dem Flusse erschien, von der spanischen Regierung in das Innere gesandt wurde, mit dem Befehl mich in einem Um-

kreise von 40 Meilen nicht der Stadt zu nähern, so war es für mich ein großer Trost, auf der Besitzung eines würdigen Spaniers, D. Juan Martinez, 50 Meilen vom See Meni, einen Zufluchtsort zu finden. — Ungefähr 25 Meilen nordöstlich von Monte-Video läuft eine unregelmäßige Kette von Granitfelsen beinahe gerade von Norden nach Süden, und von da an nimmt auch das Land eine rauhere Gestalt an. In den Schluchten hausen Jaguars, Löwen und Unzen, auch laufen Heerden von wilden Hunden in den Felsen herum und richten große Verwüstungen unter dem jungen Vieh an. Die Gehöfte in dieser Gegend haben größtentheils Ländereien, 20 bis 30 Meilen lang und halb so breit, die von angenehmen Flüssen bewässert werden. Die Viehheerden sind hier so zahlreich, daß man 1500 bis 2000 Stück auf eine Quadratmeile rechnet.

Ungefähr 40 Meilen von Monte-Video werden die Hügel flacher und verschwinden endlich ganz; das Land wird eben und ist von Bächen durchschnitten. Der kleine Bach Polancos, der späterhin Barriga negra heißt, wächst, nachdem er in dem Laufe von 10 Meilen durch mehrere Bäche verstärkt worden, zu einem bedeutenden Flusse an, der auf dem spanischen Gebiete Godoy heißt, auf dem portugisischen aber seinen Namen in den des Zebolyati verändert, und in den See Meni fließt. Der Kalk, der hier gebrannt wird, wird in rohen Häuten auf Wagen mit Ochsen bespannt nach Colonia, Monte-Video und Buenos Ayres gesandt.

Am Barriga-negra giebt es Heerden von 60000 bis 200,000 Stück Vieh. Sie werden vorzüglich von Leuten aus Paraguay, die man Peons nennt, gehütet, und etwa 4 bis 5 Peons haben jedesmal eine Heerde von 10,000 Stücken unter sich, die sie Morgens und Abends sammeln und zweimal im Monat in Hürden treiben müssen, wo sie eine Nacht lang bleiben. Butter und Käse wird nicht gemacht, kaum kennt man Milch als Nahrungmittel. — Die einzige Nahrung des Volks, Morgens, Mittags und Abends ist Rindfleisch, fast immer ohne Brod, und häufig ohne Salz, was wahrscheinlich sehr ungesund seyn würde, wenn man nicht haufig von einem Aufguß des Matté dazu tränke. Die Hütten der Peons sind äußerst elend, und da in eini-

gen Gegenden das Brennholz sehr selten ist, so tödtet man Heerden von Stuten, von denen gewöhnlich eine zu große Anzahl vorhanden ist, und braucht die Gerippe als Brennholz.

Die Peons sind größtentheils Auswanderer aus Paraguay, und es ist bemerkenswerth, daß unter diesen Ausgewanderten sehr wenige Frauen sich befinden. Daher fehlen diesen Leuten auch alle häuslichen Bequemlichkeiten und es erklärt sich hieraus das armselige Aeußere derselben. —

Die Behendigkeit mit der die Peons flüchtiges Vieh einzufangen wissen, ist bewundernswürdig, und die Schlinge mit der sie dies bewerkstelligen, wissen sie dem Thiere eben so wohl im vollen Galopp, als wenn es ruht, überzuwerfen. Pferde werden durch Kugeln, welche an ledernen Riemen befestigt sind, eingefangen *). Mit eben so großem Geschick wissen sie Maulesel und Pferde an das Ziehen leichter Karren und Wagen zu gewöhnen. Die Pferde arbeiten selten länger als eine Woche hintereinander, und werden dann für Monate auf die Weide geschickt, allein man überjagt sie sehr oft, und verdirbt sie auf diese Art gänzlich. — Der Preis des Viehes ist sehr niedrig. Eingefahrne Pferde gelten 5 bis 7 Dollars das Stück; Hornvieh in gutem Zustande in der Heerde 2 Dollars; Stuten 3 Realen (1 Schill. 6 Pence); Schaafe sind selten und werden nie gegessen, man hält sie nur ihrer Wolle willen. — Die Schönheit der Heerden in manchen Theilen dieser Gegend, hat die Portugiesen oft zu räuberischen Einfällen in das Land, durch die Pässe an der Grenze, gereizt, so daß man zu einer Zeit, wo diese Einfälle besonders häufig wurden, sich genöthigt sah, Truppen zur Beschützung der spanischen Niederlassungen in dieser Gegend zusammenzuziehn.

Schade ist es, daß man nicht den in der Gegend so im Ueberfluß vorhandenen Thon und das Holz zu Einfassungen für Felder und Gärten benutzt, sondern lieber am Ufer eines Flusses, wo das Wasser natürlicher Schutz ist, die Erde bebaut. Die Ackerwerkzeuge sind äußerst roh. Das Korn wird nie vom Unkraut gereinigt, und wenn es reif ist, durch Stuten, von denen man etwa zwanzig um einen Pfahl darauf herumgalloppiren läßt, ausgetreten; ausgesiebt wird es dadurch, daß man Spreu und Korn bei star-

*) Vgl. Azara's Reisen. Südamerika. S. 201. deutsch. Uebers. Sp.

kem Winde von einer Höhe von etwa 8 Fuß auf die Erde herabfallen läßt. — Natürlich bleiben auf diese Art sehr viel Unreinigkeiten in dem Korn.

Weintrauben, Aepfel, Pfirschen, kurz jede Art von Früchten, die nur in einem gemäßigten Himmelsstrich fortkommen, würden hier im Ueberfluß zu finden seyn, wenn man sich auf Obstcultur legte, aber dergleichen Dinge sind nur als Seltenheiten bekannt. Den Anbau der Kartoffel hat man, trotz aller Bemühungen, nicht einführen können. — In der That ist aber auch die Anhänglichkeit der Bewohner an ihren Boden sehr schwach. Die Peons wachsen in eine Art von Sklaverei auf, und kennen keine häuslichen Bequemlichkeiten: erreichen sie das männliche Alter, so begeben sie sich an die Küste, wo mehr Geld in Umlauf ist, um Beschäftigung zu suchen. Sie sind gewöhnlich rechtliche, harmlose Menschen, ergeben sich aber leicht, den auch bei den höhern Klassen im Schwange gehenden Lastern des Spiels und des Trunkes *). Unglücklicherweise ist dabei

*) Sie tragen häufig Karten bei sich, machen, sobald sie nur eine Gelegenheit finden, Parthieen und begeben sich an einen paßlichen Ort, wo einer von ihnen seinen Pancho oder Mantel ausbreitet, der zum Tische dient. — Haben sie ihr Geld verloren, so setzen sie ihre Kleider auf das Spiel, so daß dies in der Regel so lange dauert, bis einer von ihnen fast nackt da sitzt. Einst spielten mehrere Peons in der Nähe einer Kapelle, wo eben Messe gelesen worden war; der Priester kam heraus und stieß die Karten weg, um dem Spiel ein Ende zu machen. Sogleich stand einer der Peons auf, trat ein Paar Schritte zurück und sagte: „Ich will „euch als einem Priester gehorchen, Vater, aber (und dabei zog er „sein Messer) in unserm Vergnügen müßt ihr uns nicht stören.“ Der Priester kannte die Entschlossenheit dieser Leute, und entfernte sich eilig. — Wenn ein Peon im Spiele glücklich gewesen ist, so geht er gewöhnlich nach Monte-Video, um sich in der Bude eines Kleiderhändlers neu zu kleiden. Während der Verkäufer die Sachen heraussucht, packt jener bedächtig seine Dollars auf das Zählbrett, jeden Haufen besonders nach seiner Bestimmung. Dann geht er in einen Winkel und kleidet sich an. Gewöhnlich begleitet ihn ein unglücklicher Kamrad, der seine abgelegten Kleider untersucht, und wenn er sie besser als die seinigen findet, sie anzieht. — Nachdem jener einige Tage in Müßiggang zugebracht hat, macht er sich wieder auf den Weg nach Hause nnd erscheint nun in seiner neuen Kleidung.

die Gerechtigkeitspflege höchst mangelhaft: selbst bei einem Morde hat der Thäter wenig zu fürchten, wenn er nur zwanzig oder dreißig Meilen weit entkommen kann, wo er dann gewöhnlich für den Rest seines Lebens in Verborgenheit bleibt. Spanier aus dem Mutterlande, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben, flüchten daher in das Innere des Landes, wo sie in der Regel bei ihren Landsleuten Beschäftigung finden, und dort die Sitten der unschuldigen Creolen verderben.

Die Kleidung der Einwohner ist ihrer Trägheit und Armuth angemessen. Selten tragen sie Schuhe oder Strümpfe, die sie aber auch, da sie gewöhnlich nicht zu Fuße gehen, nicht brauchen. Die Peons machen sich Stiefeln aus den Häuten junger Pferde, welche sie häufig bloß zu diesem Entzweck tödten, und wozu sie bloß das Fell um die Schenkel und Füße der Pferde brauchen. Diese Stiefeln sind, neu, von einer sehr zarten Farbe, und werden allgemein bewundert. — Noch besteht ihre Kleidung aus einer Jacke, die von allen Ständen getragen wird, und einem Hemde und weiten Hosen aus einem groben Baumwollenzeuge, das aus Brasilien kommt.

Die vielen wilden Thiere, welche in dieser Gegend leben, beweisen wie sehr man den Anbau des Landes vernachläßiget. Jaguars, Unzen und Kuguar's finden sich überall; die erstern sind sehr schwerfällig, und da sie junges Vieh, auf das sie vorzüglich Jagd machen, in großer Menge finden, so fallen sie selten Menschen an. Daher hat man, wenn man zu Pferde ist, wenig von ihnen zu fürchten, wenn man nicht etwa der Höle eines Weibchens das Junge hat, zu nahe kommt *). In den Wäldern lebt ein Thier aus dem Schweinegeschlecht, das man die Waldsau nennt, und das eine Oefnung auf dem Rücken hat, aus der, wenn es verfolgt wird, ein unerträglicher Geruch kommt **). Wenn man diesen Theil, sobald man das Thier

*) Eine sehr abgehärtete, und in allen Uebungen und Fertigkeiten der Männer wohl erfahrne Mulattin, fing einst vom Pferde herab einen Tiger mit der Schlinge.

**) Das Peccari oder Sus Tajassu. Linn. R.

erlegt hat, augenblicklich herausschneidet, so giebt das Fleisch ein sehr gutes Gericht, vernachläßigt man dies aber nur für wenige Augenblicke, so ist das Fleisch verdorben. Es giebt hier ein Thier vom Opossum-Geschlecht, ohngefähr von der Größe eines Kaninchens, das Zurilla genennet wird, und ein weiß und schwarz gestreiftes Fell hat, das man ziemlich hoch hält. Wenn es verfolgt wird, so läßt es eine stinkende Feuchtigkeit von sich, die von so durchdringendem Geruch ist, daß wenn die Kleider damit benetzt werden, man den Gestank nicht los werden kann, wenn man die Kleider nicht einige Monate hindurch der Luft aussetzt. Da dies Thier sehr gern Eier und Federvieh verzehrt, so dringt es zuweilen bis in die Häuser, um Beute zu erhaschen. Die Einwohner verlassen dann sogleich das Haus, ohne sich im mindesten ihm zu widersetzen, weil, wenn sie es heraustrieben, das Haus nie wieder zu bewohnen seyn würde. Von Vögeln giebt es graue und blaue Adler, Papageyen in Heerden, Strauße, Suri's u. s. w. — Dannhirsche sind in Menge, da die Hunde nichts taugen. In den Flüssen giebt es Schildkröten und andere Amphibien; die Fische sind sehr unschmackhaft.

Die Expedition nach Buenos-Ayres mußte gewiß ungünstig ausfallen. Man hatte durchaus keine Kenntniß von dem Landungsplatze: man rechnete darauf ohne die Füße zu benetzen an das Land kommen zu können, und die Soldaten mußten bis an die Brust in das Wasser waten; man hatte vernachläßigt Führer, die sich zu Monte-Video in Menge angeboten hatten, mitzunehmen, und konnte in Buenos-Ayres nur mit Mühe einen alten Neger finden, welcher die Wege wußte. — Nur mit großer Anstrengung konnten die von mir angeführten Peons einiges Vieh einfangen, da die Spanier bei der Annäherung der Engländer dasselbe weggetrieben hatten. — Bei der Ankunft zu Quilmes, ungefähr 4 Meilen von Buenos-Ayres, waren die Soldaten durch das unaufhörliche Waten durch Flüsse und Moräste so ermüdet, daß über 200 der Armee nicht mehr folgen konnten. — Die Centraldivision unter General Whitelocke verließ diesen Ort ohne alle Führer, und als

sie 5 Stunden marschirt war und dem Vortrab unter General Crawfurd gefolgt zu seyn glaubte, fand es sich, daß sie einen Umweg zur Linken gemacht hatte, und fast noch so weit von Buenos-Ayres war, als beim Ausmarsche. Erst am nächsten Morgen nach dem Uebergange über den Rachuelo, stieß man auf die Division Crawfurd. — Wahrscheinlich entschied dieser Irrthum das Schicksal der Unternehmung, denn hätten sich die Corps einen Tag früher vereinigt, so würden sie wahrscheinlich die Stadt erreicht haben, während ein Theil des feindlichen Heeres noch nicht darin, und unvorbereitetwar. Dieser Verzug gab dem Feinde Gelegenheit sich zu verschanzen, die Straßen zu befestigen, und die möglichst vortheilhafteste Stellung zu wählen.

Während der wenigen Tage in welchen die Engländer Meister der Vorstädte waren, übernahm ich die Aufsicht über die Pulperias (die Häuser, wo starke Getränke verkauft werden), damit sich die Soldaten nicht betrinken sollten. Ich hatte einen Sergeanten und einige wenige Soldaten unter meinen Befehlen, konnte Schildwachen ausstellen, wo ich es für nöthig hielt, und war so zugleich im Stande mehreren Familien, die sich aus der Stadt in die Vorstädte geflüchtet hatten, Schutz zu gewähren.

Der Erfolg des Angriffs auf die Stadt ist bekannt. Die englischen Generale mußten eine Capitulation abschließen, und ein Waffenstillstand ward auf so lange bewilligt bis die Bedingungen erfüllt waren. — Die härteste derselben war die der Räumung von Monte-Video, denn die Politik gebot diese Stadt bis auf das äußerste zu halten; ja einige der best unterrichteten Spanier waren der Meinung, daß die Engländer sich mit drm Besitz der Nordseite von La Plata hätten begnügen sollen, weil sie in diesem Falle den Handel in das Innere in ihrer Hand gehabt, und Buenos-Ayres sich am Ende gezwungen gesehn haben würde mit den Engländern einen Vergleich einzugehen..

Um auf die Schilderung des jetzigen Zustandes des spanischen Amerika vorzubereiten, ist es nöthig die Aufmerksamkeit auf den Zeitraum vor der Einsetzung der jetzigen Junta zu lenken, und auf das, was sich nach dem Einfalle der Engländer in der Provinz zutrug.

Die Anstrengungen welche das Volk gemacht hatte,

sich den Engländern zu widersetzen, erweckten seinen kriegerischen Geist, machten aber auch, daß das Ansehen des Vicekönigs, unter dessen Regierung bei Marschall Beresford's Unternehmung, das Land von dem Feinde überschwemmt worden war, nothwendig sinken mußte. Ein Mann, der ruhig dem Verluste zweier bedeutenden Plätze zugesehn, und durch seine schwachen Maaßregeln, zu einer Zeit wo Sir Samuel Auchmuty sich bereits Monte-Video's bemächtigt, das Unglück noch vergrößert hatte, wurde von einer außerordentlichen Junta des Volks, die sich in dem Cabildo *) zu Berathschlagungen versammelte, schimpflich abgesetzt. Sehr natürlich erhielt die Stelle des Vicekönigs Sobremonte, der Schiffscapitain Don Santiago Liniers, ein französischer Emigrant, der die Expedition befehligt hatte, durch welche Buenos-Ayres am 12ten August 1806 wieder in die Hände der Spanier kam, und der ebenfalls an der Spitze stand, als die Stadt vom General Whitelocke im J. 1807 genommen ward. Dieser Mann dankte indeß nur dem Zufall seine Erhebung; ohne Sittlichkeit, ein Verschwender und Spieler, lebte er in einer erniedrigenden Dunkelheit, als er mit einemmal von einem Subalternen zum Oberbefehlshaber dieser Provinzen, mehr durch die Gunst des Glücks, als durch seine kriegerischen Talente emporgehoben ward. Trunken über seine Erhebung schloß er sich an die spanische Revolutionsparthei an, jedoch mit beständigem Schwanken zwischen mehreren Plänen. Zu einer Zeit schien es, als ob er das ganze Königreich Neu-Spanien in Unthätigkeit erhalten wolle, bis das Schicksal der Hauptstadt Spaniens entschieden wäre, und er sich an die siegreiche Dynastie anschließen könne: zu einer andern begünstigte er die Sache der Franzosen, ja er streute Proclamationen aus, worin er sich an seine kaiserliche und königliche Majestät wandte, und schickte Briefe an Bonaparte worin er Nachricht von dem Zustande der Colonie gab. Endlich suchte er die Ansprüche der Infantin Carlota auf die innere Regierung der Provinz durch eine stellvertretende Verwaltung geltend zu machen. Um nicht durch Unruhen in der Hauptstadt, auch Bewegungen in den Colonien zu verbreiten, widersprach er allen Gerüchten, die man über das Unglück der spanischen Bourbons in Europa, verbrei-

tete, so daß jeder welcher an der Aufrichtigkeit der Franzosen gegen Spanien zu zweifeln wagte, des Hochverraths angeklagt wurde. Die obrigkeitlichen Personen (Oidores) gingen in den Plan ein, um ihre Aemter zu behalten, und der Cabildo, zu dieser Zeit aus europäischen Spaniern zusammengesetzt, begünstigte seine Ränke ohne deren Absicht zu argwohnen. Aus diesen Bestandtheilen ward eine außerordentliche Junta gebildet, um über alle öffentlichen Angelegenheiten zu entscheiden, in der Liniers den Vorsitz hatte.

Die Ankunft einer französischen Kriegsschaluppe zu Maldonado, im Juli 1807, mit einem Abgeordneten, von Bonaparte gesandt, an Bord, enthüllte das Geheimniß; da indessen das Schiff 60 Meilen weit von der Hauptstadt lag, so stellte man dem Volke die Sache immer noch aus einem Scheingesichtspunkte vor, und sagte ihm, daß zum Beweise des guten Einverständnisses, dem zu Folge die Franzosen in Spanien eingerückt wären, Bonaparte dies Schiff mit Musketen und andern Waffen schicke, damit sie sich gegen die Engländer vertheidigen könnten. Die alten Spanier gingen in die Falle, zogen zwei Abende mit Musik und brennenden Fackeln in den Straßen herum, und erfüllten die Luft mit dem Rufe: Viva Napoleon! Sobald der Abgeordnete in der Hauptstadt angekommen war, ward die obenerwähnte Junta zusammenberufen, und seine Depeschen wurden verlesen; sie bestanden aus einigen Befehlen der Minister O'Farrel und Azanza, welche Nachricht von den Vorfällen zu Aranjuez und Bajonne und der darauf erfolgten Thronentsagung zu Gunsten Josephs gaben. — Zugleich kamen Befehle von dem Rath von Castilien, dem neuen Könige Joseph den Huldigungseid, so wie auch einen andern dem Kaiser Napoleon leisten zu lassen, wobei mehrere gedruckte Papiere vertheilt wurden. In diesen Papieren wurden die Häupter des Vicekönigreichs für die Vollstrekkung der erhaltenen Befehle verantwortlich gemacht. Diese beschlossen aber die Entscheidung der Sache auf das Volk zu wälzen. Der Cabildo war der Meinung, daß der Zustand in dem sich die Monarchie befände, zur Kenntniß des Volks gebracht werden, und daß man durch Verbrennung der Papiere des Abgeordneten (mit Ausschluß der ministeriellen) einen Begriff von der Art seines Auftrags geben,

und sodann abwarten solle, welche Parthei das Volk ergreifen würde. Liniers führte dies alles auf die behendeste Art aus, ohne jedoch seinem eigenen Plane dadurch Hindernisse in den Weg zu legen, und seine Anhänglichkeit für die Franzosen aus den Augen zu setzen. Die Proclamation über den Zustand von Spanien, welche er erließ, ist ein Beweis davon.

Natürlich lebte er noch immer auf dem besten Fuße mit dem französischen Beamten den er insgeheim, mit der größten Artigkeit behandelte, und um ihn sowohl gegen die Beleidigungen des Volks zu schützen, das über Verhandlungen unwillig zu werden begann, die ihm unbegreiflich erschienen, als auch um seine wahren Absichten zu verbergen, überredete er den Beamten nach Monte-Video zu gehn, um dort eine Gelegenheit abzuwarten, nach Frankreich zurückzukehren, denn die Brig, auf der er gekommen war, hatte auf den Strand laufen müssen, weil eine englische Fregatte Jagd auf sie machte. In dem Prozesse, der späterhin über die Flucht des Beamten anhängig gemacht wurde, kam auch ein Brief von Liniers an den Gouverneur von Monte-Video zum Vorschein, worin er ihm die beste Behandlung dieses Mannes zur Pflicht machte.

Der Gouverneur von Monte-Video war Don Xavier Elio, derselbe der noch bis auf die neueren Zeiten, unter den ihm von der Junta zu Cadiz gegebenen Titel eines Vicekönigs, diesen Posten bekleidete. Dieser verweigerte dem Vicekönig den Gehorsam, bildete, nach Art der Provincialjuntas in Spanien, von denen man schon Nachricht hatte, eine Junta zu Monte-Video und erklärte: daß er von der Hauptstadt keine Befehle mehr annehmen würde. — Der Vicekönig schickte hierauf Truppen nach Monte-Video ab, und so brach, zum erstenmale seit Pizarro's Zeiten, ein Bürgerkrieg im spanischen Amerika aus.

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

Zeitschrift

für

die neueste Geschichte,

die Staaten- und Völkerkunde.

Fünftes und sechstes Heft.

May und Juny 1814.

I.

Bemerkungen über Südamerika, besonders spanisch Paraguay und Brasilien.

Von Mawe.

Fortsetzung.

Liniers sah nun die Nothwendigkeit ein, dreister zu Werke zu gehen. Um sich eine mächtige Parthei im Lande zu bilden, erhob er die verworfensten Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, und Andere, deren Ehrlosigkeit ihn alles erwarten ließ, zu Offizieren. Der Einfall der Engländer hatte eine Vermehrung der Truppen nöthig gemacht, deren Erhaltung die Kräfte des Schatzes der Colonie weit überstieg; allein, weit entfernt die Truppenzahl zu vermindern, als die Gefahr nicht mehr so dringend war, vermehrte er sie täglich durch neue Regimenter, von denen eines den Namen Liniers Grenadiere erhielt, und zu seiner Leibwache bestimmt wurde. Die Gerechtigkeitspflege, welche, thöricht

genug, nach der alten Verfassung sich ebenfalls in den Händen des Vicekönigs befindet, mußte gänzlich seinem Lieblingsentwurfe dienen: Liniers wandte mit größerem Despotismus, als je einer seiner Vorgänger, alle Mittel an, sich Anhänger zu verschaffen, was natürlich endlich auch in Buenos-Ayres großes Mißvergnügen erregte.

Während dieser Zeit kam von Spanien Don Joseph Manuel de Goyeneche an, der von der einstweiligen Junta von Sevilla, vor der Bildung der Central-Junta, zum Brigadier ernannt worden war, und nun abgeschickt wurde um zwischen den Colonien und der Hauptstadt das gute Verhältniß wieder herzustellen. Dieser Mann, dessen America sich immer schämen wird, ist von Arequipa gebürtig und aus einer reichen Familie, in deren Handlungsgeschäften er vor einigen Jahren nach Spanien gezogen war; nachdem er dort das ihm von seinem Vater anvertraute Geld verschwendet hatte, trug er die Uniform eines Hauptmanns von der Miliz und erschien unter den zahlreichen Pflastertretern von Madrid. Bei dem Einrücken der Franzosen in diese Stadt erhielt er von Murat den Auftrag nach America zu gehen, um dort die Sache Frankreichs zu unterstützen, änderte aber auf seiner Reise nach Andalusien seinen Vorsatz und erhielt von der Regierung dieser Provinz die Stelle eines königlichen Commissars für Südamerica. Bei seiner Ankunft dachte er an nichts als daran, sein Glück zu machen, und empfahl, dem Interesse derer die ihm zum Brigadier gemacht hatten, treu, den Colonieen es mit den Provinzen von Spanien zu halten, die jetzt ihre Stimmen gegen Frankreich erhoben hatten. — In Monte-Video bezeugte er der Provinzial-Junta seinen Beifall, und erklärte, daß er den Auftrag habe, deren mehrere in allen Städten America's zu errichten. Nach seiner Ankunft in Buenos-Ayres und seiner ersten Zusammenkunft mit Liniers und den Obrigkeiten änderte er jedoch seine Sprache gänzlich, und erklärte, daß die Einwohner von Monte-Video als Rebellen anzusehen wären, weil sie sich auf eine ungesetzmäßige und für America nicht angemessene Weise eine Verfassung gegeben hätten. Durch diese Nachgiebigkeit bewirkte er indeß, daß die Hauptstadt dem König Ferdinand VII. den Huldigungseid leistete,

welche Feierlichkeit, so wie die der Anerkennung der Junta von Sevilla, bis jetzt noch verschoben worden war.

Der Commissar nahm nun so viele Gestalten an, als es die Umstände erheischten. Da er sah, daß die Gegner der Verwaltung Männer an ihrer Spitze hatten, die wegen ihres Reichthums und ihres Rufs Achtung verdienten, so ließ er kein Mittel unversucht, sie auf seine Seite zu ziehn, und gab deswegen zu verstehen, man möge dem Beispiel von Monte-Video folgen. Der Cabildo, der Mittelpunkt aller Widersetzlichkeiten gegen Liniers, gab das Zeichen zum Aufruhr, am 1sten Januar 1809, indem er einen Volksaufstand zu Gunsten der Errichtung einer Junta erregte; allein diese Bewegung hatte nur die Verbannung der Hauptanstifter derselben zur Folge, die von den Truppen, im Interesse des Vicekönigs, und von den Magistratspersonen, die ihre Aemter zu verlieren fürchteten, überwältigt wurden.

Merkwürdig ist es, daß diese Verschwörung nur das Werk europäischer Spanier war, indem alle Creolen sich zur herrschenden Parthei geschlagen hatten, und daß diese dem Mutterlande so treu ergeben blieben, daß sie gegen alle Vorstellungen, diesen Aufruhr, der nur durch ihre Unthätigkeit vereitelt wurde, zu unterstützen, taub blieben. — Diese Begebenheit brachte übrigens die schmerzliche Wahrheit an das Licht, daß die wahre Kraft des Landes in den Eingebornen liege; zu gleicher Zeit entstand aber auch dadurch ein Haß zwischen beiden Partheien, der unversöhnlich blieb. Der Vicekönig, der den Bajonnetten der eingebornen Truppen seine Sicherheit verdankte, versäumte nicht, ihrer Vaterlandsliebe zu schmeicheln, und ihnen wegen ihres anerkannten Uebergewichts über ihre Feinde Glück zu wünschen.

Während die Europäer in der Colonie die Abneigung der Eingebornen gegen sie, durch ihre unklugen Maaßregeln, täglich vermehrten, that man in der Hauptstadt eben so wenig, den wahren Vortheil der Colonie, durch Vermeidung alles unangenehmen Zusammentreffens mit den Eingebornen zu befördern. Die Central-Junta ward in Buenos-Ayres mit allgemeinem Enthusiasmus anerkannt und ihr gehuldigt, und das erste was sie that, war, einen neuen Vicekönig an Liniers Stelle einzusetzen, wogegen dieser als

Gefangener nach Spanien geschickt werden sollte. — Der Streit zwischen den Creolen und Europäern ward gänzlich zum Vortheil der letztern entschieden; die Gefängnisse, in denen die Insurgenten 7 Monat geschmachtet hatten, wurden geöffnet, und Elio zu einem Amte erhoben, das ihm die Obergewalt über die Truppen in die Hände gab. Die Eingebornen nahmen ohne Widerstand den Vicekönig Cisneros an, der im Anfange Augusts 1809 ankam, widersetzten sich aber der Beförderung Elio's zum Inspector-general, und die Befehlshaber der verschiedenen Truppenabtheilungen wandten ihren Einfluß an, um das Urtheil gegen Liniers zu mildern, was auch bewilligt und ihm ein Aufenthalt zu Cordova verstattet wurde.

Als Don Balthasar, Hidalgo de Cisneros den Oberbefehl übernahm, war die Lage der Dinge keineswegs beruhigend. Die blinde Ergebenheit des Volks gegen eine Regierung, die unaufhörlich ihre Gestalt änderte, fing an abzunehmen. Seine früheren Opfer, seine standhafte Vertheidigung waren unbelohnt geblieben; täglich wurden ihm neue Lasten aufgelegt, und es war im Stande, sich zu rächen. Das Mißvergnügen ward noch durch die Erschöpfung des Schatzes vermehrt, welche einige ökonomische Einschränkungen bei dem Militär nothwendig machte; eine Maaßregel, die natürlich Mißvergnügen erregen mußte. In dieser Bedrängniß fragte der Vicekönig Männer um Rath, die im Stande waren solchen zu ertheilen; einer von ihnen *), der immer durch seine Talente, seine Thätigkeit und seine Vaterlandsliebe einen bedeutenden Platz in der Geschichte von America einnehmen wird, sprach auf das kräftigste für einen freien Handel mit England, als dem sichersten Mittel dem Lande wieder aufzuhelfen.

Die Klagen der europäischen Spanier, die von nichts weniger als von einem zu befürchtenden allgemeinen Aufstande sprachen, machten daß die Central-Regierung dadurch beunruhigt, den Befehlshaber die schärfsten Maaßregeln gegen die Eingebohrnen ergreifen hieß. Diesem gemäß ließ

*) Dr. Mariano Moreno, der in der Blüte seiner Jahre auf einer Reise nach England, wohin ihn die Junta von Buenos-Ayres als Gesandten schickte, verstarb.

der Vicekönig alle diejenigen, welche als verdächtig angegeben wurden, in Verhaft nehmen, und ohne weiteres Verhör nach Spanien bringen, wo sie entweder in das Gefängniß geworfen, oder unter die Armee gesteckt würden. Auch Fremde wurden auf eine ähnliche Art verfolgt, ungeachtet mehrere von ihnen sich auf ihre früher geleisteten Dienste oder darauf beriefen, daß sie sich schon vor langer Zeit im Lande verheirathet und niedergelassen hätten.

Die natürliche Folge alles dieses war, daß der Vicekönig bei dem ersten Anstoße gestürzt wurde. Der 19te May 1810 machte der alten Verfassung ein Ende. Man hatte sehr niederschlagende Nachrichten aus dem Vaterlande, und vorzüglich aus Andalusien, der Provinz welche das meiste Aufsehen in America erregt hatte: Cadiz, hieß es, habe sich ergeben und die Central-Junta sei nicht allein mit Schimpf, sondern auch nicht ohne im Verdacht des Hochverraths gestanden zu haben, aufgelöst. Bei diesen Umständen wußte der Vicekönig nicht, was er beginnen sollte, und seine Verlegenheit erschien noch klarer in einer Proklamation, die, weit entfernt die Gemüther zu beruhigen, nur seine eigne Verzagtheit aussprach. Der Cabildo sah jetzt die Nothwendigkeit ein, sich sogleich zu versammeln, um Maaßregeln zu treffen, damit das Volk verhindert werde sich der Regierung zu bemächtigen, an der, bei der Auflösung der Central-Junta in Spanien, Cisneros durchaus keinen Antheil mehr haben konnte. — So wenig war jedoch bei diesen Schritten der Hang zur Unabhängigkeit sichtbar, daß nichts ohne die Zustimmung und Zuziehung des Oberbefehlshabers geschah, mit dem alle Mitglieder des Cabildo, größtentheils europäische Spanier, berathschlagten, und in Uebereinstimmung mit ihm auf den 22sten May eine Versammlung ausschrieben, der nach vorhergegangenem Aufruf die vornehmsten Einwohner der Stadt beiwohnten.

Der Verhandlung dieses Tages dankt die einstweilige, jetzt in diesen Provinzen regierende Junta ihren Ursprung. In diesem Augenblick ward kein Beispiel von Gewaltthätigkeit bemerkt, kurz nachher aber brach eine große Verschwörung aus, die von der Hauptstadt ausging. Monte-Video war die erste Stadt, welche den getroffenen Veränderungen sich zu fügen weigerte, und obgleich Anfangs die Unterhand-

lungen zwischen dieser Stadt und der Hauptstadt einen günstigen Erfolg zu haben schienen, so veranlaßte doch in der Folge die Ankunft einer Nachricht, worin die Einsetzung einer Regentschaft gemeldet wurde, daß Monte-Video den Entwurf verwarf und die Wiedereinsetzung des Vicekönigs als das einzige Mittel einen Bruch zu vermeiden angesehen wissen wollte.

Die Regierung von Buenos-Ayres, nur durch Gerüchte von der Einsetzung einer Regentschaft unterrichtet, und ohne officielle Nachrichten über das Daseyn derselben, weigerte sich, dieselbe anzuerkennen, oder verschob wenigstens die Anerkennung bis dahin, wo man den Grund untersuchen könnte, auf welchen hin, die Regentschaft sich, statt der Central-Junta an die Spitze der Nation gestellt habe. —

Auf der Seite von Peru sah es nicht ruhiger aus; Liniers hatte sich an die Spitze derer gestellt, die sich der neuen Regierung widersetzten, aber aus allen den Streitkräften, welche man in den innern Provinzen zusammenbrachte, konnte man nur zwei kleine Armeen bilden, die eine unter Liniers, die andere unter dem Marschall Nieto. Beide wurden von den Truppen, welche die Junta von Buenos-Ayres gegen sie abschickte, völlig geschlagen, und die Anführer büßten mit ihrem Leben für ihre Widersetzlichkeit. Liniers, Concha, Allende, Rodriguez und Moreno wurden in der Nähe von Cordova hingerichtet, einem Urtheil zu Folge, das sie für Verräther erklärte; Nieto, Sanz und Joseph von Cordova starben auf der Hauptstraße von Potosi.

Im Norden war die Provinz Paraguay dem Beispiel Monte-Video's gefolgt und hatte sich, nach dem Rathe des Gouverneurs Velasco, mit der Gegenparthei vereinigt. Ein Corps von 500 Mann ward unter dem General Belgramo im October 1810 gegen die Aufrührer abgeschickt, allein ohne Wirkung; die Einwohner beharrten auf ihrer Widersetzlichkeit, bis die unklugen Maaßregeln ihrer eigenen Häupter sie zur Aenderung ihrer Meinung bewogen. Die Einwohner von Paraguay bemächtigten sich Velasco's und lieferten ihn dem Volke von Buenos-Ayres aus, um dadurch dessen Freundschaft wieder zu gewinnen.

Die Bevölkerung von Buenos-Ayres und der Vorstädte ohne den Bezirk um die Stadt beträgt 60000 See-

len *). — Die verschiedenen Menschenarten aus denen die Bevölkerung zusammengesetzt ist, sind: Spanier oder Europäer ungefähr 3000, (im Innern sehr wenige, ausgenommen in Potosi) Creolen, Mestizen, Indianer, eine braunfarbige Mischung von Africanern und Europäern, und Mulatten von verschiedener Abstufung. Alle diese verschiedenen Menschenarten vermischen sich bunt durcheinander, denn die Verordnungen über die Reinerhaltung der verschiedenen Raçen sind längst veraltet.

Unter den verschiedenen Klassen ist die handelnde die erste. Jeder der verkauft, vom Höcker bis zum Großhändler nennt sich hier Kaufmann. — Die großen Kaufleute haben durchaus keine Neigung zu Speculationen und Unternehmungen; der gewöhnliche Gang ihres Handels ist, Aufträge nach Spanien auf die Gegenstände, die sie brauchen zu geben, und diese dann wieder mit großem Gewinn einzeln zu verkaufen. Die ansehnlicheren Häuser sind fast allgesammt Zweige europäischer Handlungen. Von den Creolen treiben nur wenige einen regelmäßigen Handel. — Unter den geringen Handelsleuten sind die Pulperos, welche Wein, Branntwein, Lichte, Salz, Schwefel u. s. w. einzeln verkaufen und deren es ungefähr 700 in Buenos-Ayres giebt, die welche die Niederlagen haben und irdene und Glas-Waaren, so wie auch Manufacturartikel einzeln und im Ganzen verkaufen, und die welche Läden haben und mit wollenen und seidenen Zeugen, Baumwollenwaaren, Hüten und dergleichen handeln, die bedeutendsten. Von diesen Letztern giebt es ungefähr 600. Sie machen zuweilen ein großes Glück, besonders die, welche nach Lima, Peru, Chili und Paraguay handeln.

Die zweite Klasse ist die der Landguts- und Häuserbesitzer. Diese sind gewöhnlich Creolen, indem die Europäer nur erst im Alter, wenn sie schon ein bedeutendes Vermögen erworben haben, sich ankaufen, ihr Eigenthum also bald ihren Erben anheim fällt. Gewöhnlich sterben aber diese Eigenthümer in tiefen Schulden, indem die Monopolisten, welche das Korn von den Märkten wegkaufen, sie zu Grunde richten. — Die kleineren Anbauer, hier Quinteros oder

*) Nach Azara nur 40000. Deutsche Uebers. p. 426. Sp.

Chacareros genannt, welche Waizen, Mais und andre Kornarten säen, sind äußerst arm, und werden zu der untersten Klasse gerechnet.

Die Handwerker bekommen beträchtlichen Lohn, bringen aber selten etwas vor sich. Die Gesellen sind gewöhnlich farbige Leute, die Meister meistens Genueser und immer Fremde, denn die Spanier verachten alle Handwerke, und mögen sich nicht erniedrigen mit Negern oder Mulatten zusammen zu arbeiten. Die Lastträger bilden eine zahlreiche Klasse, aber sie sind so faul und lüderlich, daß man sich wenig auf sie verlassen kann. Wenn sie Geld haben, so vertrinken und verspielen sie es, und sind sie entblößt davon, so legen sie sich auf das Stehlen.

Die einträglichsten Bedienungen werden von Spaniern bekleidet, die von geringerer Bedeutung von Creolen; jedoch werden die ersteren für bloße Faulstellen angesehn, deren Inhaber dem Lande nicht die geringsten Dienste leisten.

Was das Militair betrifft, so waren vor dem Einfalle der Engländer die Offiziere nicht sehr wegen ihrer militärischen Kenntnisse in Ruf, und bemühten sich immer hauptsächlich um Commando's in Städten oder Dörfern, vorzüglich an der portugiesischen Grenze, wo sie sich durch Einschwärzen bereichern konnten. Die Gemeine waren schlecht exercirt, disciplinirt und bezahlt. Die wirkliche Macht welche die Krone dort unterhielt, bestand aus einem Linienregiment, das 1200 Mann haben sollte, aber in der That weniger als die Hälfte hatte, einem Regiment Dragoner zu 600 Mann, zwei Regimenter sogenannter Blandengues, Cavallerie, jedes zu 600 Mann und zwei Compagnieen Artillerie. Mit Ausnahme der Blandengues waren alle diese Truppen aus dem Mutterlande geschickt, aber da keine Recruten daher kamen, in der Folge durch Eingeborne ergänzt worden. Sie wurden vorzugsweise Veteranen genannt, sind aber kürzlich aufgelöst, nnd ihre Offiziere bei den neuen Corps angestellt worden, welche man bei dem Einfalle der Engländer errichtet hat. Die Stärke dieser Corps mag sich auf 9000 Mann belaufen.

Die Anzahl der Geistlichen beträgt gegen 1000. Die Weltgeistlichen zeichnen sich durch Kenntnisse und Rechtlichkeit aus; die Mönche sind grob, abergläubisch und unwissend.

Am Bord eines portugiesischen Schiffs ging ich, in Gesellschaft mehrerer Reisenden die Geschäfte in Rio Janeiro hatten, nach dieser Stadt ab. In Santa Cruz auf der Insel St. Catharina, blieb ich nur sehr kurze Zeit. Die Stadt gewährt, von dem Ankerplatze aus, einen sehr angenehmen Anblick, und erhält eine besondere Zierde durch die schöne Kathedrale. — Das Innere der Stadt unterscheidet sich sehr vortheilhaft von dem anderer americanischer Städte. Die Häuser sind nett gebaut, haben zwei oder drei Stockwerke, gedielte Flure, und niedliche Gärten, in denen vortreffliche Gartengewächse und herrliche Blumen gedeihen. Die Stadt kann 5 bis 6000 Einwohner enthalten und ist ein Freihafen. Die Erzeugnisse der Insel sind Reis, Mais, Mandioca, Caffe von vorzüglicher Güte, Orangen, vielleicht die schönsten in der Welt, und eine Menge von andern Früchten. Auch Zucker und Indigo bringt die Insel hervor, aber nicht in großer Menge. — Rosen und Jasmin blühen das ganze Jahr hindurch. — Der Handel der Stadt ist unbedeutend, da die Erzeugnisse gerade zum Verbrauche der Einwohner hinreichen, sie gewährt aber einen angenehmen Aufenthalt für Kaufleute und Schiffsherrn die sich zur Ruhe gesetzt haben, da der Platz noch immer durch das Anlanden von Schiffen, die von Bahia oder Pernambuco kommen und nach la Plata gehen, belebt wird, und eine Menge Handwerker aller Art sich daselbst aufhalten. Die Einwohner sind sehr artig und zuvorkommend gegen Fremde, die Frauenzimmer schön und lebendig; ihre Hauptbeschäftigung ist Spitzen zu verfertigen, worin sie viel Fertigkeit besitzen.

Opossums, Affen und Armadille werden auf der Insel gefunden, von Schlangen unter andern die schöne Corral-Schlange, von Vögeln giebt es Kraniche, Falken, Papagoyen von verschiedenen Arten, Kolibri's und Tukan's, in großer Verschiedenheit und großer Anzahl. —

Das Klima ist heiter und gesund, und die Hitze wird beständig durch frische Südwest- und Nordwestwinde gemildert. — Die Bevölkerung der Insel und ihres Gebiets beträgt ungefähr 30000 Seelen.

Auf dem Continent, der Stadt St. Catharina gegenüber, liegt das angenehme Dorf San Josú, dessen Ein-

wohner sich vorzüglich vom Bretterſägen, Ziegelſtreichen und dem Reisbau ernähren. — Nicht weit von dieſem Dorfe iſt ein ſchönes Thal, Pilada genannt, mit ſeinen weißgetünchten Hütten, die zwiſchen Orangenwäldern und Caffeepflanzungen verſteckt liegen. Die Einwohner dieſer äußerſten Spitze der portugieſiſchen Beſitzungen werden oft von einem wilden Stamme der Bugres beunruhigt, von dem nicht ſelten Portugieſen die einſam wohnen, überfallen, ja ganze Familien angegriffen und ermordet werden.

Auf St. Catharina ſteht das Land in ſehr niedrigem Preiſe. Eine Pflanzung von 35 Klaftern Breite, längs dem Ufer, die ſich eine Meile tief in das Land erſtreckte, mit Orangen-, Caffe-, Reis- und Mendioca-Pflanzungen wollte der Eigenthümer für 1000 Cruſados (ungefähr 125 Pfd.) verkaufen, und zwei Meilen von St. Catharina ward ein nettes Haus, eine kleine Orangerie u. ſ. w. zu 100 Dollars, und ein vortreffliches Wohnhaus in der Nähe der Stadt mit einem wohlangepflanzten Garten von zwei Morgen Land, zu 400 Pf. ausgeboten.

Auf dem Continent, St. Catharina gegenüber und nordwärts von St. Joſú, bei dem Dorfe Armaſao iſt in einer Bay eine große Anſtalt für den Wallfiſchfang, welcher von 150 Negern unter der Aufſicht eines Capitão Mor (Major) und mehrerer Subaltern-Offiziere betrieben wird. Früherhin wurden in einer Jahreszeit 3 bis 400 Wallfiſche gefangen, jetzt aber hat die Anzahl abgenommen. — Das Siedehaus und die Becken (tanks) übertreffen alles von ähnlichen Anſtalten in Europa; 27 ſehr große Keſſel ſtehen in einer Reihe, und für 3 iſt noch Platz; die Becken ſind große Gewölbe, in denen man zum Theil auf einem Boot herumrudern könnte. — In der Bay dos Ganchos oder Tejucos wird viel Schiffbauholz eingeſchifft, das auf den benachbarten Bergen wächſt, und nach Rio Janeiro und la Plata verfahren. Auch macht man viele Canoes hier, die weit wohlfeiler als die in Braſilien verfertigten ſind. Uebrigens iſt die Gegend, welche in der regnigten Jahreszeit bis zu einer großen Ausdehnung überſchwemmt iſt, ſehr ungeſund, und die Schwärme von Mosquitos und Burachala-Fliegen, welche von der Hitze er-

zeugt werden, machen den Aufenthalt in diesem Striche Landes noch unangenehmer.

Zehn Meilen nördlich von diesem Orte ist der schöne Hafen von Groupus, mit seiner zierlichen Stadt. Die Einwohner leben hier wie in dos Ganchos; sie weben ihre Kleider selbst, bauen ihre Canoes, verstehen aber den Ackerbau nicht so gut als die Einwohner von Tejuco. — Nordwärts von Groupus ist der Hafen von San Francisco, der drei von Forts vertheidigte Eingänge hat. — Das Land ist mehrere Meilen lang sehr flach, und die Flüsse die es durchschneiden, sind für Canoes schiffbar bis zu dem Fuße der großen Bergkette, wo ein mit ungeheuren Kosten begonnener Weg über dieselbe führt. Dieser Weg wird bald von großer Wichtigkeit für Brasilien werden, da durch denselben eine der schönsten Gegenden der Welt, die Ebene von Corritiva mit dem Ocean in Verbindung gesetzt wird. Auf diesem fruchtbaren Striche werden große Viehheerden für den Verbrauch von Rio Janeiro, St. Paul und andern Städten geweidet, so wie auch viele Mauleſel gezogen. Der Boden ist so fruchtbar und das Klima so mild, daß Oliven, Weintrauben, Aepfel, Pfirsichen eben so gedeihen wie in Europa obgleich sie hier fast wild wachsen. Die Bevölkerung ist geringe, wahrscheinlich wegen der Entfernung von der Küste und von den Städten, und wegen der schlechten Wege. Längs des Weges nach St. Paul, ungefähr 80 Meilen, findet man ziemlich bevölkerte Landstriche.

In der Nähe von Corritiva fließen einige schöne Ströme, welche sich in den Parana ergießen. Mehrere von ihnen führen Gold mit sich, z. B. der Rio verde, und in einem von ihnen den Tibigi, findet man sogar Diamanten. — Das Vieh wird zu Corritiva zu verschiedenen Preisen verkauft; die Ochsen, welche weit fetter als die von Rio de la Plata oder von Rio Grande de San Pedro sind, kosten ungefähr 12 oder 15 Schill. das Stück. Die Pferde sind schöner als die im spanischen America; Mauleſel zum Tragen gelten ungefähr 40 Schill., die zum Reiten 3 bis 6 Pfd.

In San Francisco wird vorzüglich Schiffbau getrieben, wozu mitunter auch Neger gebraucht werden. Wegen

der Festigkeit des Holzes zieht man die hier gebauten Schiffe den Europäischen weit vor, so daß da San Francisco mit der Ebene von Corritiva zusammenhängt, jener Platz, wenn der Weg über die Berge vollendet seyn wird, zu den wichtigsten in Brasilien gerechnet werden dürfte. — In der Nähe von Brasilien giebt es eine sonderbare Art von Fichten, welche sehr hoch werden, aber erst in der Höhe Zweige treiben, die sich dann nach allen Richtungen genau horizontal erstrecken, an ihren Enden Büschel von Blättern haben, und gegen die Spitze des Baumes hin, immer kleiner werden.

Die Stadt Santos ist wie St. Paul eine der ältesten Niederlassungen in Brasilien, und das große Waarenlager für die ganze Capitanie von St. Paul, so wie auch ein Zwischenort für Schiffe die nach dem Rio de la Plata handeln. Sie ist ziemlich wohl gebaut, hat ungefähr 6 bis 7000 Einwohner, liegt aber in einer sehr ungesunden Gegend. Aus dem Hafen von Santos bekommen sowohl die spanischen Niederlassungen als die am Rio Grande einen großen Theil ihrer Bedürfnisse an Zucker, Caffe, Rum, Mais, Indigo u. s. w. und schicken dafür Häute und Talg, die größtentheils nach Europa versandt werden zurück. — Dieser Handel ist indeß für die Portugiesen nicht sehr vortheilhaft, weil sie von den Spaniern sehr unbillig behandelt werden, und man ihnen tausend Hindernisse dabei in den Weg legt. — Von St. Paul kommen täglich viele hundert Maulesel mit den Erzeugnissen des Landes in Santos an, und kehren mit Salz, Eisen, Kupfer, irdenen Waaren und europäischen Manufacturartikeln zurück. — Der Weg nach St. Paul geht auf der neu angelegten Straße über die Berge. An mehreren Stellen ist mehrere Fuß lang durch die Felsen gehauen, an andern geht er neben den Felswänden, dicht an Abgründen vorbei, wo indeß der Reisende durch Geländer vor dem Herabstürzen gesichert ist. — Der Weg ist sehr gut und wohl angelegt, aber sehr enge, und läuft der häufigen Hervorragungen wegen, im Zickzack den Berg hinan. — Mehrere Flüsse, die aus der Höhe herabstürzen bilden zur Seite des Weges malerische Wasserfälle, und durchschneiden die Straße an manchen Stellen. Die Gehölze sind überall so dick, daß man von dem Boden

gar nichts sehen kann; an gewissen Stellen wölben sie sich sogar sehr angenehm über die Straße. — Nach drei Stunden erreichte ich den Gipfel, eine Ebene von bedeutendem Umfange, die nach einer sehr niedrigen Schätzung gewiß 6000 Fuß hoch über der Meeresfläche liegt. Das Meer obgleich 20 Meilen entfernt, schien von hier aus gesehen, den Fuß des Berges zu bespülen; der obere Theil der Küste und der Hafen von Santos lag nicht mehr im Gesichtskreise. Anderthalb Meilen weiter sieht man mehrere kleine Ströme fließen, welche, obgleich dem Meere so nahe, dennoch eine südwestliche Richtung nehmen, und endlich durch ihre Vereinigung den großen Fluß Corrientes bilden, der sich in den Plata ergießt. — Dieser Theil des Weges ist mit schönen Bäumen und ausgedehntem Dickicht eingefaßt, doch hatten ihn die heftigen Regengüsse, welche in dieser Jahrszeit (December) fallen, an manchen Orten beschädigt, daher ich auch an mehreren Stellen Haufen von Negern oder Indianern fand, welche die Wege ausbesserten, ja auch wohl neue Arme der Straße anlegten. Mehrere von ihnen hatten kropfartige Geschwülste von 1 bis 3 Zoll im Durchmesser. Nahe bei St. Paul wird der Weg besser, und durch eine Menge von Wohnungen in seiner Nähe verschönert, auch bemerkt man zwei Klöster, die sich durch große vor ihnen aufgestellte Kreuze auszeichnen, nicht weit davon. — Zur Linken am Wege sieht man eine große Astallage oder Gasthof, wo die Maulesel abgepackt werden, und Reisende die Nacht zubringen. Dieser Gasthof besteht aus einem sehr großen Schuppen der auf Balken ruht, und Abtheilungen zur Aufbewahrung der Ladungen der Maulthiere hat, von denen jeder Reisende so viele, als er für seine Güter nöthig hat, in Beschlag nimmt; ferner ist ein Bezirk da, der ungefähr 100 Ellen im Umfange hat, und auf dem dünne Stangen in einer Entfernung von 10 bis 15 Schritt in die Erde getrieben sind, an welche die Maulthiere befestigt werden, während man sie füttert, sattelt und bepackt. Diese Astallages findet man in ganz Brasilien.

St. Paul hat ein sehr reinliches, nettes Ansehn. Die Häuser sind mit verschiedenen Farben bemalt, und die in den Hauptstraßen zwei bis drei Stockwerke hoch. Der Gouverneur und Brigadier General Orte nahm uns

sehr freundlich auf, und trug für unsere Bedürfnisse die angelegentlichste Sorge.

St. Paul liegt auf einer angenehmen Anhöhe, die ungefähr 2 Meilen im Umfange hat, auf drei Seiten von flachem Wiesenlande umgeben, und an dem Fuße von Bächen umspült ist, welche die Stadt bei regnigtem Wetter beinahe zu einer Insel machen. Mit dem Hochlande ist sie durch einen schmalen Damm verbunden. Alle diese Bäche ergießen sich in einen ziemlich bedeutenden Strom, den Tieti, der eine Meile von der Stadt in einer südwestlichen Richtung fließt. Die Straßen von St. Paul sind vermöge der hohen Lage der Stadt (ungefähr 50 Fuß über der Ebene) und wegen des Wassers, das dieselbe beinahe ganz umgiebt, sehr rein, und mit einer Steinart gepflastert, die, weil sie das Erzeugniß einer Anspülung ist, Gold enthält, das nach heftigen Regengüssen in den Ritzen und Höhlen gefunden, und von der ärmeren Klasse begierig aufgesucht wird.

Die Stadt ward von den Jesuiten angelegt, wahrscheinlich mehr der Nähe der Goldbergwerke, als der sehr reinen Luft in der Gegend wegen. Auf dem ganzen festen Lande von Süd-America giebt es kein gesunderes Klima als das hiesige. Das Thermometer hält sich beständig zwischen 50 und 80°. Die Regen sind weder heftig noch lange anhaltend, und Gewitter nie sehr stark. — Die Abendkühle ist sehr empfindlich; ich war genöthigt zu dieser Zeit Thüren und Fenster zu schließen, und mich am Kohlenfeuer zu wärmen. — Die Stadt hat mehrere öffentliche Plätze, zwei Nonnen-, drei Mönchsklöster und acht Kirchen, von denen, (so wie von der ganzen Stadt) ein Theil von Erde erbaut ist, die mit der Zeit so fest wird, daß Häuser, davon errichtet sind, welche schon 200 Jahre stehen. Die Dächer, welche mit Hohlziegeln gedeckt sind, ragen zwei oder drei Fuß über die Mauer heraus, um den Regen von derselben abzuhalten; Dachrinnen kennt man hier nicht.

St. Paul hat über 15000 vielleicht gegen 20000 Einwohner. Die Anzahl der Geistlichen mag 500 betragen. Sie sind sehr tolerant und artig, und der Bischof ist ein sehr würdiger Prälat.

Manufacturen giebt es hier wenige; man verfertigt indeß eine schöne Art von Netzwerk zu Hängematten, welche man mit Spitzen besetzt, und die einen sehr zierlichen Theil des Hausraths bilden, da man sie sehr niedrig herabhängen läßt, so daß sie zugleich als Sophas dienen. Dieser Hängematten bedienen sich vorzüglich die Frauenzimmer bei heißem Wetter, und Spitzen zu verfertigen ist die Hauptbeschäftigung für das weibliche Geschlecht. — Handwerker aller Art finden sich im Orte; die Töpferwaaren werden vorzüglich von Indianern verfertigt, welche ausserhalb der Stadt wohnen. Der größte Theil der Einwohner besteht aus Pachtern und Ackerleuten, welche Schweine und Geflügel zum Verkauf mästen. — Unter den eßbaren Gewächsen gewährt die Cara, eine zwiebelartige Wurzel, welche der Kartoffel gleich kommt und sogar noch mehliger ist, gekocht oder geröstet eine vortreffliche Speise. Die Kartoffeln selbst werden weniger gesucht, mehr noch die Bataten (sweet potatoe). Unter dem Federvieh zeichnet sich eine Hahnenart aus, welche den gewöhnlichen englischen an Gefieder und Gestalt ähnlich sieht, aber sehr laut kräht, und den letzten Ton ein oder zwei Minuten lang aushält. Diese Hähne werden als Merkwürdigkeit nach allen Theilen von Brasilien geschickt. — Von vierfüßigen Thieren giebt es eine sehr schöne und große Ziegenart, deren Milch man häufig in der Wirthschaft braucht. — Schade nur, daß man über das Bergwerkswesen dem Ackerbau weniger Aufmerksamkeit schenkt, als man wohl sollte. Auch hier sind die Gärten voll der schönsten Blumen, unter den Sträuchen ist die Christpalme (Ricinus. Linn.) einer der nützlichsten, weil er im ersten Jahre schon Frucht trägt, und ein Oel giebt, das man überall als Brennöl braucht. Von Insekten ist der Niegua oder Springer, der sich unter die Nägel der Finger oder der Zehen einbohrt, sehr beschwerlich. Kröten sieht man des Abends auf den Fußsteigen und selbst in den Straßen. Die Sorocuco's oder Jararraca's (Schlangenarten) sollen sehr gefährlich seyn. — Von den Pflanzen werden einige als unfehlbare Gegenmittel gegen den Biß giftiger Thiere ausgegeben, besonders legt man auf eine coraçao de Jesu (so genannt, weil das Blatt derselben eine herzförmige Gestalt hat) großen Werth.

Der Gouverneur lud mich ein die Goldminen von Jaragua zu sehen, die ersten welche in Brasilien entdeckt wurden, und jetzt ihm selbst zugehören, so wie er auch eine Meierei in der Nähe derselben, ungefähr zwanzig Meilen von der Stadt besitzt. Auf einem ziemlich guten, an einigen Stellen vortrefflichen Wege, geht man auf einer wohl angelegten hölzernen Brücke über den Tieti, der hier viel breiter und tiefer als in der Nähe von St. Paul ist. Die Bergwerke von Jaragua sind wegen der ungeheuren Schätze, welche sie vor 200 Jahren hervorbrachten, berühmt, wo das Gold, das sie lieferten, in den Häfen von Santos und St. Vincent nach Europa verschifft wurde. Das Gold liegt meistentheils in einer Lage von gerundeten Kieseln und Kiessand, Cascalhao genannt, unmittelbar auf dem Gestein selbst. In den Thälern wo Wasser ist, bemerkt man häufige Aushöhlungen, von einer bedeutenden Ausdehnung, zuweilen 50 bis 100 Fuß lang, und 18 bis 20 tief, welche die Goldwäscher graben. Auf einigen von den Hügeln, wohin man Wasser zum Waschen bringen kann, findet man in der Erde Goldtheilchen, wenig tiefer als die Wurzeln des Grases liegen.

Die Art diese Bergwerke zu bearbeiten, oder vielmehr das Gold zu waschen, ist sehr einfach. — Man denke sich eine lockere, kiessandartige Schicht von runden quarzhaltigen Kieseln, die auf Granit liegt, und mit einer Erdschicht von verschiedener Dicke belegt ist. Wenn man Wasser in einer beträchtlichen Höhe hat, so legt man den Boden in Stufen von zwanzig oder dreißig Fuß Länge, zwei oder drei Fuß Breite und ungefähr einen Fuß Tiefe. Unten gräbt man einen Graben, 2 oder 3 Fuß tief. Auf jeder Stufe stehen sechs bis acht Neger, welche, während das Wasser langsam von oben herabfließt, die Erde beständig mit Schaufeln umrühren, bis das Ganze zu einem flüssigen Brei geworden und herabgewaschen ist. — Die Goldtheile, welche in dieser Erde liegen, gleiten in den Graben hinab, wo sie vermöge ihrer specifischen Schwere schnell zu Boden sinken. Arbeiter sind fortdauernd beschäftigt, die Steine aus dem Graben wegzuräumen, und die Oberfläche rein zu erhalten, was durch das beständige Zuströmen des Wassers sehr erleichtert wird. — Nach einer fünftägigen Wäsche, wird der Niederschlag

schlag aus dem Graben zu irgend einem bequem liegenden Strom gebracht, um da noch einmal gereinigt zu werden. Zu diesem Ende bedient man sich hölzerner trichterartiger Gefäße, die an der Mündung ungefähr 2 Fuß im Umkreis haben, 5 oder 6 Fuß tief sind, und die man gamellas nennt. Jeder von den Arbeitern, die alle im Flusse stehn, nimmt ungefähr 5 oder 6 Pfund der Masse, welche gewöhnlich aus schweren Ingredienzen z. B. Eisenoxyd, Feuerstein, eisenhaltigem Quarz u. dgl. von einer dunkeln kohlenartigen Farbe besteht, in seine Schaale. Nun gießt man Wasser auf die Masse, nnd die Arbeiter wissen dieselbe so geschickt umzuschütteln, daß das kostbare Metall, wenn es sich von den gemeineren und leichteren Bestandtheilen getrennt hat, sich auf dem Grunde und an den Seiten des Gefäßes setzt. Dann spülen sie ihre Schaalen in einem größeren Gefäße mit reinem Wasser aus, lassen das Gold darin und beginnen nun die Arbeit von neuem. Das Auswaschen einer solchen Schaale voll dauert etwa 5—8 oder 9 Minuten; das erhaltene Gold ist sehr verschieden an Menge und Gestalt, indem die Goldtheilchen zuweilen so klein sind, daß sie schwimmen, wogegen andre die Größe von Erbsen haben, auch wohl noch größer sind. Da die Angelegenheit von Wichtigkeit ist, so sind beständig Aufseher bei den Arbeiten gegenwärtig. — Wenn die Arbeit beendigt ist, so wird das Gold nach Hause geschafft um getrocknet zu werden, und nach einiger Zeit in das Austausch-Bureau (permutation office) gebracht, wo es gewogen und der fünfte Theil für den Prinzen zurückbehalten wird. Das übrige wird geschmolzen, in Barren gegossen, probirt, nach seinem inneren Werth, über den ein Certificat mitgegeben wird, mit einem Stempel bezeichnet, worauf die Barren, nachdem eine Abschrift jenes Instruments bei der Münze eingetragen worden, als baares Geld circuliren können.

In der Erwartung, einige schöne Turmaline, Topase und andre Crystallisationen so wie auch eine Reihe Proben von Gebirgsarten der Gegend, in den zahllosen Haufen von Abgängen aller Waschungen zu finden, die in der Gegend umherlagen, sah ich mich betrogen, und mußte, nachdem ich 3 ganze Tage mit 2 oder 3 Leuten daran gearbeitet, mit eisernen Hacken und Hämmern, die Haufen umzuwühlen,

ohne irgend etwas bedeutendes erhalten zu haben, von dem Unternehmen abstehn.

Von wilden Thieren giebt es in dieser Gegend hauptsächlich Affen, Faulthiere, mehrere Gattungen des Stachelschweines und Opossums, welche große Verwüstungen unter dem Federvieh anrichten. Unter den Vögeln sind die schönen Kiebitze (capwings, tringa vanellus Linn.) mit rothen ungefähr ½ Zoll langen Hörnern an jeder Flügelspitze zu bemerken *). — Der Vampir ist ein sehr gefährlicher Feind für die Pferde und Maulesel. Wenn er in der Nacht zu ihnen kommen kann so hängt er sich an die Halsader, über der Schulter, und saugt so lange bis das Thier ganz mit Blut bedeckt ist, wobei er es mit den Flügeln fächelt, so lange er an ihm hängt, gleichsam um den Schmerz weniger empfindlich zu machen.

Die freien Indianer, die der Gouverneur auf seinen Pflanzungen braucht wurden auf Rechnung desselben beköstigt und bekamen ungefähr 6 Pence täglich, schienen aber weit weniger arbeitsam und geschickt zu seyn als die Negersclaven.

St. Paul wird selten von Fremden besucht. Die Zugänge zu der Stadt, von der Küste aus, liegen so sonderbar, daß es fast unmöglich ist der Aufmerksamkeit der Wachen zu entgehn, die man dahin gestellt hat, um auf die Reisenden und die in das Innere des Landes gehenden Waaren ein wachsames Auge zu haben. — Unsere Erscheinung zu St. Paul erregte eine auffallende Neugierde unter allen Volksklassen, die, ihren Benehmen nach, nie Engländer gesehn zu haben schienen. Die Kinder bezeugten ihr Erstaunen, indem einige wegliefen, andere unsere Finger zälten und ausriefen daß wir deren eben so viel hätten, als sie. Mehrere von den gutmüthigen Bürgern luden uns in ihre Häuser ein, und ließen auch ihre Freunde kommen, uns zu besehen. Da unsere Wohnung sehr geräumig war, so sahen wir uns häufig von ganzen Haufen junger Personen

*) In den spanischen Besitzungen nennt man sie desperteros (Aufwecker) wegen des Lärms den sie machen, wenn sie in der Nacht aufgeweckt werden. Ein Schwarm von ihnen in einer Pflanzung ist gegen Diebe so gut wie eine Lärmglocke.

von beiden Geschlechtern umringt, welche an die Thür kamen um zu sehen, wie wir äßen und tränken. Es war uns indessen lieb zu bemerken daß dieß Anstaunen bald in ein geselligeres Gefühl überging: wir wurden überall sehr artig aufgenommen und häufig von den Bewohnern zum Essen eingeladen.

Die Kleidung der Frauen besteht außer dem Hause, und vorzüglich in der Kirche aus einem Gewande von schwarzer Seide, mit einem langen Schleier von demselben Stoffe, mit breiten Franzen eingefaßt. In der kühleren Jahreszeit tragen sie Kasimir oder Boy. Mit diesem Schleier erscheinen sie fast immer in den Straßen, obgleich er zum Theil von einem langen Ueberrock von grobem Wollenzeuge, mit Sammt, Goldtressen, Parchent oder Plüsch, nach dem Range dessen, der es trägt, besetzt, verdrängt worden ist. Dieser Ueberrock wird allgemein als Negligé, zu Hause, auf den Abendspatziergängen und auf Reisen getragen, und die Frauen erscheinen, wenn sie damit bekleidet sind mit runden Hüten. Die Benennung Pauliſta *) wird hier von allen Frauen als ein Ehrentitel angesehen, indem die Pauliſtas in ganz Brasilien wegen ihrer Reize und wegen der Würde ihres Charakters bekannt sind. Bei Tische sind sie sehr mäßig: ihre Lieblingsunterhaltung ist der Tanz, bei dem sie viel Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit zeigen. Bei Bällen und andern öffentlichen Festlichkeiten erscheinen sie gewöhnlich in zierlichen weißen Kleidern mit einer Menge von goldnen Ketten um den Hals, und sehr geschmackvoll angeordnetem Haar. Ihre Unterhaltung erhält durch ihre musikalischen Talente noch einen besondern Reiz. Ueberhaupt scheint ihre ganze Erziehung nur auf die Ausbildung von dergleichen oberflächlichen Vollkommenheiten aus zu gehen. Um die häuslichen Angelegenheiten bekümmern sie sich sehr wenig, und überlassen diese gänzlich dem Neger oder der Negerin, welche die Küche besorgt, so wie den übrigen Dienstboten. Ihre häuslichen Beschäftigungen bestehen daher vorzüglich in Nähen, Sticken und Spitzenklöppeln. — Ihre große Schwächlichkeit ist theils ihrem

*) Einwohnerinn von St. Paul.

kärglichen Leben, theils aber auch dem Mangel an Bewegung und den warmen Bädern zuzuschreiben.

Die Männer, vorzüglich die von höherem Range, Officiere und andere kleiden sich sehr prächtig, und sind in Gesellschaft sehr artig und verbindlich. Die niedrigeren Stände sind, verglichen mit ihres Gleichen in andern Colonialstädten, ungemein gebildet. In der Erziehung der Jugend sollte man andere Einrichtungen treffen, und nicht die Kinder der Sklaven mit denen der Herren als Spielgefährten aufwachsen lassen, damit der Unterschied des Standes den ersteren in spätern Zeiten nicht doppelt fühlbar würde.

Die gottesdienstlichen Umgänge sind hier sehr glänzend, groß und feierlich, und bei gewissen Gelegenheiten schließen sich die Einwohner ihnen an; oft wird sogar der Zug durch eine Menge Bauern aus der benachbarten Gegend vermehrt. Die Balkons der Häuser, von denen man dies Schauspiel am besten sehen kann, sind dann mit Damen in ihren besten Kleidern besetzt, und der Tag wird gewöhnlich mit Thee oder Spielparthieen und Tanz beschlossen.

Das Brod ist hier ziemlich gut, die Butter leidlich, wird aber, ausgenommen beim Frühstück und des Abends beim Thee, wenig gegessen. — Ein Frühstück, das gewöhnlicher als Kaffee ist, besteht aus einer sehr angenehmen Art von Bohnen, Feijones, die man mit Mandioca kocht oder vermischt. — Bei Tische trinkt man sehr wenig Wein: das gewöhnliche Getränk ist Wasser. Bei öffentlichen Gelegenheiten werden 30 — 50 Gerichte auf einmal aufgetragen; an Wein ist dann Ueberfluß, und Confekt, der Stolz ihrer Tische, beschließt das Mahl.

Weder in St. Paul noch an irgend einem andern Orte den ich besuchte, sah ich ein Beispiel des Leichtsinns in dem Charakter der Frauen, der nach einigen Schriftstellern ein Hauptzug desselben seyn soll. Ich spreche hier von der Sitte, welche unter ihnen herrschen soll, von den Balcons Blumen auf diejenigen Vorübergehenden zu werfen, welche ihnen gefallen, oder ihren Liebhabern als einen Beweis ihrer Gunst, einen Straus anzubieten. — Wahrscheinlich rührt diese Sage von dem Umstande her, daß Blumen ein unentbehrlicher Theil des weiblichen Kopfputzes

sind, und daß wenn ein Fremder eingeführt wird, es nichts weiter als eine gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung ist, wenn eine Dame eine Blume aus dem Haar nimmt und sie dem Fremden überreicht. — Dieses Compliment muß er dadurch erwiedern, daß er eine Blume aus denen wählt, mit welchen der Balcon, der Garten u. s. w. verziert ist, und sie ihr überreicht.

An den zwei ersten Tagen der Fastenzeit, die hier mit großen Feierlichkeiten begangen werden, werfen sich Personen beider Geschlechter mit Früchten von Wachs, die Citronen oder Orangen nachahmen, und mit wohlriechendem Wasser gefüllt sind. Die Damen beginnen gewöhnlich das Spiel, und der Herr erwiedert es so lange, bis mehrere Dutzend solcher Früchte geworfen, und beide Theile über und über naß sind. Es wird für eine Unschicklichkeit gehalten wenn Männer auf einander werfen. Gewisse Klassen der Einwohner genießen bedeutenden Vortheil durch diesen Gebrauch, und in der Hauptstadt von Brasilien sollen mehrere Hunderte von Menschen aus dem Verkauf dieser Früchte ihren einstweiligen Unterhalt ziehn. Für Fremde ist indeß diese Gewohnheit srhr unangenehm, und hat schon oft zu ernsthaften Streitigkeiten Anlaß gegeben. — Zur Carnevalszeit gehen die Einwohner maskirt auf den Straßen umher.

Die Nachricht von dem Abgange des Kronprinzen von Portugal nach Brasilien ward in St. Paul mit der lebhaftesten Freude aufgenommen. Man betrachtete jetzt Brasilien als ein neues Reich, und der würdige Bischof befahl den Anfang dieser neuen Periode durch tägliche Gebete in der Kathedrale für die glückliche Ankunft der Königl. Familie zu feiern. — Nach 10 Tagen lief die Nachricht von ihrer Landung in Bahia ein, und ward durch Processionen, Feuerwerke u. dgl. verherrlicht. — Die Sage von der Entstehung der Stadt, die von Vaissette und Charlevoix einer Bande Flüchtlingen, die sich aus verschiedenen Theilen von Brasilien hieher begeben hätten, zugeschrieben worden, hat man in neuerer Zeit widerlegt und bewiesen, daß die Erbauer desselben Indianer von Piratininga und Jesuiten waren.

Nach einer sehr unfreundlichen Aufnahme in Santos und einer Küstenreise bei Bertioga und St. Sebastian (das wegen der Verfertigung der aus Baumstämmen gehöhlten Canots berühmt ist) vorbei und über Zapitiva, kam ich zu Rio Janeiro an. — An den Seiten der Landstraße nach Rio Janeiro sieht man zwar Wohnungen, es sind aber größtentheils nur elende Buden, wo man Schinken, Korn, Branntwein u. dgl. verkauft.

Die schönste Ansicht der Stadt ist von dem Hafen aus, von wo ihre mit Klöstern geschmückten Höhen, und die Hügel um die Stadt her, mit Landhäusern und Gärten besäet, einen herrlichen Anblick gewähren. Der königliche Pallast liegt dicht am Ufer, und nimmt sich von dem, ungefähr 60 Ellen davon entfernten Landungsplatze sehr gut aus. Dieser Pallast diente, seiner Beschränktheit ungeachtet, zum Aufenthaltsort für die Königl. Familie. Die Münze und die Königl. Kapelle bilden Theile des Gebäudes. Mit dem Ufer gleichlaufend sieht man die Hauptstraße, die aus lauter prächtigen Gebäuden besteht, Rua de Dereito genannt, und von ihr aus laufen die andern kleineren Straßen in rechten Winkeln, und werden in regelmäßigen Abschnitten von andern durchkreuzt.

Die Neger mit eingeschlossen, wird die Bevölkerung zu 100,000 Seelen gerechnet. Die Häuser haben größtentheils nur ein Stockwerk. Die zahlreichen Klöster und Kirchen sind wohl gebaut: die beinahe vollendete Kathedrale in einem edlen Stil. Die vergitterten Balkons welche sonst so sehr die Straßen verengten, sind jetzt auf Befehl des Gouvernements weggenommen worden. Einige große Unbequemlichkeiten aber, zu denen das Reiten von Personen jedes Standes auf den Fußsteigen, die Einrichtung, daß die Thüren sich nach der Straße hin öffnen, und die vielen stinkenden Plätze auf den Straßen gehören, belästigen noch immer. Das Wasser zum Gebrauch für die Stadt, das von den Hügeln durch Wasserleitungen herbeigeleitet und durch Springbrunnen in die verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt wird, ist sehr wohlschmeckend, unbequem jedoch, daß es so wenige Springbrunnen giebt. — Die Gasthöfe sind überaus schlecht: die Hausmiethen so hoch, als in London, was wahrscheinlich von den hohen

Preisen der Baumaterialien herrührt, indem sowohl Bau- als Brennholz sehr theuer ist. — Die Lebensmittel sind in großer Menge vorhanden aber nicht ausgesucht. Hammelfleisch wird von den Einwohnern gar nicht gegessen. Geflügel ist vortrefflich, aber sehr theuer. Fische, Schildkröten, Krabben, Austern und Muscheln sind in Menge vorhanden.

Wegen seiner niedrigen Lage und des Schmutzes auf den Straßen kann man Rio Janeiro nicht gesund nennen. Diese Ungesundheit wird noch durch die Einführung der Neger von Afrika, die gewöhnlich in einem kränklichen Zustande landen, der von der langen Eingeschlossenheit auf der Reise herrührt, vermehrt. Die Polizey ist nicht schlecht und wird durch die Anwesenheit des Hofes gewiß noch auf einen bessern Fuß gebracht werden. Die Gefängnisse sind eckelhaft und erfordern den Besuch eines zweiten Howard. Die Inquisition ist abgeschafft worden.

Rio Janeiro ist der Hauptmarkt für Brasilien und vorzüglich für die Provinzen Minos Geraes, St. Paul, Goyazes, Cuyaba und Corritiva. Die Bergwerks-Bezirke welche die bevölkertsten sind, brauchen auch die größere Menge von Lebensmitteln, wofür sie die bedeutendsten Handelsartikel senden. Daher sind fortdauernd unzählige Züge von Mauleseln auf dem Wege von und nach diesen Bezirken; ihre gewöhnliche Last ist ungefähr 3 Ctr. für jeden, die sie 1500 — 2000 engl. Meilen weit tragen.

Die Einfuhr von dem Plata Flusse und vom Rio grande de San Pedro besteht in ungeheueren Vorräthen von gedörrtem Rindfleisch, Talg, Häuten und Korn; die aus den vereinigten Staaten aus gesalzenem Fleische, Mehl, Hausgeräth, Pech und Theer. Die Nordamerikaner senden gewöhnlich Ladungen von diesen Gegenständen auf Speculation, und da der Absatz derselben sehr unbestimmt ist, so verschiffen sie solche häufig nach andern Häfen. Gewöhnlich schicken sie dieselben nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. — Sie bringen europäische Waaren, welche sie für baares Geld austauschen, um damit nach China zu handeln und Bedürfnisse zu ihren Reisen nach der Südsee einzukaufen.

Von der Westküste von Afrika führt Rio Janeiro

Wachs, Oel, Schwefel und einige Hölzer ein. Der Negerhandel ist durch eine Verordnung des Prinzen Regenten auf das Königreich Angola eingeschränkt worden, und der Prinz hat erklärt ihn sobald als möglich ganz abschaffen zu wollen. — Der Handel nach Mosambique war unbedeutend; seitdem indeß, durch die Einnahme der Isle de France, die französischen Kaper verschwunden sind, wird sowohl der Handel dahin, als nach Indien mehr Lebendigkeit erhalten. — Das Vorgebürge der guten Hoffnung und Neu-Süd-Wales werden von hier aus mit vielen Bedürfnissen versehen. — Die Einfuhr vom Mutterlande besteht hauptsächlich in Wein und Oel; von Schweden wird hin und wieder Eisen eingeführt, das zu Maulesel-Hufeisen, wegen seiner Geschmeidigkeit dem englischen Eisen vorgezogen wird. — Die Ausfuhr besteht vorzüglich aus Baumwolle, Zucker, Rum, Schiffsbauholz, verschiedenen feinen Hölzern, Häuten, Talg, Indigo und groben Baumwollenzeugen in unermeßlicher Menge, um damit die Peons an dem Platafluß zu kleiden. Zu den kostbarern Ausfuhrartikeln gehören Gold, Diamanten, Topase von verschiedenen Farben, Amethyste, Turmaline (die häufig für Smaragde verkauft werden), Chrysoberylle, Aqua-Marine, und verarbeitete Juwelen. — Der Hafen selbst ist bequem zum Aus- und Einlaufen, da ein täglicher Wechsel von Land- und Seewind statt findet, von denen der erste bis Mittag, der andere von dieser Zeit bis zum Sonnenuntergang weht.

Das gesellschaftliche Leben sieht dem in St. Paul ähnlich. Die Portugiesen sind sehr eigen und verschlossen: ist aber ein Fremder einmal aufgenommen, so beträgt man sich sehr offen und gastfreundschaftlich gegen ihn. Die Erziehung ist sehr unvollkommen, wird aber, seitdem der Prinz Regent eine gänzliche Reform der Gymnasien beschlossen hat, wohl bald auf einen bessern Fuß kommen. Schon ist ein Engländer, Dr. Gardner, an dem Gymnasium von St. Joaquim, das bereits bedeutende Verbesserungen erfahren hat, als Lehrer der Chemie angestellt worden.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft bat ich um die Erlaubniß ein Eisenbergwerk zu Guaraceaba anlegen zu

dürfen. Man bewilligte mir zwar mein Gesuch, wünschte aber, daß ich vorher noch des Prinzen Meierei zu Santa Cruz besichtigen und einen Bericht über den Zustand, worin ich sie gefunden, abstatten sollte. Zugleich sollte ich eine Melkerei nach englischer Art daselbst anlegen, und die Leute in deren Bewirthschaftung unterrichten.

Das Gebäude selbst war einst ein Jesuiterkloster, dem auch die große Strecke Landes welche zu dem Gebäude gehört, überlassen war. — Es ist viereckt, hat einen offenen Hof in der Mitte, und Gallerieen die zu dem ersten und zweiten Stockwerke führen. Dem Hause gegenüber, nach Süden hin, sieht man eine der schönsten Ebenen in der Welt, zwei Quadratmeilen groß, die von zwei kleinen schiffbaren Flüssen durchschnitten, und von malerischen Felsen begränzt wird. — Der Park ist in seiner ganzen Ausdehnung über 100 Quadratmeilen groß. — An Negern, von denen jeder sein eigenes Stück Land, und zwei Tage in der Woche für sich zur Arbeit hat, befinden sich ungefähr 1500 auf der Meierei.

Auf einer Reise nach Canta-Gallo, ungefähr 40 Meilen von der Hauptstadt, wo Silber entdeckt worden seyn sollte, zu dessen Untersuchung ich mit dem oben erwähnten Dr. Gardner abgeschickt wurde, kamen wir zu einer Meierei, genannt Fazenda do moro quemado, in deren Nähe sich viele Unzen befanden, die sehr oft Angriffe auf das junge Vieh machten. Der Meier der ein großer Jäger war, hielt ausdrücklich Hunde zur Ausrottung dieser Thiere, die auf folgende Weise gejagt werden. — Wenn man das Gerippe eines zerrissenen Thieres gefunden, oder eine Unze umherschweifen gesehen hat, so wird dieß augenblicklich in der Nachbarschaft bekannt gemacht. Drei oder vier der Leute nehmen dann Feuergewehre, die sie mit schweren Kugeln (slugs) laden, und gehen dann mit den Hunden der Spur des Thieres nach, das gewöhnlich in einem Dickigt, nahe bei dem Gerippe des Thieres das es verschlungen hat, lauert, und eine so starke Spur hinterläßt, daß die Hunde es bald finden. Wenn es gestört wird, flüchtet es sich in seine Höle, wenn es eine hat, wohin ihm auch die Hunde nie zu folgen wagen, sondern ihm eher aus dem Wege gehn, was auch nicht schwer fällt, da die

Unze sehr schwerfällig ist und sich nur langsam fortbewegt. Wenn es die Höhle erreicht, so ist die Jagd zu Ende und die Jäger versammeln sich vor dem Eingange: gewöhnlich nimmt es aber zu einem großen Baume seine Zuflucht, den es mit großer Leichtigkeit hinanklimmt, und dann ist sein Schicksal entschieden, denn die Jäger gehen so nahe hinzu, daß sie einen sichern Schuß haben, und schießen das Thier auch gewöhnlich herunter, wobei einer von ihnen seinen Schuß bis zuletzt aufspart, um ihm noch den Rest zu geben, wenn es gefallen ist. Gewöhnlich kommen einer oder zwei von den Hunden dabei zu Tode, wenn sie sich dem Thiere zu sehr nähern, denn selbst in seinem Todeskampf ist ein einziger Schlag mit seiner Klaue tödtlich. Die Haut wird als eine Trophäe nach Hause gebracht, und die Nachbarn wünschen sich Glück über den Fang.

Canta Gallo obgleich nur 40 Meilen von dem Sitze der Regierung, ward doch erst vor 20 Jahren bekannt. Es liegt in einer mit Holz bewachsenen Gegend, hat einen Ueberfluß an Quellen, und ist von engen Thälern und Schluchten durchschnitten, von denen einige sonst Gold enthielten, das zufällig von einigen Grimperos *) von Minas Geraes bei ihren Nachsuchungen an dem großem Flusse Paraiba und am Rio Pumba gefunden wurde. — Die reiche Ausbeute, welche diese Schluchten gaben, und die Fruchtbarkeit des Bodens zog eine Menge von Abentheuerern herbei, welche sich unter dem Oberbefehl eines gescheuten Anführers mit Namen Mão de Luva (Handschuhhand, so genannt weil er eine Hand verloren hatte, und an deren Statt einen ausgestopften Handschuh trug) begaben. — Diese Verbindung zählte bald 2 — 300 Personen, welche die Gegenden in der Nachbarschaft auswuschen, ehe die Regierung davon benachrichtiget wurde. Dies geschah 3 Jahre nach ihrer ersten Niederlassung, aber erschreckt durch die Angabe von der großen Menge der Ansiedler, die wahrscheinlich über-

*) Leute die in der Gegend umhergehen, um Plätze zu Goldwäschereien aufzusuchen, ohne jedoch davon Nachricht zu geben, oder wenn sie deren gefunden haben, eine Erlaubniß zum Waschen nachzusuchen. Sie werden als Contrebandiers angesehen und behandelt.

trieben war, glaubte die Regierung, ehe sie etwas unternähme, Spione absenden zu müssen, um den Aufenthaltsort der Verbrecher zu entdecken. Nach langer Zeit und großen Schwierigkeiten gelang dies endlich. Die Spione wurden bei ihren Wanderungen durch die einsamen Wälder und Schluchten in der Nachbarschaft endlich durch das Krähen eines Hahnes aufmerksam gemacht, und so der Platz entdeckt: daher der Name. Die Spione gaben sich für Contrebandiers aus, welche sich an den Verein anschließen wollten, lebten einige Zeit mit ihnen und gaben dann der Regierung Nachricht von der Entdeckung. Diese erließ eine Bekanntmachung, worin sie dem Verein einen Generalpardon anbot, wenn er sich ergeben wolle. Allein diese Maßregel blieb ohne Erfolg. Die Grimperos waren wohl mit Feuergewehr versehen und entschlossen sich so lange zu vertheidigen, als sie noch Gold finden würden. Nach einem oder zwei Jahren begann jedoch die Ergiebigkeit der Wäschereien abzunehmen, einige Grimperos verließen den Ort, und die übrigen wurden einst bei Begehung des Festes eines Heiligen, von Soldaten, welche die Regierung abgeschickt hatte, überfallen und zerstreut. — Jetzt wird so wenig Gold gefunden, daß das Fünftel, welches an den Prinzen abgeliefert wird, kaum hinreicht, die Officiers und Soldaten zu besolden, die es in Empfang nehmen. — Der Boden bringt Früchte in Menge hervor, vorzüglich Bananas und Orangen, von welchen die Einwohner größtentheils leben. — Von Zucker wird wenig gewonnen, die Haupterzeugnisse die man zur Stadt sendet, sind Korn, Schinken, Geflügel, Jacaranda und Ipecacuanha. In mehreren Gegenden in der Nachbarschaft hat man einen Baum gefunden, dessen Rinde mit großer Wirksamkeit als ein Surrogat der peruvianischen Fieberrinde gebraucht worden ist.

Bei einem meiner Ausflüge in der Nähe von Canta Gallo, vor meiner Reise zu der angeblichen Silbermine, erhielt ich einige nähere Nachrichten über die halb-rohen Ureinwohner der Gegend, von einem Manne, der sich mit Ipecacuanha-Sammeln beschäftigte, und eine Art von Anführer unter ihnen war. Sie wohnen in den Wäldern auf eine sehr elende Art. Ihre Wohnungen sind von

Baumzweigen gemacht, die so zusammengebogen sind, daß ein Dach von Palmblättern darauf ruhen kann; ihre Lagerstätten bestehen aus trockenem Grase. Da sie keinen Begriff von Ackerbau haben, so leben sie ganz von dem was ihnen Bogen und Pfeile verschaffen, und von den Wurzeln und wildwachsenden Früchten, die sie in den Wäldern finden. Der oben erwähnte Anführer brachte etwa funfzig der Indianer zu mir. Die Kleidung der Männer bestand aus einer Jacke und einem Paar weiter Hosen; die der Frauen aus einem Hemde und einem Rock. Um den Kopf trugen sie, nach Art der portugiesischen Weiber, ein Schnupftuch gewunden: ihre Haut war kupferfarbig, und die breite Nase, das schlichte schwarze Haar, der regelmäßige Körperbau zeugten von ihrer Abstammung. Da ich einen Beweis von ihrer Fertigkeit im Gebrauche des Bogens, von der ich schon viel gehört hatte, zu sehen wünschte, so stellte ich eine Orange in einer Entfernung von 30 Ellen auf, und sah, daß jeder, der darnach schoß sie durchbohrte. Dann bezeichnete ich ihnen einen Bananas-Baum, von ungefähr 8 Zoll im Durchmesser, in einer Entfernung von 40 Ellen, und nicht ein einziger Pfeil fehlte, obgleich sie noch dazu von der Höhe herabschossen. Ich ging nun mit einigen von ihnen in ein Gehölz um sie Vögel schießen zu sehn. Obgleich deren nur sehr wenige da waren, so entdeckten die Wilden sie doch bei weitem eher als ich; sie krochen vorsichtig unter den Gesträuchen weg, bis sie in Schußweite waren, und fehlten dann nie. Das wenige Geräusch und die Behendigkeit mit der sie durch das Dickicht schlüpften, war bewundernswürdig. Ihre Bogen sind aus dem zähen faserigen Holze des Iri gemacht, sechs oder sieben Fuß lang und sehr stark, ihre Pfeile vollkommen sechs Fuß lang und beinahe einen Zoll im Durchmesser mit einem spitz geschnittenem Stück Rohr, einem scharfen Knochen oder seit neuerer Zeit mit Eisen an der Spitze. Ihr Aeußeres ist ekelhaft, und ihre Sitten wenig von denen der menschenfressenden Wilden verschieden: denn Vögel ungepflückt, halbgebraten, mit allen Eingeweiden zu verzehren, ist etwas häufiges bei ihnen. Sie sind keinesweges scheu oder finster, haben aber einen großen Widerwillen gegen die Arbeit, und können sich zu keiner regelmäßigen Beschäfti-

gung entschließen, daher sie auch selten als Dienstboten gebraucht werden.

Während meines Aufenthalts zu Canto-Gallo unternahm ich auch eine Reise nach der Goldwäscherei zu Santa-Rita, ungefähr 5 Meilen nordwärts von der erstern Stadt. — Santa Rita liegt in einer sehr fruchtbaren aber sehr vernachlässigten Gegend. Die Goldwäscherei ist in einer tiefen Schlucht angelegt, welche auf der einen Seite von einem steilen Hügel begränzt wird, und sich auf der andern gegen die Ebene eröffnet. — Die Lage cascalhao welche unter einem 4—5 Fuß tiefen Bette von Erde liegt, ist sehr dünn und uneben, nirgends mehr als 2 Fuß dick und an manchen Stellen nicht dicker als 7—8 Zoll. — Die überliegende Erde wird mit großer Mühe und Kosten weggeschaft, indem man sie ausgräbt und in Schaalen wegträgt, und der cascalhao mit großer Sorgfalt an einen mit Wasser versehenen Ort gebracht, wo er von den erfahrensten Bergleuten auf eine ähnliche Art wie zu Jaragua gewaschen wird. — Man sagte mir, daß der Besitzer 14 Pence bis 2 Schilling auf den Neger Ertrag habe, welches sehr beträchtlich ist, da der tägliche Unterhalt eines solchen weniger als einen Penny kostet.

Die Entdecker der angeblichen Silbermine traf ich in der Meierei des Vater Thomas de nossa Senhora da Concepzão, der in einem sehr netten neuen Hause wohnt, das zwar nur vier Zimmer, allein diese mit gedielten Fußboden, enthielt, einen Vorzug, den man sehr selten in dieser Gegend findet. Der Mönch hatte erst seit 4 Jahren das Grundstück, hielt nur einen Neger, und hatte nur sieben oder acht Pfund jährliche Einkünfte von seinem Amte als Geistlicher, die er auf Lohn für Tagelöhner verwandte, und doch schätzte er schon jetzt seine Besitzung auf 400 Pf., ein Beweis wie einträglich der Ackerbau in diesen Gegenden werden kann, wenn er mit Klugheit und Eifer betrieben wird. — Die Reise zu der Silbermine selbst war sehr beschwerlich, und als endlich am Fuß des Berges, wo der silberhaltige Sand gefunden worden war, dieser untersucht wurde, so fand es sich daß das angebliche Silber aus granitartigem Gneiß, mit Granaten und kleinem Schwefelkies vermischt, bestand. Die Leute gestanden auch

endlich den Betrug, und ohne meine Verwendung, wären sie zur Strafe zur Armee geschickt worden. — Die Rückreise ging über Porto dos Cayhes von wo aus ich nach Rio de Janeiro zurückging.

Nachdem ich mich gänzlich von den ausgestandenen Mühseligkeiten erholt hatte, bat ich Se. Königl. Hoheit um die Erlaubniß, die Diamantgruben von Serra do Frio untersuchen zu dürfen. Diese Gunst war nie einem Fremden zugestanden worden, noch hatte man selbst den Portugiesen erlaubt, den Bezirk, worin die Werke belegen sind, zu besuchen, wenn sie nicht etwa Geschäfte daselbst hatten, und selbst in diesem Falle war es nur unter Einschränkungen geschehn, welche es unmöglich machten, dem Publikum irgend eine Beschreibung der Werke mitzutheilen. Durch die Güte des Grafen von Linhares erhielt ich Pässe und Empfehlungsbriefe, und durch die Vermittelung des Lord Strangford *) Zutritt zu den Archiven, um daselbst aus den Manuscript-Karten dasjenige entlehnen zu können, was mich auf meinem Wege leiten konnte. Die beste Art im Innern von Brasilien und vorzüglich bei einer Expedition der Art zu reisen, ist, sich Befehle von der Regierung und eine Bedeckung von Soldaten zu verschaffen, die dann das Recht hat, auf jene Befehle sich von allen Personen, welche auf dem Wege, oder in der Nähe desselben wohnen, Maulesel zu fordern. — Zwei Soldaten wurden mir mitzunehmen erlaubt, und glücklicherweise fand ich durch einen Zufall zwei von dem Corps der Mineurs heraus, die mir in der Folge wesentliche Dienste leisteten.

Ein freier Neger von Villa do Principe, ungefähr 900 Meilen von Rio de Janeiro hatte die Dreistigkeit einen Brief an den Prinzen Regenten zu schreiben, worin er meldete, daß er einen außerordentlich großen Diamant besäße, den er vor einigen Jahren von einem verstorbenen Freunde erhalten habe, und den er Sr. königl. Hoheit zu überreichen wünsche. Da nach der Beschreibung die Größe des Diamanten wirklich von der Art war, die größte

---

*) Des Britischen Gesandten am Hofe vom Rio Janeiro. Sp.

Aufmerksamkeit zu erregen, so wurde augenblicklich dem Commandanten von Villa do Principe Befehl ertheilt, den Neger sogleich nach Rio de Janeiro zu senden, wozu er die nöthige Reisegelegenheit und zwei Soldaten zur Bedeckung erhielt. — Auf dem Wege sagten ihm alle, welche von dem Gerücht gehört hatten, daß das Kreutz des Ordens von St. Bento ihm so gut als gewiß sey, und daß er ohne Zweifel das Gehalt eines Brigade-Generals erhalten würde. — Auch die Soldaten erwarteten schon eine große Beförderung, und jedermann beneidete den glücklichen Neger. Dieser kam endlich nach einer Reise von ungefähr 28 Tagen in der Hauptstadt an, und ward sogleich nach dem Königl. Pallast geführt. Der Stein ward überliefert. Der Prinz war erstaunt über seine Größe; ein runder Diamant, beinah ein Pfund schwer, war etwas, das alle in Erstaunen setzte. Das Aufsehen, das dieser Stein machte, war unglaublich; in allen Gesellschaften sprach man von nichts als von ihm. Er wurde den Ministern gezeigt, welche ihre Zweifel zu erkennen gaben, ob ein so großer und so vollkommen runder Körper wohl ein echter Diamant seyn möge: indeß ward er mit Bedeckung in den Schatz geschickt, und in das Juwelen-Behältniß gebracht.

Am andern Tage ließ mich der Graf von Linhares kommen, erzählte mir was er über das berüchtigte Juweel wußte, fügte aber sehr kleinlaut hinzu, daß er sehr an der Echtheit des vermeinten Diamanten zweifle. Er wieß mich an, in einigen Stunden wieder in sein Bureau zu kommen, wo ich die schriftliche Erlaubniß von ihm selbst und den andern Schatzbeamten erhalten würde, das Juwel zu sehen *), und zu bestimmen, was es eigentlich sey. Zur bestimmten Stunde erhielt ich meine Erlaubniß, welche ich in der Schatzkammer dem diensthabenden Beamten überreichte. Nachdem ich durch mehrere Zimmer geführt worden war, in denen viel Geschäftigkeit herrschte, kam ich in ein großes Gemach, wo sich der Schatzmeister mit mehreren Secretären befand, der mit mir einiges über die Sache

*) Niemand darf die Diamanten in dem Schatze ohne eine von allen Ministern unterzeichnete Erlaubniß sehen.

sprach, und dann durch andere große Zimmer, mit Scharlach- und Gold-Tapeten behangen, auf denen lebensgroße Figuren, welche die Gerechtigkeit mit der Waagschaale in der Hand vorstellten, eingewürkt waren. In dem innern Zimmer in das ich jetzt geführt wurde, befanden sich mehrere starke Kasten mit drei Schlössern, wovon drei Beamten die Schlüssel hatten, deren Gegenwart bei der Oeffnung erfordert wurde. Aus einem dieser Kasten ward ein zierliches kleines Kästchen genommen, aus dem der Schatzmeister das Juwel hervorzog, und mit großen Förmlichkeiten mir überreichte. Schon ehe ich es berührte, war ich überzeugt, daß es ein rundes Stück Krystall war. — Es hate ungefähr 1½ Zoll im Durchmesser. — Um indeß den Gouverneur zu überzeugen daß es kein Diamant sey, nahm ich einen Diamant von 5 oder 6 Karat, und machte mit demselben einen tiefen Einschnitt in den Stein. Dies war ein überzeugender Beweis: es wurde ein Certificat ausgestellt, daß der Stein ein Körper von wenig oder keinem Werth *sei*, und ich unterzeichnete dasselbe.

Jetzt schloß man noch andere Kasten auf, in deren einem man mir zwei große Diamantplatten (slabs) von einem Zoll Oberfläche, und ungefähr ⅛ Zoll Dicke von einer sehr unansehnlichen braunen Farbe zeigte. Als man sie fand, bildeten sie ein Stück, das, da es weiter keine Kennzeichen hatte, nicht für einen Diamanten angesehen wurde, bis der Aufseher über die Arbeiter, nachdem er es mehrere Tage bei sich behalten hatte, den bekannten Versuch damit anstellte, es auf einen harten Stein zu legen und sodann mit einem Hammer darauf zu schlagen. Der Erfolg dieses Versuchs ist, daß wenn der Körper dem Schlage widersteht, oder sich in Platten zertheilt, es ein Diamant ist: das letztere war hier der Fall, und nachdem der Mann also glücklich aus einem Diamanten zwei gemacht hatte, übergab er sie dem Intendanten.

Der Fluß Abaité, woher diese Stücke kamen, hat auch einen Diamant von achteckiger Form hervorgebracht, der ⅞ Unze Troygewicht (das Pfund zu 12 Unzen) wiegt, und wahrscheinlich der größte Diamant in der Welt ist. Er ward vor ungefähr 12 Jahren von drei Leuten gefunden, die wegen Criminalverbrechen zur Verweisung verdammt

waren: da sie aber dem damaligen Vicekönig diesen prächtigen Stein überreichten, erhielten sie Verzeihung und Belohnung. Der Stein ist jetzt im Privatbesitze des Prinzen Regenten. —

Es ward mir hernach auch erlaubt die übrigen Diamanten im Schatze zu besehen: es schienen im Ganzen ungefähr vier bis fünftausend Karat zu seyn. — Der größte darunter war nicht über 8 Karat, einen schönen achteckigen *) ausgenommen, der volle 17 hatte. Unter den weniger farbigen Diamanten, war einer von den kleinsten von schöner blaßrother Farbe, einer schön blau, und mehrere ins grünliche fallend. Die gelben waren die gewöhnlichsten und am wenigsten geachtet.

Der Prinz, den man schon auf die Nachricht von der Unechtheit des Diamanten vorbereitet hatte, hatte natürlich zuviel Gewalt über sich selbst, irgend ein Kennzeichen der Unzufriedenheit über die vereitelte Hoffnung zu geben. Der arme Neger war über die unwillkommene Neuigkeit höchst niedergeschlagen; denn außerdem, daß er jetzt sehen mußte, wie er nach Hause gelangte, hatte er noch den Spott derer zu erdulden, die ihn früher zu seinem glänzenden Schicksale Glück gewünscht hatten.

Am 17ten August 1809 trat ich mit einem englischen Kaufmanne Hrn. Goodall, der mich bis Villa rica begleiten wollte, mit den zwei oben erwähnten Soldaten und meinem Bedienten, einem sehr zuverlässigen Negerknaben, meine Reise auf dem Flusse Paraiba auf einem großen Marktboot bis zur Mündung des Flusses Moremim, und zu Porto da Estrellan, von wo aus wir Maulthiere nahmen, an. Jetzt ging die Reise über Piadade, wo der Prinz drei Nächte, um die gesunde Luft zu genießen, zugebracht hatte, über Padre Correo, einem nach dem Namen des Eigenthümers benannten Orte. Der Padre hält hier eine große Menge Neger, von denen viele damit beschäftigt sind, Hufeisen für Maulthiere aus kaltem schwedischen Eisen zu hämmern, nachdem sie in die nöthige Form geschmiedet worden sind. Nach dieser Waare ist häufige Nachfrage, da auf dieser Seite des Flusses Paraiba das

*) Den oben erwähnten?

rohe Material keinen Zoll bezahlt, es dagegen auf der andern Seite mit 100 p. C. Gefälle belegt ist, was auch bei dem Salze statt findet. — In dem Garten des Padre blühten einige schöne Pfirsichbäume. Längs den Ufern des Flusses Piabunha der sich in den Paraiba ergießt, aber wegen der vielen darin befindlichen Klippen nicht schiffbar ist, setzten wir unsere Reise fort. Nachdem wir ungefähr 20 Meilen gemacht hatten, erreichten wir Zebolla, eine ziemlich bedeutende Niederlassung, die aus einem zweistöckigen Hause, einer kleinen Capelle und einer unvollendeten Zuckermaschine, im Grunde eines Thals, bestand. Der Eigenthümer, Capitän José Antonio Barbosa, war ein Portugiese aus der alten Schule. Er schien sehr unwillig darüber zu seyn, daß der Prinz Fremden erlaubt hatte, das Land zu durchreisen, und nahm uns mit einer erzwungenen Höflichkeit auf. — Am Mittag des andern Tages kamen wir bei der Fähre über den Paraibuna an. Dieser Fluß ist wegen der vielen darin befindlichen Klippen ebenfalls unschiffbar. Am jenseitigen Ufer fanden wir ein Register (Zollhaus) wo Passagiere examinirt, und ihre Pässe und Eigenthum besichtigt werden. — Das Register selbst war ein ansehnliches Gebäude von Holz, auf Pfählen gebaut, um es gegen Ueberschwemmungen zu sichern, von denen die sandige Ebene in der es steht, häufig heimgesucht wird. Es hat einige wenige Zimmer, die zum Aufenthaltsort für die Wache dienen, und eine artige Gallerie gegen die Fähre hin. — Die Lage des Hauses selbst ist niedrig, und soll im Sommer sehr ungesund und heiß seyn, woher auch wohl das krankhafte Aussehn der Einwohner zu erklären ist. — Die Kähne der Fähre sind sehr wohl gebaut, aber der Zoll, den nicht allein jedes Maulthier, sondern auch jedes andere Lastthier bezahlen muß, ist auch nichts weniger als unbeträchtlich. An der Fähre über den Paraiba ist ein größeres und noch besser bewachtes Register als jenes. Hier werden alle Güter untersucht und gewogen, und bezahlen dann nach dem Gewicht einen Zoll. Dieser ist nach den Artikeln sehr verschieden: Salz z. B. bezahlt beinah 100 p. C. Eisen und Blei beinahe dasselbe, wollene, baumwollene und andere leichte Waaren dagegen, im Durchschnitt nicht über 8 oder 10 p. C.

Am folgenden Tage sahen wir an einer Stelle eine Art von Baracken die aus einer Astallage und einigen Ranchos oder Hütten bestehen, wo ein Officier und ungefähr 20 Reuter ihren Platz haben. Diese patrouilliren auf dem Wege, und sind ermächtigt, Reisende anzuhalten und die strengste Nachsuchung zu veranstalten, wenn sie etwa Goldstaub oder Diamanten bei einem von ihnen versteckt glauben. Zwei Meilen von diesem Posten ist das Register des Matthias Barbosa, das vor ungefähr 60 oder 70 Jahren von dem Manne erbaut wurde, dessen Namen es trägt, und in der Mitte eines fast unzugänglichen Waldes liegt. Dieß Register ist ein großes längliches Gebäude, mit zwei großen Thüren an jedem Ende, durch welche alle Reisende mit ihren Maulthieren gehen müssen. Wenn sie hineinkommen halten sie an und überliefern ihre Pässe einem Soldaten, der sie dem Befehlshaber zur Untersuchung übergiebt, welcher, wenn er die Beschreibung der Güter richtig findet, sie durchgehen, wenn aber irgend ein Grund zum Verdachte da ist, die Maulthiere mit der größten Genauigkeit untersuchen läßt. Bei diesen Untersuchungen kommt es nicht selten vor, daß man Verdacht auf einen Neger wirft, einen Diamanten verschluckt zu haben, und in diesem Fall wird er in ein leeres Zimmer eingeschlossen, bis man die Wahrheit beweisen kann. Der innere Theil des Gebäudes besteht aus Zimmern für die Officiere u. s. w. — Der Weg ist in dieser Gegend von beiden Seiten von Dickicht umgeben, und es sind selten Spuren van Bewohnern zu sehen. Diejenigen Leute, welche an der Landstraße wohnen, gehören gewöhnlich zu der niedrigsten Klasse, und lassen sich dort nieder, um den Reisenden Erfrischungen und Korn für die Maulthiere zu verkaufen. Sie sind gewöhnlich eine träge klätschige Menschenart. Die achtungswertheren Einwohner haben in einiger Entfernung von der Landstraße ihren Aufenthalt. — Bei der Fazenda do Juez de Fuera trafen wir auf zwei Pflanzer von Minas novas, welche mit 46 Maulthieren, mit Baumwolle, in rohe Häute eingepackt, beladen, von denen jedes Thier zwei Päcke trug, nach Rio de Janeiro gingen. Sie waren schon beinahe 3 Monate auf dem Wege.

In der Fazenda de Doña Clara und Doña Maria

wurden wir sehr freundlich aufgenommen, und da es gerade der Tag des h. Bartholomäus, ein Hauptfesttag in Brasilien, war, so hatten wir auch Gelegenheit an einem etwas reichlicheren Mittagsessen als gewöhnlich, Theil zu nehmen. Das Haus selbst war sehr ärmlich: wir konnten uns aber nicht enthalten zu lächeln, als die guten Damen über schlechte Zeiten klagten, und dabei bemerkten, daß sie alle 3 Jahr einen Moidore (8 Rthlr. 12 Gr.) an Taxen entrichten müßten. — Auch hier war es wieder sehr bequem, Lichte mitgenommen zu haben, da die Zimmer gewöhnlich nur durch eine düster brennende Lampe erleuchtet sind. — Bei Register Velho (dem alten Register) jetzt einem Gasthofe, ursprünglich aber einem Untersuchungsposten, vereinigen sich die zwei großen Wege, die aus dem Bergwerksbezirk kommen, in die Hauptstraße nach Rio Janeiro. Der auf der Westseite führt von St. Joao del Rey, Sabare und Cuiabá, der andere von Villa-Rica, Mariana, Villa do Principe, Tejuco, Minas novas. Da es eine Art von Halbscheid des Weges, und der letzte offene Platz auf demselben ist; so kommen viele Leute aus dem Inneren dahin, und es wird ein beträchtlicher Handel mit Boys, Baumwollenwaaren, Salz und Eisen; daselbst getrieben. Der Platz selbst hat einen Ouvidor, oder Friedensrichter, und einen militärischen Beamten als Obrigkeit. — In der Fazenda de Gama wurden wir sehr freundlich von einer ältlichen Frau mit zwei sehr hübschen Töchtern aufgenommen. Da der Morgen kühl war; so sahen wir die letzteren Anfangs nur in ihre Purpurmäntel von Boy eingehüllt, überzeugten uns aber selbst durch diesen flüchtigen Anblick, daß die Mineras (so nennt man die Einwohnerinnen dieser Provinz) nichts weniger als gewöhnliche Reize besitzen. Da wir indeß von unseren Soldaten angelegen wurden, aufzubrechen, wenn wir die nächste Station noch vor Nacht erreichen wollten, so konnten wir die Einladung länger zu verweilen, nicht annehmen. — In den kleinen Gehölzen auf dem Wege schossen wir einige wenige Baumhacker, die man hier Carpinteros (Zimmerleute) nach ihrer Gewohnheit nennt. Ihr unaufhörliches Hacken mit den Schnäbeln kann man schon in einer beträchtlichen Entfernung hören.

Weiterhin auf dem Wege kamen wir an ein großes

Dorf, Louza, das vollkommen 2000 Einwohner hatte. Es ist wohl gebaut, hat aber sehr viel von seiner früheren Wichtigkeit verloren, die es vorzüglich den reichen, aber jetzt beinahe erschöpften Minen in seiner Nähe dankte. Schaaren von Einwohnern kamen während des Frühstücks, um uns zu sehen, uns eine Menge von Fragen politischer Art vorzulegen, und endlose Vermuthungen über den Zweck unserer Reise zu äußern.

Bey Alto de Virginia sind ausgedehnte Goldwäschereien, die den allgemeinen Namen Labras de Virginia führen: eine halbe Meile weiter sind die von St. Antonio de Oro Branco. — Nicht weit davon ist ein hoher Berg, wo wir in einem Zickzack wohl eine halbe Stunde lang aufwärts reiten mußten, ohne bei manchen steilen Stellen absteigen zu können, weil die Thiere weit unsicherer gehn, wenn sie geführt, als wenn sie geritten werden. Nach vier Stunden erreichten wir Alto do Moro, und unser Gepäck kam ungefähr eine halbe Stunde nachher an. Der Gasthof war einer der besten auf dem Wege. — Am nächsten Tage setzten wir unsere Reise nach Villa Rica fort. Bei einem Platze, Capón, ritt ich einen Hügel herab der mit Eisenerz in solcher Menge bedeckt war, daß man Tonnen voll davon bloß von der Oberfläche hätte auflesen können. Eine Topasmine an dem oben erwähnten Berge bestand aus zwei Oeffnungen oder Spalten in dem Berge. Wir gingen in eine derselben hinein und fanden sie etwas weniger als 2 Morgen Landes groß. An einer Stelle derselben bemerkte ich zwei Neger, welche in den kleinen reichen Adern welche in den Spalten sichtbar waren, mit einem Stücke rostigen Eisens, wahrscheinlich einem Theile eines alten Reifs, stocherten; als ich mich erkundigte, was sie da machten, sagte man mir, dieß seien die Bergleute, die nach Topasen suchten. — Zwei Creolen welche an sich nahmen, was sie fanden, hatten die Aufsicht über sie.

Obgleich die Stadt Villa Rica auf einer ziemlich steilen Anhöhe liegt, so ist doch der Anblick davon nichts weniger als in die Augen fallend, und auch die umliegenden Gegenden zeigen wenige Spuren von Anbau. — Wir stiegen in einem Gasthofe beim Eingange der Stadt, zur Linken, ab, den man uns als den besten empfohlen hatte,

fanden aber sowohl in Hinsicht der Reinlichkeit als der guten Bedienung seinen Ruf übertrieben. Der Eigenthümer, ein Priester, übertrug die Besorgung einem Mulatten, der so verfuhr, als ob er selten unter den Augen seines Herrn wäre. — Die Straßen der Stadt sind sehr unregelmäßig und schlecht gepflastert.

Als wir unsere Briefe abgegeben, wurden wir in die Audienzzimmer geführt, welche einen Theil eines großen Gebäudes ausmachen, das auch die Post und andere Locale für öffentliche Geschäfte enthält, und hernach zu dem Oberbefehlshaber der Militärmacht und zu Dr. Lucas, dem Richter des obersten Gerichtshofes begleitet, welcher in der Abwesenheit des Vicekönigs, der nach Rio de Janeiro gegangen war, um von einem andern aus Goyazes abgelöset zu werden, die oberste Gewalt bekleidete. Verschiedene Häuser wurden uns zur Wohnung angeboten, unter denen wir eins in der Mitte der Stadt, ungefähr 3 Minuten Weges vom Pallast, in der Rua de Dereito, der Hauptstraße der Stadt wählten. Der Vicar machte mich mit dem ehemaligen Gouverneur des Diamanten-Bezirks bekannt, der mir sehr viele Auskunft darüber gab, und mir einen Aquamarin zeigte, der in den Wäschereien gefunden worden war. Es war ein vollkommenes sechseckiges Prisma, volle 7 Zoll lang und ¾ Zoll im Durchmesser, ganz frei und rein von Flecken. — Als ich am Abend von dem Vicar nach Hause ging, sahe ich an allen Ecken der Straßen Gruppen von Leuten aus den niedrigern Klassen beten. In einer Nische über ihnen war das Bild der heil. Jungfrau, mit brennenden Kerzen darum. Eine Stimme sprach in dumpfem feierlichen Ton die Vesper und die Menge umher antwortete.

Der nächste Tag ging damit hin unser Gepäck in unsere neue Wohnung in Rua do Dereito zu schaffen, wobei sich unsere Soldaten besonders thätig benahmen. Am folgenden wurden wir mit Besuchen von dem Richter, dem General, dem Vicar und vielen der vornehmsten Einwohner beehrt, von denen mir nachher mehrere Geschenke an Zucker, Kaffee, Zuckerwerk, Käse und sehr gutem Brode erhielten.

Die Stadt liegt an dem Abhange eines hohen Berges

der mit mehreren andern zusammenhängt, welche zusammen eine Kette bilden, in welcher dieser der höchste Punkt ist. Die meisten Straßen gehen gleichsam stufenweis vom Fuße bis zu dem Gipfel hinauf, und werden von andern durchschnitten, welche den Abhang hinaufführen. Die Stadt ist reichlich mit Wasser versehen, das fast in jedes Haus auf eine sehr bequeme Weise geschafft wird. In den Straßen sind Springbrunnen, welche, obgleich nicht mit denen von Italien in Hinsicht auf den Geschmack in der Verzierung zu vergleichen, doch ganz artig angelegt sind. Ein Wasserbehälter enthielt Wasser das stark nach schwefelsaurem Eisen schmeckte. Die Eingebohrenen halten es für sehr wirksam in Hautkrankheiten, und baden häufig darin. Die Stadt ist in zwei Kirchspiele getheilt, und enthält eine Bevölkerung von ungefähr 20,000 Einwohnern, von denen die Mehrzahl Weiße sind. Das Klima ist herrlich und vielleicht dem von Neapel ähnlich. Obgleich der Ort unter einer Breite von 20° südl. liegt; so ist doch wegen der hohen Lage desselben, die Luft im Ganzen mäßig heiß. Das Thermometer steigt nie über 82° im Schatten, und fällt selten unter 48°: sein gewöhnlicher Stand ist zwischen 64 und 80° im Sommer und zwischen 48 und 70° im Winter. Die größte Hitze ist im Januar. Wegen der Höhe in welcher der Ort liegt, sind schnelle Uebergänge von der Hitze zur Kälte an einem Tage nicht ungewöhnlich, und Regenschauer sehr häufig. Gewitter sind gewöhnlich aber nicht heftig; die Sonne ist zuweilen von einem sehr dichten Nebel verhüllt, der erst spät am Vormittage fällt.

Die Gärten sind in Teraſſen angelegt, die durch Treppen mit einander verbunden sind. Eine Menge der herrlichsten Blumen wachsen in ihnen: an Küchengewächsen ist Ueberfluß. Von fremden Fruchtbäumen hat man blos den Pfirsichbaum eingeführt, der vortrefflich gedeiht.

Englische Manufakturartikel sind nicht theuer; Läden wo Landeserzeugnisse verkauft werden, giebt es sehr wenige und unbedeutende. — Von Handwerkern findet man vorzüglich viele Sattler, was natürlich ist, da hier jedermann reitet. Die Sättel die ich hier sah, waren ungleich besser als die zu Rio de Janeiro gemachten. Ich wunderte mich keine Goldarbeiter an einem Orte zu finden, der einen so

reichen Ertrag an Golde giebt. Wie man mir sagte, ist indeß die Verarbeitung dieses Metalls gesetzlich untersagt, damit kein Gold eher verarbeitet werde, ehe es nicht verificirt (permuted) ist. — Die Kaufleute an welche wir Empfehlungsschreiben hatten, sagten uns, daß sie glaubten all ihr Gold werde nach England geschickt, und daß ihre Stadt eher Villa pobre als Villa rica genannt werden müsse, und in der That waren wir auch über die verhältnißmäßige Armuth erstaunt. Von 2000 Häusern welche die Stadt zählte, war eine ansehnliche Anzahl unvermiethet, und die Miethen fielen von Tage zu Tage. Häuser konnte man zu dem halben Werthe kaufen; so z. B. würde man ein Haus, das vor wenigen Jahren 1000 Pfund zu bauen gekostet hatte, nur für 500 Pfund haben verkaufen können.

Die Stadt hat ihre Entstehung den Einwohnern von St. Paul zu danken. Diese drangen von ihrem Wohnsitze aus in diese Gegenden, und schlugen sich um jeden Zollbreit Landes mit den wilden Indianern, den Butucudis, herum; die sie endlich dadurch, daß sie unausbleiblich einen jeden der in ihre Hände fiel, erschossen, aus der Gegend verdrängten. — Bei ihren Forschungen folgten sie dem Laufe der Flüsse bis sie an den Berg kamen an dem Villa rica liegt. Seine Reichthümer hielten sie in ihrem Vordringen auf, sie errichteten sogleich Häuser und begannen die Arbeit. Die Anführer des Haufens, der sich zuerst hier niederließ, waren Antonio Dias, Bartholomäus Rocinho, Antonio de Ferrera (der Sohn) und Garcia Ruis. Der Ruf von dem günstigen Erfolge der Unternehmung verbreitete sich bald: neue Abentheurer kamen in großen Haufen an und brachten so viele Neger mit, als sie zu kaufen Geld gehabt hatten. Andre Abentheurer begaben sich von St. Paul nach Rio de Janeiro um mehrere Neger zu holen, da in ihrer Stadt deren nicht mehr vorhanden waren, und so kamen Leute von aller Art über St. Paul hieher. Die Paulistas, von freiem Geist, und stolz auf ihre Reichthümer, wollten den Neuangekommenen Gesetze vorschreiben, aber diese, entschlossen sich ihnen zu widersetzen, bildeten eine Parthey unter der Anführung des Nuñez Viana, eines Abentheurers von einiger Bedeutung, der

ihre Rechte vertheidigte. Es entstanden Streitigkeiten, bei denen die Paulistas den kürzern zogen, worauf sie sich nach einer ihrer Niederlassungen zurückzogen um dort Verstärkungen abzuwarten. Viana mit seinen Anhängern verfolgte sie und fand sie in einer Ebene nahe bei St. Joao del Rey. An den Ufern eines Flusses in der Nähe ward ein Treffen geliefert, worin die Panlistas gänzlich geschlagen wurden und nun nachgeben mußten. Die Erschlagenen wurden an dem Flusse begraben, der von diesem Ereignisse den Namen Rio das Mortes erhielt.

Die Paulistas wandten sich nun racheerfüllt an den König Pedro, und klagten den Viana und seine Anhänger als Rebellen an. Die Minister, durch diesen Schritt von dem Reichthum der Gegend unterrichtet, sandten sogleich Truppen unter dem Befehl Albuquerques ab, die zwar Anfangs einigen Widerstand erfuhren, aber als ihnen Verstärkungen nachgesandt wurden, glücklich die Ruhe wiederherstellten. Im Jahre 1711 fing man an eine regelmäßige Stadt zu bauen und ein Regierungsgebäude, eine Münze und eine Waffen-niederlage wurden angelegt. Es wurde ein Bergwerks-Gesetzbuch abgefaßt; aller Goldstaub, der gefunden ward, mußte den von dem Könige eingesetzten Beamten überliefert werden, $\frac{1}{5}$ ward für den König abgezogen, die übrigen $\frac{4}{5}$ gereinigt, in Barren geschmolzen, und wenn sie geprobt und bezeichnet waren, dem Eigenthümer mit einem Certificat zurückgegeben um sie in Umlauf zu setzen. Zur Bequemlichkeit erlanbte man, für kleine Zahlungen auch Goldstaub umzusetzen. Trotz diesen Einrichtungen wußte man jedoch einen beträchtlichen Theil des Metalls in seinem ursprünglichen Zustande nach Rio de Janeiro, Bahia und andern Häfen heimlich auszuführen, ohne das Fünftheil dem Könige zu entrichten, bis die Regierung an verschiedenen Orten Register zur Untersuchung der Reisenden bauen ließ, und mit Soldaten besetzte. Die Personen bei denen man Gold fand, verloren ihr ganzes Eigenthum, nnd wurden, wenn sie nicht mächtige Freunde hatten, auf Lebenszeit nach Afrika geschickt.

Im Jahre 1713 als D. Bras de Silvia die Statthalterwürde bekleidete, war der Goldertrag so bedeutend,

daß das königl. Fünftheil sich auf eine halbe Million jährlich belief. —

Antonio Dias, einer der oben erwähnten Anführer der Paulistas, der sehr reich geworden war, erbaute eine schöne Kirche, und vermachte, als er starb, derselben eine beträchtliche Geldsumme. Sie führt noch seinen Namen. Fünf oder sechs andere Kirchen wurden, da es an Materialien nicht fehlte und man die Neger zur Beförderung der Arbeit brauchte, bald vollendet. Den Mönchen aber ward der Eintritt in die Bergwerksbezirke verboten. — Zwischen 1730 und 1750 waren die Bergwerke auf dem höchsten Punkte ihrer Ergiebigkeit, und des Königs Fünftheil soll damals wenigstens eine Million Pf. Sterl. jährlich betragen haben. —

Nach und nach nahm indeß die Ergiebigkeit der Bergwerke ab, und so wie das kostbare Metall verschwand, entfernten sich auch eine Menge der Bergwerksbesitzer. Einige gingen nach dem Mutterlande zurück, viele aber nach Rio de Janeiro und anderen Seehäfen, wo sie ihre beträchtlichen Kapitalien im Handel anlegten. — Villa rica ist jetzt nur ein Schatten seines vormaligen Glanzes. Die Einwohner, mit Ausnahme der Ladenverkäufer haben keine Beschäftigung. Mulatten oder Creolen haben sich aller Gewerbszweige bemächtigt.

Bei meinen Besuchen in der Münze hatte ich Gelegenheit das Gold schmelzen zu sehn. In dem Schmelzhause sind 8 oder 10 kleine Windöfen, welche im Aeußern sehr den Schmiedeessen gleichen, und mit Steinkohlen geheizt werden. Sobald Goldstaub gebracht wird, wird das Fünftheil für den Prinzen abgenommen, und das übrige in einem hessischen Schmelztiegel von 3 Zoll im Durchmesser gethan, und sogleich in den Ofen geschoben. Dann wird ein Theil corrosiven Sublimats dazu gethan, das, sobald es erhitzt wird, sehr stark raucht. Sobald es verdampft ist, gießt man das Gold in eine Barren-Form, die mit einer thierischen Fettigkeit ausgeschmiert ist, und kehrt diese nachher in einen Kübel Wasser um. Gewöhnlich hat das Gold noch hie und da Quecksilber an sich, von dem es sogleich angegriffen wird, und eine Bleifarbe erhält. Dieß fortzuschaffen, hält man die Barre mit einer Zange so lange

in ein ſtarkes Feuer, bis das Queckſilber verdampft iſt. Bei dem Probemeiſter erhält das Gold ſodann ſein Zeichen (toque) mit Namen des Orts, Zahl und Jahr, welches in ein eigenes Buch eingetragen, und wovon eine Abſchrift um die Barre gewickelt wird. Gewöhnlich bekömmt man ſein Gold in weniger als einer Stunde zurück. — Ich habe Gold von 16 Karat bis zu 23½ Karat geſehn: 22 iſt das Gewöhnliche, und Gold darüber erhält nach ſeinem Gehalt, eine Prämie.

Bei der Stadt iſt eine Töpferei in der ſehr plumpes und wenig haltbares Geſchirr gemacht wird, das aber eine ſchöne Glaſur hat. — Nicht weit von Villa rica liegt die kleine nett gebaute Stadt Mariana, nach Maria, Königin von Portugal, der Großmutter des Prinzen Regenten, ſo genannt, mit 6—7000 Einwohnern. —

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Villa rica machte ich eine Reiſe nach zwei Gütern des Grafen von Linhares, Barro und Caſtro, ungefähr 40 Meilen von der Stadt. Sie brachten zwiſchen 1730 und 1740 ſehr viel Gold, und gehörten damals einem gewiſſen Senhor Matthias Barboſa, der dieſe Ländereien den Wilden abgenommen hatte. — In der Nähe dieſer Güter ſah ich eine neue Art das Gold von dem Cascalhão zu trennen, die man Canoe-Wäſcherei nennt, und wo die Waſſermaſſe, welche das Gold enthält, auf Häute, die mit dem Haar zu oberſt gekehrt, und auf dem Boden längliche aus Brettern zuſammengefügte Tröge angebracht ſind, herabgeſtürzt wird, wodurch ſich das Gold an die Häute anhängt. Die Häute werden dann in ummauerte Teiche ausgeſchüttet, wo ſich das Gold auf den Grund ſetzt. Die Fazenda de Caſtro hat ein ſchönes Wohngebäude mit einer 48 Ellen langen Gallerie, auf welche 14 Flügelthüren oder Fenſtern hinaus gehen, die beinah von der Decke bis zum Fußboden des Zimmers reichen. —

Von hier aus reiſeten wir nach dem Dorfe San Joſé de Barra longa, das an der Gränze des Bezirks liegt, der von den Butucudi-Indianern bewohnt wird. Das Klima iſt wegen der niedrigen Lage der Gegend hier viel heißer als zu Villa rica. Der Geiſtliche des Orts nahm uns ſehr freundlich auf; die Neugierde der Bewohner, die ſich in

Haufen um uns verſammelten, ſobald wir abſtiegen, war gränzenlos. Das Dorf ſelbſt war vor 23 Jahren von Portugieſen angelegt worden, welche dieſen Wohnſitz, trotz der Nähe der Wilden, des Goldes willen das in der Gegend gefunden wird, wählten. Es wird von ungefähr 400 Einwohnern bewohnt, und die umliegende Gegend iſt ſo wohl bevölkert, daß immer eine hinlängliche Menſchenmenge da iſt, die Angriffe der Wilden abzuwehren. Da dieſe mit Gewalt nichts mehr auszurichten vermögen, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht oft zur Liſt. Wenn ſie ſich ein Haus gemerkt und über deſſen Bewohner Kunde eingezogen haben, ſo ſtecken ſie es in Brand, indem ſie Pfeile mit Feuerbränden in das Dach ſchießen, und fallen über die unglücklichen Einwohner her, wenn dieſe ſich zu retten ſuchen. Dieſe Wilden wiſſen auf tauſend Arten den armen Anſiedlern nachzuſtellen. Zuweilen machen ſie ſich unſichtbar, indem ſie Zweige und junge Bäume um ſich her zuſammenbinden und ihre Bogen ſo unbemerkt anlegen, daß ſie ſelten ihren Mann fehlen. Zuweilen reiben ſie ſich mit Aſche ein, und legen ſich dann auf die Erde, oder graben Gruben, worin ſie zugeſpitzte Pfähle anbringen, und die ſie mit Zweigen und Blättern bedecken. Feuergewehr fürchten ſie ſehr, und nehmen die Flucht ſobald ſie den Knall deſſelben hören, unglücklicherweiſe haben aber die Koloniſten nur wenige und zum Theil unbrauchbare Waffen. Die Wilden ſind nicht zu zähmen, weder durch Schläge noch durch Güte, und wenn ſie keine Mittel finden aus ihrem Gewahrſam zu entkommen, ſo weigern ſie ſich in der Regel Nahrung zu nehmen, und ſterben Hungers. — Der Prinz Regent hat eine Verordnung erlaſſen, worin er ſie zu einem regelmäßigen Leben in Dörfern einladet, und ihnen in dieſem Fall Genuß ihrer Freiheit und Schutz zuſagt, im Gegentheil ihnen aber gänzliche Ausrottung ankündigt. Es iſt indeß zu bezweifeln, ob dieſe Proclamation die gewünſchte Wirkung hervorbringen wird, da ſie einen unüberwindlichen Abſcheu gegen feſte Wohnſitze, und einen eingewurzelten Widerwillen gegen alle andern Nationen haben; was aber auch vielleicht nicht einmal gewünſcht wird, da die Gegend, die ſie bewohnen, goldreich iſt, und die Anſiedler daher zum Beſitz deſſelben zu gelangen trachten. Einige Officiers,

welche die Gegend und die Art Krieg mit den Indianern zu führen kennen, sollen auch schon den Plan zur Unternehmung gemacht haben. —

Eine nicht weit von diesem Dorfe gelegene Ansiedlung, Piranga genannt, ist vielleicht den Einfällen der Wilden noch mehr ausgesetzt, aber es sind einige Goldwäschereien in der Nähe, welche alle Gefahren vergessen machen. Ein kleines Corps Reuterei bewacht die Gränze und spürt den Wilden nach. Nichts destoweniger war wenige Monate vor unserer Ankunft ein Haus dicht bei dem Dorfe überfallen worden.

Auf Castro arbeiten 156 Neger, die unter einem Haushofmeister und 3 Aufsehern stehen, welche sämmtlich Creolen sind. Diese letztern bekommen eine Besoldung von 30 Milreis (ungefähr 9 Pf.) täglich ausser ihrem Unterhalt, und ihr Geschäft ist die Befehle des Haushofmeisters auszuführen. — Das gewöhnliche Essen des Herrn, des Haushofmeisters und der Aufseher besteht aus Bohnen mit Türkischem Korn vermischt und Schweinefleisch, wobei ein Messer für alle dient. Die Neger erhalten Mehl von türkischem Weitzen mit heißem Wasser gemischt, worin etwas Schweinfleisch gekocht worden ist. Dieß Gericht macht ihr Frühstück und Abendessen aus. Ihr Mittagsessen besteht aus Bohnen, die auf dieselbe Art gekocht sind. Sie erhalten so viel Land zum Anbauen als sie haben wollen, indem sie an Sonn- und Festtagen für sich arbeiten dürfen, und können ihre Erzeugnisse verkaufen, wie sie wollen. Ihre Kleidung besteht aus Hemden und weiten Beinkleidern aus grober Baumwolle, die auf dem Gute gepflanzt und verarbeitet wird. Die Arbeitszeit dauert von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang: vor und nach Sonnenaufgang wird Gebet gehalten.

Zu St. José sah ich mehrere Frauen vom Lande in Kleidern von englischem gedruckten Zeuge; einige von ihnen trugen wollene Mäntel mit goldenen Tressen oder Manchester besetzt, die nachlässig über die Schultern geworfen waren. Ihr Haar war immer mit Kämmen aufgesteckt, und sie trugen in der Regel Mannshüte. Die Männer, von denen die meisten in der Militz dienten, erschienen in Uniformen, waren aber zu Hause selten mehr als halb

bekleidet, mit einem großen Mantel übergeworfen. — Während meines Aufenthalts zu Barro erhielt ich noch eine schöne Frucht, deren Geruch dem der Mandel gleicht, und die, wenn sie getrocknet wird, sich sehr lange hält. Sie ist an Umfang der Kokosnuß gleich, und enthält 30—50 Kerne so groß als Mandeln. Wenn die Kerne reif sind, trennt sich die Schaale, und der Theil, welcher die Kerne enthält fällt zu Boden. Um diese Zeit finden sich Heerden von wilden Schweinen, Affen und Papageien ein, um sie aufzulesen.

Von Villa rica aus ging meine Reise nun tiefer in das Land hinein über Camargo, Bento Rodrigo und die wohl bewohnten Dörfer Infectionado und Catos altos. In Cocaes blieben wir bei dem Senhor Felicia dem Capitao Mor des Distrikts, der uns in sein sehr schön meublirtes Haus aufnahm, und mich mit einem gewissen Hrn. Gomelez bekannt machte, der mir seine vortreffliche Sammlung von Gold in verschiedenen Gestalten zeigte, und mir einige sehr brauchbare Nachrichten über die Mineralogie des Landes mittheilte. Am Abend vermehrte auch ein gewisser Graf Engenhausen, der ein Corps Reuterei in der Gegend befehligte, die Gesellschaft durch seine Gegenwart. — Die reiche Goldmine in dieser Gegend soll von einigen Negern entdeckt worden seyn, welche beim Reinigen eines Stückes Landes einen Ameisenhügel zerstörten, und darin eine Menge großer Goldkörner fanden. Das Gut liegt in der Mitte der Bergwerksgegend, und wird für eines der einträglichsten des ganzen Bezirks gehalten. — Der Capitain bewirthschaftet es mit seinem Bruder gemeinschaftlich, und beide sollen sich schon bedeutende Reichthümer erworben haben. — In Vas wurden wir von dem Pächter, einem Manne aus Oporto gebürtig, äußerst freundlich aufgenommen, und die Nachbarn kamen häufig herbei mich zu sehn, da ich der erste Engländer, vielleicht gar der erste Fremde war, der seine Reise soweit in das Innere des Landes ausgedehnt hatte. Sechszehn Meilen weiter liegt Itambé, in einer sehr öden Gegend, ein elender Ort, von dem mit Recht

das gilt, was die Portugiesen gewöhnlich von ihm sagen: de las miserias de Itambé senhor nos libre! (Vor dem Elende von Itambe behüte uns, Herr Gott!)

Ueber den Unzenfluß, von den Thieren so genannt, die sonst an seinen Ufern hauseten, und den von seiner schwarzen Farbe so genannten Rio negro, kamen wir nach Bargos, auch Oro Branco genannt, das wegen einer weißen körnigen Masse, welche dem Golde an Gestalt und Gewicht ziemlich gleich kam, und die bei dem Goldwaschen in dem Bette des Flusses gefunden ward, den letztern Namen erhielt. Diese Masse ist seitdem als Platina befunden worden, und vielleicht wird nun das Bergwerk, das man bis jetzt hatte liegen lassen, wieder bearbeitet werden, obgleich die Nachfrage nach der Platina noch sehr gering ist, so daß der Ertrag kaum die Kosten deckt. — In Conceçao sah ich einen Butucudi Knaben, der ungefähr 9 Jahr alt seyn mochte, und vor 6 Monaten gefangen genommen worden war. Er hatte eine kupferfarbige Haut, sehr große schwarze Augen, einen sehr großen Mund, breite Nase und schlichtes schwarzes starkes Haar. Eine arme Frau zog ihn mit ihren Kindern auf. Bei einem Ueberfalle, wo die meisten seiner Landsleute fielen oder die Flucht nahmen, blieb er allein übrig, und ward von einem Officier der im Dorfe einquartirt war, hieher gebracht.

Ungefähr eine Woche vor meiner Ankunft, ereignete sich hier ein merkwürdiger Vorfall. Ein tropero (Eigenthümer von Mauleseln, der auf diesen Güter, sowohl für andere als für seine Rechnung, von einem Orte zum andern führt) der mit einigen beladenen Mauleseln nach Rio Janeiro ging, wurde von zwei Reutern eingeholt, welche ihm befahlen seine Vogelflinte herzugeben. Sobald sie dieselbe erhalten hatten, bohrten sie den Kolben an, und da sie ihn hohl fanden, nahmen sie das Eisen von dem Ende ab, und sahen nun eine Höhlung die ungefähr 300 Karat an Diamanten enthielt, deren sie sich augenblicklich bemächtigten. Umsonst betheuerte der Mann seine Unschuld und versicherte, daß er die Flinte von einem Freunde gekauft habe; er ward in Verhaft genommen und nach Tejuco gebracht, wo ich ihn späterhin sah. Die Diamanten wurden confiscirt, und die Soldaten erhielten den halben Werth derselben.

Bei dem Dorfe Corvos sind einige Goldwäschereien, von denen eine ungefähr vor einem halben Jahre einen reinen Ertrag von 800 Pf. abwarf, obgleich nur vier Neger einen Monat lang darauf gearbeitet hatten. Der Eigenthümer des Hauses wo wir abtraten Capitän Bom Jarden, war ein ehrwürdiger alter Mann, der schon in seinem siebzehnten Jahre aus Oporto hieher gewandert war, und schon 62 Jahre hier lebte. Die Hoffnung auch etwas von den Schätzen zu erlangen, wegen welcher das Land damals so berühmt war, brachte ihn hieher, allein er kam um 2 oder 3 Jahre zu spät: die Bergwerke waren schon in Verfall, und er mußte jetzt seine Zuflucht zum Ackerbau nehmen, der auch bald seinen Fleiß so reichlich lohnte, daß er sich ein unabhängiges Loos dadurch sicherte. Statt die Gegend zu verlassen, wenn das Gold verschwindet, sollten die Ansiedler seinem Beispiele folgen.

Spät Nachmittags erreichten wir Villa do Principe. Diese Stadt ward als ein Distrikt oder Comarco im Jahre 1730 angelegt, als die Goldwäschereien noch sehr einträglich waren. Sie enthält jetzt ungefähr 5000 Einwohner. Es ist ein Verificationshaus hier, in dem der Ouvidor das Amt eines Münzmeisters verwaltet, wodurch sein Posten sehr bedeutend wird. Da diese Stadt dem Diamantenbezirk sehr nahe, und auf der Landstraße dahin liegt, so beobachtet man Durchreisende sehr streng. Niemand, Fremde die in Geschäften reisen und Bescheinigungen haben, ausgenommen, darf weiter gehen, bis nicht dem Statthalter des Bezirks Anzeige davon gemacht ist, und jeder der in dem Bezirk nicht auf der Landstraße gefunden wird, wird in Untersuchung gezogen. — In einer Wäscherei, ungefähr 6 Meilen von der Stadt, ward ein Goldklumpen von 6 Pfund gefunden. Ich verschaffte mir mehrere Stücke von 2 Unzen an Gewicht.

Sobald man den Diamantenbezirk betritt, hört fast alles Holz und Gesträuch auf. Schon ehe man an das erste Diamantenwerk San Gonzales kommt, (das aber seit einiger Zeit in Verfall ist und nur 200 Neger beschäftigt) sieht man Tejuco, wo ich am 17ten September, einen Monat nach meiner Abreise von Rio Janeiro, ankam.

Da ich durch die fortdauernden Anstrengungen und den Mangel an Bequemlichkeiten auf meiner Reise sehr unwohl geworden war, so konnte ich den Gouverneur von Tejuco, Senhor Fernando de Camara nicht besuchen, ließ ihm aber sogleich meine Ankunft melden. Er kam augenblicklich mit einigen wenigen Freunden zu mir, sah meine Empfehlungsschreiben und Pässe mit großer Zufriedenheit durch, und sagte dem Ouvidor und seinen andern Begleitern, daß ich dieselben Rechte erhalten hätte, deren sie genössen, und daß nach einem Befehl vom Hofe ich alles sehen dürfe. Er sagte mir ferner, daß er in Erwartung meiner Ankunft eine Reise zu dem größten von allen Diamantenwerken, Mandanga, am Flusse Jigitonhonha, das gegen 1000 Neger und zuweilen das Doppelte davon beschäftigt, verschoben hätte. Er wünschte, daß ich dies Werk mit seiner ganzen Maschinerie sähe, da diese bald weggenommen werden würde, weil der Fluß durch sein Anschwellen die Fortsetzung der Arbeit unmöglich mache.

Der Weg nach Mandanga ist sehr uneben und weder Gesträuch noch sonst ein lebendiges Wesen darauf zu sehen. — Die Wohnungen in Mandanga, ungefähr 100 an der Zahl, sind einzeln gebaut, zirkelrund, mit sehr hohen Schindeldächern, wie die afrikanischen Hütten, aber viel größer. Die Mauern bestehen aus senkrecht stehenden Pfählen, die mit Zweigen durchflochten und von innen und außen mit Theer beschmiert sind. Die Häuser der Beamten sind aus denselben Bestandtheilen erbaut, aber von bequemerer Gestalt, und das Innere ist geweißt.

Der Fluß selbst, durch die Vereinigung mehrerer kleiner Flüsse gebildet, ist so breit als die Themse bei Windsor, und im Ganzen von 3 bis 9 Fuß tief. Der Theil in welchem man jetzt arbeitet, ist ein Knie, aus dem man den Strom in einen Kanal abgeleitet hat, den man mitten durch die Landzunge gezogen hat, um die herum der Canal sich windet, indem man den Fluß dicht an dem oberen Ende des Canals durch einen aus mehreren tausend Sandsäcken gebildeten Damm gestauet hat, welcher wegen die Breite und Tiefe des Flusses sehr stark gemacht werden mußte. Die tiefere Gegend des Flußbettes wird durch große Kettenpumpen, welche von einem Wasserrade in Bewegung

gesetzt werden, ausgetrocknet. Dann führt man den Schlamm weg, gräbt den Cascalhão auf, und bringt ihn an einen bequemern Ort zum Waschen. Diese Arbeit ward bis vor kurzem durch Neger verrichtet, welche den Cascalhão in Gamellas (hölzernen Gefäßen) auf den Köpfen wegtrugen; allein Hr. Camara hat jetzt eine Einrichtung getroffen, wodurch vermittelst eines Wasserrades zwei Karrn, ein voller und ein leerer, auf einer schiefen Fläche hinauf und herabgehen. — Eine Meile weiter den Fluß hinauf, sind auch drei cylinderförmige Maschinen angelegt, den Cascalhão heraufzuziehen, die erste und einzige bedeutende Maschinerie, die ich in dem Diamantenbezirk sah.

In der trockenen Jahreszeit wird so viel Cascalhão als möglich aufgehäuft, um in den regnigten Monaten Beschäftigung zu haben. — Das Wasser bringt man aus einiger Entfernung her, und vertheilt es durch Wasserleitungen in die verschiedenen Abtheilungen der Werke. Die Art, die Diamanten zu waschen, ist hier folgende: es wird eine offene länglich viereckigte Hütte 25—30 Ellen lang und etwa 15 breit errichtet, die aus senkrecht eingeschlagenen Pfählen mit einem Schilfdache darüber, besteht. Mitten durch diese Hütte wird ein Wasserstrom in einem mit starken Planken bedeckten Kanale geleitet, auf dem man den Cascalhão zwei oder drei Fuß hoch legt. Auf der andern Seite ist ein Fußboden von Planken 4—5 Ellen breit in die Erde eingefügt, der gegen den Canal ungefähr 3—4 Zoll bis 1 Elle Abfall hat. Diese Bahn ist durch Bretter in ungefähr 20 Abtheilungen oder Tröge von etwa 3 Fuß Breite, getheilt. Das obere Ende dieser Tröge (hier Canoes genannt) hat mit dem Canal Gemeinschaft, aus welchem das Wasser zwischen zwei Brettern, die ungefähr einen Zoll von einander abstehen, heraus strömt. So kann also durch einen kleinen Klumpen Thon der Zufluß schwächer oder stärker gemacht werden. — Am untern Ende der Tröge ist ein kleiner Canal zum Abzuge des Wassers gegraben. — Auf dem Haufen Cascalhão stehen drei hohe Stühle *) für die Beamten oder Aufseher. Wenn diese

*) Um die Aufseher immer wachsam zu erhalten haben sie keine Lehnen.

sich gesetzt haben, treten die Neger in die Tröge, jeder mit einer Harke von besonderer Form mit kurzem Handgriffe versehen, mit der er ungefähr 70 oder 80 Pf. Cascalhão in den Trog harkt. Dann wird das Wasser los gelassen, der Cascalhão ausgebreitet, und beständig nach dem oberen Ende des Troges hin geharkt und so in fortdauernder Bewegung erhalten. Diese Operation wird eine Viertelstunde lang fortgesetzt: dann fängt das abfließende Wasser an klarer zu werden, da die erdigeren Theile weggewäschen sind, und der kiesartige Bodensatz wird an das Ende des Troges geharkt. Wenn der ausfließende Strom ganz klar ist, wirft man erst die größten und dann die kleineren Steine heraus, worauf denn das Ganze durchsucht wird. — Wenn ein Neger einen Diamant findet, so stellt er sich sogleich gerade, klatscht in die Hände und hält dann den Stein zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen empor: einer der Aufseher nimmt ihm denselben ab und legt ihn in ein halb mit Wasser gefülltes Gefäß, das in der Mitte der Hütte von der Decke herabhängt. In dieß Gefäß werden alle Diamanten gelegt, welche während des Tages gefunden werden; beim Schluß der Arbeit liefert man sie dem Oberbeamten ab, der, nachdem sie gewogen worden sind, sie in das Register einträgt.

Wenn ein Neger einen Diamanten von einem Octavo (17½ Karat) an Gewicht findet, so haben große Ceremonien Statt: er wird mit einem Blumenkranze geschmückt und in Prozession zu dem Administrator geführt, der ihm seine Freiheit giebt, indem er seinem Herrn seinen Werth bezahlt **). Dazu bekommt er noch neue Kleider und darf für seine eigene Rechnung arbeiten. Wenn ein Stein von 8 oder 10 Karaten gefunden wird, so erhält der Neger zwei neue Hemden, einen vollständigen neuen Anzug, einen Hut und ein schönes Messer. Für kleinere Steine von geringerem Werth werden verhältnißmäßige Geschenke

*) Die Neger, welche zu diesen Arbeiten gebraucht werden, sind das Eigenthum von Privatpersonen, welche sie für 3 Vintems (8 Pence engl.) vermiethen, wobei die Regierung für ihren Unterhalt sorgt. — Jeder Beamte hat das Vorrecht eine Anzahl von Negern in den Dienst der Regierung zu geben.

gegeben. Während meines Aufenthalts zu Tejuco, ward ein Stein von 16½ Karat gefunden; es war rührend zu sehen, wie aufrichtig die Beamten ihren Wunsch an den Tag legten, daß er so schwer seyn möge, dem armen Neger seine Freiheit zu verschaffen, und wie sehr sie an seinem Kummer Theil nahmen, als er nur um ein Karat zu leicht war.

Um zu verhindern, daß die Neger keine Diamanten entwenden mögen, trifft man verschiedene Vorkehrungen. Obgleich sie, da sie gebückt arbeiten, nie wissen können, ob der Aufseher sie nicht beobachte, so können sie doch sehr leicht einen Stein in die Ecke des Troges schieben, um ihn in Mußestunden wegzunehmen. Dies zu verhüten, müssen sie während der Arbeit häufig wechseln. Auf ein Wort der Aufseher tritt jeder in den Trog des andern, so, daß kein Einverständniß statt finden kann. Wenn man einen Neger in Verdacht hat, einen Diamant hinuntergeschluckt zu haben, so bringt man ihn in Gewahrsam, bis die Wahrheit ausgemittelt werden kann. Sonst fiel ein solcher Neger dem Staate anheim; da diese Strafe aber zu hart für den unschuldigen Eigenthümer schien, so ist sie in Gefängniß und Züchtigung verwandelt worden. — Ueber die Kleidung der Neger ist nichts festgesetzt; sie tragen gewöhnlich eine Jacke und ein Paar weite Beinkleider. — Ihre Arbeitszeit beginnt kurz vor Sonnenaufgang und geht bis Sonnenuntergang, wobei sie eine halbe Stunde zum Frühstück und zwei Stunden zum Mittag haben. Vier bis fünf Mal am Tage ruhen sie alle aus, während welcher Zeit ihnen Schnupftaback, den sie sehr lieben, gereicht wird.

Sie sind in sogenannte Trupps von 200 Köpfen abgetheilt, die unter der Aufsicht eines Verwalters und mehrerer Unterbeamten stehen. Jeder Trupp hat seinen Geistlichen und seinen Wundarzt. — Ihre Nahrung ist sehr kläglich, obgleich der jetzige Gouverneur sie dadurch erträglicher gemacht hat, daß jeder täglich eine bestimmte Portion frisches Rindfleisch bekommt, was unter seinen Vorgängern nicht der Fall war. — Die Beamten werden sehr reichlich bezahlt und leben auf einem sehr glänzenden Fuße.

Der Boden ist auf beiden Seiten des Flusses gleich

reich, und daher können die Beamten nach dem Ertrage eines bearbeiteten Stückes den Ertrag eines jeden andern bestimmen. Diese bekannten Plätze bewahrt man sich auf außerordentliche Fälle auf, und versucht sich lieber auf unsicherern Stellen. — Die Diamanten werden aber nicht blos in Flußbetten oder tiefen Schluchten gefunden: man hat deren selbst auf den Spitzen der höchsten Berge entdeckt. Sie sind an Gewicht sehr verschieden: zuweilen gehen vier oder fünf auf einen Gran, und also zwanzig auf ein Karat. Selten werden mehr als zwei oder drei Steine von 17—20 Karat jährlich gefunden, und in zwei Jahren ist in allen Waschungen noch nicht ein Stein von 30 Karat gefunden worden. — Nach den Haufen von ausgewaschenem Cascalhão zu schließen, müssen diese Werke schon seit mehr als 40 Jahren bearbeitet worden seyn; sie werden endlich einmal erschöpft werden, aber es giebt noch Gegenden in der Nähe, vorzüglich in dem Carro de St. Antonio und in der jetzt von den Indianern bewohnten Gegend, die wahrscheinlich diese Steine in ähnlichem Ueberflusse liefern.

Von hier aus besuchten wir ein Diamantenwerk, Montero, zwei Meilen höher hinauf am Flusse, und ein Goldwerk, Carapata, wo der Cascalhão aus dem Flusse genommen wird, da wo er 11 Fuß tief ist, und von dem man mir einen Haufen zeigte, der auf 10,000 Pf. geschätzt ward, und an dessen Heraufbringung 400 Neger 3 Monate lang gearbeitet hatten, und 100 Mann 3 Monat waschen mußten, was etwa 1,500 Pf. kosten konnte. (!) Dieser Platz wird für einen der reichsten gehalten. — Auf der Rückreise nach Tejuco bemerkte ich, daß sobald ein Reisender oder ein Neger, der etwas vom Wege ab ging, von einem aus dem Zuge bemerkt wurde, man sogleich einen Soldaten abschickte, ihn vor die Beamten zu bringen, von denen er auf das genaueste ausgefragt wurde.

Der Gouverneur gab mir seine Büchersammlung, die vorzüglich aus englischen wissenschaftlichen Werken bestand, zum Wohnzimmer. Im Garten, der vorher eine Diamantwäscherei gewesen war, blühten Pfirsichen. Das Thermometer stand bei Sonnenaufgang gewöhnlich auf 62°, um Mittag auf 74°.

Da Tejuco in einer sehr unfruchtbaren Gegend liegt, so müssen die Lebensmittel alle von den mehrere Meilen weit entfernten Gütern hergebracht werden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr 6000. Arme giebt es hier unverhältnißmäßig viele, vorzüglich Weiber, denen der Gouverneur wöchentlich Mehl austheilen ließ. Nichts destoweniger kann man Tejuco blühend nennen, indem sehr viel Geld daselbst in Umlauf ist. Die Regierung bezahlt jährlich für die Miethe der Sklaven, Gehalte der Beamten und mancherlei Zuthaten nicht weniger als 35,000 Pfd. — Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut, die Straßen sind uneben, allein die Häuser mit denen in andern Städten im Innern des Landes verglichen, sehr ansehnlich. Den Namen führt sie von den Sümpfen in der Gegend.

Die Schatzkammer, zu deren Besichtigung man mich einlud, kann nur im Beiseyn aller Beamten gesehen werden, weil zu den drei verschiedenen Schlössern auch drei derselben den Schlüssel haben. Man zeigte mir hier die Diamanten, welche man dem tropero zu Conceiçao abgenommen hatte, und die im Ganzen viel besser waren, als die, welche die Regierung aus den Werken erhalten hatte. Der Mensch selbst war sehr krank im Gefängniß. Eben so sah ich etwa 800 Karat Diamanten, die aber alle sehr klein waren. Der Ertrag der Werke wird monatlich hier niedergelegt, und mag im Ganzen jährlich 20,000 bis 25,000 Karat betragen, die unter einer militairischen Bedeckung nach Rio de Janeiro geschickt und dort in der Schatzkammer niedergelegt werden. Die Diamanten werden in schwarze seidene Beutel gethan und in zierliche kleine Kästchen gelegt, die wiederum in große eisenbeschlagene Kisten gesetzt werden. — Hierauf zeigte man mir das Gold, das in großen Barren war, von welcher jede 5 — 10 Pfd. wog, und die zusammen wohl 150 Pfd. an Gewicht haben mochten. Es war in dem Bezirk Cerro do Frio gefunden worden, und sollte dazu dienen einen Theil der Kosten jenes Werkes zu decken.

Nach einigen Tagen besuchte ich ein anderes Diamantwerk, Rio pardo, ungefähr 20 Meilen nördlich abgelegen. Der Rio pardo ist ein schmutziges elendes kleines Flüßchen, das in den Rio velho fließt, dessen Bett eine Lage von

Cascalhao enthält, die eben so wie zu Jigitonhonha ausgewaschen wird. So schlecht aber der Fluß aussieht, so hat er doch schönere Steine als irgend ein anderer gegeben. Die rohen bläulich grün gefärbten Diamanten, die sonst so sehr von den Holländern geschätzt wurden, werden noch immer hier gefunden. Noch jetzt ist so viel unbearbeiteter Grund da, daß 100 Neger noch volle zwanzig Jahre Beschäftigung finden können.

Mein Plan, Minas novas zu besuchen, und von da westwärts nach Paracatu zu gehen, und über Abaité zurückzukehren, ward durch mein Uebelbefinden vereitelt, so daß ich nur im Stande war, Nachrichten anderer über diese Gegenden zu sammeln.

Das Hauptdorf in Minas novas, Tocaya, liegt 35 Meilen nordöstlich von Tejuco. — Der, mit Landhäusern der Einwohner von Tejuco besetzte, Weg, läuft in einer Richtung mit dem Flusse Jigitonhonha, der zwei bis fünf Meilen westlich von dem Wege seinen Lauf nimmt. Zahlreiche Flüsse ergießen sich in dieser Richtung in ihn, und in einigen derselben findet man weiße Topase, die gewöhnlich unter dem Namen Minas novas bekannt sind. Auch blaue Topase und Aqua-marine werden hier gefunden, von denen die ersten das Eigene haben, daß sie zuweilen halb blau, halb klar und durchsichtig sind. Diese Gegend ist auch wegen der schönen Chrysoberylle berühmt, welche so sehr von den höheren Ständen in Brasilien geschätzt, und von den Juwelieren in Rio de Janeiro sehr gesucht werden. — Die Gegend ist sehr fruchtbar, und bringt eine große Menge feiner Hölzer hervor: so auch viele Früchte und vortreffliche Vanille, welche wild wächst. Baumwolle wird häufig gebaut und auf Maulthiere nach Rio de Janeiro gebracht. — Minas novas steht unter der Gerichtsbarkeit des Ouvidor von Villa do Principe, der jährlich einmal sich dahin begiebt, um Recht zu sprechen.

Bei Tocaya fließt der Jigitonhonha in einen größeren Fluß, dem Rio grande, der eine östliche Richtung nimmt, und unter 16° 20′ S. B. bei Porto Seguro sich in das

Meer ergießt. Die Regierung sollte den Handel auf diesem Flusse begünstigen, da, den Rio grande de S. Pedro ausgenommen, auf keinem Flusse von Brasilien Handel getrieben wird, und die Verminderung des Ertrags der Zölle am Paraibuna, welche diese Maasregel zur Folge haben würde, nicht achten. — Die Bevölkerung von Tocaya ist, verglichen mit dem Umfange der Landschaft, spärlich, nimmt aber täglich zu.

Paracatu ist der Hauptort einer Landschaft gleiches Namens, die ungefähr 90 Meilen N. W. von Tejuco liegt, und an die Capitania von Goyazes gränzt, von der sie durch eine Kette hoher Berge, die in einer nördlichen Richtung fortlaufen, getrennt wird. Die zahlreichen Flüsse, die auf der östlichen Seite der Berge entspringen, und in den St. Franciscofluß sich ergießen, sind reich an Gold. — Die Bevölkerung des Dorfes beträgt ungefähr 1000 Seelen, und wird, da die angebliche Ergiebigkeit einiger neu entdeckter Plätze viele Familien hieher zieht, bald bedeutender werden. — Die Lage des Dorfes ist hoch und daher gesund; mit Sabara und Villa rica, wo das Gold verificirt wird, hat es bedeutenden Verkehr. Südwärts ist das reiche Distacamento von Rio Plata, einem Flusse der schöne Diamanten liefert. Ein starker Posten verhindert, daß sie nicht heimlich gesucht werden. — Wenige Meilen nordwärts vom Platafluſſe fließt das Flüßchen Abaité, deswegen berühmt, weil es den größten Diamanten, der in des Prinzen Sammlung befindlich ist, hervorgebracht hat. Die oben erwähnten Verbrecher die ihn fanden, und die in das Innere des Landes, mit dem ausdrücklichen Verbot, sich keiner der Hauptstädte zu nähern, oder irgend in bürgerlicher Gesellschaft zu leben, verbannt waren, durchsuchten mehr als 6 Jahre alle Flüsse in dieser Gegend, um irgend eine bedeutende Entdeckung zu machen, durch welche sie ihre Freiheit wieder erhalten könnten. — In dem Flusse Abaité, der durch lange Dürre so seicht geworden war, daß ein Theil seines Bettes ganz trocken lag, fanden sie beim Goldwaschen jenen Stein. — Unschlüssig ob sie sich der Strafe wegen Uebertretung der Gesetze über das Diamantensuchen aussetzen sollten, vertrauten sie sich einem Geistlichen an, der ihnen Muth einsprach und sie nach Villa rica

zum Gouverneur begleitete. Dieser, nachdem er die Echtheit des Steins hatte prüfen lassen, glaubte die Vollstreckung des Urtheils über die Finder, als eine Belohnung für ihren Fund, aufschieben zu dürfen. Der Stein ward nach Rio de Janeiro gesandt, von wo eine Fregatte damit nach Lissabon abging, und auch der Geistliche ward mit eingeschifft, die nöthigen Erläuterungen zu geben. Der Prinz bewilligte die Begnadigung der Verbrecher, so wie auch eine Belohnung für den Geistlichen. — Der Fluß ward nun auf Kosten der Regierung unter Leitung des Intendanten von Cerro do Frio bearbeitet, lieferte auch zuweilen große Steine, aber von keiner besonderen Güte; jetzt aber ist das Werk aufgegeben worden, und giebt einer großen Menge von Abentheurern Beschäftigung. — In der Nähe des Abaité ist auch eine sehr starke Ader Bleierz, von dem ich Stücke von 20 Pfd. gesehen habe.

Der Fluß San Francisco ist sehr bedeutend, und soll ungemein fischreich seyn, ein deutlicher Beweis, daß nur wenig goldhaltige Stellen darin sind. An seinen Ufern weiden zahlreiche Viehheerden, die zuweilen bis nach Rio de Janeiro auf eine Entfernung von über 600 Meilen getrieben werden. Schade ist es, daß es an Salz für sie fehlt, ohne welches sie nicht gedeihen können.

Hier noch einige allgemeine Bemerkungen über Tejuco und Cerro do Frio. — Der letztere Bezirk besteht aus schroffen Felsen, die von Süden nach Norden laufen, und für die höchsten in Brasilien gehalten werden. Der sogenannte Diamant-Bezirk erstreckt sich ungefähr 16 Meilen von Norden nach Süden, und ungefähr acht von Osten nach Westen. Er wurde zuerst von einigen unternehmenden Bergleuten aus Villa do Principe durchsucht, und zwar einige Jahre nach der Stiftung dieser Stadt. Sie drangen bis an die kleinen Flüsse vor, welche am Fuße des Berges fließen, an dem jetzt Tejuco liegt, und legten hier Goldwäschereien an, hatten aber keine Vermuthung, daß die Flüsse Diamanten enthielten, obgleich man sagt, daß einige derselben gesammelt und dem damaligen Gouverneur von

Villa do Principe als besondere glänzende Steine überreicht worden seien, der sich derselben als Spielmarken bediente. Kurze Zeit nachher gelangten einige wenige nach Lissabon und wurden als schöne Kiesel dem holländischen Gesandten gegeben, um sie nach Amsterdam zu senden, welches damals der Hauptmarkt in Europa für Steine war. Steinkenner, denen sie gezeigt wurden, erklärten sie sogleich für Diamanten. Der holländische Consul zu Lissabon erhielt nun unmittelbar Nachricht davon, und wußte so klug zu unterhandeln, daß er in demselben Augenblicke wo er den Contrakt über die Steine mit der Regierung abgeschlossen hatte, auch über ihren wahren Werth Aufschluß gab. Die Regierung zog späterhin den ganzen Handel an sich, und machte einen besonderen Bezirk, mit eigenen Gesetzen und Verordnungen daraus.

Die Anzahl von Diamanten, welche während der ersten 20 Jahre nach der Entdeckung, nach Europa geschickt wurden, soll beinah unglaublich gewesen seyn, und mehr als 20,000 Unzen an Werth betragen haben. Dieses Zuströmen verminderte natürlich den Werth der Steine, da früherhin deren nur aus Indien gekommen wuren, wohin nun die Brasilianischen gingen, und bessern Absatz als in Europa fanden.

Durch List brachte man die Regierung dahin, diesen unschätzbaren Bezirk an eine Gesellschaft zu verpachten, die nur mit einer bestimmten Anzahl von Negern arbeiten durfte, oder für jeden darüber gebrauchten Neger eine festgesetzte Summe täglich bezahlen mußte. — Hier fielen aber so viele Betrügereien vor, daß um 1772 die Regierung die Sache selbst wieder zu übernehmen beschloß. Aber auch jetzt wurden die Mißbräuche nicht abgeschafft; das Werk gerieth in Schulden, die auch noch nicht abgezahlt sind, und leidet noch jetzt unter manchen andern Mängeln. Während des Zeitraums von 1801—1806 incl. betrugen die Ausgaben 204,000 Pf. und die in die Schatzkammer nach Rio de Janeiro geschickten Steine wogen 115,675 Karat. Der Werth des in dieser Zeit gefundenen Goldes betrug 17,300 Pf. woraus hervorgeht, daß die Diamanten der Regierung gegenwärtig 33 Schill. 9 Pence das Karat kosten.

Auf dem Diamantwerk befindet sich eine große Anzahl

von Beamten, von denen die vornehmsten sind: der Intendant, zugleich Generalintendant der Capitania von Minas geraes: der Schatzmeister, dessen Stelle beinahe nur eine Faulstelle ist: er bekommt 8000 Cruſaden jährlich, und der Administrator general 6000. Der Buchhalter hat 4000, und die drei Unterdedienten oder Schlüſſelbewahrer haben 800 bis 1000 jährlich *). — Alle dieſe Beamten wohnen in Tejuco. Die Aufſeher der Neger haben 400 auch 200 Cruſaden. Des Vorrechts, eine gewiſſe Anzahl von Negern in den Werken zu brauchen, genießen alle Beamte nach Verhältniß ihres Ranges: die oberen halten deren oft über funfzig.

Der Intendant hat die oberſte Gewalt, iſt Präſident der Junta, hat den Oberbefehl über das Militair im Bezirk, giebt oder verweigert die Erlaubniß den Bezirk zu betreten, oder ſich in demſelben niederzulaſſen, ernennt die Beamten, zahlt aus, giebt Papiergeld aus oder zieht es aus dem Umlauf, und iſt für alles dies nur der Regierung verantwortlich; wozu der jetzige Intendant noch das ganze Geſchäft des Administrator general, die Bergwerkspartie, übernommen hat. Zu dieſem Poſten machen ihn indeß ſeine Talente und der Umfang ſeiner Kenntniſſe vollkommen geſchickt. Er ſtudierte mehrere Jahre unter dem berühmten Werner Mineralogie, und wurde von dieſem für einen ſeiner beſten Schüler gehalten. Späterhin durchreiſete er Ungarn und die bedeutendſten deutſchen Staaten und machte zuletzt eine Reiſe durch England und Schottland wo er ſich zwei Jahre lang aufhielt.

In Tejuco ſind ungefähr 9 oder 10 große Kaufleute, denen das Werk ſelbſt und die dazu gehörigen Beamten häufig ſchuldig ſind. Dieſe Leute empfangen den größten Theil des Geldes, das den verſchiedenen Angeſtellten gezahlt wird, und größtentheils für engliſche Waaren. Die Koſten des Werks werden jährlich bezahlt, und zu dieſem Ende nicht weniger als 300,000 Cruſaden von Villa rica geſandt, wozu noch 60,000 oder 100,000 kommen, die aus den

*) Der Cruſado kann ungefähr zu 20 ggr. gerechnet werden. Sp.

Goldminen des Bezirks fließen. Diese Gelder kommen fast ganz in die Hände jener Kaufleute. — Das Vermiethen der Neger zu den Diamantwerken ist übrigens das Lieblingsgewerbe aller Stände in Tejuco, aber da die Bezahlung der Sklaven sehr gering, in Vergleichung mit dem Risiko erscheint, indem ihr Unterhalt kärglich und ihre Behandlung sehr rauh ist, so muß noch irgend ein geheimer Beweggrund dazu da seyn.

Da alle Diamanten, die in diesen Werken gefunden werden, der Krone gehören, so pflegt die königliche Familie aus der jährlich übersandten Anzahl diejenigen Steine auszusuchen, die sie ihrer Aufmerksamkeit für würdig hält, welches gewöhnlich die sind, welche über 17 Karat wiegen. Diese wurden sonst nach Holland geschickt, um geschliffen zu werden, da die Holländer über die Diamanten contrahirt hatten, seitdem indeß der Hof nach Rio de Janeiro ausgewandert ist, werden sie nach England geschickt, und dort durch Privatvertrag verkauft. — Die Sammlung des Prinzen soll, wie man mich versichert hat, über 3 Millionen Pfd. werth seyn.

Der Bezirk hat eine direkte Verbindung mit Bahia, und einige Maulthierzüge gehen beständig von dem einen Orte zum andern. Der Weg ist weit länger als der nach Rio de Janeiro, aber die Gegend weniger bergig. Von Tejuco werden Topase, Amethyste und andere Edelsteine dahin geschickt, und dafür englische Manufakturwaaren vorzüglich Hüte, gedruckte Kattune, Strümpfe und Sättel, die man in Bahia viel wohlfeiler als in England haben kann, zurückgeschickt.

Auf meiner Rückreise von Tejuco nach Rio de Janeiro, die ich meiner Gesundheit wegen mit aller möglichen Eile machen mußte, besuchte ich in der Nähe von Cocaes bei dem Dorfe Barro die dem Capitain José Alvarez zugehörigen Goldwerke, die ungemein reich sind: die Hauptmine lag bei dem Gipfel eines Berges, der sich getheilt zu haben schien, und in der Mitte eine Spalte von 20 Fuß senkrecht hatte. Ich hieß Neger mir Proben von Erde, von allen Seiten der Spalte, von der an den Wurzeln des Grases bis zur Tiefe, bringen, und alle fand ich goldhaltig. —

In Villa rica hat das Theater die Stiergefechte verdrängt: das Schauspielhaus und die Decorationen waren nett, und die Darstellung leidlich. Die Schauspieler stehen unter der Aufsicht des Gouverneurs, und dürfen nur das spielen, was seine Laune genehmigt. —

In der Mitte Februars 1810 kam ich sehr erschöpft in der Hauptstadt an, überreichte dem Condé de Linhares meine Berichte, und hatte auch die Ehre dem Prinzen vorgestellt zu werden, der meine beiden Begleiter, zur Belohnung für ihre gute Aufführung zu Officieren ernannte.

Allgemeine Bemerkungen über Minas Geraes.

Die Capitania von Minas Geraes erstreckt sich 600 bis 700 Meilen von Norden nach Süden, und in eben der Ausdehnung von Osten nach Westen. Im Norden gränzt sie an die Capitania von Bahia, im Westen an die von Goyaz, im Süden an den Fluß Paraibuna, der sie von der Capitania von Rio de Janeiro trennt. Von dem Bezirk Espiritu santo und der Küste ist sie durch eine ungeheuere Kette von Bergen geschieden, so daß diese Gegend, noch dazu von Wilden bewohnt, sehr wenig bekannt ist.

Man rechnet, daß die Capitania 360,000 Einwohner enthalte, von denen 200,000 Neger oder wenigstens unmittelbar von diesen entsprossen sind. Die Bevölkerung der Wilden ist hier nicht mit eingerechnet, aber gewiß nicht als beträchtlich anzunehmen, da sie sich nie, auch nur einer unbedeutenden bewaffneten Macht widersetzen. — Die regelmäßige Militairmacht der Capitania ist sehr bedeutend und besteht aus 1400 Mann Reuterei, welche Zahl von den Gesetzen vorgeschrieben ist, und nicht überschritten werden darf. Ihr Hauptquartier ist zu Villa rica, und sie bilden eine bewegliche Macht für die ganze Capitania. Sie werden ausschließlich in dem Bergwerksbezirk gebraucht, den sie nur dann verlassen, wenn sie Diamanten oder Schätze nach der Hauptstadt begleiten, oder in besonderen Angelegenheiten abgeschickt werden. Das Regiment ist sehr schön, und genießt eines so ausgezeichneten Rufs, daß,

während ich zu Villa rica war, über zweihundert Freiwillige darin dienten ohne Sold zu empfangen, welcher Zulauf natürlich die beste Gelegenheit giebt, die tüchtigsten und bestgesonnensten Leute auszusuchen. Die Officiere treten schon sehr jung ein, und dienen eine gewisse Zeit lang als Cadetten, während welcher Zeit sie den Dienst der Gemeinen thun und auch deren Sold erhalten; aber durch einen Stern auf der rechten Schulter von ihnen unterschieden sind. Uebrigens exerciren sie immer mit den andern.

Außer diesen Truppen ist auch noch eine Miliz, in die alle männlichen Einwohner der Capitania eingeschrieben sind, so daß sie, sobald es erforderlich ist, aufgerufen werden können *). Es liegt in dem Plane der gegenwärtigen Minister, die Creolen zur Thätigkeit anzuhalten, indem man sie entweder nöthigt ihr Land zu bebauen, oder in die Armee einzutreten.

Was die Metalle betrift, so ist von Gold u. dgl. schon oben weitläuftig die Rede gewesen; Bleierz wird bei Abaité gefunden, Spießglas in der Gegend von Sabara, Wismuth bei Villa rica, auch Titanium; Platina in ziemlicher Menge bei Largos. Kupfer giebt es beinahe gar nicht; Silber wird einzeln gar nicht, sondern nur im Golde gefunden. Zinn, Kobalt oder dgl. hat man bis jetzt noch nicht entdeckt. — In den Wäldern werden die schönsten Bäume sehr oft durch die Schlingpflanzen zerstört, die sich um die Bäume winden und in wenigen Jahren so mächtig werden, daß sie dem Wachsthum des Baumes Eintrag thun. Wenn diese Pflanzen jung sind, kann man sich ihrer statt der Stricke bedienen, und ich habe Neger, die sie als Zügel brauchten, einen ganzen Tag damit reiten sehen. Einige von den Hölzern werden von den Einwohnern zum gelb färben gebraucht, und man sagte mir, daß andere eine schwarze Farbe gäben, die man nicht auswaschen könne. Einige dienen zum Ledergärben, und geben der Haut eine rothe Farbe, andere lassen sie weiß. — An vie-

*) Dieselbe Einrichtung findet in Portugal Statt. s. Eliot's Beschreibung des portugiesischen Feldzugs im 3ten St. dieser Zeitschrift. pag. 240. Sp.

len Stellen fand ich auf der Rinde der Bäume ein Moos, das ein vortreffliches Hochroth gab. — Das Rohr wird zuweilen 30 Fuß hoch, und zeigt, wo es wächst, einen sehr fruchtbaren Boden an: Farnkräuter habe ich zwölf Fuß hoch gesehen; aus der Asche dieser und anderer Pflanzen wird von den Eingeborenen eine sehr gute Seife gemacht.

Die Capitania enthält 4 Bezirke, St. João del Rey, Sabara, Villa rica und Cerro do Frio. Die Hauptstadt des ersteren ist eine beträchtliche Stadt und hat wenigstens 5000 Einwohner. Sie liegt in der Nähe des Rio das Mortes, der nordwärts strömt, und sich in den Rio das Velhas ergießt. Die Stadt Sabara ward im Jahre 1690 von den Einwohnern von St. Paul gegründet, die von dort alles gefundene Gold nach ihrer Stadt schickten, wodurch diese ungemein in Aufnahme kam. Einige Jahre nach der Gründung der Stadt sandte der Hof von Lissabon einen Gouverneur dahin, gegen den sich aber die Einwohner auflehnten und ihn tödteten: allein der Vicekönig schickte Verstärkungen, und so wurden die Aufrührer genöthigt, sich zu unterwerfen, und $\frac{1}{5}$ des Goldes abzugeben. Ein gewisser Artis der beträchtliche Entdeckungen in der Nähe gemacht hatte, ward nun zum Gouverneur ernannt, und so alle Partheien besänftigt. — Die Paulistas, die einzigen unternehmenden Bewohner der Colonie, zeigten sich im Gefühl ihrer Ueberlegenheit von jeher gegen die Regierung etwas widerspenstig: wahr ist es indeß, daß ohne sie, in dem Colonialkriege von 1770 die portugiesischen Truppen in Paraguay und in der Gegend von Matto grösso und gegen Nordwesten hin, wohin sie vordrangen, eine sehr schlechte Figur gespielt haben würden. Sie dienten bloß als Reuter, und auf eine so geschickte Art, daß, wohin sie kamen, die Spanier wichen. In diesem Kriege nahmen die portugiesischen Truppen unter dem Capitain *) Coimbra de Suara in einem Augenblicke die wichtige Niederlassung Rio grande de S. Pedro, die noch in ihrem Besitz ist, weg.

*) Der Verfasser nennt ihn späterhin General. Sp.

Kurze Bemerkungen über die Capitanias Bahia, Pernambuco, Seara, Maranham, Para und Goyaz.

Da ich die Capitania von Bahia nicht selbst besucht habe, so kann ich nur einige darüber eingezogene Nachrichten mittheilen. Sie erstreckt sich in einer beträchtlichen Ausdehnung an der Küste hin, und wird gegen Norden von dem großen Flusse S. Francisco, welcher unter 11° S. B. in das Meer fällt, begränzt, und von dem Bezirk von Ilheos durch den Fluß das Contas unter 14° S. B. getrennt. S. Salvador, die Hauptstadt, auch Cidade de Bahia genannt, war früher der Sitz der Regierung von Brasilien, und besteht aus zwei Theilen, von denen der eine im Grunde nahe an der Küste liegt, wo der Handel getrieben wird, und der andere auf einem hohen Hügel, den man für den gesünderen Theil hält und der daher der Aufenthaltsort der Leute von Stande ist. Die Bevölkerung der Stadt soll beinahe der von Rio de Janeiro, 70,000 gleich kommen: die Häuser haben vergitterte Fenster und Balkons, wie die zu Rio de Janeiro. — Die Kirchen sind die Hauptgebäude und sollen im Innern sehr reich verziert seyn. Die Regierung ist in den Händen eines Gouverneurs, der für 3 Jahre ernannt wird: nur in gewissen Fällen kann noch nach Rio de Janeiro apellirt werden. Die Stadt ist ziemlich vertheidigt, und eben so die Bay. An der Küste ist ein königliches Zeughaus, so wie auch viele Vorrathshäuser. Kriegs- und Kauffartheischiffe sind häufig hier gebaut worden. — Bei der Durchreise des Prinzen nach Rio de Janeiro, auf welcher er sich mehrere Tage in Bahia aufhielt, legten die Einwohner ihre Liebe für ihn auf eine sehr unzweideutige Weise an den Tag. Sie feierten nicht allein seine Ankunft mit der größten Pracht, sondern beschlossen auch sogleich eine halbe Million Pfd. zur Erbauung eines Pallastes für die königliche Familie zusammen zu bringen, wenn der Prinz etwa seinen Sitz in ihrer Stadt aufschlagen sollte.

Das Klima ist immer warm, aber durch den Seewind erfrischt, und obgleich die Hitze hier größer ist als zu Rio de Janeiro, so hält man doch Bahia für gesunder, indem es luftiger liegt, und besser mit Wasser versehen ist.

ist. — Es wird häufig gebadet, und fast alle Häuser haben Einrichtungen zum Baden. — Die Nahrungsmittel sind in Ueberfluß vorhanden: Fische machen einen vorzüglichen Bestandtheil der Mahlzeit aus. Kalter Fisch mit Sallat ist die gewöhnliche Nahrung aller Klassen; selbst die Reicheren essen nichts Besseres. Die Märkte sind mit tropischen Früchten angefüllt, von denen vorzüglich die Ananas, der Mango und die Bananasfeige die schönsten sind: die letztere wird für die beste in ganz Amerika gehalten. Eingemachte Früchte sind wegen der Wohlfeilheit des Zuckers in großem Ueberflusse vorhanden; man verkauft sie in den Straßen und kann zwei bis drei eingemachte Citronen für einen Pence haben. Selbst der gemeinste Einwohner ißt dergleichen bei Tische.

Der Boden dieser Capitania wird für den besten in ganz Brasilien zum Anbau des Zuckerrohrs gehalten, und zwar hält man den schwarzen fettigen Lehmboden für den ersprießlichsten. — In frischem Boden kann man das Rohr schon nach 14 Monaten schneiden, in älterem erst nach 18 oder 20. — Der Taback dieser Capitania ist ein eigenthümliches Produkt, und nach einem ausschließlichen Privilegium darf keine andere Provinz in Brasilien diese Sorte bauen. Die Baumwollenpflanzungen vermehren sich täglich: Caffee wird in großer Menge gebaut, ist aber weniger geschätzt als der von Rio de Janeiro. Reis baut man in ziemlicher Menge: er ist von vorzüglicher Güte, aber die Hülse läßt sich so schwer von dem Korne lösen, daß bei dem Abstreifen der Reis halb zerquetscht wird, und also wenig werth bleibt. — Das herrliche Färbeholz, brasilianisches Holz genannt, wird aus Bahia und Pernambuco verschifft, ist bei weiten dem von Rio de Janeiro vorzuziehen, und einer der Artikel, die nicht in den Handel kommen dürfen, indem er als Eigenthum des Königs angesehen wird. — Der hier gemachte Indigo steht dem indischen weit nach, und nach der Meinung aller Indigo-Fabrikanten ist ein Theil der Zubereitung der Gesundheit der Neger sehr nachtheilig. In der That werden auch während der Arbeit viele krank, ja büßen wohl ihr Leben ein, was wahrscheinlich dem verderblichen Einflusse des Gases das die Blätter bei der Gährung ausdunsten zuzu-

schreiben ist. — Bahia treibt einen bedeutenden Handel mit St. Katharina und andern Häfen an der Küste, mit dem beständig eine große Menge schöner Briggs und anderer kleinerer Fahrzeuge beschäftigt ist. Es wurden auch sonst viel Produkte nach dem Plata Flusse ausgeführt, für welche man Häute und Talg erhält; man hat aber diesen Handel wegen der schlechten Zahlung von Seiten der Spanier nie für vortheilhaft gehalten.

Im Norden von Bahia liegen die Capitanias von Pernambuco, Seara und Maranham, deren Inneres sehr wenig bekannt ist, obgleich einige Gegenden der Küste ziemlich bevölkert sind. — Pernambuco selbst, obgleich beinahe unter einer Breite von 8°, gilt doch für einen gesunden Ort. Es ist auf einer Anhöhe erbaut, die sehr dem Luftzuge ausgesetzt ist, und beständig von Seewinden erfrischt wird. Es hat mehrere vortreffliche Gebäude und soll nach Verhältniß seiner Bevölkerung mehr reiche Kaufleute zählen, als irgend ein Ort in Brasilien. Es bringt Vanille, Kakao und eine bedeutende Menge Zucker hervor, der Haupthandelsgegenstand aber ist Baumwolle, die sonst wegen ihrer Güte in großem Rufe stand, jetzt aber bedeutend schlechter geworden ist. Die Baumwolle wird, wenn sie zum Verpacken fertig ist, in rohe Häute gepreßt, wobei jedesmal ein von der Regierung dazu ernannter Beamter gegenwärtig ist, der nach Beschaffenheit der Baumwolle einen Stempel darauf druckt. — Maranham, obgleich nur ein sehr kleiner Bezirk, hat sich seit kurzem durch seine vortrefflichen Produkte (Baumwolle, Zucker, Reis) berühmt gemacht. — St. Louis die Hauptstadt dieser Bezirke ist auf einer Insel erbaut, und wird, obgleich dem Aequator sehr nahe, doch für gesund gehalten. — Die Insel soll 20,000 Einwohner zählen.

Die Capitania Para ist die größte in ganz Brasilien, aber bei weitem noch nicht ganz bekannt. Die Hauptstadt ist Belem, woselbst auch der Gouverneur wohnt. Das Land ist niedrig und ungesund, die Küste für Schiffe sehr gefährlich. — Die Stadt Para liegt an dem Flusse Tocantins, der äußerst schwer zu befahren ist, und nur von kleineren Schiffen benutzt werden kann. Die Stadt mag 10,000 Einwohner enthalten, die aber, wahrscheinlich wegen

des fehlenden Verkehrs, äußerst arm sind: denn obgleich der Amazonenfluß und der Tocantins beinahe Millionen kleiner Flüsse in sich aufnehmen, so wird doch wenig Handel auf ihnen getrieben.

Die Capitania Goyaz gränzt in Osten an Minas geraes, im Westen an Matto grosso, und im Norden an Para, und erstreckt sich von 6° bis 21° S. B. Villa Boa, die Hauptstadt, liegt unter 16° S. B. ungefähr 80 Meilen von Paracatu, wohin ein guter Weg führt. Hier ist ein Verificationshaus, wo alles Gold der Capitania eingeschmolzen wird. Der Gouverneur wird für 3 Jahre erwählt, und dann gewöhnlich nach Bahia oder Minas geraes versetzt. Die Goldminen bringen Gold von vorzüglicher Güte hervor. Die hier gefundenen Diamanten haben mehr Glanz als die von Cerro do Frio, aber kein so reines Wasser. Der Handel ist unbedeutend: das Beste wird nach Rio de Janeiro gebracht, um dafür hauptsächlich Neger einzukaufen.

Die Capitania Matto grosso.

Ueber diesen Bezirk erhielt ich von dem Befehlshaber der daselbst befindlichen Truppen, dem Obersten Martinez, einem sehr verdienstvollen Ingenieurofficier, der vier Reisen nach Matto grosso gemacht, und einige Jahre sich daselbst aufgehalten hatte, die ausführlichste Auskunft, wozu mir auch noch eine von Hrn. Arrowsmith mitgetheilte Handschrift behülflich gewesen ist.

Matto grosso ist von dem benachbarten spanischen Gebiet durch die Flüsse Paraguay, Madeira, Mamoré und Guaporé getrennt, die eine natürliche Gränze von 500 Meilen im Umfange um dieselbe bilden, und hat von jeher für das große Außenwerk von Brasilien gegolten. — An dem Flusse Chinzu, oder vielmehr an einem seiner Zweige liegen wahrscheinlich die Minas dos Martirios, deren Spur man jetzt verloren hat, und die zuerst von Bartholomeo Bueno entdeckt wurden. Dieser unternehmende Mann kehrte, nachdem er jene Entdeckung gemacht, nach St. Paul

zurück, um Neger anzunehmen und Geräthschaften zur Bearbeitung der Minen anzukaufen; ward aber als er durch die Minen von Cuiaba reiſete, welche gerade damals entdeckt worden, und ſehr ergiebig waren, von dem größeren Theile ſeiner Begleiter verlaſſen. Um nicht die übrigen auch zu verlieren, und ſich von den Minen von Cuiaba zu entfernen, ſchlug er ſich oſtwärts und verlor ſich am Ende in ungeheuere Wüſteneien, in denen er mehrere Monate herumwanderte, und endlich die Minen von Goyaz fand. — Ein Enkel des Bartholomeo Bueno ging nach Anleitung eines alten Tagebuchs der Entdeckung, in dem der Weg dahin beſchrieben wurde, an dem Fluſſe das Mortes herunter, und fand nach einigen Tagereiſen wirklich Berge, die als die Lage der Minen dos Martirios angegeben waren. Allein ein unerwarteter Angriff der Indianer, bei dem der Anführer und mehrer der Abentheurer getödtet wurden, machte daß die Geſellſchaft ſich zerſtreute, und ſo die Entdeckung vereitelt ward.

Unter den Flüſſen in dieſer Capitania iſt der Paraguay-Fluß der bedeutendſte, der nach einem Laufe von 600 Meilen gegen Süden endlich unter dem Namen *Rio de la Plata* ſich in den Ozean ergießt. — Der kleine Fluß Cabaral iſt wie mehrere ſich in den Paraguay ergießende Flüſſe goldhaltig: an dem Sypotuba, der ebenfalls in den Paraguay fließt, wohnt ein indianiſcher Volksſtamm, die Barbados; ſo genannt, weil ſie allein unter den Indianern lange Bärte tragen. — Die Boriras Araviras bewohnen die Ufer des Cabaral: ſie ſind eine Miſchung aus zwei verſchiedenen Nationen, die im Jahre 1797 vier Häupter ihres Stammes, von deren Mutter begleitet, nach Villa bella ſandten, um ſich um die Freundſchaft der Portugieſen zu bewerben. Die Nation Pararioné lebt in ihrer Nachbarſchaft, dicht bei dem Sypotuba. Sieben Meilen ſüdlich von Villa Maria, einer kleinen 1778 angelegten Niederlaſſung ergießt ſich der Fluß Jauru in den Paraguay. Dieſer Fluß iſt wegen des an ſeiner Mündung 1754 errichteten Gränzzeichens merkwürdig; er gehört noch ganz zum portugieſiſchen Gebiete, ſo wie auch die Ländereien die an ſeinem ſüdlichen Ufer liegen, und dicht an die ſpaniſchen Beſitzungen gränzen. — In dieſer Gegend ſind auch Salzgruben,

die zum Theil Matto grosso seit dessen Anlegung mit Salz versehen haben, und sich bis zu der Salina de Almeida erstrecken, welche nach ihrem ersten Gründer so benannt ist. Die Saline von Almeida liegt nicht weit von dem Ufer des Jauru, und die Sole die darin gefunden wird, zieht sich noch 3 Meilen weiter nach Süden, wo sie an eine andre Grube, Pitas genannt, stößt. Das Gränzzeichen an der Mündung des Jauru ist eine Pyramide von schönem Marmor, die zu diesem Endzweck von Lissabon hieher geschafft worden ist. Es befinden sich Inschriften daran, welche des Vertrages zwischen Spanien und Portugal, wodurch die Gränze, welche die Pyramide bezeichnet, festgesetzt wurde, gedenken.

Ein neuer Fluß, Rio novo, ist erst im Jahre 1786 entdeckt worden; auf diesen wird man späterhin bis St. Pedro del Rey schiffen können, wenn man die Wasserpflanzen, die jetzt noch den Fluß beengen, weggeräumt haben wird. — In der Nähe der Stadt Cuiaba strömen mehrere Flüsse zusammen in den Cuiabafluß, auf dem man zu der Stadt kommt. — Die Stadt selbst liegt 90 Meilen östlich von Villa bella. Sie ist groß und kann mit dem Gebiet 30,000 Einwohner enthalten. Die Lebensbedürfnisse sind wohlfeil, die Gegend ist fruchtbar, auch finden sich einige reiche Bergwerke in der Nähe. Diese wurden im Jahre 1716 entdeckt, und man schätzt die jährliche Ausbeute über 20 Arrobas (640 Pfund) an Gold.

Zwanzig Meilen westlich von der Stadt Cuiaba ist die Niederlassung St. Pedro del Rey, die größte aller benachbarten Niederlassungen, welche voll 2000 Einwohner enthält. Der Fluß Cuiaba hat seine Quellen 40 Meilen oberhalb der Stadt, und seine Ufer sind größtentheils angebaut. — In der Gegend der Serras de Albuquerque, die ein Viereck von 10 Meilen bilden, wird von kleinen Flotten von Canoes und anderen Schiffen ein starker Handel auf dem Paraguay-mirim, einem Arme des Paraguay, getrieben. — An dem nördlichen Ufer des Mondego, der sonst Embotetieu hieß, häufig von den Kaufleuten von St. Paul besucht wurde, und in den Paraguay fließt, gründeten die Spanier die Stadt Xerez, welche von den Paulistas zerstört wurde. Eine Meile unterhalb der Mündung des

Mondego, sind zwei große einzeln stehende Berge, die einander an dem Paraguay gegenüber liegen, und unten am Abhange eines derselben ist die Garnison Neu Coimbra, die 1775 gestiftet wurde: die letzte südliche Niederlassung am großen Paraguay, eilf Meilen südlich von Coimbra, auf der Westseite des Paraguay, ist die Mündung der Bahia negra, und hier nehmen die portugiesischen Besitzungen auf beiden Ufern des Paraguay ein Ende. — Zwischen dem Paraguay und dem Parana läuft eine große Kette von Bergen, welche den Namen Amanbay führt, von Norden nach Süden: sie endigt sich südlich am Flusse Iguatimy. Auf diesen Bergen entspringen alle die Flüsse, welche in den Parana fließen, und von denen der Iguatimy der südlichste ist. Dieser hat seine Mündung etwas oberhalb der 7 Fälle, oder des herrlichen Parana-Falls. Dieser Wasserfall gewährt ein ungemein erhabenes Schauspiel, indem er ganz deutlich sechs Regenbogen bildet, und beständig in eine Dampfwolke gehüllt ist, die bis auf eine große Entfernung die Luft durchzieht. Auf der Nordseite des Iguatimy, 20 Meilen von seiner Mündung, hatten frühерhin die Portugiesen die Festung Bauris, welche sie aber 1777 aufgaben.

Natürlich mußte ein so bedeutender, an Fischen so ergiebiger, von großen Ebenen und hohen Bergen eingefaßter Fluß, wie der Paraguay, viele von den Indianischen Nationen zu seinen Ufern locken, jedoch scheinen bald nach der Entdeckung des festen Landes von Amerika, die Streifereien der Paulistas und der Spanier diese zahlreichen Stämme zerstreut zu haben; so wie auch die Jesuiten mehrere Tausende von ihnen in ihre Niederlassungen am Uruguay und Parana verpflanzten. Andere flohen vor der Habsucht der neuen Ansiedler in unfruchtbare Gegenden. Es sind indessen doch noch einige Indianer an den Ufern des Paraguay zurückgeblieben, unter denen die Guaycurus oder Ritter-Indianer sich vorzüglich durch ihre Tapferkeit auszeichnen, welche häufig mit den Spaniern und Portugiesen Krieg geführt haben, ohne je bezwungen worden zu seyn. Sie sind mit Lanzen von außerordentlicher Länge, mit Pfeilen und Bogen bewaffnet u. s. w. Sie unternehmen große Streifereien zu Pferde in die benachbarten Gegenden, und

tauschen Pferde für starke baumwollene Mäntel, Ponchos, ein, welche sie selbst verfertigen. Noch andere Indianer, welche in diesen weitläuftigen Gegenden wohnen, haben sich sowohl mit den Spaniern als mit den Portugiesen vermischt, und es giebt wenige von den letzteren an den Gränzen, an denen man nicht einige Spuren indianischer Gesichtszüge bemerkte.

Von dem Flusse Xeruy herabwärts nimmt der Hauptarm des Paraguay seinen Lauf südwärts auf 32 Meilen bis zur Stadt Assumpcion, der Hauptstadt von Paraguay und dem Sitze des Gouverneurs. Die Stadt liegt an einem stumpfen Winkel, welchen das östliche Ufer des Flusses bildet. Die Bevölkerung ist nicht unbedeutend, und es finden sich auch einige Portugiesen unter den Einwohnern. Das Gouvernement ist von großem Umfange, und soll beinahe 120,000 Einwohner enthalten. Das Land ist fruchbar, und zählt mehrere bedeutende Meiereien. Das Haupterzeugniß ist der Matté *), der nach Tucuman und Buenos Ayres ausgeführt wird, von wo aus man ihn nach mehreren Theilen der spanischen Besitzungen und längs der Küste von Chili und Peru versendet, indem er ein Gegenstand des allgemeinen Verbrauchs für die unteren Volksklassen ist. Die anderen Erzeugnisse sind Häute, Taback und Zucker. Von Buenos Ayres kommen große Boote, nach zwei bis drei Monaten Fahrt, in der Stadt Assumpcion an. Die einzige Schwierigkeit der Schiffahrt ist die große Wassermasse des Paraguay, der mit ungemeiner Schnelligkeit fließt, welchem Hinderniß indeß zum Theil die günstigen Winde abhelfen, die den größten Theil des Jahres hindurch aus Süden wehen.

Der Parana, den wegen seines reichen Wassers die ersten Eroberer für den Hauptfluß hielten, bildet vereint mit dem Paraguay den Rio de la Plata, welche Benennung sich von folgender Begebenheit herschreibt. Martin de Sousa, der erste Inhaber der Capitania S. Vicente, versah den Alexo Garcia mit einer hinreichenden Bedeckung um die bis dahin unbesuchte Wildniß im Westen der

*) S. oben Heft 4. pag. 374.

ausgedehnten Küste von Brasilien zu untersuchen. Dieser unerschrockene Portugiese kam auf dem Wege von Tieté glücklich zum Paraguay, über welchen er setzte und nun tief in das Innere eindrang, von wo er, wie es heißt, mit Silber und einigem Golde beladen zurückkehrte. An dem Ufer des Paraguay machte er Halt, um auf die Ankunft seines Sohnes, eines unerwachsenen Knaben, und einiger seiner Leute zu warten, und sandte eine Nachricht von seiner Entdeckung ab. Hier ward er aber von einem Trupp Indianer angegriffen, welche ihn tödteten, seinen Sohn gefangen nahmen, und sich aller seiner Reichthümer bemächtigten: im Jahre darauf hatten 60 Portugiesen, welche abgeschickt wurden, um Garcia zu suchen, dasselbe Schicksal. Die Spanier, welche sich zuerst an diesem Flusse niederließen, und so viel Silber bei den Indianern sahen, hielten dieß für ein Erzeugniß des Landes, und nannten daher den Fluß Rio de la Plata.

Die Capitania von Rio grande.

Diese Capitania ist eine der bedeutendsten in Brasilien, von ansehnlichem Umfange, und von der Capitania St. Paul im Norden, von Matto grosso im Westen und von den spanischen Besitzungen, zwischen Matto grosso und dem Platafluſſe, im Süden begränzt.

Obgleich der Hafen sehr schwer zum Einlaufen ist, sowohl wegen seiner Seichtigkeit als auch wegen der heftigen Strömung und des Weichens des Sandes, so wird doch von diesem Platze aus in Briggs und kleinen Fahrzeugen die nicht über 10 Fuß im Wasser gehen, ein beträchtlicher Handel nach allen Häfen von Brasilien getrieben. Die Hauptstadt wird durch mehrere Forts vertheidigt, von denen manche auf kleinen Inseln liegen. Seitdem General Coimbra sie den Spaniern abgenommen hat, ist sie sehr befestigt worden, und es befindet sich jetzt eine bedeutende Macht an Reiterei, reitender Artillerie und Fußvolk daselbst, so, daß man das Ganze, die Militz mit eingerechnet, auf 5 — 6000 Mann anschlagen kann.

Das Klima wird für sehr angenehm gehalten, und der Boden für so fruchtbar, daß man diesen Bezirk die Kornkammer von Brasilien nennen kann. Der hier gewonnene Weitzen wird in alle die Häfen an der Küste versandt, wo Brod im Gebrauche ist. Bei der Versendung geht man sehr nachlässig zu Werke. Man packt das Getreide in rohe Häute, die wie Säcke zugenäht werden. Bei der Fahrt von Rio grande nach den nördlichen Häfen quillt es sehr häufig und erhitzt sich, und dann läßt man es beim Landen zu Rio de Janeiro oft noch Tage lang auf den Kay's im Regen liegen.

Die Hauptbeschäftigung der Einwohner in der Nähe von Rio grande ist die Viehzucht, das Trocknen und Zubereiten der Häute, und die Verfertigung von charque (jugbeef, Räucherfleisch). Dieß wird auf folgende Art zubereitet: nachdem der Ochs abgehäutet ist, schneidet man das Fleisch von den Knochen in so langen Streifen als möglich, welche den Speckseiten ähnlich sehen. Diese thut man in heißes Salzwasser, wo sie 12—40 Stunden, nach Verhältniß der Dicke, bleiben. Dann nimmt man sie heraus, trocknet sie an der Sonne, thut sie in Päcke von ungefähr 150 Pfd. zusammen, und verschifft sie dann nach allen Häfen von Brasilien. Dies ist ein allgemeiner Verbrauchsgegenstand bei den niedrigeren Klassen und den Negern, wird auch wohl zuweilen auf den Tischen reicherer Leute gesehn, und schmeckt wie geräuchertes Rindfleisch. Es ist die gewöhnliche Nahrung der Seeleute und macht beinahe einen Bestandtheil einer jeden Ladung aus, die aus diesem Hafen abgeht. Auch nach Westindien hat es Absatz gefunden, wird dort sehr verlangt, und ist während des Krieges häufig zu neun Pence bis einen Schilling das Pfund verkauft worden. Das, was zu Rio grande gemacht wird, ist besser als das welches vom Rio de la Plata kommt. Während der Zeit wo die Engländer im Besitz von Monte Video waren, machte man zu S. Pedro Contrakte für bedeutende Vorräthe davon, die nachher, als man sie nicht brauchte, nach Westindien geschickt wurden.

Die Anzahl von Häuten, welche von hier ausgeführt werden, ist beinahe unglaublich. Manche Schiffe laden blos

Häute, und es mögen nicht weniger als 300,000 verschifft werden. Talg macht einen andern bedeutenden Handelsartikel aus. Dieß wird gewöhnlich in einem rohen Zustande verschifft, und nicht wie am Platafluſſe, gereinigt. Der größere Theil wird in Braſilien verbraucht, und die Kaufleute finden es beſſer den Artikel auf der Stelle zu reinigen, und ſogleich zu Lichten zu verarbeiten. Auch dieß wird in großen Packen von rohen Häuten verſchickt. — Horn und Pferdehaar ſind untergeordnete Handelsgegenſtände, werden aber doch in großer Anzahl von hier verſchifft. Dieſe Artikel geben vielleicht hundert Küſtenfahrern Beſchäftigung, von denen einige 2—3 mal im Jahre die Reiſe machen, und Rum, Zucker, Taback u. ſ. w. hieher bringen. Jedes Schiff bringt auch eine größere oder kleinere Anzahl von Negern mit, indem es zu Rio de Janeiro Gebrauch iſt, alle ſchlechtgeſinnten und unruhigen Neger nach Rio grande zu ſchicken, von wo ſie, wenn ſie fortfahren, ſich widerſpenſtig zu bezeigen, häufig in die benachbarten Colonien verkauft werden.

Während des alten Handelsſyſtems, ward in den letzten vier Jahren ein ſehr einträglicher Handel mit den Spaniern geführt, welche in großer Anzahl herüber kamen, und begierig den Taback und zu hohen Preiſen diejenigen engliſchen Manufakturwaaren aufkauften, welche zu Pferde weggebracht werden konnten. So wurde Rio grande und ſeine Umgebungen ein ſehr bedeutender Ort, wo man in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen erwerben konnte, indem nach den Waaren, obgleich Contrebande, ſtarke Nachfrage war, und ſie baar bezahlt wurden. Dieſer für beide Theile ſo vortheilhafte Handel, iſt durch die Habſucht unſerer Spekulanten, welche die Märkte mit Waaren überſchwemmten, und für zwei Procent das verkauften, was gern mit ſechs bezahlt worden wäre, gänzlich geſunken.

Die Umgebungen der Hauptſtadt ſind aber nicht anziehend, indem ſie aus Sand und Sandhügeln von beträchtlicher Größe beſtehen, welche vom Winde gebildet werden, der den Sand nach verſchiedenen Richtungen in Haufen zuſammenweht, die halb verſteinert erſcheinen. Ja der Wind bläſt auch wohl den Sand in die Häuſer und füllt jeden Theil derſelben damit an.

Der große Fluß Uruguay entspringt in dieser Capitania und fließt etwas oberhalb Buenos Ayres in den Platafluß: eben so fließen auch einige andere von weniger Bedeutung in der Capitania, deren Ufer mit Holz besetzt sind. Von Thieren findet man Jaguars und andere Raubthiere. Unter den Thieren, welche sich von Vegetabilien ernähren, sind Capivaras von bedeutender Größe, dann Hirsche in großer Anzahl und Armadillos, welche gebraten ein vortreffliches Gericht geben. Von Vögeln sieht man Strauße von der dunkelfarbigen Art, die in großen Heerden herumfliegen. Adler, Falken und andere Raubvögel, vorzüglich aber eine Art von Krähen von der Geyerart werden häufig gefunden. Kraniche, Störche, wilde Truthühner, Enten, Rebhühner, gehörnte Kiebitze, Ziegenmelker, kleine Papageien, Cardinals, Colibri's u. s. w. sieht man in großer Anzahl.

Die Einwohner sind im Ganzen stark und nervig und lieben das Reiten so sehr, daß sie auch nicht den kleinsten Weg zu Fuße machen. Man hält sie für treffliche Reiter, und sie übertreffen in der That alle ihre Nachbarn an Behendigkeit und Beweglichkeit, vorzüglich in der Kunst Hornvieh mit den Kugeln und dem Lazo (Riem) zu fangen. Aber man muß wissen, daß die Spanier dazu Peons auf ihren Besitzungen haben, die mit den Indianern näher verwandt sind, als mit ihnen selbst; die Portugiesen dagegen Creolen, welche in dem Geschäft auferzogen sind, oder erfahrene Neger, welche niemanden in dieser Arbeit nachgeben.

In diesem schönen Klima, wo die herrlichsten Kühe in der Welt gezogen werden, und man alles nöthige zu Holländereien bei der Hand hat, macht man weder Butter noch Käse, ausgenommen bei besonderen Gelegenheiten; auch kann man nicht zu allen Zeiten Milch zum Kaffee haben. — Vor einigen Jahren ward auf Befehl der Regierung Hanf gesäet: er gerieth vortrefflich, ward aber aufgegeben, weil es zu mühsam war ihn zu bearbeiten, und weil er wahrscheinlich nicht genug abwarf. — An einigen Orten sind die Trauben vortrefflich, und wahrscheinlich wird man bald Wein daraus keltern, da der von dem Mutterlande den Colonieen auferlegte Zwang nun aufgehört hat. —

In den letzten zwei oder drei Jahren hat man fortdauernd Truppen nach Rio grande geschickt, wo sie sehr schnell exercirt werden, und zu jeder Unternehmung brauchbar seyn würden, wenn ein Krieg mit den benachbarten Staaten ausbrechen sollte. Vielleicht könnte an keinem Orte eine Armee mit geringeren Kosten erhalten werden. Die Cavallerie steht in gutem Rufe, und die reitende Artillerie soll keiner in Europa etwas nachgeben, was auch gar nicht unwahrscheinlich ist, wenn man an die Vortrefflichkeit ihrer Pferde und an die Disciplin denkt, welcher die Truppen seit ihrem Abgange von St. Paul unterworfen gewesen sind.

II.

Statistisches Gemählde von Persien.

Von Macdonald Kinneir.

(Fortsetzung.)

Fars.

Diese Provinz gränzt im Norden an Irak, im Osten an Kerman und Laristan, im Westen an Kusistan, und im Süden an den See Oman. Sie ist in das Germasir und das Sirhud, oder den warmen und kalten Bezirk getheilt. Die Ergiebigkeit des Duschtistan oder der sandigen Ebene an dem Fuße des Berges (Bung) hängt gänzlich von den periodischen Regengüssen ab, so daß wenn sie eintreten, diese Gegend einen reichen Ertrag an Korn giebt; fehlt aber der Regen, was unglücklicherweise nur zu oft der Fall ist, so ist die Aernte so schlecht, daß gewöhnlich eine Hungersnoth eintritt. Uebrigens ist das Duschtistan sehr spärlich bevölkert und schlecht angebaut, und die, aus wenigen Lehmhütten bestehenden Dörfer verrathen beim ersten Anblick ihren traurigen Zustand.

Das Sirhud begreift größtentheils die bergige Gegend von Fars, die sich von der Stadt Kasrun bis nach Jesdekhast erstreckt, an dem Bette eines ausgetrockneten Flusses, der diese Provinz von Irak scheidet, gelegen. Die

Ebenen zwischen den Bergen sind größtentheils fruchtbar. Zwischen Bebahan und Schiras reisete ich im Jahre 1809 über 60 Meilen durch die köstlichsten Thäler, die mit Gehölz und Grün bedeckt waren: aber alles war öde: kein menschliches Wesen zu erblicken. Sie waren im Besitze eines alten Stammes gewesen, der wegen seiner Zügellosigkeit beinahe ganz von dem Fürsten ausgerottet worden war: die wenigen Ueberbleibsel hatten sich auf die Gipfel der höheren und unzugänglichsten Berge geflüchtet, wo sie von elendem Brode, von Eicheln zubereitet, sich ernährten, und durch häufige Ausfälle in die Ebene hinab die Wege unsicher machten.

Von den Flüssen ist der Tab (der alte Arosis) der beträchtlichste, und entsteht aus der Verbindung zweier Flüsse, wenig Meilen von der Stadt Situn. Diese beiden Flüsse entspringen in den Gebürgen von Fars. Der Tab scheidet gegen die Küste hin, Fars von Kusistan und geht mitten durch die Stadt Endian, wo, als ich im Februar darüber setzte, er 80 Ellen breit und schiffbar für Boote von zwanzig Tonnen Last war. Bei Situn ist das Wasser vollkommen süß, aber bei Endian schmeckt es schon so salzig, daß man es kaum brauchen kann. Dieß ist auch mit allen übrigen Flüssen in Fars, die in den persischen Meerbusen sich ergießen, der Fall. Von den vier andern Flüssen über die ich bei meiner Reise von Buschir nach Endian kam, geht der Bund Emir (der alte Araxes) durch das schöne Thal Merdescht, in dem die prächtigen Ruinen von Persepolis liegen, und wird, wenn er in die reichen und fruchtbaren Bezirke von Kurdschan eintritt, in zahllose Kanäle zum Behuf der Bewässerung abgeleitet. Der nicht abgeleitete Theil fließt gegen den See von Baktegan, und vereinigt sich, ehe er sich in denselben ergießt, mit dem Schamier, einem kleinen Flusse der in einer warmen Quelle entspringt. — Dieser See Baktegan, ein Salzsee zehn Meilen von Schiras belegen, hat beinahe 20 Fursungs *) im Umkreise. Im Sommer ist er beinahe ganz trocken,

*) Ein Fursung, zu 3¾ engl. Meilen, ist also beinahe einer deutschen Meile gleich. Sp.

und die Leute, die an seinen Ufern leben, sammeln dann das Salz mit dem der Boden bedeckt ist. Es wird für sehr gut gehalten und allgemein in Fars gebraucht. Da keiner von der Gesandschaft den See gesehen hat, so gebe ich diese Beschreibung aus dem Munde eines der Besitzer desselben.

Schiras, die Hauptstadt von Fars wie von ganz Persien, während der Regierung Kurim Khans, liegt unter 29° 36′ N. B. dem Mittel aus Niebuhrs Beobachtungen und denen einiger Herren aus dem Gefolge des General Malcolm, und unter 52° 44′ O. L. Wann auch die Stadt erbaut warden seyn mag, so war sie vor Mahomed's Geburt kein Platz von Bedeutung. Unter der Regierung der Abassiden erreichte sie, während sie unter dem Emir Asad a Daulah Delemi stand, den Gipfel ihres Flors: der Emir umgab nicht allein die Stadt mit Mauern, sondern trug auch zum Anbau der ganzen Provinz bedeutend bei. Kurim Khan machte Schiras zum Sitz des Reiches, befestigte es und verschönerte es durch viele Gärten und öffentliche Gebäude. — Als nach seinem Tode in dem Streit zwischen den Stämmen Kascher und Sund der erstere siegte, so war es das erste Geschäft Aga Mahomed Khan's nachdem er sich der Stadt bemächtigt, mehrere von den, von dem Vakil *) errichteten Festungswerken schleifen zu lassen, so daß jetzt eine Mauer von Lehm das einzige Vertheidigungsmittel der Stadt ist.

Schiras hat mehr ein freundliches als ein imponirendes Ansehen. Es ist von mehreren schönen Gärten umgeben, von denen der vorzüglichste der des Vakil ist. Die hohen Kuppeln der Moscheen geben, wenn man sie in der Entfernung durch die Bäume schimmern sieht, der Stadt etwas ungemein anziehendes: kommt man aber in das Innere, so vermindert der Anblick der kleinen Häuser und der engen schmutzigen Straßen den hohen Begriff von der zweiten Stadt des Reiches sehr. Der große Basar oder Markt, von Kurim Khan erbaut, macht indeß eine

---

*) Verwalter, Oberaufseher. S. Langles zu Chardie. tom. 4. pag. 166. Sp.

ehrenvolle Ausnahme. Er ist ungefähr ¼ (engl.) Meile lang, von gelben gebrannten Steinen erbaut, und überwölbt. Von Sonnenhitze und Regen hat man also nichts zu befürchten, während auf der andern Seite die vielen angebrachten Kuppelfenster, die Thüren und Seitenfenster, der Luft freien Durchzug gestatten. Dieser Basar ist den Kaufleuten der Stadt angewiesen, von denen jeder seinen bestimmten Platz hat, den er unter den genauesten Bestimmungen besitzt. Der Ark oder die Citadelle, in welcher der Beglerbeg von Fars seinen Sitz hat, ist ein befestigtes Viereck von 80 Ellen. Der königliche Pallast im Innern der Festung ist nichts weniger als ein zierliches Gebäude, und die Pfeiler des Diwan Khana *), seiner größten Zierde, ließ Aga Mahomed Khan wegbringen, um damit seinen Pallast in Tehran zu verzieren.

Die Umgebungen von Schiras sind von vielen gefeiert worden, vorzüglich aber von Hafis, dem Anakreon des Morgenlandes, der zu Schiras geboren war, und der in einem kleinen Garten ungefähr ½ Meile von der Stadt begraben ist. Kurim Khan ließ dem Dichter ein Grabmal errichten: es besteht aus weiter nichts als aus einem Blocke von weißem Marmor in Gestalt eines Sarges, auf dem zwei seiner Gedichte und die Zeit seines Todes eingegraben sind. Es ist ungegründet, daß seine Werke mit Ketten an sein Grab angeschlossen sind, wie man gesagt hat: aber eine prachtvolle Abschrift derselben wird in einem benachbarten Hause gezeigt. Nicht weit von Hafis Grabe ist der Garten Dschehan Numa, der schönste in der Nachbarschaft von Schiras, und unter dem Namen des Garten des Vakil bekannt. Der gegenwärtige Beherrscher, der, als er Gouverneur von Fars war, ein Haus zum Sommeraufenthalt darin baute, gab ihm einen andern Namen, legte aber auch noch einen zweiten Garten an, der auf einer Anhöhe liegt, und von dem man eine schöne Aussicht über die Stadt und die umliegende Gegend hat. Dieser heißt Tukht Kascheria, oder der Thron der Kaschers; allein weder das Haus noch der Garten sind vollendet. Der Garten

von

*) Des Audienz-Saales.

Dschehan Numa liegt ungefähr eine Meile von der Stadt und der von Kascheria etwas weiter. Zwischen ihnen durch fließt der berühmte Strom Rocknabad *) (Abi Rockny) ein kleines Flüßchen vom klarsten Wasser, nicht mehr als 2 Fuß breit und von dem Bogengange von Mossella, dessen Lage nur noch durch die Trümmer eines alten Thurms bezeichnet wird, ist nicht ein Strauch mehr da. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, den genauesten Nachrichten die ich erhalten konnte zu Folge, auf beinahe 40,000: das Klima ist herrlich, der Handel der Stadt ist sehr ausgedehnt, und hat seit wenigen Jahren sehr zugenommen, allein ich habe nie etwas genaues über den Betrag der Aus- und Einfuhr erfahren können. Der Haupthandel wird mit Buschir, Jesd und Ispahan getrieben. Aus der erstern Stadt führt man Zucker, Pfeffer, Zimmt, Zitz, Glas, Stahlwaaren, Stückgüter u. s. w. ein. Diese Artikel werden nach Jesd und Ispahan ausgeführt, und man erhält dafür wieder die Manufakturwaaren jener Städte.

Siebenzig Meilen beinah genau westlich von Schiras liegt Kasrun. Die Gegend zwischen dieser Stadt und Kasrun ist bergig und waldig, und zwei steile und enge Pässe, Dochtur **) und Piri Sun ***) liegen dazwischen, von denen der letztere 7 Meilen lang, mit einem dicken Gebüsch bedeckt ist, und in die Ebene von Duschtiardschun führt, wo fast die schönsten Pferde in Persien gezogen werden. — Die Stadt liegt in einem ungefähr 30 Meilen langen und 7 oder 8 Meilen breiten Thale, das gegen Norden von einem Salzsee begränzt, und von mehreren Strömen vortrefflichen Wassers durchflossen wird. Sie wurde in den letzteren bürgerlichen Kriegen fast ganz zerstört, und zählt jetzt nicht über 3 — 4000 Einwohner. — Am Ende des Thales, ungefähr 16 Meilen von der Stadt sieht man die Trümmer der alten Stadt Schapur und wenn man

---

*) Im Orient deswegen berühmt, weil er in Hafis Gedichten sehr oft erhoben wird. S. Langlès zu Chardin. tom. 8. p. 214 Sp.

**) Die Tochter.

***) Die alte Frau.

nach der Breite und dem Umfange der Wälle und den Ueberbleibseln einiger anderer öffentlichen Gebäude schließen dürfte, so muß Schapur eine sehr prächtige und große Stadt gewesen seyn. Sie liegt an einem kleinen aber sehr reißenden Strome in einer wilden und romantischen Gegend, zwischen Abgründen und Felsen, von denen mehrere mit Figuren bedeckt sind, denen ähnlich, die man bei Persepolis sieht. Die bemerkenswerthesten von diesen sind kleine Gruppen von Figuren, die in Felder vertheilt sind. Einige von diesen scheinen gut gearbeitet zu seyn, allein es ist wegen der Felsen und des Wassers von dem sie umgeben sind, schwer sich ihnen zu nähern. Die Hauptfigur ist zu Pferde und mit der Tiara (eine Krone mit der Kugel) geschmückt. Ein Mann mit einem glatten runden Helm auf dem Haupte, liegt ausgestreckt zwischen den Füßen des Pferdes; eine zweite Figur auf dieselbe Art gekleidet, kniet zu dem Kopfe des Thieres, und dahinter sieht man drei Figuren in aufrechter Stellung. Der König hält die erste von diesen in der rechten Hand: der Kopf der zweiten ist mit einer hohen Mütze oder Mitra bedeckt: ein Kreutz ist an ihrem Körper befestigt, und reicht von ihrem Gürtel bis auf die Erde: ihre Augen sind gegen den König gewandt und ihre Hände in einer flehenden Stellung erhoben. Auf einer Seite sind sechs kleine Felder, drei oben und drei unten, von denen jedes drei Figuren enthält, einige mit Speeren in der Hand; eine hält den Kreis, der so oft auf den Figuren von Nackschi Rustam und Taki Bostan vorkommt. Auf der andern Seite sind zwei Reihen Reuter, jede zu fünf Figuren. Sie tragen die großen Perücken der persepolitanischen Figuren. In der linken Hand halten sie den Zügel, während sie mit der rechten auf den König deuten. — In einiger Entfernung von diesen auf der entgegengesetzten Seite des Flusses sieht man zwei königliche Figuren zu Pferde. Eine von ihnen hält den sinnbildlichen Ring, und die andere einen wogenden Federbusch, der an diesen Ring befestigt ist. Alle diese Figuren tragen die persepolitanische Perücke, aber ihre Kronen sind verschieden; die zur rechten trägt die Kugel darauf, die zur linken hingegen eine bloße Krone mit drei pyramidalischen Spitzen. — In einiger Entfernung von diesen colossalen

Figuren ist ein Fürst, in der Mitte seiner Garden sitzend, dargestellt. Die Figuren am obern Theile haben Schwerd und Gürtel, die untern aber bloß Gürtel mit herunterhängenden Stäben. — Ein Mann zur linken hält ein reich aufgezäumtes Pferd, einer zur rechten mit einem Kopfe in jeder Hand sieht auf den Monarchen hin. Die Hügel in der Nachbarschaft dieser Ruinen scheinen früherhin befestigt gewesen zu seyn, und eine Höhle, höher hinauf am Fluss, scheint zu manchen fabelhaften Erzählungen Gelegenheit gegeben zu haben. — Die Stadt selbst soll von dem alten fabelhaften persischen Könige Taimuras gebaut und von ihm Din Dar genannt worden seyn: Alexander zerstörte sie, und Sapor, der Sohn des Artaxerxes Babegan baute sie wieder auf und benannte sie nach seinem Namen.

Die Entfernung von Kasrun nach Buschir beträgt 95 Meilen. Der Weg geht entweder durch tiefe Hohlwege oder furchtbare Abgründe. — Auf dem Wege sind auch die Trümmer der alten Stadt Firuzabad, die von Artaxerxes Babegan erbaut und späterhin die Residenz des Firuz Schah, des Enkels Nuschirvan's wurde. Die Ueberbleibsel derselben nahmen einen großen Raum in einer Ebene ein, die ungefähr 7 Meilen lang und halb so breit ist, und bestehn in dem Graben, der eine Fläche von wenigstens 7 Meilen im Umkreise einschließt, einem steinernen Pfeiler, der 150 Fuß hoch ist, und an der Grundfläche 20 Fuß im Umfange hat, und einem viereckten Gebäude, das an Gestalt und Stil von allen in der Gegend umher abweicht. Es ist von gehauenen Steinen errichtet, die mit eisernen Klammern an einander befestigt sind. Die Trümmer des Attasch Kudde oder des Feuertempels des Firuz Schah sind auf der andern Seite. Dieß scheint ein Gebäude mit drei ungeheueren Domen und drei kleinen Zimmern vorne und hinten, mit Bogen von kleinen unbehauenen Steinen, gewesen zu seyn. — Auf dem Wege nach Schiras, ungefähr 7 Meilen von diesen Trümmern, ist ein Basrelief mit zwei Figuren zu Pferde auf der glatten Oberfläche eines Felsens ausgehauen, die in jeder Hinsicht den zwei auffallendsten Figuren von Nakschi Rustam ähnlich sind. — Die neue Stadt Firuzabad ist ein ganz unbedeutender Ort.

Die Lage von Buschir ist nach den Beobachtungen der See-Officiere der Ostindischen Compagnie, 29° N. B. und 55° 50′ W. L. Es liegt auf der Spitze einer sandigen Halbinsel, die ungefähr 8 Meilen lang und 4 Meilen, an der breitesten Stelle, breit ist. — Im Süden, wo die Stadt nicht von Wasser umgeben ist, geht vom Meere bis zu einer Bay, den dieß östlich bildet, eine Mauer, die ungefähr ¾ Meile lang ist, und auf der einige unbrauchbare Kanonen aufgestellt sind. — Der Ort selbst ist sehr unbedeutend und hat kaum 5 oder 6 ordentliche Häuser von getrockneten Backsteinen. Mehrere von ihnen haben einen Bahdschir (Windfänger) einen viereckten, an jeder Seite offenen Thurm, der die Stelle eines Trichters vertritt, und dadurch daß er den Wind von allen Seiten zuläßt, das Haus beständig kühl erhält. Der Handel von Buschir ist sehr beträchtlich, und die Kaufleute des Orts versehen beinahe ganz Persien mit indischen Gütern, für welche rohe Seide und Barren ausgeführt werden, von welchem Verkehr der Gouverneur jährlich einen Lack Piaster (66,000 Thlr.) ziehen soll. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich indeß nicht allein auf die Stadt, die ungefähr 5000 Seelen hat, sondern auch längs der Küste, von dem alten portugiesischen Fort Raschir bis nach Bunder Dilum, beinahe 70 Meilen weit. Das Wasser muß in Ziegenhäuten von Alidschungi, siebenzehn Meilen weit, nach Buschir gebracht werden; in der Stadt selbst ist keines, und das der nächsten Quelle, die zwei Meilen weit davon ist, sehr schlecht.

Die Gegend in der Nachbarschaft von Buschir ist flach, sandig und dürr. Die nächste Stadt, 30 Meilen nordwestlich von Buschir ist Bunder Reig (der Sandhafen), die dicht an dem Meere liegt, und von einem elenden Lehmwalle umgeben ist, der auf den Ecken runde Thürme hat, auf denen drei oder vier unbrauchbare Kanonen stehn. Diese Stadt war der Sitz eines berühmten Freibeuters, Mir Mahuna, von dessen Unternehmungen zum Theil Niebuhr schon Nachrichten gegeben hat, und so lange er lebte, so stark befestigt, daß sie den wiederholten Angriffen Kurim Khans widerstand, von dem sie erst nach einer langen Belagerung eingenommen wurde. Die Werke wurden damals der Erde gleich gemacht, und seitdem ist der Ort so

gesunken, daß er nicht über 4—500 Einwohner zählt. — Die Stadt Behaban, die 153 Meilen von Schiras liegt, ist die Residenz eines Beglerbeg, dessen Pallast die nordwestliche Seite der Stadt einnimmt. Die Mauern haben beinahe drei Meilen im Umfange, und der Gouverneur sagte mir, daß die Bevölkerung sich auf beinahe 10,000 Seelen belaufe. — Auf dem Wege nach Beheban ist der Kila Sufid, 70 Meilen von Schiras, ein hoher fast senkrecht auf allen Seiten herabgehender Hügel, zu dem man nur auf drei schmalen Fußsteigen gelangen kann, die allein dem Stamm Mahmusuni, den erblichen Besitzern dieses unüberwindlichen Platzes bekannt sind. Vom Fuße bis zu dem Gipfel beträgt die Höhe 3 Meilen, und man kann auf dem Wege, den wir einschlugen, nur bis auf ungefähr 500 Ellen von dem Gipfel kommen, wo man absteigen und über die Felsen klettern muß. Die einzigen Befestigungswerke dieses außerordentlichen Orts bestehen aus einer Reihe von ungeheueren Steinen, die regelmäßig um den Rand der Abgründe herum gelegt sind. Jeder von diesen ruht auf einem anderen kleineren, und wenn dieser weggenommen wird, so rollt der größere in einem Augenblicke vom Gipfel bis zum Fuße des Berges herab, und reißt mit unwiderstehlicher Gewalt alles was sich ihm entgegen stellen will, mit sich fort. Dieser Kila Sufid beherrscht die Landstraße nach Schiras: der Gipfel hat ungefähr 4 Meilen im Umkreise, ist mit Grün bedeckt, und wird von mehr als 40 Quellen bewässert.

Ein tiefes und romantisches Thal von hohen und unfruchtbaren Felsen eingeschlossen und ungefähr 3½ Meile lang, trennt diese Festung von dem Kotuli Sucreab einem der längsten und beschwerlichsten Pässe die ich in Persien gesehen habe. Er ist an manchen Stellen so steil und schlüpfrig, daß wir genöthigt waren die Maulesel abzuladen, und das Gepäck die Abhänge hinauf zu schleppen.

In dem östlichen Theile von Fars, gegen die Provinz Kerman hin, liegen die Städte Selbistan, Niris, Fesa, Darabscherd und Ursindschan. — Noch sind hier 30 Meilen von Schiras auf dem Wege von Ispahan, die Ruinen des Pallastes, den Alexander auf Anstiften seiner Geliebten

(der Thais) verbrannte, die von Chardin, Niebuhr und Lebrun so genau beschriebenen Ruinen von Persepolis. Von diesen Ruinen führen zwei Wege nach Ispahan: der eine bessere und am meisten bereisete führt durch die Dörfer Murgab und Jesdikhast, bei welchem ersteren Ruinen eines Gebäudes sind, welche die Eingebohrnen Tucht Soliman nennen. An dem Pfeiler eines Bogens steht eine Inschrift, nach welcher zu schließen, die Erbauung dieser Gebäude gleichzeitig mit den von Persepolis seyn möchte. Der andere Weg ist im Winter wegen des Schnees unbefahrbar.

Laristan.

Diese kleine arme Provinz erstreckt sich längs der Nordküste des Persischen Meerbusens von 55° O. L. bis 58°, und gränzt gegen Norden an Fars und gegen Nord-Osten an Kerman. Das Land ist so bitter (acrid) und so entblößt von gesundem Wasser, daß wenn nicht periodische Regengüsse die Cisternen füllten, und die Einwohner in den Stand setzten den Dattelbaum anzupflanzen, so wie etwas Waitzen und Gerste zu bauen, die Provinz gänzlich unbewohnbar seyn würde. Die Küste wird von einigen arabischen Stämmen bewohnt, die unter der Herrschaft ihrer Scheiks eine vollkommene Unabhängigkeit von der Regierung behaupten, und dem Könige einen unbedeutenden Tribut bezahlen. Ihr Gewerbe ist Seeräuberei, und sie wohnen in kleinen Städten oder Festungen von Lehm, die längs der Küste zerstreut sind. — Die Provinz ward vor ungefähr 750 Jahren von einem kurdischen Anführer erobert, und blieb bis zu ihrer Eroberung durch Schah Abbas den Großen, der den letzten Fürsten entthronte und umbringen ließ, ein unabhängiges Königreich. Seit langen Jahren hat kein Europäer das Innere der Provinz besucht. Die folgende Beschreibung der Städte Lar und Larem habe ich aus dem Munde eines Einwohners der erstern Stadt, den ich zu Kasrun traf.

Lar, die Hauptstadt von Laristan, einst eine prächtige

Stadt, jetzt ein Haufen von Ruinen, liegt unter 27° 30′ N. B. und 52° 45′ O. L. an dem Fuße einer Reihe von Hügeln in einer weiten Ebene, die mit Palmbäumen bedeckt ist. Sie zählt noch jetzt ungefähr 12000 Einwohner, die wegen der Gewehre und Baumwollenwaaren, die sie verfertigen, in Ruf stehen. Die Stadt enthält noch jetzt einige schöne Gebäude, namentlich soll der Basar, der noch gut erhalten ist, eins der schönsten in Persien, und seine Bogen höher, und die Arbeit besser als an dem von Schiras seyn. Die Häuser sind im Innern nett und gut möblirt, und haben jedes einen Bahdschir *) und Surdab, in welchen letztern man sich während der heißen Tage im Sommer zurückzieht. Die Residenz des Khan oder Gouverneurs ist in der Mitte der Stadt, und von einem starken mit Thürmen besetzten Wall umgeben. Das berühmte, für unüberwindlich ausgegebene Castell von Lar auf der Spitze eines Hügels, dicht hinter der Stadt belegen, liegt jetzt in Ruinen. Tarem ist ein elender Ort am Ufer eines Flusses, der salziges Wasser hat.

Kusistan.

Diese Provinz, das alte Susiana, hat im Süden den persischen Meerbusen zur Gränze, den Tigris und den Schat-ul-Arab südwestlich, das Gebiet des Pascha von Bagdad nordwestlich und den Fluß Tab, der sie von Fars trennt, im Osten. Kusistan ist in das Gebiet des Scheikh Dschab und das Gouvernement Schuster getheilt. Die fruchtbarste Gegend in dem ersteren Theile ist um die Hauptstadt Darak herum, denn hier allein wachsen Datteln und Reis, und aus diesem Strich zieht der Scheikh Mahomed den Haupttheil seiner Einkünfte. Die Reisärnte ist im August und September, die des andern Getraides, das dort gesäet wird, im April und May: der Reis wächst auf Landstrichen, die durch künstliche Kanäle wohl gewässert

---

*) S. oben pag. 468.

sind, das Korn kommt nur durch Hülfe der periodischen Regengüsse fort. Der nördliche und westliche Theil der Provinz hat gute Wiesen, und hier schlagen die wandernden Stämme, die einen kleinen Theil der Bevölkerung ausmachen, ihre Zelte auf. Der Hauptstrom ist der Karun, ein herrlicher Fluß, der an manchen Stellen über 300 Ellen breit, und für Schiffe von 25 Tonnen befahrbar ist. Der Dscherahi wird in tausend einzelne Canäle zum Behuf des Ackerbaues abgeleitet. —

Ahwas war in früheren Zeiten eine große und blühende Stadt, die Winterresidenz des Artabanes, des letzten parthischen Königs. Noch jetzt sieht man die Ruinen einer alten Brücke und eines Pallastes, von dem noch eine 300 Fuß lange, an manchen Orten 14—15 Fuß hohe, von gehauenen Steinen erbaute Mauer steht. Ich maß einige einzelne Steine und fand sie über 6 Fuß lang. — Die Einkünfte des Scheikhs belaufen sich auf 5 Lack Piaster, (ungefähr 50,000 Pf.) und er kann 5000 Mann zu Pferde und 20,000 zu Fuß stellen, freilich nur einen schlecht bewaffneten Haufen ohne Kriegszucht, der europäischen Truppen nicht widerstehn würde *).

Das Gouvernement Schuster umfaßt den schönsten Theil der Provinz. Allein diese Gegend, die von den Alten als so ergiebig geschildert wird, liegt jetzt beinahe wüste, indem die Auflagen, mit denen der Beglerbeg die Einwohner drückt, diese aus ihren Wohnungen treiben. — Das schöne Thal Ram Hormus ist jetzt in den Händen von fünf feindlichen Häuptern. Einer von ihnen ist ein Araber und wohnt in einem elenden Dorfe am Ende des Thals, die andern vier sind Brüder, von denen jeder ein Castell oder befestigtes Dorf hat, von denen aus sie häufige Ausfälle machen.

---

*) Die heutigen Araber vergießen bei ihren Schlachten nicht viel Blut. Einige der mächtigsten Stämme hatten sich, während ich im Lande war, gegen den Scheikh Mahomed aufgelehnt, und es kam zwischen seinen Truppen und den Aufrührern zu einer Schlacht. Von jeder Seite fochten ungefähr 10,000 Mann. Die Schlacht, in der die Aufrührer gänzlich geschlagen wurden, dauerte vier Tage lang, und am Ende belief sich die Anzahl der Todten und Verwundeten auf — fünf Mann.

image
not
available

nicht weniger zahlreich als jene, die ihrigen an denen des Tigris und Gyndes. Die persischen Stämme kommen nicht oft in die Ebene herab, da sie die Schluchten der Gebirge sicherer für ihre Räubereien finden. — Wir, Hr. Monteith und ich, stießen auf unserer Reise durch die Wüste von Schuster nach Ram Hormus, auf einen Trupp von einem dieser Stämme, und hatten nicht allein das Glück ihn zurückzuschlagen, sondern auch einen ihrer Anführer zu Gefangenen zu machen, den wir mit zur Stadt zurücknahmen. Sobald wir daselbst angelangt waren, brachte ich eine förmliche Klage gegen ihn bei Mirza Scheffi, dem Gouverneur an, und forderte im Namen des Gesandten, daß er öffentlich bestraft werden sollte. Allein der Mirza, den wir persönlich kannten, gestand offenherzig, daß es nicht in seiner Gewalt stehe dieß zu thun, und rieth uns, das Anerbieten das er gethan hatte, uns, wenn er Verzeihung erhielte, sicher durch die Wüste zu führen, anzunehmen. Wir machten uns daher am folgenden Morgen zum zweitenmale auf den Weg, begleitet von 60 Reitern, von demselben Trupp, der uns am vorigen Tage hatte morden wollen, die uns auch nicht eher als am Eingange des Thales von Ram Hormus, etwa 60 Meilen von Schuster verließen, wo wir ihnen ein kleines Geschenk machten, mit dem sie ruhig nach Hause zogen.

Schuster die Hauptstadt von Kusistan und die Residenz eines Beglerbeg, liegt unter dem 32° N. B. und unter 48° 59′ O. L. an dem Fuße der Berge von Bucktiari auf einer Anhöhe, von welcher man eine Aussicht auf den reißenden Lauf des Karun hat, über den eine Brücke von einem Bogen, über 80 Fuß breit, geschlagen ist; von deren höchstem Punkte die Perser oft ohne sich den geringsten Schaden zuzufügen, in das Wasser hinabspringen. Von der Westseite ist die Stadt durch den Fluß gedeckt, von den übrigen durch eine alte Mauer von Steinen, die aber jetzt ganz verfallen ist. Die Häuser sind gut, meistentheils aus Quadersteinen gebaut, die Straßen aber eng und kothig. Die Bevölkerung beläuft sich auf 15,000 Seelen, theils Araber, theils Perser. Es ist eine bedeutende Manufaktur von Wollenzeug hier, das nach Bassora ausgeführt wird, und wofür wiederum indische Waaren einge-

führt werden. Die Stadt selbst soll von Sapor dem Sohn des Artaxerxes Babegan erbaut worden seyn, der seinen Gefangenen, den römischen Kaiser Valerian *) die Aufsicht darüber führen ließ, und römische Soldaten zu Bauleuten brauchte. — Die merkwürdigsten Gegenstände in der Stadt sind das Castell, der Damm und eine Brücke.

Ein Theil der Mauern des ersteren, das dem Valerian zur Wohnung gedient haben soll, steht noch, und zwar auf einem kleinen Hügel am westlichen Ende der Stadt, von wo man eine schöne Aussicht auf die umliegende Gegend hat. — Die Festung ist auf zwei Seiten von einem jetzt beinahe versandeten Graben gedeckt, und auf den andern beiden von einem Arme des Karun. Sie hat nur ein nach römischer Art gebautes Thor, zu dem früher eine Zugbrücke führte. Nicht weit vom Castell ist der von Sapor über den Karun gebaute Damm oder Bund, der wahrscheinlich dazu dienen sollte um das Wasser in einen Kanal zu drängen, den man zur Bewässerung der Felder angelegt hatte. Dieser Damm von gehauenen Steinen, die durch eiserne Klammern verbunden sind, erbaut, ist ungefähr 20 Fuß breit und 400 Ellen lang, und hat zwei kleine Bogen in der Mitte. Da er, aus Mangel an Aufsicht, der Gewalt des Wassers nachgegeben hatte, so ist Mahomed Ali Mirza, der Statthalter von Kermanschah, in den letzten vier Jahren beschäftigt gewesen, ihn wieder aufzubauen. Die Arbeit ist jetzt beendigt, und ihre wohlthätigen Folgen fangen bereits an, sichtbar zu werden. Der künstliche Kanal, welcher durch diesen Damm angefüllt wird, ergießt sich nach einem langen und schlängelnden Laufe in den Desphul, eine halbe Meile von Bundekil. Ueber den Kanal ist eine Brücke von gehauenen Steinen erbaut, die aus 32 Bogen besteht, von denen 28 noch unversehrt sind.

Die Stadt Desphul, 28 Meilen westlich von Schuster, hat beinahe eben so viel Einwohner als diese, und liegt am östlichen Ufer des Absal, in einer schönen und weiten Ebene. Die einzige Zierde von Desphul ist eine prächtige Brücke von 22 Bogen, auf Befehl Sapor's

*) S. Gibbon. Vol. 1. p. 346. Sp.

errichtet. Die Pfeiler sind von großen Steinen gebaut, die aus der Nähe von Schuster kommen, und die Bogen und der Obertheil der Brücke von gebrannten Steinen. Sie ist 450 Schritt lang, 20 breit und ungefähr 40 hoch. — Ungefähr 7 oder 8 Meilen westlich von Desphul fangen sich die Ruinen von Schus an, die vielleicht eine Ausdehnung von 12 Meilen haben, und wie die Ueberbleibsel von Ktesiphon, Babylon und Kufa aus Hügeln von Erde und Schutt bestehn, die mit zerbrochenen Mauersteinen und gefärbten Ziegeln bedeckt sind. Die größten und ansehnlichsten von diesen befinden sich ungefähr 2 Meilen von dem Flusse Karah. Der erste hat wenigstens eine (engl.) Meile im Umkreis, und ist beinahe 100 Fuß hoch. Der andere, obgleich nicht ganz so hoch, hat doch den doppelten Umfang des vorigen. Diese Hügel haben einige Aehnlichkeit mit den Pyramiden von Babylon, mit diesem Unterschiede, daß statt gänzlich von Mauersteinen zu seyn, sie aus Thon und Stücken von Ziegeln bestehen, und unregelmäßige Lagen von Mauersteinen und Mörtel haben, die 5 oder 6 Fuß dick sind, und gleichsam zur Unterstützung des Ganzen zu dienen scheinen. Die Araber, die zuweilen hier nach Schätzen graben, entdecken nicht selten große mit Hieroglyphen bedeckte Marmorblöcke. An dem Fuße der größten der beiden Pyramiden steht das Grab Daniels, ein kleines Gebäude, dem Anschein nach aus neuerer Zeit, das an dem Platze errichtet seyn soll, wo die Gebeine des Propheten ruhen. — Nach Rennel's Meinung ist Schus das alte Susa: D. Vincent erklärt sich für Schuster. — In den Ruinen von Schus hausen jetzt Löwen, Hyänen und andere Raubthiere. Hr. Monteith und ich sahen uns daher genöthigt, in den Ruinen von Daniels Grabe ein Nachtlager zu suchen.

In der Nähe der Ruinen liegt Hawisa, eine Stadt in einer so fruchtbaren Gegend, daß $\frac{2}{3}$ des Korns, das auf den Markt von Bassora kömmt, in dieser Gegend wachsen. Hawisa hatte früherhin einen eigenen Walli oder Fürsten: als aber vor einigen Jahren bei einem, zwischen ihm und seinen Unterthanen entstandenen Zwiste, er die Perser zu Hülfe rief, bemächtigten sich diese der Stadt, und schickten den unglücklichen Walli als Gefangenen nach Desphul.

Das Klima von Kusistan ist gesund und die Luft von Schuster so zuträglich, daß Kranke aus der ganzen umliegenden Gegend die Stadt zu ihrem Aufenthaltsorte wählen. Im Sommer ist die Hitze von 9 Uhr Morgens bis um dieselbe Stunde Abends unerträglich, bis die Luft von einem sanften N. W. Winde erfrischt wird, weswegen auch die Einwohner am Tage in unterirdischen Gewölben wohnen, und die Nächte auf den platten Dächern ihrer Häuser zubringen. Schnee sieht man nur auf den Gipfeln der Berge, aber heftige Stürme schaden oft der Aernte, die zweimal im Jahr gehalten wird. Zucker wurde sonst in ungeheurer Menge in dieser Provinz gewonnen: noch jetzt wird Indigo um Desphul gebaut, und Mohn um Schuster.

Irak.

Irak, das den größten Theil des alten Mediens einnimmt, gränzt im Süden an Fars und Kusistan, im Osten an Khorasan und die große Salzwüste, im Westen an Kurdistan, und im Norden an Azerbidschan, Ghilan und Masanderan. Es ist überall bergig, und hat Thäler von unabsehbarer Länge, die aber selten breiter als 10 oder 15 Meilen sind. Diese Thäler sind meistens unbebaut, ausgenommen in der Nähe der Dörfer, würden aber, da der Boden sehr fruchtbar ist, bei gehörigem Anbau, Korn in Fülle hervorbringen, wovon schon der Bezirk von Ispahan zeugt, der unter der Aufsicht des Amin a Daulah sehr blühend zu werden beginnt.

Die Provinz ist in 5 große Bezirke getheilt, die wiederum in Halluks oder kleinere Bezirke zerfallen. Diese fünf sind: Ispahan, Tehran, Naen, Mullajer und Kermanschah. — Der südliche Theil des Bezirks von Ispahan ist bevölkerter als die benachbarten Bezirke von Fars, und erholt sich jetzt unter der Aufsicht Mahomed Hussein Khans (des Amin a Daulah) langsam wieder von den Verwüstungen der Afghanen. Vorzüglich fruchtbar ist der Halluk von Lindschan; er wird durch Canäle die man von dem Flusse

Zeindarud abgeleitet hat, bewässert, und enthält eine Menge Dörfer, die mit Gärten umgeben sind, und in denen man eine unglaubliche Menge von Taubenhäusern sieht. Auf meine Nachfrage erfuhr ich, daß man die Tauben vorzüglich ihres Mistes wegen hält, und daß der vorzügliche Geschmack der Melonen von Ispahan vorzüglich diesem Dünger zuzuschreiben sey. Die größten dieser Taubenhäuser haben einen Werth von 3000 Pf. St. und mehrere davon werfen den Eigenthümern ein jährliches Einkommen von 200—300 Pf. ab *). — Unter den zahlreichen Dörfern ist eines, Pirkakeran genannt, ungefähr 16 Meilen von Ispahan, in dem sich das Grab einer berühmten jüdischen Frau, der Sarah, aber nicht der Frau Abrahams, befindet. Das Gebäude selbst scheint von neuerer Bauart, und die Juden wallfahrten häufig dahin.

Unter den Städten ist Ispahan die berühmteste, schon seit Jahrhunderte als die Hauptstadt Persiens angesehen. Sie ist schon von so vielen Reisenden, namentlich von Chardin beschrieben worden, daß es jetzt nur nöthig seyn wird, die Veränderungen anzugeben, die sich seit Chardin's Zeiten darin zugetragen haben. Die Mauer, welche damals die Stadt umgab ist, so wie andere von den persischen Königen errichtete Gebäude, seitdem gänzlich von den Afghanen zerstört worden, die vorzüglich hier, wo sie sich lange aufhielten, überall Spuren ihrer Barbarei zurückließen. Die Vorstadt Dschulfa zählt jetzt statt 12,000 600 Familien. Mehrere der Vorstädte haben dasselbe Schicksal gehabt, und man reitet meilenlang unter Ruinen in dieser ungeheueren Hauptstadt, die dennoch 200,000 Einwohner hat. Der Meidan oder königliche Platz mit allen seinen Pallästen und Moscheen steht noch, und gewährt noch immer, obgleich sehr verfallen, einen prächtigen Anblick. Ein neuer Pallast, von Hadschi Mahomed Hussein Khan, dem Amin a Daulah, erbaut, ist so eben fertig geworden: er kommt an Zierlichkeit jedem der ältern gleich, und sollte der König je Ispahan zur Residenz erwählen, so würde die Stadt gewiß

*) S. die Abbildung dieser Taubenhäuser im Atlas zu Chardin. Langles Ausgabe. Sp.

bald wieder ihren alten Glanz erhalten. — Schon jetzt scheint sie sich unter dem Schutze des oben erwähnten Mannes zu heben, der sich aus dem Staube zu einem der ersten Aemter im Reiche emporgeschwungen, und unermeßliche Reichthümer erworben hat, die er allein zur Verschönerung seiner Geburtsstadt und zum Aufkommen der Provinz verwendet. Außer dem neuen Pallast hat er auch mehrere von den Basars verschönert und wieder aufgebaut, Springbrunnen und Wasserleitungen neu angelegt und ausgebessert, und alles wüste Land in der Nähe der Stadt einzäunen und anbauen lassen.

Es führen vier Brücken über den Zeindarud, von denen zwei noch in sehr gutem Stande sind, vorzüglich die der Dschar Bahg (der vier Gärten), so genannt, weil sie den untern und obern Dschar Bahg verbindet, welchen Namen man einer breiten Allee giebt, die von dem Königsplatze bis zu der bergigen Morgenseite von Ispahan läuft. Die geräumigen Häuser und Palläste, welche auf diese königliche Allee gingen sind fast alle zerstört. Der Pallast am Ost-Ende derselben, Husar Dscherib genannt, (nach der Aussage aller Reisenden eines der herrlichsten Gebäude in Ispahan) wurde von den Afghanen in einen Schutthaufen verwandelt. Viele von den Moscheen und Gymnasien, welche Chardin erwähnt, stehen noch, und noch sind 9 Kirchen in der Vorstadt Dschulfa, in denen wöchentlich Gottesdienst gehalten wird. Die Thäler und Ebenen um die Stadt sind auf mehrere Meilen mit Dörfern und Pflanzungen geschmückt. Der Platz von dem man, von Schiras kommend, zuerst die große Hauptstadt erblickt, ist ein Hügel, ungefähr 5 Meilen von der Stadt. Hier fällt sie dem Reisenden auf einmal ins Auge, und gewährt vielleicht einen der erhabensten Anblicke in der Welt. In dieser Entfernung bemerkt man nicht die Zerstörung der Stadt, indem hohe Bäume und große Gebäude alle Spuren derselben verbergen, und das Auge erblickt nur Palläste, Gymnasien, Moscheen, Minarets und schattige Grotten. Ispahan ist die erste Handelsstadt im Reiche, als Stapelplatz des auswärtigen Handels zwischen Indien und Persien, der Türkei und Cabul. Es sind mehrere Manufacturen in der

Stadt über der zu Ispahan gemachte Goldbrokat behauptet vor allen andern seinen Rang.

Der dürrste Theil von Irak ist der, welcher zwischen dieser Stadt und Jesd liegt. Der Boden ist mager, leicht und sandig. — Die Stadt Jesd ist groß und wohl bevölkert, und liegt in einer Sandwüste. Jesd ist der große Markt zwischen Hindostan, Bokhara und Persien, und dem zu Folge ein bedeutender Handelsplatz. Der Basar ist wohl versehen, und die Stadt enthält 20,000 Häuser, ausser denen der Gebern oder Feueranbeter, die man auf 4000 schätzt. Diese Gebern sind ein thätiges Volk, werden aber sehr bedrückt, indem jeder von ihnen 20 Piaster Kopfgeld bezahlen muß, ausser den übrigen Lasten, die ihnen die Regierung auflegt. Früherhin wohnten auch mehrere reiche Hindus hier, als aber der letzte Statthalter sich durch Beraubung ihres Eigenthums bereichern wollte, flohen sie alle in einer Nacht nach Kandahar, wo sie sich seitdem niedergelassen haben. Der jetzige Khan hat umsonst versucht, sie zurückzubringen, und es wohnen jetzt nur neun Hindus in Jesd. Die Stadt führt den größten Theil ihres Korns aus der Nachbarschaft von Ispahan ein. Vieh ist sehr selten, und ein Esel wird zuweilen zu funfzig Tomans *) bezahlt. Die Manufaktur von seidenen Zeugen ist bedeutender als irgend eine in Persien, und die Numuds **) von Tuft, einem kleinen, 8 Meilen von Jesd entfernten Dorfe, sind eben so berühmt. Die Festung von Jesd hat ein sehr schlechtes Ansehn, und die Stadt selbst keine Mauer.

Natuns, 63 Meilen von Ispahan und 43 von Kaschan, ist einer der angenehmsten Orte, die es giebt. Es liegt in einem Thale, das von hohen und steilen Bergen umgeben ist, von denen unzählige Bäche herabfließen. Dies ganze Thal, das ungefähr 3 Meilen lang ist, ist ein fortlaufender Garten von Fruchtbäumen, in dem die Häuser der Einwohner zerstreut, und dem Auge verborgen liegen.

Der

*) Der Toman gilt nach einer in Langles Ausgabe von Chardin's Reisen tom. 4. p. 186. angestellten Berechnung 22 Francs: 50 Tomans würden also ungefähr 270 Rthl. betragen. Sp.

**) Die dicken Filzsitze der Perser. Sp.

Der Ort ist berühmt wegen der Zuträglichkeit seines Klimas, seiner Birnen, Pfirsichen und schönen Mädchen. Die Wallnußbäume wachsen zu einer Größe und Ueppigkeit herauf, von der ich nie in anderen Ländern ein Beispiel gesehen habe, und große Laubengänge weißer und rother Maulbeerbäume werden aufgezogen, um damit einen Seidenwurm zu nähren, welcher eine Seide giebt, die der von Ghilan nicht viel nachzusetzen ist. In der Mitte des Thales ist ein Fort, ein vortreffliches warmes Bad, und eine alte Moschee mit einem sehr schönen Minaret, welches vor 800 Jahren erbaut worden seyn soll.

Kaschan dankt seinen Flor seinen Seiden-, Tapeten- und Kupferwaarenmanufakturen. Der König hat ein sehr angenehmes Jagdschloß und einen Garten, ungefähr 3 Meilen von der Stadt am Fuße der Berge *). — Der Weg von Kaschan nach Kom, der an der Gränze der großen Salzwüste entlang geht, führt durch einen ebenen Landstrich, der durch die Einfälle der Turkomanen ganz verwüstet ist. Vor der Regierung des jetzigen Königs war es der Gebrauch dieses Volks, in Abtheilungen von 40—50 Mann Streifereien nach Persien hinein zu machen, wo sie, nachdem sie die Dörfer geplündert und die männlichen Einwohner niedergemacht, die Weiber und Kinder als Sklaven mit sich fortschleppten. Zu diesem Endzweck hatte jeder Turkoman zwei Pferde bei sich, die ausdrücklich für diese Tschapaus oder Einfälle abgerichtet wurden, so daß sie, was beinahe unglaublich ist, in 7 oder 8 Tagen eben so viele hundert Meilen machten.

Die Stadt Kom wurde im Jahre 203 der Hedschra (803) aus den Trümmern von 7 Städten gebaut, die unter Abdarrahman, einem arabischen Fürsten, einen kleinen Staat gebildet hatten. Späterhin ward es eine der ersten Städte in Persien, und war vorzüglich wegen seiner Seidenmanufakturen berühmt. Es liegt in einer großen Ebene an den Ufern eines Flusses, der sich in die große Salzwüste verliert. Im Jahre 1722 ward es von den Afghanen eingenommen und gänzlich zerstört: ein Theil davon ist

*) Chardin tom. 2. pag. 140. Sp.

seitdem wieder aufgebaut worden, aber dennoch hat die Stadt noch immer das Ansehen großer Trümmer. Es ist hier ein sehr schönes Gymnasium mit einer berühmten Moschee und einer Kapelle, welche zum Andenken der Fatime, der Tochter des Imam Resa erbaut ist. In der Moschee sind noch die Gräber Sefi I. und Schach Abbas II. zu sehen. Die Kuppel ist hoch, und auf Befehl des jetzigen Königs vergoldet worden. — Zehn Meilen nördlich von der Stadt ist ein sonderbarer Hügel, Koh Talism, der Berg des Talisman genannt, weil nach den Sagen des Landes noch nie jemand hat auf den Gipfel desselben gelangen können.

Die Umgebungen von Tehran, der gegenwärtigen Hauptstadt von Persien, sind sehr anziehend. Gegen Süden sieht man die Trümmer der großen und einst so stolzen Stadt Ra, gegen Osten die Berge von Elburs, als der Sitz der bösen Geister berüchtigt, gegen Norden den schneebedeckten Gipfel des hohen Dumawend, und gegen Westen eine herrliche reiche Ebene. Tehran liegt unter 35° 40′ N. B. und 50° 52′ O. B. hat ungefähr 4 Meilen im Umfange, und ist von einer starken Mauer, die mit unzähligen Thürmen besetzt ist, und einem trockenen Graben mit einem Glacis dahinter, umgeben. Das einzige Gebäude von Bedeutung in der Stadt ist die Ark oder Citadelle, in welcher der Pallast des Königs und seiner Officiere sich befindet. Sie wurde von Kurim Khan erbaut, von dem verstorbenen König vergrößert, und von dem gegenwärtigen verschönert. Die Werke dieser Citadelle sind stärker als die der Stadt, können aber doch nur in einem Lande für furchtbar gehalten werden, wo die Belagerungskunst unbekannt ist. — Die Bevölkerung der Stadt genau anzugeben ist unmöglich, da sie nach Maaßgabe der Anzahl von Garden oder Begleitern des Königs sich beständig verändert. Im Sommer, wenn die übermäßige Hitze den König nöthigt, Tehran zu verlassen, und seine Zelte entweder in den Ebenen von Sultania oder von Oudschan aufzuschlagen, folgt der größere Theil der Einwohner dem königlichen Feldlager, und man hat mir gesagt, daß in den Monaten Junius, Julius und August die Stadt nicht über 10,000 Einwohner zähle. Wenn der König im Winter zu Tehran ist, schätzt man die Einwohnerzahl auf 60,000. —

Auf der Nordseite der Stadt hat der König jetzt einen schönen Pallast erbauen lassen, der wegen seiner Lage und der herrlichen ihn umgebenden Gärten für einen der angenehmsten Orte um Tehran angesehen werden kann.

Die Gründe wegen welcher der verstorbene König Tehran zur Residenz wählte, waren wahrscheinlich die, daß die Stadt gerade in der Mitte des Reiches liegt, und von ihr aus das persische Reich besser als von irgend einem andern Platze vertheidigt werden kann, daß die Gegend sehr fruchtbar ist, und daß so viele wandernde Stämme sich um die Stadt her niedergelassen haben, daß der König in einem Zeitraume von 5 Tagen aus denen zwischen Kaswin und Firuskoh (einer der stärksten Festungen an der Gränze von Masanderan) ein Korps von 25,000 Pferden sammeln kann: der Hauptgrund war indeß wohl, daß Tehran nicht weit von Asterabad, dem Geburtsorte des Königs, und von Masanderan und Dahestan entfernt ist, Gegenden, die von dem Stamme Kascher bewohnt werden, dessen Haupt er war, und auf dessen Macht und Anhänglichkeit sich sein Ansehn vorzüglich gründete.

Eine Reihe hoher Berge scheidet Irak von den Provinzen, welche an das kaspische Meer gränzen. Die Stadt Kaswin, die jenseits eines Thales liegt, das an dem südöstlichen Ende dieser Berge sich befindet, besteht zum größeren Theile nur aus Ruinen, wird aber dennoch als eine der größten und bestbevölkerten Städte im Königreich angesehen, und treibt einen starken Handel mit Ghilan. Es ward die Hauptstadt von Persien unter den unmittelbaren Vorgängern Schah Abbas des Großen, und hatte 1674 als es Chardin besuchte, noch manche prächtige Gebäude aufzuweisen.

Das Klima dieses Theils von Irak ist herrlich im Frühling, obgleich im Anfange desselben kalt, da zu dieser Zeit der Schnee kaum verschwunden ist, und ein scharfer Nordwind, Baude Caucasan genannt, von den Gebirgen weht. Die Hitze tritt in der Mitte des Junius ein, und steigt bis zur Mitte des Augusts, wo geärndet wird. Gegen das Ende Septembers wird die Kälte fühlbar, und während der Monate December, Januar und Februar fällt viel Schnee.

Von Kom bis zu dem Dorfe Sugseabad ist eine große Ebene, die zur Zeit der Nachfolger Alexanders wegen der vortrefflichen Pferde berühmt war, welche darauf gezogen wurden, und die jetzt im Besitz der Stämme Kahlig und Afschar ist, welche bei jeder Zwischenregierung einander gegenseitig ihre Besitzungen verwüsten. Von Sugseabad ist es 73 Meilen bis zur alten Stadt Sultania, wo, wie oben erwähnt ist, der König den Sommer zubringt. Diese Stadt war einst die Residenz der Nachkommen des Holaku *), ist aber jetzt nur ein Haufen von Trümmern, der von zwanzig armen Familien bewohnt wird, welche in elenden Hütten in der Nähe des Grabmals des Sultan Kodabunda **), des Stifters der Stadt, wohnen. Dieß ist ein großes und schönes Monument, von Mauersteinen gebaut, und mit einer Kuppel, welche 90 Fuß hoch ist, und dem geschicktesten Baumeister in Europa Ehre machen würde. — Die in der Nähe gelegene Stadt Zindschan steht unter der Statthalterschaft eines der Söhne des Königs, der 10 Jahr alt ist.

Die Stadt Hamadan steht wahrscheinlich auf oder in der Nähe der Stelle des alten Ecbatana, nicht aber von Tabris, wie Sir Wm. Jones vermuthete. Als ich 1810 zu Hamadan war, zeigte man mir daselbst das Grabmal des Mardochai und der Esther, (so wie auch Avicenna's Grabmal daselbst ist) ein Umstand, der das Alter der Stadt beweist. (?) Der Berg Elwund ist wahrscheinlich der Orontes des Diodorus, hat aber in der Entfernung das Ansehen einer ganzen Reihe von Bergen. — Dieser Berg ist im Morgenlande wegen seiner Bergwerke, Wasser und Pflanzenerzeugnisse berühmt. Die Indier glauben, er enthalte den Stein der Weisen, und die Einwohner von Hamedan behaupten, daß einige von den darauf wachsenden Gräsern die Kraft haben, die schlechtesten Metalle in Gold zu verwandeln, so wie auch alle Krankheiten zu heilen.

---

*) Holaku war Kaiser der Mogolen und Enkel des Dschingiskan. Er entthronte den Kalifen von Bagdad Mostassem, und starb zu Marajah in der Provinz Aderbidschan 1284. s. Herbelot. Sp.

**) S. Herbelot unter Alglaptu. Sp.

Das einzige merkwürdige was ich auf diesem Berge entdeckte, war eine Inschrift auf einem Felsen, die Gunj-Nameh, oder die Geschichte des Schatzes genannt wird, weil, nach dem Glauben des Volks sie Nachricht von einem in der Nähe verborgenen Schatze enthalten soll. Diese Inschrift ist in denselben Schriftzügen, wie die auf den Babylonischen Ziegeln, geschrieben.

Hamadan ward von Timur erobert und zerstört, und scheint seit dieser Zeit nur als eine Stadt von zweitem Range betrachtet worden zu seyn. Gegenwärtig hat sie 10,000 schlecht gebaute Häuser, welche nach einem ungewissen Anschlage über 40,000 Einwohner enthalten. Die Mauer welche die Stadt umgab, wurde, so wie die Citadelle, auf Befehl des letzten Königs Aga Mahomed Khan, zerstört, und ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden. Hamedan ist wegen seiner Ledergerbereien berühmt, so wie es auch einen starken Handel mit Leder treibt: auch ist es der Marktplatz zwischen Ispahan und Bagdad, und zwischen dieser Stadt und Tehran. Die Stadt gehört mit ihrem Gebiete dem Mahomed Hassan Khan, dem Haupte des edlen Stammes der Karagusli *), welche allein die umliegende Gegend bewohnen, und bringt jährlich 10,000 Tomans **) ein.

Khonsar ist 150 Meilen von Hamadan entfernt, und hat eine sehr anziehende und romantische Lage. Wenn man sich von Westen der Stadt nähert, so kommt man durch einen Weg, der vier oder fünf Meilen lang, und auf beiden Seiten von Fruchtbäumen aller Art beschattet ist. Die Stadt liegt am Fuße zweier Reihen von Bergen, welche in gleicher Richtung neben einander hinlaufen, und zwar so dicht, daß die Häuser zugleich in dem Thale und an den Hügeln, bis zu einer gewissen Höhe hinauf, stehen. Jedes Haus ist von dem andern abgesondert, und von seinem eigenen Garten umgeben; die Stadt, die nur durch ihre Pflanzungen in sich verbunden ist, ist ungefähr 6 Meilen lang und nur ¼ Meile breit. Die Hügel geben immer

*) Welcher 7000 Mann soll ins Feld stellen können.
**) Ungefähr 55,000 Rtlr. Sp.

hinlänglichen Vorrath von Wasser, und der Anblick der schwarzen und unfruchtbaren Felsen, auf welchen man auch nicht eine Spur von Vegetation sieht, und die über diesen Gärten hängen, bildet einen Gegensatz gegen das üppige und verschiedenartige Grün der Pflanzungen, der sich nicht beschreiben läßt. Khonsar enthält 2500 Familien, unter einem Haupte Namens Ali Schah und wirft jährlich 5000 Tomans ab, wozu aber nicht der Sadir (Tribut) gerechnet ist, welcher gewöhnlich aus getrockneten Früchten und einer Art von Zitz besteht. Getraide wächst in dem Thale nicht, aber die Aernte an Früchten ist so ergiebig, daß die Einwohner schon dadurch sich alles übrige verschaffen können. Aus den Aepfeln bereitet man eine Art Cyder; er hält sich indessen nicht über einen Monat. Die Frauen des Orts sind wegen ihrer Schönheit und Lebhaftigkeit berühmt.

Hinter der südwestlichen Bergreihe liegt der kleine Bezirk von Feredun, der gänzlich mit den Georgiern und Armeniern bevölkert ist, welche Schah Abbas der Große hieher verpflanzte. Die erstern welche 1000 Familien zählen, bekennen sich zum mahomedanischen Glauben, verheirathen sich aber weder mit Perserinnen noch mit Armenierinnen. Ihre Hauptstadt ist Purschisch.

Ispahan ist 92 Meilen von Khonsar entfernt, und der dazwischenliegende Bezirk leidlich angebaut, da er zum Gebiete des Amin a Daulah gehört. — Ein fruchtbarer Strich zwischen Hamadan und Kunghever ist im Besitz des großen Stammes Affschar, dessen Haupt Fura Dschulah Khan, wegen seines Amtes als Nuschakihi Baschi, oder Oberrichter des Königs, beständig am Hofe seyn muß, als Geisel für das gute Betragen seiner Anhänger. — Die kleine Stadt Kunghever die auf einer Anhöhe 45 Meilen von Hamadan und 52 von Kermanschah liegt, ist wegen der Ruinen eines prächtigen Tempels oder Pallastes merkwürdig. Die Gestalt desselben war, wie man deutlich sehen kann, viereckt: jede Seite hatte 250 Schritte in der Länge und 18 Ellen in der Breite. Die Mauern von denen noch ein Theil steht, sind von großen gehauenen Steinen erbaut, und jeder einzelne Stein scheint ein besonderes Zeichen gehabt zu haben, damit er nicht eine falsche Stelle erhalte. Bruchstücke von Säulen liegen überall herum, und

der größere Theil von den Schaften von sieben derselben, steht noch. Die Einwohner des Dorfes welche eifrig damit beschäftigt waren, Steine fortzuschleppen um Häuser davon zu bauen, erzählten mir, daß einst 400 dieser Säulen gestanden hätten. Diese scheinen von verschiedener Größe gewesen zu seyn. Die Schafte einiger der größten, welche ich maaß, hielten 16 Fuß im Umfange, und mehrere Kapitäler 8 Fuß im Durchmesser. Sie waren sehr einfach, und ungefähr denen von der toskanischen Ordnung gleich.— Kunghever steht wahrscheinlich an dem Platze, wo das alte Concobar stand.

Eine lange Reihe unfruchtbarer Berge, welche die Ebene von Kermanschah gegen Norden einschließen, endigt sich östlich mit einem hohen und senkrecht herabgehenden Felsen, der aber auf einer Stelle einen Vorsprung hat, welcher gleich einem Baldachin sich über den Weg erstreckt, woher auch wohl sein Name Besittun (ohne Pfeiler) rührt. In der Nähe dieses Vorsprungs, auf einer hohen und unersteiglichen Stelle im Felsen ist eine Gruppe von Figuren, die eine Procession bilden, noch hinlänglich erhalten, um daran zu sehen, daß sie aus derselben Zeit und von derselben Art wie die von Persepolis sind. Die Figur, welche auf jenen prächtigen Ruinen so sehr in das Auge fällt, und die als ein Symbol der Gottheit angesehen wird, ist auch hier zu sehen, und in einer kleinen Entfernung von dieser Gruppe ist eine Thür, die durch einen großen Stein verschlossen ist, und genau denen gleicht, die sich in dem Abhange des Hügels dicht hinter Persepolis befinden. Einige andere Bildhauerarbeiten und eine griechische Inschrift neben dieser Thür, sind fast gänzlich verwischt und haben einigen neueren arabischen Zeilen Platz machen müssen, in denen der größte Theil des umliegenden Landes zur Erhaltung einer benachbarten Karavanserei angewiesen ist.

Ueber die alte Geschichte von Kermanschah ist wenig bekannt. Es soll von Bahram erbaut worden seyn, der ein Sohn des Sapor Dulactaf war, welcher, nachdem er Kerman erobert hatte, den Titel Kermanschah annahm, und diesen auch der neuen Stadt gab. Es ist eine blühende Stadt, welche ungefähr 12,000 Häuser enthält, und an

dem südlichen Ende einer schönen Ebene liegt, durch welche der Karasu fließt. Die Stadt hat mehrere Gärten, vierzehn Hummams oder öffentliche Bäder, vier Moscheen, und bringt 15000 Tomans *) jährlich ein.

Ungefähr 6 Meilen von der Stadt sind die Höhlen und Basreliefs von Taki Bostan, welche schon von Otter und andern Reisenden beschrieben worden sind. Diese Aushöhlungen sind in die Berge gemacht, welche die nördliche Gränze der Ebene von Kermanschah bilden. Die bedeutendste ist ein 50 bis 60 Fuß hoher, 20 Fuß tiefer und 24 Fuß breiter Bogen. Ueber dem Mittelpunkt dieses Bogens sieht man eine sinnbildliche Figur, die einem halben Monde gleicht, und auf jeder Seite einen Engel mit einem Zweige oder Diadem in der einen Hand, und einem Becher in der andern. Die Figur zur rechten ist noch ziemlich vollständig erhalten, allein von der zur linken kann man nur noch die Hand und den Arm sehen, da ein großer Theil des Felsens, der das übrige enthielt, herabgefallen ist. Nach der Gestalt des Felsens ist zu vermuthen, daß über diesen Figuren früher noch andere Bildwerke oder Inschriften gewesen sind, die wahrscheinlich die Zeit oder das Wetter zerstört hat. Der Engel zur rechten hat gute Verhältnisse, und ist in ein langes wallendes Gewand gekleidet. Am Ende des Bogens ist die Figur eines Mannes in voller Rüstung, mit einem Schilde am linken Arm, einer Lanze in der Rechten, einen Köcher mit Pfeilen an der Seite, und einer Tiara auf dem Kopfe. Der Theil seiner Kleidung der unter den Ketten der Rüstung sichtbar wird zeigt mehrere Greife und andere Zierrathen, und über die Lenden des Pferdes hängt eine Troddel, ähnlich denen von Persepolis. Der Kopf, Hals und die Schultern des Pferdes sind mit Rüstung bedeckt, und die ganze Figur, obgleich sehr verstümmelt, doch von gutem Verhältniß. Ueber dem Reuter stehen 3 große Figuren aufrecht, die aber sehr verstümmelt sind. Eine Frau, zur Linken, hält in der Rechten ein Diadem, mit dem sie die Figur in der Mitte zu krönen scheint, nnd in der Linken einen Becher, wie zur Libation.

*) Ungefähr 75,000 Rtlr. Sp.

Ueber dem Kopfe der Figur in der Mitte, welche größer ist als die beiden andern, schwebt der halbe Mond. Mit einer Hand scheint sie nach einem Ringe zu greifen, den die männliche Figur zur Rechten hält, und in der andern hat sie ein gerades Schwert, dessen Spitze zwischen ihren Füßen auf der Erde steht. Die Figur zur Rechten hat einen Mantel an, einen langen Bart, und einen Helm mit einer Kugel darauf, auf dem Kopfe.

Auf der linken Seite des Bogens ist eine wilde Eber-Jagd dargestellt, wo aber die Gesichter der Figuren vorsetzlich verstümmelt zu seyn scheinen, obgleich das Ganze besser als die andern Sculpturen erhalten ist. Es sind sehr viele Figuren darauf: die Elephanten aber vorzüglich gut dargestellt. Die Hauptfigur nahe bei der Mitte ist ein Mann der in einem Boote steht und im Begriff ist, mit dem Bogen auf einige wilde Eber zu schießen, die so eben aus dem Schilfe hervorbrechen. In demselben Boote sind vier andere Männer, zwei mit Rudern in der Hand, einer der einen Pfeil aus einem Köcher zieht, und ein vierter, der auf der Harfe spielt. Diesem Boote gegenüber ist ein zweites, in dem sich fünf Weiber befinden, welche sitzen und auf Harfen mit zehn Saiten spielen. In einem dritten Boote, diesem gegenüber, steht ein anderer Anführer von großer Gestalt mit einer Glorie um das Haupt, der ebenfalls von 4 Männern begleitet ist, die eben so beschäftigt sind, wie jene. — Auf der andern Seite des Bogens ist eine Hirschjagd, mehr vom Wetter beschädigt als jenes Bild. Auch hier erscheinen die zwei Anführer wieder: der erste ist zu Pferde, von einem Manne zu Fuße begleitet, der ihm einen Sonnenschirm überhält: in der rechten Hand hält er eine Keule: er trägt einen Bogen um die Schulter geschlungen und ein Schwert. Ihm gegenüber sind sieben Musiker (wahrscheinlich Frauen) die auf einer Art von Theater sitzen, das auf dem Rücken eines Elephanten errichtet ist. Der andere Anführer verfolgt mehrere flüchtige Hirsche nach denen er schießt. — Außerdem sind noch viele Figuren, denen auf der andern Seite ähnlich, auf dieser.

An dem oberen Theile einer andern Höhle ist ein Basrelief von zwei andern Königen, die gleich gekleidet sind. Beide tragen die persepolitanische Perrücke und

die Kugelkrone, die man auf den Figuren von Nakschi Rustam und Schapur sieht. Rechts und links von diesen Figuren sind Inschriften in Pehlwischrift, woraus nach Hrn. de Sacy hervorgeht, daß sie den Sapor Dulactaf und seinen Sohn Bahram darstellen. Nicht weit von dem Eingange der Höhle sieht man drei Figuren, welche sehr der Aufmerksamkeit werth sind. Die eine zur Rechten steht auf einem Sterne, und hält ein Scepter in den Händen: ihr Haupt ist ganz von Strahlen bedeckt, und gegen die Figuren zu ihrer Linken gewandt. Jede von diesen stellt die Majestät dar: eine hat die Kugel- und die andere die pyramidalische Krone. Sie treten alle drei auf einen Mann, der unter ihren Füßen ausgestreckt liegt. —

Ich habe mit Willen diese Bildwerke so genau beschrieben, weil ich in keinem Buche eine umständliche Beschreibung davon gefunden habe. — Nach Hrn. de Sacy sind sie ein Werk der Monarchen aus der Dynastie der Sassaniden *), nach einer Sage unter den Persern ein Werk des Ferhad, das ihm von Chosroes Parvis zu vollenden aufgegeben wurde, ehe er die Hand der schönen Schirin erhielte.

Zehn Meilen von Taki Bostan in den Bergen, ist ein Platz, Kemisch genannt, der in früheren Zeiten seines Feuertempels wegen, Atasch Kuda genannt, berühmt war, von dem aber nichts mehr zu sehen ist, als Haufen von loosen Steinen, die neben einer schönen Quelle liegen. Man sagte mir, daß vier Meilen von hier, nahe bei einem Bache und Garten, Bildwerke in den Felsen gehauen wären, allein meine Zeit erlaubte mir nicht, sie zu besuchen.

Die Herrschaft des Prinzen Mahomed Ali Mirza begreift beinahe das ganze Lauristan, einen sehr ausgedehnten Strich, den jetzt die Stämme Lack Buchtiari und Filli bewohnen. — Diese sind ein rohes, furchtloses Volk, das kein anderes Gesetz als den Willen seiner Häupter kennt. Sie wohnen unter schwarzen Zelten, selbst im Winter, und es giebt also, Korumabad ausgenommen, keine Städte und

---

*) Hr. Kinneir ist geneigt, sie nach einer Stelle im Diodor, der Semiramis zuzuschreiben. Sp.

nur wenig Dörfer in Lauriſtan. — Der Einfluß des Beglerbegs von Kermanſchah hört bei dem Paß von Kurrend, der äußerſten ſüdweſtlichen Gränze von Perſien auf. Dieſer Bezirk von Kurrend iſt mit Wäldern von Krüppeleichen bedeckt, und von einer außerordentlichen Sekte von Menſchen bewohnt, deren Gebräuche denen der Kadmuſia in Syrien ähnlich ſind, die Volney beſchreibt. Bei ihren nächtlichen Feſten werden die Kleider der Weiber auf einen Haufen geworfen und vermiſcht. Dann löſcht man die Lichte aus, theilt die Kleider regelmäßig unter die Männer aus, und zündet dann die Lichte wieder an; und nun befehlen die Geſetze der Geſellſchaft, daß jede Frau ſich dem Mann ergebe, dem ihre Kleider in die Hände gefallen ſind, es mag ihr Vater, Sohn, Gatte oder Bruder ſeyn. Dann werden die Lichte noch einmal ausgelöſcht und das Ganze endigt ſich in ein Bacchanal.

(Die Fortſetzung im nächſten Heft.)

III.

Der portugieſiſche Krieg.

Von W. Granville Eliot.

(Beſchluß.)

Anfang des Feldzugs im Jahr 1811.

Durch dieſen fehlgeſchlagenen Entwurf Maſſena's, Portugal zu unterjochen, war für die allgemeine Sache ſehr viel gewonnen, obgleich der große Kampf freilich noch immer nicht entſchieden war; die portugieſiſchen Truppen hatten ſich geübt und berechtigten zu großem Vertrauen; der Muth und die Hofnungen des Volks ſtiegen. Die Franzoſen, die durch die Angriffe der Miliz und Ordonença ſowohl als durch die Schlacht von Buſaco, durch Ausreiſſen und Krankheiten, der Folge des Mangels an Lebensmitteln, ſehr geſchwächt waren, erhielten fortdauernd Verſtärkungen, die hauptſächlich aus 11 Bataillons vom 9ten Corps unter General Gardanne und den wiederhergeſtellten Kranken beſtanden, die man zu Salamanca, Ciudad Rodrigo und in andern Theilen Spaniens gelaſſen hatte. General Drouet beſetzte Leiria und General Claparede Pinhel, Trancoſo und den Diſtrikt der Coa, um die Verbindung mit Almeida, Ciudad Rodrigo und Salamanca zu unterhalten; deſſen un-

geachtet ward die Operationslinie oft unterbrochen, und das französische Heer sehr beunruhigt, sowohl auf dem Marsch als in den Quartieren, durch die plötzlichen Angriffe der portugiesischen Miliz und Ordonença unter den Generals Silveira und Miller, den Obersten Trant, Wilson und Grant und andern unternehmenden Befehlshabern des britischen Heeres, die kleine Abtheilungen befehligten. Diese Corps, die im Rücken und in den Seiten des Feindes thätig waren, machten seine Zufuhren und Futterungszüge immer beschwerlich und unsicher, so wie sie das Hauptheer durch die Detaschements schwächten, die nothwendig waren, um sie zu decken.

Am 30sten Dezember 1810 griff General Silveira die Abtheilung des General Claparede zu Ponte de Alvade, nahe bei Trancoso an, ward aber unglücklicherweise zurückgetrieben, hauptsächlich weil ein Milizcorps unter seinem Befehl, zurückwich, wodurch das 24ste portugiesische Regiment, das sich mit großer Tapferkeit benahm, gezwungen war, den Hauptangriff auszuhalten, und sehr stark litt. Am 11ten Januar griff ihn der Feind zu Villa de Ponte an, und nöthigte ihn sich mit einigem Verlust nach Lamego zurückzuziehn; am 13ten ging er bei Pezo da Regoa über den Douro, wo er sich behauptete und den Franzosen den Uebergang verwehrte. Der portugiesische General Bacellar nahm mit einem Corps Miliz und Ordonença eine Stellung an der Pavia auf der linken Seite des Feindes, währsnd Oberst Wilson zu Castro Diaro in seinem Rücken war. Diese Bewegungen veranlaßten den General Claparede sich nach Trancoso zurückzuziehn und hernach auf Befehl des Generals Drouet Guarda zu besetzen.

Im Januar und Februar fiel in Portugal, ausser einigen Vorpostengefechten, nichts von Bedeutung vor. Während die Franzosen sich verstärkten, bot auch das britische Ministerium alles auf, um Lord Wellington die Unterstützungen zu senden, die er verlangte; am 4ten März traf endlich eine große Kriegsflotte unter Sir Joseph Yorke mit 5000 Mann am Bord in Lissabon ein, nachdem sie durch Gegenwinde einige Zeit in den Häfen am Canal aufgehalten worden war; auch segelten mit dem ersten günstigen Winde Abtheilungen zur Verstärkung der verschiedenen

Regimenter in Portugal ab: das Ganze belief sich auf etwa 3000 Mann.

Die Corps der Marschälle Soult und Mortier von Sevilla und aus dem Süden Spaniens, vereinigten sich in derselben Zeit und marschirten nordwärts gegen die Gränzen von Portugal, um ihre Operationen mit Massena zu verbinden. Marschall Victor blieb zurück, um die Isla de Leon und Cadiz mit etwa 10,000 Mann zu belagern. Am 9ten Januar nahm Mortier Besitz von Merida und der Brücke über die Guadiana bei diesem Ort, 9 Lieues oberhalb Badajoz. Der Marquis de la Romana, der sich mit Lord Wellington in seinen Linien vor Lissabon vereinigt hatte, befahl den spanischen Corps unter seinem Commando, sobald er von der Annäherung des Feindes gegen Badajoz hörte, nach den Gränzen aufzubrechen, worauf sie unter Anführung des Generals Mendizabel am 20sten Januar ihren Marsch antraten. Ein Corps von 3000 Spaniern war in Olivença geworfen, eine nur schlecht befestigte und unzureichend mit Lebensmitteln und Vorräthen versehene Stadt. Der Feind schloß sie mit etwa 7000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern ein, und nahm sie am 23sten. Am folgenden Tage starb der Marquis de la Romana zu Cartaxo nach einer kurzen Krankheit, allgemein von dem spanischen Heer bedauert. Lord Wellington sagt in seiner Depesche vom 26. Jan. zu seinem Andenken: seine Talente, seine Eigenschaften, seine Vaterlandsliebe waren der englischen Regierung wohl bekannt. In ihm hat das spanische Heer seine glänzendste Zierde, sein Vaterland den aufrichtigsten Patrioten, und die Welt den tapfersten und eifrigsten Vertheidiger der Sache verlohren, für die wir kämpfen: ich werde stets mit Dankbarkeit den Beistand anerkennen, den er mir seit seiner Vereinigung mit dieser Armee sowohl durch seine Operationen als durch seinen Rath geleistet hat.

Der Feind berannte Badajoz am linken Ufer des Guadiana, und seine Reiterei, die auf dem rechten Ufer war, zog sich über die Gevora bei der Annäherung des Generals Mendizabel, der in das Fort St. Christoval einrückte, und am 6ten Februar über die Brücke in die Stadt zog. Die portugiesische Reiterei, die der feindlichen über die Gevora

gefolgt war, aber nicht unterstützt wurde, war ihrer Seits genöthigt, wieder über den Fluß zurück zu gehen, und erlitt einigen Verlust. Am 7ten machte die Besatzung von Badajoz einen Ausfall, und bemächtigte sich einer Batterie, war aber nicht im Stande sie zu zerstöhren oder das Geschütz zu vernageln, und mußte sich am Ende mit einem Verlust von etwa 500 Mann in die Festung zurückziehn. Am 9ten kam sie wieder heraus, und nahm eine Stellung auf den Höhen von St. Christoval, zwischen der Gevora, der Caya und der Guadiana auf dem rechten Ufer. Am 19ten überrumpelte der Feind, nachdem er über die Gevora und die Guadiana gegangen war, das spanische Heer im Lager, nahm das Geschütz und Gepäck desselben und schlug es auf's Haupt.

Der Feind setzte die Belagerung von Badajoz fort: Lord Wellington hatte die Absicht den Ort zu entsetzen, aber die Niederlage des spanischen Heers, auf dessen Mitwirkung er rechnete, machten es ihm unmöglich, eine hinreichende Macht zu diesem Zweck abzuschicken. Sobald indessen seine Verstärkungen, die er im Januar erwartete, eingetroffen waren, zeigte er durch den General Leite, der die Besatzung in Elvas btfehligte, seinen Vorsatz an, die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Am 9ten erhielt der Lord die Versicherung, daß die Besatzung im Stande sey, sich einen Monat zu halten, daß das Feuer der Stadt dem der Belagerer überlegen, daß sie wohl mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf versehen sey, und ausgenommen den Verlust des Gouverneurs General Menacho, der geblieben war, wenig gelitten habe. General Imaz folgte im Befehl: ungeachtet ihm die Nachricht mitgetheilt ward, daß Marschall Beresford zum Entsatz herbeirücke, und sein Vortrab nur drei Tagemärsche entfernt sey, übergab er den Ort in der Nacht zwischen dem 10ten und 11ten. Nach dem französischen Bericht war eine Bresche gangbar, Lord Wellington behauptet aber. das Gegentheil. Aus demselben Bericht geht hervor, daß die Straßen verrammelt, und Vorkehrungen getroffen waren, die Stadt auf dieselbe Weise wie früher Saragossa zu vertheidigen. Die Besatzung hatte 170 Kanonen und bestand aus etwa 9000 Mann, die ihre

Waffen niederlegten; die Belagerer waren nicht stärker als 9600 Mann zu Fuß und 200 Reuter.

Nach dem Fall von Badajoz ward Campo Major am 14ten aufgefordert, und da die Uebergabe verweigert wurde, wurden die Laufgraben vor dem Ort eröffnet, worauf er am 31. März capitulirte. Da die Festung von alter Bauart ist, ohnehin nicht mit Geschütz hinreichend versehen war, und die Besatzung nur aus 250 Mann von der Miliz bestand, so gereicht die Vertheidigung eines solchen Orts dem Gouverneur und den portugiesischen Waffen zu großer Ehre.

Marschall Massena hatte einige Monate hindurch die Stellung von Santarem und der Gegend besetzt, mit wenigen Veränderungen in den Hauptposten seines Heers: endlich waren seine Vorräthe fast ganz erschöpft, seine abgeschickten Haufen, obgleich sie bisweilen 20 Lieues weit gingen, kehrten ohne Erfolg zurück: wahrscheinlich war er auch von den Verstärkungen unterrichtet, die Lord Wellington erhalten hatte: alle diese Umstände bewogen *ihn* am 5ten März *) aus seiner Stellung aufzubrechen. Ein Theil des schweren Geschützes ward zurückgelaßen, nachdem die Lavetten zerstört waren; er nahm den Weg über Anciao und Espichel, während der Nachtrab unter Marschall Ney von Leiria nach Muiiano, etwa 5 Lieues vorrückte und durch diese Bewegung den Rücken der britischen Stellung bei Cartaxo bedrohte. Am Morgen des 6ten setzte sich das bri-

*) An demselben Tage ward die ewig denkwürdige Schlacht von Borrosa bei Cadiz gefochten, wo die britischen Truppen, die wenig mehr als 4000 Mann ausmachten, unter Generallieutenant Graham dem französischen Heer unter Marschall Victor, welche aus den Divisionen Rufin und Laval bestand, eine gänzliche Niederlage beibrachten. Der General Rufin ward mit 18 andern Officieren gefangen genommen, 1 Adler, 6 Kanonen und deren Pulverwagen fielen in unsere Hände. Mangel an Mitwirkung von Seiten der Spanier machte indeß, daß die britischen Truppen sich nach wenigen Tagen wieder auf die Isla de Leon zurückziehen mußten, ohne ihren Plan, dessenwegen sie im Rücken der Franzosen gelandet waren, nämlich die Belagerung von Cadiz aufzuheben, ausführen zu können.

britiſche Heer in Bewegung, um dem Feinde zu folgen, und ein Theil des Beresfordſchen Corps unter Generalmajor W. Stewart, der bei Abrantes über den Tejo und hernach über die Zezere gegangen war, nebſt einigen andern Abtheilungen zu Fuß und 2 Brigaden britiſcher Reiterei erhielten Befehl auf Thomar zu marſchiren, weil der Feind die Abſicht hegte, dort eine Macht zu ſammeln. Dieſer ſetzte jedoch ſeinen Marſch gegen den Mondego fort: die feindliche Hauptmacht nahm den Weg nach Pombal: die leichte Abtheilung, das erſte Regiment Huſaren und die Dragoner des Königs folgten ihm auf dem Fuß und machten etwa 200 Gefangene. Am 9ten ſammelte der Feind das 6te Corps mit Ausnahme der Abtheilung des General Loiſon, das 8te und 9te Corps und die Cavaleriediviſion des General Montbrun vor Pombal. Bei den Scharmützeln mit unſerm Vortrab verlor er einige Gefangene. Die Huſaren vom erſten und die Dragoner vom 16ten Regiment griffen den Feind mit Nachdruck an, obgleich Maſſena mit der einem franzöſiſchen General bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Wahrheitsliebe, ſeinen Verluſt auf 5 Todte und 18 Verwundete angiebt, während die Engländer und Portugieſen 400 bis 500 Mann verlohren haben ſollten!! Am 11ten vereinigten ſich die 1ſte, 3te, 4te, 5te und 6te leichte Abtheilung nebſt General Packs Brigade und der ganzen britiſchen Cavalerie auf dem Boden dicht vor dem Feinde, der während der Nacht angefangen hatte, ſich aus ſeiner Stellung zurück zu ziehen. Verfolgt von unſern leichten Truppen unter Sir William Erskine und Generalmajor Slade, machte er einen Verſuch auf das alte Schloß Pombal, ward aber zurückgetrieben; allein das 6te Corps und die Reiterei des General Montbrun, die den Nachtrab bildete, behaupteten das Feld auf der andern Seite der Stadt, da die Truppen nicht zur rechten Zeit eingetroffen waren, um die Anſtalten zum Angriff zu vollenden, ehe es dunkel war. Der Feind zog ſich in der Nacht zurück, und am 12ten nahm das 8te Corps mit General Montbruns Reiterei eine ſtarke Stellung am Ende eines Engpaſſes vor Redinha. Denſelben Tag griff Lord Wellington ihn mit 3 Abtheilungen Fußvolk, General Packs Brigade und der Reiterei an, während die übrigen Truppen zum Rückhalt

blieben, und trieb ihn über den Engpaß. Die britischen Schaaren bildeten sich auf der Ebene vor demselben, vertrieben unter Anführnng des Generallieutenant Spencer den Feind sogleich aus einer Stellung, die er auf den Höhen eingenommen hatte, mit einem beträchtlichen Verlust an Verwundeten, Getödteten und Gefangenen, und zwangen ihn sich auf seine Hauptmacht bei Condeixa zurück zu ziehn.

Am folgenden Tage war das ganze französische Heer, mit Ausnahme des 2ten Corps, das noch zu Espinhel war, in einer starken Stellung zu Condeixa aufgestellt; seine linke Seite ward von der dritten Brigade unter Generalmajor Picton umgangen, und die Franzosen zogen sich nach Cazal Nova in den Gebirgen zurück, wo sie am folgenden Tag eine Stellung einnahmen; sie wurden aber auf dieselbe Art genöthigt, auch diese zu verlassen, da ihre Seiten rechts und links umgangen wurden, und die sechste Abtheilung und die leichten Truppen sie von vorn angriffen. Diese Bewegungen nöthigten sie, alle Stellungen aufzugeben, die sie nach und nach in in den Gebirgen nahmen: und die beiden Armeecorps, die den Nachtrab bildeten, wurden bei Miranda de Corno auf das Hauptcorps zurückgeworfen. Coimbra ward durch diese Operationen vor den Verwüstungen des Feindes gesichert, eine Verbindung mit dem Norden geöffnet, und der Feind genöthigt den Weg über Ponte de Murcella einzuschlagen. Der Rückzug der Franzosen, der von dem Hauptheer in einer festen, von 2 Armeekorps gedeckten Masse bewerkstelligt ward, war auf dem ganzen Wege mit einer vorher nie erhörten wilden und frechen Grausamkeit bezeichnet: alle Dörfer auf dem Strich ihres Marsches waren bis auf den Boden niedergebrannt; Klöster, Kirchen, die Burgen des Adels und die niedrigen Hütten des Landmanns theilten dasselbe Schicksal. Batalha und Alcobaça, die Grabmäler der portugiesischen Könige, zeigen jetzt nur einen Haufen von Trümmern; die Asche dieser Fürsten, die seit Jahrhunderten bei den Eingebohrnen in hoher Achtung stand, wurde herausgewühlt, um der Plünderung willen, und von diesen Barbarenhorden in alle Winde zerstreut!

Am 15ten nahm der Feind eine starke Stellung am

Flusse Ceira, mit seinem Corps als Vortrab bei Foz d'Arouce. Die Brigade des General Pack war durch die Gebirge abgeschickt, um die linke Seite zu umgehen. Die leichte Abtheilung unter Generalmajor Sir Will. Erskine bemächtigte sich einiger Höhen oberhalb Foz d'Arouce, und Generalmajor Picton's Abtheilung bewegte sich auf der Heerstraße um den Flügel der feindlichen Stellung und das Dorf anzugreifen. Die sechste Abtheilung unter Generalmajor Campbell mit den Husaren und dem 16ten Regiment leichter Dragoner, unterstützte die leichte Abtheilung; die leichten Truppen von der Abtheilung des Generalmajor Picton unter Oberstlieutenant Williams und die von der Brigade des Generalmajor Nightingale waren hauptsächlich auf dem rechten Flügel im Gefecht, und das 95ste Regiment oder die Schützen wurden vor der leichten Abtheilung aufgestellt. Zwei Züge reitenden Geschützes unter den Hauptleuten Roß und Bull zeichneten sich besonders aus bei dieser Gelegenheit, und viel Gepäcke und einige Pulverwagen wurden in Foz d'Arouce genommen. Ein Nebel, der am Morgen entstand, hinderte die Truppen früh aufzubrechen, und es ward dunkel ehe die letzte Stellung des feindlichen Vortrabes in Besitz genommen wurde. Der Verlust des verbündeten Heers bei diesen Bewegungen war, im Vergleich mit dem des Feindes, unbedeutend: viele Franzosen ertranken beim Uebergang über die Ceira: sie verloren einige Gefangene und zerstöhrten viele Kanonen, Wagen, Pulver und Gepäck. Am 16ten zog der Feind seinen Nachtrab von der Ceira zurück, und nahm eine Stellung an der Alva, die auf seiner linken Seite umgangen ward, worauf er sich zurückzog, nachdem er alles Fuhrwerk, das den Marsch aufhalten konnte, zerstört hatte. Am 19ten wurden einige Gefangene gemacht, die bis gegen den Mondego fouragirt hatten.

Das französische Heer setzte seinen Rückzug über Celerico und Guarda fort. Die letzte Stellung besetzte der Feind stark, und schien geneigt, sie zu vertheidigen: er ward so weit nur von leichten Truppen und der Reiterei verfolgt, da die Miliz und Ordonença sich auf seine Seiten warfen. Die Hauptmacht des verbündeten Heers, welche die leichten Truppen unterstützt hatte, machte einige

Tage Halt, um die Vorräthe zu empfangen, die den Tejo hinaufgeschickt wurden.

Am Morgen des 29sten wurden Vorkehrungen getroffen, um den Feind aus der starken Stellung von Guarda zu vertreiben, der sich aber bei Annäherung des verbündeten Heers ohne einen Schuß zu thun, in der Richtung von Sabugal an der Coa zurückzog, und eine neue Stellung einnahm. Am 30sten erreichte Sir W. Erskine seinen Nachtrab, und fügte ihm einigen Verlust zu. Die Stellung an der Coa war außerordentlich stark; man konnte sich dem Feinde nur auf dem linken Flügel nähern; der rechte Flügel stand zu Rovina und sicherte die Furt von Rapoula de Coa, eine Abtheilung stand bei der Brücke von Ferreiras, der linke Flügel zu Sabugal, das achte Corps war zu Alfajates. Unser rechter Flügel stand Sabugal gegenüber, der linke bei Ferreiras. Die Coa ist in ihrem ganzen Lauf wegen ihres felsigten Bettes und schroffen Ufers schwer zugänglich. Am Morgen des 9ten Aprils setzte Wellington sich in Bewegung um den linken Flügel des Feindes oberhalb Sabugal zu umgehn, und den Uebergang über die Brücke bei dieser Stadt zu erzwingen. Die 6te Abtheilung blieb dem 6ten Armeecorps bei Rovina gegenüber, und ein Bataillon von der 7ten Abtheilung beobachtete das feindliche Corps zu Ferreiras. General Trant und Oberst Wilson mit der Miliz gingen unterhalb Almeida über die Coa, um die Verbindung dieses Ortes mit Ciudad Rodrigo und dem feindlichen Heer zu bedrohen. Ein Theil unserer leichten Truppen trieb die feindlichen Vorposten zurück, allein bei einem gewaltigen Platzregen geriethen die Verfolger auf den linken Flügel der feindlichen Hauptmacht: die Franzosen, da sie die geringe Stärke unserer Truppen sahen, griffen dieselben an: man tummelte sich eine Zeitlang herum, bis endlich die andern Brigaden herankamen, und Generalmajor Dunlop über die Brücke der Coa ging und die Höhen auf der rechten Seite des Feindes erstieg, und die Reiterei auf der hochliegenden Gegend im Rücken des feindlichen Flügels erschien; worauf der Feind sich über die Hügel gegen Rendo zurückzog.

Unvermeidliche Zufälle verhinderten freilich, daß der Zweck des obersten Befehlshabers erreicht ward, aber die

Tapferkeit, womit die englischen Schaaren einem weit überlegenen Feinde Trotz boten, gereicht ihnen zu außerordentlichem Ruhm. Am 4ten zog der Feind sich über die spanische Gränze zurück, indem er eine kleine Besatzung zu Almeida und eine Abtheilung des neunten Corps zu Junca ließ, die am 7ten vom Generalmajor Erskine verjagt ward: hiedurch war alle Verbindung zwischen Almeida und dem französischen Heer abgeschnitten.

Lord Wellington, stets aufmerksam und voll Verlangen da zu seyn, wo seine Dienste den größten Nutzen versprachen, verließ nach der Schlacht bei Sabugal das Heer an den Gränzen Castiliens, und begab sich nach Estremadura, um mit Marschall Beresford sich über die Operationen im Süden des Tejo zu berathschlagen. Der Feind, der sich über die Agueda zurückgezogen hätte, versammelte seine ganze Macht bei Ciudad Rodrigo, und Generallieutenant S. B. Spencer, der in Abwesenheit Wellington's den Befehl führte und die Feste Almeida belagerte, benachrichtigte den Lord von den Bewegungen der Franzosen, die wahrscheinlich den Entsatz dieses Ortes beabsichtigten, dem zu Folge Wellington am 28sten nach Villa Formosa zurückkehrte.

In derselben Zeit sammelte Massena alle Truppen in Castilien und Leon, die ihm zu Gebote standen, nebst einem Theil der Bonapartischen Garde, ging am 2ten Mai ohne allen Widerstand bei Ciudad Rodrigo über die Agueda und setzte am Morgen des folgenden Tages seinen Marsch bis an den Fluß Duas Casas in 3 Colonnen fort; zwei bestanden aus dem 2ten und 3ten Corps, die dritte aus der ganzen Reiterei und dem was vom 9ten übrig war. Das verbündete Heer war in Kontonnirungen längs dem Duas Casas und an den Quellen des Azada mit der leichten Division zu Gallegos und Espeja. Diese letztere zog sich, so wie der Feind vorrückte, mit der Reiterei auf das Dorf Fuentes D'Onora an dem Duas Casas, wo sich auch die 1ste, 3te und 7te Division sammelten. Die sechste beobachtete die Brigade bey Alameda, und die 5te den Uebergang über den Duas Casas bei Fort Concepcion und Aldea del Obispo. General Pack's Brigade mit einem Regiment der 6ten Division blokirte Almeida, und ein spanisches Corps

unter Don Julian Sanchez besetzte Nave de Avel. Am Abend vereinigte sich die leichte Division mit der sechsten.

Sobald sich der Feind auf dem Felde rechts von dem Duas Casas formirt hatte, griff er am Nachmittag des 3ten mit bedeutender Stärke das Dorf Fuentes D'Onora war, welches die leichten Infanterie-Bataillone von General Picton's Division unter Oberstlieutenant Williams, unterstützt von 4 andern Bataillonen sehr tapfer vertheidigten. Diese Truppen behaupteten ihre Stellung, da aber Lord Wellington die wiederholten Versuche des Feindes das Dorf zu erobern bemerkte, und die Wichtigkeit dieses Postens für die künftigen Operationen wohl kannte, so verstärkte er ihn nach der Hand mit dem 71sten, 79sten und 24sten Regimente. Das 71ste griff den Feind an und vertrieb ihn aus dem Theile des Dorfes, den er für einen Augenblick besetzt hatte. Der Kampf dauerte bis zur Nacht, und die britischen Truppen blieben im Besitz des Ganzen; die leichten Infanterie-Bataillons nebst dem 83sten Regiment wurden herausgezogen, und nur das 71ste und 79ste Regiment, unterstützt vom 2ten Bataillon des 24sten blieben im Dorfe.

Am 4ten rekognoscirte der Feind die Stellung des verbündeten Heers, und während der Nacht marschirte General Junot's Corps von Almeida nach der Linken des 6ten Corps, Fuentes D'Onora gegenüber. Zufolge dieser Recognoscirung glaubte Lord Wellington, des Feindes Absicht sey, sich im Besitz von Fuentes D'Onora und der Stellung unserer Truppen hinter diesem Dorfe zu setzen, indem er bei Poya Velha über den Duas Casas ginge; er sandte daher die 7te Division unter Generalmajor Houstoun nach der Rechten, um wo möglich diesen Uebergang zu beschützen.

Am Morgen des 5ten erschien das 8te Corps mit aller Reiterei in zwei Colonnen an der andern Seite des Duas Casas bei Poya Velha, und da auch das 6te und 9te Corps links marschirten, so ward die leichte Division von Alameda mit der Reiterei unter Sir S. Cotton zur Unterstützung des Generals Houstoun gesandt, während die 1ste und 3te Division auf dem Bergrücken zwischen den Flüssen Turon

und Duas Casas der Bewegung des 6ten und 9ten Corps auf der rechten Seite des Duas Casas folgten. Das 8te Corps griff General Houstouns Vortrab an, und nöthigte ihn zum Weichen. Nachdem es sich so in Poya Velha festgesetzt hatte, umging die Reiterei den rechten Flügel der 7ten Division zwischen Poya Velha und Nave de Avel, welches Don Julian Sanchez hatte verlassen müssen, und machte einen Angriff. Der Vortrab der feindlichen Reiterei wurde von 2—3 britischen Dragoner-Eskadrons mit dem Verlust eines Chasseuroberſten zurückgetrieben. Das Hauptkorps ward durch das Feuer der 7ten Division aufgehalten und zum Rückzug genöthigt. Obgleich dieser Angriff zurückgeschlagen war, so beschloß Lord Wellington doch seine Macht nach der linken Seite hin zusammen zu ziehn, und befahl der 7ten und der leichten Division nebst der Reiterei von Poya Velha nach Fuentes D'Onora zu den beiden andern Divisionen zu marschiren. Man hatte Poya Velha und die umliegende Gegend besetzt, um die Verbindung über die Coa durch Sabugal zu behalten, und zugleich für die Blokade von Almeida zu sorgen; es ward klar, daß beide Zwecke mit einander unverträglich waren. Der am wenigſten wichtige ward daher aufgegeben: die leichte Abtheilung ward zur Reserve hinter dem linken Flügel der ersten Division aufgestellt: die 7te Division besetzte eine dominirende Anhöhe jenseits des Turon, welche die rechte Seite und den Rücken der ersten Abtheilung beschützte, zu gleicher Zeit die Verbindung mit der Coa deckte, und die des Feindes mit Almeida durch die Straßen zwischen dem Turon und der Coa hinderte. Die siebente Abtheilung ward beim Uebergang des Turon von der leichten Abtheilung gedeckt, und diese letzte in ihrem Marsch zur ersten Abtheilung von der britischen Reiterei. Die Stellung des verbündeten Heers dehnte sich jetzt auf dem erhöhten Boden von dem Turon nach Duas Casas aus. Die erste Division war auf dem rechten, Oberst Ashworths Brigade von Portugiesen in der Mitte, und die dritte Division auf dem linken Flügel, alle in 2 Linien; der Rücken des rechten Flügels war von der siebenten Abtheilung gedeckt, die leichte Abtheilung und britische Cavalerie bildeten die Reserve, und vor der linken Seite war das Dorf Fuentes D'Onora. Don Julians Fußvolk

stieß zu der siebenten Division in Frenada, und er ward mit der Reiterei abgesandt, um die Verbindung des Feindes mit Ciudad Rodrigo zu unterbrechen. Die Versuche desselben auf den rechten Flügel der Stellung, wie sie jetzt beschrieben ist, beschränkten sich auf eine Kanonade und einige Angriffe der Reiterei auf die Vorposten, die einigen Verlust erlitten; aber ihre eigentliche Absicht konnten die Franzosen nicht erreichen. Generalmajor Nightingale ward leicht verwundet. Die Hauptanstrengungen des Feindes waren während des ganzen Tags gegen Fuentes D'Onora gerichtet, aber ungeachtet das Dorf mehreremale von dem ganzen zweiten Corps angegriffen ward, so konnte er immer nur zu einem augenblicklichen Besitze gelangen. Es ward vom 24sten, 71sten und 79sten Regiment unter dem Befehl des Obersten Cameron vertheidigt, der schwer verwundet ward (und hernach starb); diese Truppen wurden von den leichten Infanterie-Bataillons der 1sten und 3ten Division, dem 6ten portugiesischen Jägerregiment und den Piquets der 3ten Division, als sie sehr gedrängt wurden, unterstützt; die Truppen in Fuentes D'Onora wurden auch vom 74sten und 88sten Regiment unterstützt. Der Kampf dauerte hier bis zur Nacht, wo der Feind sich zurückzog und die Verbündeten im Besitz des Dorfes ließ. Am folgenden Morgen zeigte er die Absicht den Posten von Aldea del Bispo anzugreifen, der vom Generalmajor Erskine besetzt war, aber da das zweite Bataillon der lusitanischen Legion über die Furt von Duas Casas gesandt war, ward er zum Rückzug gezwungen. Am 8ten sammelte er seine ganze Heersmacht, mit Ausnahme eines Theils vom zweiten Corps, der Alameda gegenüber blieb, an den Wäldern nahe bei Gallegos *). In der Nacht des neunten ging er über die Azava, deckte den Rückzug durch seine zahlreiche Reiterei, und am 10ten war Alles hinter der Agueda, bis auf eine Brigade Reiterei, die bei der Brücke von Ciudad Rodrigo blieb. Der Gesammtverlust des verbündeten Heers an Verwundeten, Todten und Gefangenen belief sich vom 3ten Mai an auf etwa 1500 Mann.

*) Marschall Massena hatte die Unverschämtheit seinem officiellen Bericht von diesem Tage von Fuentes d'Onora zu datiren.

Da die französische Besatzung in Almeida, die aus etwa 1000 Mann bestand, erfuhr, daß Massena's Versuch zum Entsatz fehlgeschlagen war, sprengte sie am Morgen des 11ten einen Theil der Werke in die Luft, rückte sogleich aus, griff die Vorposten des Blokadekorps an, und erzwang sich den Weg durch dasselde. Wegen der Dunkelheit der Nacht waren die Franzosen im Stande fast unbemerkt und zuerst mit geringem Widerstande zwischen den zur Unterstützung der Vorposten aufgestellten Truppen durch zu marschiren. Die Besatzung hatte mehrere Nächte hintereinander geschossen und die Vorposten angegriffen, und die Explosion kurz vor ein Uhr ward anfangs für einen dieser gewöhnlichen Angriffe gehalten; die Truppen setzten sich daher nicht eher in Bewegung als bis die Ursache des Knalls bekannt war. Der Feind ward indessen von den Piquets und einem Theil des 36sten Regiments verfolgt. Das vierte Regiment, welches Barba del Puerto besetzen sollte, verfehlte den Weg, und kam nicht eher an, als da der Feind über die Brücke an diesem Ort hinabzog. Ein Theil des 2ten Corps, das bei San Felices aufgestellt war, bildete sich als es das Schießen hörte am Fluß Agueda, um die Besatzung von Almeida beim Uebergange zu schützen; die Abtheilungen vom 36sten und 4ten Regiment, die ihr folgten, mußten sich zurückziehn. Der Verlust des Feindes bei dem Rückzuge war beträchtlich: und der kleine Theil der Besatzung, der entkam, verdankte seine Rettung blos dem unglücklichen Irrthum des 4ten Regiments.

So vertrieb Lord Wellington nach einer Reihe glänzender Bewegungen mit verhältnißmäßig geringem Verlust die französische Macht zum dritten Male aus Portugal. Ein Heer, das nach Massena's prahlerischer Ankündigung beim Einmarsch in Portugal aus 110,000 Streitern bestand, war nach der Schlacht bei Fuentes d'Onora auf kaum 40,000 zusammen geschmolzen.

Unternehmungen des verbündeten Heers an der Guadiana.

Sobald Lord Wellington in seiner Meinung bestätigt war, daß Massena sich entschieden zum Rückzuge entschlossen habe, verstärkte er den Marschall Beresford mit der vierten Division unter Generalmajor Cole, der am 16ten März von Redinha abgesandt ward. Am 25sten brach Marschall Beresford von Aronches auf, und fand, als er sich Campo Mayor näherte, das feindliche Corps, das aus 4 Regimentern Reiterei, 3 Bataillonen Fußvolk und einiger reitender Artillerie bestand, außerhalb der Stadt aufgestellt. Die verbündete Cavallerie, die seitwärts gegangen war, um den rechten feindlichen Flügel zu umgehn, grif die feindliche Reiterei an, warf sie völlig über den Haufen und verfolgte sie bis an die Brücke bei Badajoz. Auf den Wege wurden 16 Kanonen genommen, aber hernach aufgegeben, weil das Fußvolk mit der Reiterei nicht Schritt halten konnte, die zur Verfolgung des Feindes schnell vorgedrungen war. Die französische Infanterie benutzte diesen Umstand, und bewerkstelligte ihre Flucht in dichten Colonnen, nachdem sie in allem einen Verlust von 5 oder 600 Mann erlitten: der unsrige betrug etwas über 100 Mann *) Campo Mayor ward von ihnen ohne Widerstand verlaßen: in der Stadt fand sich ein ziemlicher Vorrath von Getreide und Lebensmitteln.

Marschall Beresford marschirte darauf nach Jurumenha und schlug eine Brücke über den Guadiana. Am vierten und fünften April setzte er den größern Theil seines Heers über und ging vor um den Feind zum Rückzuge aus der Provinz Estremadura zu nöthigen, ehe er die Belagerung von Badajoz unternahm. Es fielen einige Vorpostengefechte vor, und der Feind zog sich über Guadalcanal und durch die Sierra Morena zurück, worauf Marschall Beresford sich wieder vorwärts wandte, um Badajoz einzuschließen.

---

*) Die Franzosen versichern mit eben so vieler Bescheidenheit als Wahrheitsliebe nur 20 Todte, 100 leicht Verwundete und 12 Gefangene eingebüßt zu haben.

Die vierte Division unter Generalmajor Cole war zu gleicher Zeit mit dem Angriff auf die Festung Olivença beschäftigt, und gewährte durch ihre Stellung einer Abtheilung spanischer Truppen unter General Ballasteros Schutz und Unterstützung, die am 13ten und 14ten gezwungen gewesen waren, von Fregenal nach Xeres de los Cavalleros und Salvatierra sich zurück zu ziehn. Am 15ten ward das Feuer mit 4 schweren Kanonen eröffnet, und um 11 Uhr ergab sich der Gouverneur mit etwa 500 Mann: auch wurden einige spanische Gefangene befreit. Generalmajor Cole erhielt Befehl mit seiner Division und einer Brigade portugiesischer Reiterei unter Brigadegeneral Madden, Merida 9 Lieues oberhalb Badajoz, wo eine Brücke über den Guadiana ist, zu besetzen; dieser Punkt war für die Verbindung mit den beiden Ufern des Flusses jetzt besonders wichtig, da die unerwartete Fluth die Brücke bei Jurumenha weggeführt, und die Furten undurchgänglich gemacht hatte. Die britische Reiterei marschirte gegen Zafra, Los Santos und Villa Franca, unterstützt durch zwei Infanterie-Divisionen zu Almendralejo, Azuechal und Villa Alba. Eine Infanteriecolonne von 2000 Mann mit einiger Cavallerie und zwei Vierpfündern marschirte von Almendralejo über Ribera und Maquilla nach Azuaga um des Feindes Rechte zu bedrohen. Vier Schwadronen gingen zu gleicher Zeit von Villa Franca nach Llerena zur Unterstützung des Grafen de Penne Villamur der mit der spanischen Reiterei ihn einen Angriff in der Fronte fürchten lassen sollte, während General Ballasteros von Monasterio nach Montemolin marschirte, um seine Linke zu bedrohn.

Diese Bewegungen bewogen den General Latour-Maubourg mit dem 5ten Corps von Guadalcanal nach Constantino zurückzugehn. Nach diesem Rückzuge wurde Badajoz am 4ten Mai durch 3 Brigaden Infanterie mit einer Brigade Sechspfündern näher eingeschlossen, und am 7ten durch einen großen Theil des Fußvolks von Beresford's Armee mit 2000 Spaniern unter Don Carlos d'Espagne. Nördlich vom Flusse liegt auf einer Höhe, welche die Brücke beherrscht, das Fort St. Christoval, welches durch eine Infanteriebrigade, das 17te portugiesische Infanterieregiment, 2 Schwadronen und 4 Sechspfündern unter

Generalmajor Lumley berannt und angegriffen ward. Die Besatzung machte, als die Truppen anrückten, einen Ausfall, ward aber zurückgetrieben. An demselben Tage wurden unter Oberstlieutenant Fletcher an der Südseite Batterien angelegt, und am 8ten fing man an Bresche zu schießen. Der Feind antwortete mit einem heftigen Feuer aus Mörsern und Kanonen. Am 10ten Morgens machte er einen Ausfall mit etwa 1200 Mann gegen eine Batterie, die etwa 500 Ellen von dem Ort angelegt ward; er bemächtigte sich derselben, da nur eine Compagnie darin war, behauptete sie aber nicht 2 Minuten lang, sondern ward mit großem Verlust sogleich vertrieben; auch die Belagerer, die dem Feuer aus der Stadt sowohl als von St. Christoval ausgesetzt waren, verlohren bei dieser Gelegenheit an Todten und Verwundeten über 400 Mann.

Am 12ten benachrichtigte General Blake den Marschall Beresford, daß Soult Sevilla am 10ten mit 15,000 Mann verlaßen habe, um die Stadt zu entsetzen, daß der Graf de Penna Villamur genöthigt gewesen sey, von Guadalcanal und Llerena sich zurückzuziehn, und daß General Latour Maubourg diese Oerter mit dem 5ten Corps von etwa 5000 Mann besetzt habe. Da General Blake sich nach Frejenal und den Vorposten des General Ballasteros, die eine Lieue von Sevilla standen, zurückgezogen hatte, so schien es zuerst zweifelhaft, ob es die Absicht des Feindes sei, diese Corps zu nöthigen, sich bis auf eine größere Entfernung von Sevilla zurückzuziehn, oder ob er sich ernstlich mit der Aufhebung der Belagerung von Badajoz beschäftigen wolle. Die Unternehmungen gegen diesen Ort wurden daher bis zum schnellen Vordringen des Feindes fortgesetzt; in der Nacht erhielt aber der Marschall entscheidende Nachrichten, die keinem Zweifel mehr Raum gaben. Die Arbeiten wurden sogleich eingestellt, und das Geschütz und die Bedürfnisse für die Belagerungsarbeiten, die beinahe vollendet waren, nach Elvas zurückgeschickt, unter dem Schutz der Abtheilung des Generalmajor Cole und des Corps von Don Carlos d'Espagne. Die Truppen brachen am 16ten um 2 Uhr Morgens auf und stießen zum Heer, etwa eine Stunde vorher ehe der Feind seinen Angriff anfing. Die Reiterei erhielt Befehl sich bei Annäherung des Feindes zurück zu

ziehn, und die ganze verbündete Armee, die aus etwa 8000 Briten, 7000 Portugiesen und 11000 Spaniern unter den Generalen Blake und Castannos bestand, vereinigte sich an diesem Tage unter dem unmittelbaren Befehl des Marschall Beresford. Das Heer ward zum Empfange des Feindes in 2 Linien, fast mit dem Flusse Albuera gleichlaufend auf dem Rücken der stufenweisen Erhöhung vor dem Strome aufgestellt, und deckte die Wege nach Badajoz und Valverde. Das Corps des General Blake stand rechts in 2 Linien; sein linker Flügel auf dem Wege nach Valverde stieß an den rechten Flügel des Generalmajor Stewart, dessen linke Seite an die Straße nach Badajoz reichte: hier fing der rechte Flügel von Generalmajor Hamiltons Abtheilung an, der die linke Seite der Linie schloß. Die Abtheilung des General Cole mit einer Brigade von der des General Hamilton bildete die zweite Linie der britischen und portugiesischen Armee. Um 8 Uhr Morgens sah man die feindliche Reiterei beträchtlich oberhalb des rechten Flügels der Stellung der Verbündeten über den Bach Albuera gehn: und kurz hernach brach eine große Stärke an Reiterei und 2 große Massen Fußvolk aus einem Walde, gerade vor der Stellung, als wenn sie die Brücke und das Dorf Albuera angreifen wollten. Während dieser Zeit setzte die Hauptmacht zu Fuß unter dem Schutz einer weit überlegenen Reiterei über den Fluß, ziemlich oberhalb der rechten Seite, in der Absicht sie zu umgehn und die Verbindung mit Valverde abzuschneiden. Die Abtheilung des Generalmajor Cole erhielt daher Befehl eine schiefe Linie im Rücken des rechten Flügels zu bilden und ihre eigne rechte Seite zurückzuwerfen; General Blake richtete einen Theil seiner ersten und seine ganze zweite Linie nach dieser Fronte.

Um 9 Uhr fing der Feind seinen Angriff an, und bedrohete zu gleicher Zeit den linken Flügel; nach einem starken und tapfern Widerstande von Seiten der spanischen Truppen gewann er die Höhe, worauf sie aufgestellt waren: unterdeß war die Abtheilung des Generalmajor Stewart zu ihrer Unterstützung herangekommen, und die des Generalmajor Hamilton bildete sich am linken spanischen Flügel Bataillonsweise in aneinander stoßenden dichten

Colonnen, um sich nach jeder Richtung bewegen zu können. Die portugiesische Reiterbrigade unter Brigadegeneral Otway blieb in einiger Entfernung links von diesem Corps, um jeden Versuch des Feindes unterhalb des Dorfs aufzuhalten. Da die Höhen, die der Feind gewonnen hatte, die ganze Stellung des verbündeten Heers erreichten und beherrschten, so war es nothwendig alles zu versuchen um sie wieder zu nehmen und zu behaupten: die Abtheilung des Generalmajor Stewart bewies dabei eine hohe Tapferkeit. Gleich beim Anfange des feindlichen Angriffs fiel ein heftiger Platzregen, der mit dem Rauch des Kanonenfeuers es unmöglich machte, irgend etwas genau zu unterscheiden. Dieser Umstand und die Beschaffenheit des Bodens war dem Feinde äußerst günstig zur Bildung seiner Colonnen und des folgenden Angriffs. Die rechte Brigade von General Stewarts Abtheilung unter Oberstlieutenant Colborne kam zuerst in's Gefecht und schlug sich ungemein tapfer. Da sie aber fand, daß die feindliche Colonne durch das Gewehrfeuer nicht gebrochen werden konnte, drang sie mit dem Bajonet vor; als sie eben den Angriff machte, umging sie ein Haufe polnischer Speerreiter, welche der Dunstkreis und die Beschaffenheit der Gegend verborgen hatte; überdies, als die unsrigen sie zuerst gewahr wurden, hielten sie dieselben für spanische Cavalerie, und gaben also nicht Feuer auf sie; so unerwartet im Rücken angegriffen, wurden unsere Truppen unglücklicherweise durchbrochen und litten unglaublich. Allein das 31ste Regiment, das den linken Flügel der Brigade bildete, entging dem Angriff, und behauptete seinen Platz bis zur Ankunft der 3ten Brigade unter Generalmajor Houghton, der, als er eben seine Leute zum Angriff ermunterte, von Wunden durchbohrt, fiel. Obgleich der Hauptangriff des Feindes auf diesen Punkt des rechten Flügels gerichtet war, so machte er doch auch beständige Versuche gegen den Theil der ursprünglichen Fronte der verbündeten Armee, bei dem Dorfe und der Brücke, die auf die tapferste Weise vom Generalmajor Alten und der leichten Brigade Fußvolk der deutschen Legion vertheidigt wurden. Dieser Punkt bildete jetzt den linken Flügel, wohin Generalmajor Hamilton's Abtheilung, unterstützt von einem beträchtlichen Corps spanischer Reiterei, gezogen war. Während des Angriffs auf

den rechten Flügel, versuchte der Feind die Flanke mit seiner Reiterei zu umgehn, welche der der Verbündeten an Zahl unendlich überlegen war: durch die geschickten Bewegungen des Generalmajor Lumley aber wurden seine Anstrengungen vereitelt. Als Generalmajor Cole den Angriff des Feindes bemerkte, rückte er sehr glücklich mit seinem linken Flügel etwas vor, marschirte in Linie um den linken Flügel des Feindes anzugreifen, und nöthigte ihn, in Verbindung mit den Angriffen der Brigaden von General Skewarts Abtheilung, seine Stellung aufzugeben, und sich nach seiner Reserve zurückzuziehn. Hierbei zeichnete sich die Füsilierbrigade besonders aus: der Feind ward über den kleinen Fluß Albuera getrieben, und so weit verfolgt, als dem Marschall Beresford bei der unermeßlichen Ueberlegenheit der Franzosen an Reiterei zweckmäßig schien.

Nachdem der Hauptangriff zurückgetrieben war, setzte der Feind den Anfall in der Nähe des Dorfs noch einige Zeit fort, konnte aber weder eindringen noch über den Fluß gehn. Das Gefecht, das um 9 Uhr Morgens angefangen hatte, dauerte ununterbrochen bis gegen 2 Uhr Nachmittags, worauf der Feind, nachdem er über die Albuera getrieben war, den Ueberrest des Tages blos scharmutzirte und kanonirte. Seine Stärke, die auf 20,000 Mann gerechnet ward, betrug, wie sich nachher fand, 20—22,000 Mann Fußvolk mit 4000 Reitern, und einer zahlreichen und schweren Artillerie. Sein Verlust an diesem heißen Tage ward gegen 9000 Mann geschätzt *). Zweitausend wurden todt auf dem Schlachtfelde gefunden, 2

*) Ein aufgefangener Brief des General Gazan, der mit 4000 Verwundeten marschirte, an Soult, rechnet den Verlust zu 8000 Mann, obgleich Soult in seinem Amtsbericht die Zahl der Getödteten und Verwundeten nur auf 2800 angiebt: er sagt, daß die Verbündeten gar keine Gefangene machten, ausser 2—300, die verwundet auf dem Schlachtfelde gelaßen wurden, von dem er sich rühmt seinen Gegner vertrieben zu haben. Ist dies wahr, wie ging es zu, daß diese Leute in den Händen der Verbündeten zurückgelassen wurden? Er setzt ferner hinzu, daß die Verbündeten 30,000 Mann hatten, während seine eigene Stärke nicht die Zahl von 18,000 Mann mit 40 Kanonen überschritt, und daß er sich,

Generale waren getödtet und 3 verwundet; die Zahl der Gefangenen belief sich auf 900 bis 1000. Der Verlust des Feindes würde viel größer gewesen seyn, wenn nicht seine Ueberlegenheit an Reiterei und Geschütz die Bewegungen der Verbündeten gelähmt und sein geworfenes Fußvolk gerettet hätte. Auch die Verbündeten verlohren beträchtlich, und der Verlust belief sich, mit Einschluß der Spanier, von denen keine genaue Angabe erhalten werden konnte, auf 8000 an Todten, Verwundeten und Gefangnen. Bei dem Angriff der polnischen Speerreiter auf die Brigade unter Oberstlieutenant Colborne wurden eine Haubitze, 2 bis 300 Gefangene und die Fahnen der Regimenter, woraus sie bestand, verlohren. Fähndrich Thomas, der eine Fahne des dritten Regiments trug, ward, von Feinden umringt, aufgefordert sie zu übergeben: „nur mit meinem Leben" rief er, und ward sogleich niedergemacht: die Fahne ward jedoch nachher wiedergenommen. Die andere Fahne trug der Fähndrich Walsh, den eine Kugel, die zugleich den Stock der Fahne zerschmetterte, schwer verwundet hatte: es gelang ihm, sie von dem Ueberbleibsel loszumachen und auf seiner Brust zu verbergen: auf diese Weise ward das Zeichen gerettet. Zwischen Marschall Beresford und den spanischen Generalen herrschte die größte Eintracht: wäre dies der Fall bei Talavera gewesen, so würde die Schlacht bei Albuera wahrscheinlich nie gefochten worden seyn! Die Spanier bewiesen die größte Tapferkeit, und als sie durch eine überlegene Macht gezwungen waren, die Höhen, worauf sie aufgestellt waren, zu verlaßen, stellten sie sich wieder am Fuß des Hügels mit großer Ordnung auf und hielten den Feind so lange durch ihr Feuer ab, bis sie Unterstützung von einer britischen Brigade erhielten.

Nach-

---

da er fand, daß der Kampf nicht mehr gleich sey, klüglich entschloß, seinen Entwurf nicht zu verfolgen, sondern die Stellung zu behaupten befahl, die er den Verbündeten entrissen hatte, und worin sie nicht wagten, ihn anzugreifen. Vermuthlich meinte er die Stellung jenseits der Albuera, aus der er am Morgen aufgebrochen war, welche die Verbündeten ohne einen Schuß zu thun verlaßen hatten, und wohin er sich nach der Schlacht zurückzog! —

Nachdem der Feind über die Albuera getrieben war, zog er sich in eine Stellung, die er vor der Schlacht eingenommen hatte, und trat am Morgen des 18ten auf dem Wege nach Sevilla seinen Rückzug an. Die verbündete Reiterei unter Generalmajor Lumley folgte bis nach Usagre und machte einige Gefangene: am 25sten kam es an diesem Ort zu einem Cavalleriegefecht; die Franzosen wurden mit beträchtlichem Verlust geworfen, aber nicht verfolgt, weil es gefährlich schien, einen tiefen Graben und einen Engpaß im Rücken zu lassen.

Lord Wellington erhielt am 15ten die Nachricht von Marschall Soults Marsch von Sevilla, brach am folgenden Morgen von Villa Fermosa auf, und traf am 19ten in Elvas ein, 3 Tage nach der Schlacht. Das Geschütz und die Erfordernisse zur Belagerung von Badajoz wurden wieder vorwärts geschickt. Der Ort ward auf der rechten Seite der Guadiana berannt, und am 29sten wurden die Laufgräben eröffnet. Am 2ten Junius eröffnete das belagernde Heer von 4 Batterien ein Feuer gegen St. Christoval und die Werke, welche der Feind zur Unterstützung desselben in dem Castell errichtet hatte. Auch wurden 2 Batterien am linken Ufer des Guadiana gegen die östliche Seite des Castels gerichtet. Das Feuer dauerte mit geringer Unterbrechung bis zur Nacht des 6ten, und da die Bresche practicabel schien, so ward ein Versuch gemacht, St. Christoval mit Sturm zu nehmen: da aber der Feind den Schutt vom Fuß der Escarpe weggeschafft hatte, fanden die Stürmenden es unmöglich, die Bresche zu ersteigen, obgleich sie mit Sturmleitern versehen waren; sie mußten sich also mit einigem Verlust zurückziehn. Das Feuer auf die Stadt und das Fort begann aufs Neue, und dauerte bis zur Nacht des 9ten. Ein zweiter Versuch mißlang aus denselben Gründen als der erste; der Verlust war beträchtlich, der Anführer der Stürmenden blieb nebst vielen Anderen: die Truppen behaupteten aber ihren Platz bis Befehl zum Rückzuge gegeben ward.

Da Marschall Marmont, der jetzt die Armee von Portugal befehligte, durch Massena's fruchtlose Versuche bei Fuentes d'Onoro sah, daß es unmöglich sei das verbündete Heer hier zum Weichen zu bringen, brach er aus seinen

Cantonnirungen an dem Tormes am 3ten Junius auf, um sich mit der Südarmee unter Soult zu vereinigen. Am 6ten rückte ein starkes feindliches Reitercorps, von Fußvolk und Geschütz unterstützt, von Ciudad Rodrigo gegen die Vorposten des verbündeten Heers vor. Die leichte Abtheilung, die den Vortrab bildete, erhielt Befehl sich von Gallegos und Espeja zurückzuziehn, und ihr Rückzug ward von den königlichen Dragonern und einem Theil des 14ten Regiments unter Generalmajor Slade gedeckt, der mit dieser Macht den Feind aufhielt, und jeden Versuch des General Montbrun, ihn mit 2000 Reitern und 10 Kanonen zu umgehn, vereitelte. Die Bewegung des Feindes hatte aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Absicht, als eine Recognoscirung zur Deckung der Zufuhren zu dienen: am folgenden Morgen nahm die Hauptstärke des Feindes ihren Marsch von Placencia über den Puerto de Baños, der vorher von Abtheilungen, die zum Corps des General Regnier gehörten, besetzt war. Durch eine aufgefangene Depesche, die Lord Wellington am 10ten Juni 1810 erhielt, war die Absicht des Feindes, seine ganze disponible Macht in Estremadura zu sammeln, nicht länger zweifelhaft: die Belagerung von Badajoz ward daher in eine Blokade verwandelt, und das Vorrücken des Marschall Soult von Llerena, nachdem er durch einen Theil der Corps von Sebastiani und Victor verstärkt worden war, bestimmte den Feldherrn, die Belagerung von Badajoz zum zweitenmal aufzuheben, eine Stellung an der Albuera zu beziehn, und dem Marschall Soult vor der Vereinigung der Süd- und Nordarmee eine Schlacht anzubieten. Der Vortrab der Nordarmee kam am 17ten zu Merida an, und die verbündete Armee, nachdem sie über die Guadiana gegangen war, stellte sich nahe bei Elvas auf *); der Vortrab war zu Campo Mayor, wo nach und nach Verstärkungen aus dem Norden

*) Mit Unrecht haben die Oppositionsblätter die Gegend von Elvas als besonders ungesund und sumpfig geschildert; einige wenige Stellen um den Guadiana ausgenommen, ist das Land durchaus trocken. Die Krankheit, die im Herbst 1809 unter den britischen Truppen herrschte, entstand wohl mehr aus den Anstrengungen und Entbehrungen, welche die Truppen erduldet hatten.

unter General Spencer und einige neulich aus England gekommene Infanterie und Cavallerie zu ihr stießen. Das spanische Corps unter General Blake, das Theil an der Schlacht bei Albuera hatte, ging am 22sten wieder über den Guadiana bei Mertola: diese Bewegung verursachte dem Feinde große Unruhe und veranlaßte Marschall Soult einen Theil seiner Macht nach Sevilla zu ziehn.

Der Feind, getäuscht in seiner Erwartung den Lord Wellington im Süden des Guadiana in einer den Bewegungen der Reiterei günstigen Gegend, zu einer Schlacht zu bringen, begnügte sich, Verstärkungen und Vorräthe in Badajoz zu werfen, aus dessen nächster Umgebung er den größten Theil seiner Macht fortzog. Die Armee von Portugal unter Marmont nahm dieselben Kantonnirungen, die Marschall Victor 1809 inne gehabt hatte, in einer Linie, die sich von Merida nach Montanches ausdehnte; und vorausgeschickte Reiterposten standen zu Montijo und in den anstoßenden Dörfern. Dieser Theil des Landes ist flach und ziemlich wohl angebaut; er war reich an Weizen und Futter für die Pferde: weiter nach Norden und an den Gränzen Portugals, von Albuquerque nach dem Tejo, ist das Land bergicht und rauh. Das Heer des Südens unter Marschall Soult besetzte das linke Ufer des Guadiana, und dehnte seinen linken Flügel bis nach Zafra aus. Der größte Theil des Landes ist für die Bewegungen der Reiterei günstig.

Am 22sten Junius machte der Feind eine starke Kundschaftung gegen Campo Mayor, wobei er einige einzelne Vorposten abschnitt. Die Annäherung einer britischen und einer portugiesischen Cavaleriebrigade nöthigte ihn zum Rückzug, ohne daß er seine Absicht, sich von der Stellung der Verbündeten zu unterrichten, erreicht hätte *).

---

*) Hiermit endigt sich die Geschichte des portugiesischen Krieges von Elliot: unser Auszug ist mit Sorgfalt gemacht, nur an einzelnen Stellen hab' ich das zu große Detail abgekürzt: es hätte vielleicht noch öfter geschehen können, aber ich glaube es ist in solchen Fällen besser zu viel als zu wenig zu geben: die Fortsetzung wird künftig aus andern Quellen geliefert werden. In höchstem Glanze bewähren sich durch diese kunstlose uud einfache Erzählung

Vermischte Bemerkungen über Portugal und die Portugiesen.

Die Bauern in den Provinzen Estremadura, einen Theil von Beja und Alemtejo sind faul und träge: so lange sie einen Bissen Brot haben, kann man sie nur mit der größten Mühe bewegen zu arbeiten, oder ihre Häuser zu verlassen.

Wellingtons' außerordentliche Eigenschaften. Auffallend ist es daher, daß so viele Offiziere, selbst solche, die aus Spanien zurückkehren, behaupten, er sei kein militairisches Genie. Zu jeder Sache, die man mit einigem Erfolg betreiben will, wird eine gewisse Neigung und Vorliebe erfordert: diejenige Eigenschaft, die man in höherem Sinne Genie nennt, ist zu keinem Dinge in der Welt weniger nöthig, als um Krieg zu führen; alles kommt hier auf die einfachsten Grundsätze zurück; ein kühnes Herz, ein kräftiger Arm thun das Uebrige. Allerdings giebt es in der Geschichte große Naturen, die auch den Krieg auf eine genialische Weise führten, wie Cäsar, Gustaf Adolph, Friedrich II., aber nicht an und für sich, sondern in so fern er mit ihrer ganzen übrigen außerordentlichen Wirksamkeit in Zusammenhang stand. Ist es aber die Aufgabe der wahren Kriegskunst, einem überlegenen Feinde selbst bei einer geringen Macht die Stirn zu bieten, ihm jede Gelegenheit, wo er schaden kann, abzuschneiden, schon im Voraus alle seine Entwürfe zu vereiteln, jeden Vortheil der Oertlichkeit zu benutzen, keinen günstigen Augenblick entfliehen zu lassen, nie anders zu schlagen, als bei der Gewißheit des Sieges, dann möchte ich ein Kriegshaupt wissen, das die Aufgabe glänzender gelöset hätte, als Wellington. In seiner ganzen Vertheidigung Portugals, in allen seinen fernern Unternehmungen bis zum glorreichen Uebergang über die Pyrenäen, ist die voraussehende Berechnung eines großen und umfassenden Geistes unverkennbar; in jeder Bewegung liegt der Grund zu einer andern: dem Leiter und Urheber der Operationen steht das letzte entscheidende Ziel vor Augen, wohin sie führen müssen: in dieser hohen Gewißheit ist er über jeden Tadel erhaben, und in den Schmähungen, womit der Feind ihn überhäuft, sieht man nur den geheimen Ingrimm über die Unmöglichkeit, je dem vorsichtigen Gegner einen Schlag beizubringen: und wie hat der Ausgang die Lästerer beschämt! Es ward aber für diesen Krieg nicht bloß ein großer Feldherr, sondern auch ein besonnener vermittelnder Unterhändler und Staatsmann erfordert; aus den feindlichsten Elementen war sein Heer zusammengesetzt, aus den verschiedenartigsten

Ein Engländer arbeitet in 24 Stunden mehr als ein halbes Dutzend von ihnen. In der größten Hitze gehn sie nie ohne ihren Capote aus; dies bunte Gewand wird mit einer Hand auf den Schultern gehalten; keinen Bettler sieht man ohne dasselbe, und er würde lieber alles missen als diese Heimath für Ungeziefer aller Art: es vererbt vom Vater auf den Sohn, und besteht aus unzähligen Lappen und Flicken: ein Paar braune kleine Hemden, schmutzige lederne Strumpfbänder, ein aufgestutzter Hut oder einer mit einem ungeheuern Rande und einem niedrigen Kopfe, ein ledernes Wams und ein breiter Gürtel aus Wollengarn um den Unterleib gewunden, dessen eines Ende zum Beutel dient, machen gewöhnlich die Bedeckung des Bauern aus. Die Möbeln ihrer Hütten bestehn in einem Strohbett oder einer Matratze auf einem bretternen Bettgestell, einem Tische mit Bänken, einigen wenigen Stühlen aus Korkholz, nebst einigem Küchengeräth aus braunem Thon, einer zinnernen Lampe und einem Crucifix mit der Figur unsers Heilandes aus Messing. Außer in Lissabon, Oporto und einigen bessern Städten haben wenige Häuser gläserne Fenster. Im Win-

---

Theilen, Briten, Spaniern, Portugiesen und Deutschen, gemischt. Es war gewiß ein schwieriges Geschäft, diese mannigfaltigen, zum Theil streitigen Kräfte zu einem Ganzen zu vereinigen, die verschiedensten Ansprüche zu befriedigen, die Veranlassungen zu Haß und Zwist möglichst zu entfernen, jedem seine rechte Stelle anzuweisen. Wie wenig kam man ihm entgegen, mit welchen Schwierigkeiten hatte er zu kämpfen! Die Mittel, deren sich Bonaparte und seine Waffenträger ohne Scheu und Schaam bedienten, standen ihm nicht zu Gebot: nie hat die englische Regierung sich das Requisitionssystem zu Schulden kommen lassen, wodurch alle Rechte des Eigenthums zerstört wurden: durch den Umfang, den Bonaparte dieser Ausgeburt der Revolution gab, ward er der eigentliche Zerstörer des Menschengeschlechtes. Wenn einzelne glänzende Tage weniger rasch und vollkommen benutzt wurden, so lag die Schuld einmal an dem Mangel an Reiterei, woran die Franzosen so sehr überlegen waren, und zweitens an der Eifersucht der spanischen Befehlshaber und den schwachen und unzusammenhängenden Anstalten, die von der spanischen Regierung für den Krieg gemacht wurden.

R.

ter muß man entweder das Toben des Sturmes ertragen, oder über der Glut eines Feuers von Kohlen oder Holz sitzen. In einigen Häusern ist eine einzige Glasscheibe im Fensterladen angebracht, die ein trauriges Licht durch das Gemach wirft.

In den Landschaften Entre Douro e Minho, Tras os Montes und Ober-Beira sind die Bauern weniger träge, lebhafter, stärker, mehr an Arbeit gewöhnt, besonders in dem Weinlande an dem Ober-Douro, wo die meisten Trauben den Wein geben, der in England unter dem Namen Port bekannt ist. — Die Arrieiros oder Mauleseltreiber sind auch ein starker Menschenschlag unter dem Landvolk; nach der Weinlese sind sie hauptsächlich beschäftigt, den Wein nach den entferntesten Provinzen des Reichs auf dem Rücken ihrer Mauleſel über die Gebirgspässe zu bringen. Jeder Arrieiro hat gewöhnlich 4 dieser Thiere, die ein tiro heißen, unter seiner Obhut. Oft gehn sie in Zügen von drei oder vierhundert, und die Sorge, die sie für die Mauleſel haben, ist zum Erstaunen. Während der Reise theilt der Mann mit seinen Thieren dieselbe Kost, Maisbrot in Wein getaucht, eine vortreffliche Nahrung für ein ermüdetes Roß, welche die einheimischen Pferde auch sehr lieben. In der Hitze des Tages macht der Zug Halt; während die Thiere mit zusammengebundenen Vorderfüßen und durch eine Decke gegen die Fliegen geschützt, die höchst beschwerlich sind, weiden, halten die Herren ihre Siesta. Man bedient sich eines Packsattels ohne Holz und oben mit einem Polster; unter denselben legt der Maulthiertreiber seine leinene Decke, und über die Ladung einige Schaaf- und Ziegenfelle, die zugleich nebst dem Mantel sein Bette bilden; eines ähnlichen Lagers habe ich mich mit gutem Erfolg während des ganzen letzten Feldzugs in Spanien und Portugal bedient; nur legte ich die Decke zwischen den Sattel und das Polster, um sie trocken zu erhalten. Die Mauleseltreiber in Portugal und Spanien haben die Gewohnheit, die Haare auf dem Rücken und den Seiten ihrer Thiere dicht abzuscheeren, damit der Packsattel sie nicht drücke; das Kreuz wird gewöhnlich mit Blumen und andern Devisen geziert. In Spanien sah ich einmal auf einem Mauleſel folgende Carricatur: der Teufel bewillkommte Senhor

Don Joseph Napoleon in seiner hölliſchen Wohnung, und unten ſtanden die Worte: entra Senhor D. Josef, siempre al servicio de usted! (immer herein Senhor D. J., immer zum Dienſt Eurer Gnaden).

Alle Vorräthe und Kriegsbedürfniſſe werden entweder auf Mauleſeln oder durch Ochſen auf Wagen von eingebohrnen Fuhrleuten fortgeſchafft. Das Geſtell des Wagens beſteht aus einem ſtarken ebenen Boden, (Platform) 6 Fuß lang und $3\frac{1}{2}$ breit, mit einer Deichſel, woran die Ochſen entweder mit den Hörnern oder dem Nacken angeſchirrt werden; die Räder ſind kreisförmige Bretter, etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll dick und 3 Fuß hoch oder im Durchmeſſer: um ſie zu verſtärken, ſind 2 ſtarke Stücke Holz in rechten Winkeln über die Mitte genagelt. Die Achſe iſt nicht an dem Geſtell befeſtigt, ſondern dreht ſich mit den Rädern zwiſchen zwei hölzernen Blöcken oder Rollen, die an dem untern Theil des Geſtelles auf jeder Seite befeſtigt ſind; da die Portugieſen nie Wagenſchmier gebrauchen, ſo entſteht unaufhörlich ein unangenehmes Knarren oder ein pfeifendes Geräuſch, das wenigſtens die Ankunft eines Wagenzugs auf engen Wegen in der Entfernung ankündigt. An den Seiten ſind große Stangen angebracht, woran die Ladung befeſtigt wird; dieſe Einrichtung könnte verbeſſert werden, ohne das Gewicht ſehr zu vermehren. In einigen Landſchaften, beſonders in Alemtejo, ſind die Räder höher, mit Eiſen beſchlagen, und ihr Umfang iſt von 4 Fuß 6 Zoll bis 5 Fuß vergrößert. Ein Wagen, der von einem Paar Ochſen gezogen wird, ſollte nie mit mehr als 10 Centnern beladen werden, was doch weniger iſt als eine Pipe Wein; für militairiſche Zwecke, wenn die Wagen ſchnell fortgeſchaft werden ſollen, muß auf keinem Wagen über 6 Centner aufgeladen werden. Für ein Maulthier iſt 200 Pfund eine hinreichende Laſt. Es iſt nöthig die Fuhrleute mit Ernſt aber auch mit Schonung und Freundlichkeit zu behandeln: man wird alsdann nicht leicht Urſache haben über ſie zu klagen.

Die portugieſiſchen Mauleſel, obgleich weit beſſer als die engliſchen, werden doch nicht ſo ſehr geſchätzt als die caſtilianiſchen. Um das Gepäck fortzuſchaffen, ſind ſie den einheimiſchen Pferden vorzuziehn; ſehr nützlich ſind ſie auf einer langen Reiſe wegen ihrer Dauerhaftigkeit und der

geringen Sorgfalt, die sie erfordern. Nur ist ihre Hartnäckigkeit bisweilen sehr unbequem. Sie werden im ganzen Reich auch zum Fahren gebraucht. Ein guter Wagenmaulesel kostet 3—400 spanische Dollars; einen kleinen verkauft man häufig für 150—200 Dollars. Für fremde Pferde muß man sich mit Hufeisen und Nägeln versehn, denn die portugiesischen Hufeisen sind von andrer Gestalt, und die Nägel passen nicht für ein englisches Hufeisen. Durch diesen Umstand sind viele schöne Pferde verdorben worden: für die einheimischen Pferde ziehe ich das Hufeisen, woran sie gewohnt sind, vor. Es ist sonderbar zu sehen, wie die portugiesischen Schmidte ein Pferd beschlagen, und das Hufeisen aus dem kalten Eisen mit einem Hammer, der dem eines Schuhflickers nicht unähnlich ist, verfertigen. Der Huf wird vorbereitet, indem man ihn unten mit einer Maschine ungefähr von der Gestalt einer gewöhnlichen Feuerschaufel gerade abschneidet: die Ferse wird hoch gelassen und der Strahl nicht, wie es bei unsern Fahnschmidten gewöhnlich ist, ausgewirkt. Das Hufeisen bedeckt fast die ganze Oberfläche des Fußes, und läßt nur eine sehr kleine Oeffnung: es wird sehr dünne gearbeitet, an der Ferse nahe zusammengebracht und aufwärts gewandt: für die Nagelköpfe, die eine ungewöhnliche Gestalt haben, wird keine Rinne gemacht, sie sind auch nicht sehr sorgfältig, die Spitzen abzufeilen, sondern sie drehen solche bloß ab, und schlagen sie um. Ein Mann hält das Bein des Pferdes, während ein Andrer es beschlägt, da in England für beide Verrichtungen Einer hinreicht. Ob diese Art des Beschlages vortheilhafter sei, will ich nicht entscheiden, aber soviel ist gewiß, daß man für ein lahmes Pferd in Portugal, fünf in England sieht: auch bekommen die Pferde in Portugal und Spanien nicht so oft geschwollene Füße, vielleicht, weil man in den Ställen niemals, selbst nicht im Winter, eine Streu braucht. Das gewöhnliche Futter für Pferde und Maulthiere ist klein gehacktes Gerstenstroh, Gerste oder türkisches Korn. Die englischen Pferde fressen das letztere anfangs nicht gern, wegen seiner außerordentlichen Härte: man muß daher, bis sie sich daran gewöhnen, warmes Wasser darüber gießen, und es etwa eine halbe Stunde stehn lassen. In vielen Theilen des Landes kann man nichts anders als den

gewöhnlichen Weizen erhalten: man muß in solchen Fällen Sorge tragen, das Pferd nur erst einige Stunden nach der Futterung trinken zu lassen; sonst schwillt der Magen, was oft den Tod des Thieres verursacht. Auf dem Marsche von Portugal nach Talavera mußten die britischen Pferde mit grünem Korn gefuttert werden, wodurch die Reiterei und das Geschütz einen schweren Verlust erlitten.

Um Berge und Felsen zu erklimmen sind die Ochsen weit sicherer als Pferde und Maulthiere; sie ziehen auch eben so gut mit dem Kummet angeschirrt, was die englische Artillerie versuchte, wenn keine Pferde aufzutreiben waren: sie ziehen ununterbrochen, geben dem Schwanken des Fuhrwerks nicht nach, noch stutzen sie bei einem Hinderniß. Beim Geschütz kann man sie gebrauchen, wenn man nach Punkten marschirt, wo kein Feind zu erwarten ist: die Pferde läßt man angeschirrt hinterwärts gehn, und legt sie in der Nähe des Feindes vor. Wenn die Ochsen gut gefuttert werden, so ist ihr Fleisch vortrefflich: daß es bei der Austheilung an die Soldaten nicht der Fall ist, darf uns nicht wundern: sie sind abgetrieben, und werden in weniger als eine Stunde geschlachtet und verspeist.

Nirgends wird eine so große Sorgfalt auf die Aufbewahrung des Wassers als in Portugal verwandt; an den Seiten der Landstraßen sind Brunnen mit großen Wasserbehältern zum Dienst des Reisenden und seiner Thiere angelegt. — Das Land ist nicht vermessen: die Meilen sind von unbestimmter Länge, und man hängt daher in Hinsicht der Entfernungen immer von den Angaben und Berechnungen der Landleute ab.

Auf den Oelbau hat der Krieg einen sehr nachtheiligen Einfluß gehabt; es sind wegen Mangel an Holz und Brennmitteln von den Soldaten beim Bivouacquiren große Verwüstungen in den Pflanzungen angerichtet worden, und es werden Jahre vergehn, ehe der Schaden wieder gut gemacht seyn wird. Auch das Federvieh ist seit dem Kriege in Portugal beinahe ausgerottet.

Der Haß der Portugiesen gegen die Spanier ist noch immer der alte, und erfüllt die Brust des Angesehensten wie des Bettlers. Aeltere Reisende, besonders Franzosen, sprechen auch von einer allgemeinen Abneigung gegen die Engländer:

ich fand sie enthusiastisch für uns eingenommen, und ihre Häuser standen uns immer offen. Ich habe in Elvas, wohin ich auf Befehl unsers Gesandten in Geschäften mich begeben mußte, während eines Aufenthalts von 6 Wochen die gütigste Aufnahme gefunden: ich war in einem der ersten Häuser der Stadt bei der Senhora Donna Anna Fortunata, Wittwe eines Fidalgo, einquartirt. Die Familie bestand außer ihr selbst aus ihrer Tochter, ihrem Sohn Don Antonio, der in der Reiterei diente, ihrem Neffen Don José, auch einem Cavallerieofficier und dem Pater Beichtvater. Das Haus war jeden Abend der ganzen Besatzung offen, die sich daselbst gegen 3 Uhr versammelte um Karten zu spielen oder sich zu unterhalten. Ich lebte ganz als ein Glied der Familie: es wurden, um mir ein Vergnügen zu machen, Partieen nach ihrem Landhause veranstaltet: ihre Wagen, Bediente, Pferde waren immer zu meinen Diensten: auch der Gouverneur bot mir ein Pferd an. Ueberall im ganzen Reich, wo ich verweilte, fand ich dieselbe Aufnahme. Allerdings entfremdete die religiöse Verschiedenheit die Gemüther von uns, aber es bedurfte nur einer geringen Versicherung, um sie mit uns auszusöhnen. Bei einer Kundschaftung betrat ich in dem Dorfe St. Salvador in der Landschaft Tras os Montes, wo nie vorher ein Engländer erschienen war, das Haus des Juis de Fora, um einen Brief fortzuschicken. Er war abwesend, aber seine Frau, die, wie ich aus der Unterhaltung schloß, völlig im Stande war, seine Stelle auszufüllen, befragte mich sehr genau über die Religion. Sie fing mit der Frage an, ob wir Christen wären, und als ich sie bejahte, fuhr sie, noch nicht ganz darüber beruhigt fort, zu forschen, ob wir auch Kirchen nnd Geistliche in England hätten; zuletzt zog sie ein kleines silbernes Crucifix hervor und fragte mit einem listigen Blick, ob ich wohl wisse, was es darstelle: ich erwiederte, allerdings — es ist Nosso Senhor, und stellt seine Leiden am Kreuz dar. Hierauf umarmte mich nicht nur die Frau des Juis, sondern der ganze an der Thür versammelte Haufe recht herzlich; ich wäre dieser Ehrenbezeugung bei der Hitze des Tages und dem unangenehmen Knoblauchgeruch gern überhoben gewesen. — Kurz nach der Schlacht bei Vimiera, da ein Theil der britischen

Artillerie sich nahe bei dem Kloster Odivelas lagerte, ladete uns ein schlanker, wohlgebildeter Bernhardiner im Namen der Aebtissin nach dem Kloster ein. Als wir in den Klosterhof ritten, wurden wir mit den Klosterglocken und einem Feuerwerk empfangen; Dienstjungen nahmen unsere Pferde, und wir wurden in das Sprachzimmer geführt, das durch 2 Gitter, die ungefähr 3 Fuß von einander waren, von dem Innern getrennt war, doch waren sie weit genug, um die Hand durchzustecken. Hinter dem inwendigen Gitter saßen die Aebtissin, 2 oder 3 Nonnen und eben so viele Novizen. Unser Wundarzt Hr. F. der in der Sprache am weitesten und ein Mann von großer Galanterie war, machte den Dollmetscher. Nach vielen Lobsprüchen über die Tapferkeit und die treue Anhänglichkeit des englischen Volks an seine treuen Bundesgenossen, benachrichtigten sie uns, daß für den von den verbündeten Waffen erfochtnen Sieg ein Herr Gott dich loben wir! gesungen worden sey; daß ihre Zeit es ihnen nicht erlaube, uns länger aufzuwarten, daß sie aber, wenn wir in die Kapelle treten wollten, versuchen würden, uns zu unterhalten. Das Chor ist von dem Schiff der Kapelle durch ein dünnes Gitter getrennt, das bis an die Decke reicht; hinter demselben nahmen einige von den Frauen ihren Sitz auf einer Matte und reichten ihre Fächer und ihre Arbeiten hindurch, um sie uns betrachten zu lassen, während eine Nonne, die als Künstlerin berühmt ist, sich an die Orgel setzte. Ihr Spiel war unvergleichlich und im höchsten Grade ausdrucksvoll. Bei unserer Rückkehr in das Sprachzimmer fanden wir einen mit allen Arten von Früchten der Jahrszeit und einer Menge Eingemachtem, in welcher Kunst die Klosterfrauen große Geschicklichkeit besitzen, bedeckten Tisch. Der Bernhardiner und ein andrer Bruder aus demselben Orden bedienten uns mit mehrern Arten vortrefflichen Weines. — „Gebildet nach der schönsten Form der Natur schienen sie der Narcissus und Adonis des Klosters.“ Nachdem wir die Erfrischungen genossen hatten, unterhielten uns die Nonnen einige Zeit mit Gesang sowohl italienisch als portugiesisch. Die Unterhaltung endigte sich auf ächte John Bull's Art, da wir mit vollem Chore God save the King anstimmten: eben so sehr zu ihrer Erbauung als die portugiesischen Lieder zur unsrigen; Niemand von

ihnen verstand ein Wort englisch, und wir mit Ausnahme des Doctors wußten eben so wenig vom Portugiesischen. Wir bestiegen unsere Rosse, und kehrten unter einem furchtbaren Lärm von Feuerwerken, dem Glockengeläut und dem Wehen der Schnupftücher sehr zufrieden über unsere Aufnahme zurück.

Die Franzosen werden allgemein gehaßt und verabscheut: ihr Uebermuth, ihre Raubsucht, ihre Gewaltthätigkeiten haben einen zu tiefen Eindruck auf die Portugiesen gemacht, um je vergessen zu werden. Junot spielte den unumschränkten Herrn: Quelus ließ er aufs prächtigste für seinen Gebieter ausschmücken. Er bediente sich im Schauspielhause der Loge des Prinzen: alle Anwesende waren genöthigt bei seinem Eintritt aufzustehn. Denselben Beweis der Ehrerbietung erhielt Lord Wellington, aber aus ganz andern Bewegungsgründen; er begnügte sich stets mit einer Seitenloge und überließ die des Prinzen der Regentschaft. Die königl. Sammlungen, die Kirchen und Klöster wurden ihrer größten Schätze beraubt: so z. B. wurden aus der Kapelle Sāo Jāo in der Kirche Sāo Roque ein Theil des herrlichen Altarstücks aus Lapis Lazuli, und alles was ohne zu großes Aufsehn weggenommen werden konnte, eingepackt; der Diebstahl ward jedoch entdeckt und die Engländer gaben diese Sachen nebst einer großen Menge von Silber und Edelsteinen ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurück. Auch das königliche Museum zu Belem ward von den französischen Savans geplündert, enthält aber noch sehr große Natur- und andre Seltenheiten: der schätzbarste Theil ist eingepackt worden, aus Furcht vor einem zweiten Besuch dieser raubsüchtigen Kenner. Der Haß des Volkes erstreckt sich auf alles, was französisch ist oder war; ich ritt ein Pferd das aus dem Stall des sogenannten Herzogs von Abrantes gekauft war; in den Dörfern sammelten sich sogleich alle Einwohner, um Nachrichten über die Lage der Dinge einzuziehn; bei dem Dorfe Trinidade in Tras os Montes hatte der Haufe kaum das Zeichen an der linken Seite des Pferdes erkannt, als er sich sogleich in die heftigsten Flüche über dasselbe ergoß, und ohne meine Gegenwart würden die Verwünschungen zu Schlägen und Stößen

geworden seyn, die es auch früher einmal aus derselben Ursache wirklich empfing.

Portugal hatte eben so gut wie Spanien seine Verräther; es waren Leute, die weder Vermögen, Ehre noch Ansehn zu verlieren haten, und zu gleicher Zeit durch die angebotenen Bestechungen von Reichthümern und Titeln gereizt wurden, oder was gewöhnlicher die Ursache des Verraths ist, in ihren Erwartungen und Ansprüchen sich getäuscht fanden: ihre Zahl ist aber viel kleiner als man behauptet hat. Die französisch gesinnten Blätter legten ein großes Gewicht auf eine gefährliche Verschwörung, die in Lissabon entdeckt seyn sollte, und viele tausend versteckte Gewehre; in der That wurden aber, wie aus der Erklärung der portugiesischen Regentschaft hervorgeht, nur einige von den Häuptern einer Parthei verhaftet, die mit dem damaligen Zustand der Dinge unzufrieden war, und die man in Verdacht hatte, dem feindlichen Interesse ergeben zu seyn: diese Personen durften zu Folge eines Artikels in der Convention von Cintra ganz unangefochten in der Hauptstadt bleiben, bis die Annäherung des Feindes ihre Entfernung zu einer Sicherheitsmaaßregel machte.

Es gab ebenfalls in Portugal eine Klasse von Männern, die, überzeugt von den Mängeln ihrer Verfassung, die aus dem zu großen Ansehn der Geistlichen und der despotischen Gewalt ihres Fürsten (denn die Regentschaft handelt in seinem Namen) entspringen, eifrig eine Verbesserung wünschten, aber nicht von den Händen des französischen Vergewaltigers. Zurückgezogen auf ihre Güter erwarteten sie mit Sehnsucht die Rückkehr des Friedens, um ihre Wünsche erfüllt zu sehen: freiwillig leisteten sie ihre Beiträge zur Fortsetzung des gegenwärtigen Kampfs, aber sie nahmen keinen thätigen Antheil an den Maaßregeln des Staats, noch äußerten sie sich mit der Freiheit, die ihnen unter den obwaltenden Umständen leicht hätte gefährlich werden können. Das portugiesische Volk im Ganzen war der herrschenden Familie fest ergeben. Die Regentschaft war allerdings nicht allgemein beliebt, doch stieg sie in der letzten Zeit in der öffentlichen Meinung. Viele unter den höhern Ständen waren der Meinung, daß es besser gewesen wäre, wenn der Prinz die einstweilige Regierung den

Händen eines Einzigen anvertraut hätte; ihre Wünsche in dieser Hinsicht schienen sich sämmtlich für den Don Rodrigo, den letzten Staatsminister, der jetzt in Brasilien war, zu vereinigen, als den geschicktesten und würdigsten, um die Stelle eines Vicekönigs zu bekleiden.

Todtschläge, von denen alle Reisebeschreiber sprechen, sind nicht mehr so häufig als ehemals. Einige wenige Beispiele sind jedoch in neuern Zeiten vorgekommen, wobei britische Unterthanen die Opfer geworden sind. Die Ursache muß hauptsächlich der Trunkenheit unserer Landsleute beigelegt werden, die ihres natürlichen Getränks, des Bieres, beraubt, in diesem warmen Himmelsstrich zu einem weit stärkern Labsal, Agva ardente, ihre Zuflucht nehmen, einem aus Wein abgezogenen Branntwein, der eben so stark als der französische aber nicht so gut bereitet ist: das Glas kostet nicht einmal einen Penny. Sehr selten sind Soldaten zu Schaden gekommen: meist waren es Matrosen von Transport- oder Kauffartheischiffen, die man immer in trunkenen Gruppen die Straßen Lissabons durchziehn und den Pöbel beleidigen sieht. Jeder Portugiese ist mit einem langen Messer oder Dolch in einem Futteral versehn, das ihm beim Essen dient; es ist kein Wunder, wenn er es in der Hitze der Leidenschaft bisweilen zu seiner Vertheidigung entblößt.

IV.

Die Belagerung von Tarragona.

Wenn der spanisch-französische Krieg überhaupt an merkwürdigen Belagerungsgeschichten reicher, als irgend einer der in dem ersten Decennium des 19ten Jahrhunderts geführten ist, so verdient besonders die Belagerung der Stadt Tarragona die ungetheilteste Aufmerksamkeit. Nicht, daß der Befehlshaber dieser Festung sie mit größerem Muthe, mit männlicherer Beharrlichkeit vertheidigt hätte, als die Gouverneure von Saragossa und Girona die ihnen untergebenen Plätze, aber daß er eine keinesweges stark befestigte, von allen Sachverständigen verloren gegebene Stadt, für die von außen her durchaus nichts mehr zu erwarten war, die von einem vielleicht sechsmal stärkeren, mit Artillerie reichlich versehenen, von einem kriegserfahrenen Anführer befehligten Heere dicht umgeben war, zu behaupten wagte, als in jeder Minute ein Sturm von dieser weit überlegenen Macht zu befürchten war, verdient aufrichtige Bewunderung. Eben so unvergeßlich wird aber auch das Schicksal der Bewohner Tarragona's bleiben, auf deren Leben es bei diesem Sturme weit mehr angesehen zu seyn schien, als auf das ihrer tapferen Vertheidiger, und deren Ausharren man um so höher anrechnen muß, je deutlicher

das Schicksal der Bewohner der Festungen, die früherhin in diesem Kriege von den Franzosen erstürmt worden waren, ihnen zeigte, was sie zu erwarten hatten.

Der nachfolgende Bericht von der Belagerung von Tarragona ist ein Auszug aus dem was der Commandant der Festung Don Juan Senen de Contreras, darüber bekannt gemacht hat *). Seine Entweichung aus der französischen Gefangenschaft hat die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn verdoppelt. Durch seinen Aufenthalt in Frankreich in den Stand gesetzt, über die Stimmung der Einwohner vor dem Ausbruche des Krieges, und die Kunstgriffe deren sich Bonaparte bediente, den Enthusiasmus des Volkes in einem weit günstigeren Lichte erscheinen zu lassen, als er es verdiente, sich genau zu unterrichten, hat er am Ende seines Berichts einen merkwürdigen Beitrag zu der Geschichte der letzten Regierungsperiode Bonapartes gegeben. Da indeß mehreres davon auf anderen Wegen, zum Theil durch englische Blätter bekannt geworden ist, so haben wir uns der Mühe überhoben geglaubt, auch dieses mitzutheilen.

Sp.

Die Stadt Tarragona, an der Meeresküste, ungefähr 6—700 Toisen östlich von der Mündung des Flusses Francoli gelegen, bildet ein rechtwinkliges länglichtes Viereck, dessen längere Seiten von Osten nach Westen ungefähr 6—700 Toisen, die kürzeren aber 3—400 lang sind.

Die Stadt war von einer hohen und dicken, noch aus den Römerzeiten herrührenden Mauer umgeben, deren westlicher Theil indeß in dem Erbfolgekriege zerstört, und durch eine andere, 8 bis 10 Fuß starke und mit vier Bastionen ver-

---

*) Relation of the siege of Tarragona and the storming and capture of that city by the French in June 1811. with particulars of the generals escape — his observations on the spirit of the people and the nature, stratagems etc. of the French government. London 1813. 8.

versehenen, ersetzt worden war. Die erste von diesen, die Bastion Cervantes, war durch eine Traverse *), welche ich errichten ließ, verbunden: die zweite war die Jesus-Bastion: die dritte die St. Johannes-Bastion, welche durch ein Thor mit der Vorstadt zusammenhing: die vierte die St. Pauls-Bastion, hing durch eine zweite Traverse mit der Bastion Rosario, welche zu der neuen Einschließungslinie gehörte, die kürzlich zur Deckung der alten errichtet worden war, zusammen.

Auch außerhalb der Wälle waren mehrere Punkte befestigt worden: das Fort Loreto auf einem ungefähr 400 Toisen nordöstlich von der Stadt, und 500 von der See entfernten Felsen, durch eine kleine dicht daran errichtete Redoute vertheidigt: das Fort Olivo, 400 Toisen nördlich von der Stadt und westlich vom Fort Francoli, das an dem linken Ufer des Flusses gleiches Namens errichtet war. Um die Vorstadt, die zwischen der eigentlichen Stadt und dem Fluß Francoli liegt, war ebenfalls eine Reihe von Festungswerken angelegt worden, und im Innern der Vorstadt stand das im Successionskriege errichtete Fort-Royal.

Zu Ende Aprils 1811 erschien General Suchet an der Spitze von 40,000 Mann Infanterie und 6 oder 8000 Pferden, mit 100 Kanonen und dem nöthigen Belagerungszubehör vor Tarragona, und vollendete am 4ten Mai seine Einschließungslinie auf der Landseite. — An demselben Tage ließ er die Wasserleitung, wodurch die Stadt mit Wasser versehen wurde, zerstören, ohne daß jedoch bei den Belagerten dadurch Mangel daran entstanden wäre. — Die Franzosen machten den ersten Angriff auf Monte Olivo, von wo aber am 5ten Mai vier Ausfälle geschahen, welche ihnen viele Leute kosteten; ein Corps von Miquelets, das von Montesera kommend, am 6ten Montblanc, eine Stadt welche auf dem Wege von Barcelona nach Lerida liegt, angriff, konnte indeß den Franzosen, die dort sehr stark waren, nichts anhaben. — Eine große Redoute

*) Ein kleiner Graben, der mit einer Brustwehr auf jeder Seite versehen ist. Sp.

welche der Feind am 8ten auf der Seeseite anlegte, vollendete er trotz des heftigen Feuers von 2 englischen Fregatten und 2 Kanonenböten, welche in der See lagen, glücklich.

Am 18ten machte die Garnison von Tarragona einen Ausfall auf mehrere französische Bataillone, die sich 100 oder 120 Toisen weit von dem Fort Francoli gesetzt hatten. Sie wurden nach einem hartnäckigen Kampfe von ihrem Posten vertrieben und auf eine große Entfernung verfolgt, kamen aber, sobald die Besatzung sich wieder in die Festung zurückgezogen hatte, stärker wieder, und nahmen dieselbe Stellung ein; eben so erfolglos war ein Angriff, der am 20sten von Seiten der Garnison des Forts Olivo auf die Werke des Feindes geschah. Ein neuer Angriff der Miquelets auf Montblanc, wodurch sie für einige Augenblicke im Besitz der Stadt blieben, endigte sich mit ihrer Vertreibung daraus.

Unterdeß setzte der Feind seine Arbeiten mit großer Thätigkeit fort, ungeachtet des Feuers aus dem Platze, durch welches ihm eine bedeutende Anzahl von Leuten getödtet wurde. Bei der Errichtung von 3 neuen Batterieen am 27sten, die wegen der Natur des Bodens und des Feuers und der Ausfälle der Garnison bedeutende Schwierigkeiten machte, ward General (Graf) Salm getödtet, als er eben seine Truppen gegen die Besatzung anführen wollte. — Am 28sten begannen die Batterien des Feindes ihr Feuer. Sie setzten verschiedene unserer Stücke ausser Stand, und zerstörten den Cavalier, die Parapets und die Batterien des stumpfen Winkels, die am schlechtesten von dem ganzen Werke beschützt waren. Trotz dem allen wagte der Feind nicht den Platz zu stürmen, sondern begnügte sich in verschiedenen Richtungen zu feuern, um die Kanonen ausser Stand zu setzen, die auf der linken Seite des Forts standen.

Am 29sten um 9 Uhr Abends begann der Sturm unter dem General Ficatier, aber mit so weniger Geschicklichkeit, daß von den Stürmenden wahrscheinlich nicht ein einziger davon gekommen seyn würde, wenn nicht die Ingenieure, welche das Fort Olivo befestigt hatten, eine Wasserleitung zu verschließen vergessen hätten, durch deren

Oeffnung die Franzosen in das Fort eindrangen und die Besatzung im Rücken angriffen. Nichts destoweniger fochten die Spanier wie Löwen, und verließen erst um 1 Uhr Morgens, abgemattet und der Uebermacht weichend, das Fort, um sich in die Stadt zurückzuziehen. Dieses Gefecht war um so blutiger, da die Besatzung des Forts, in dem Augenblicke wo das Gefecht vorfiel, gerade doppelt so stark war, als gewöhnlich. Die Truppen aus denen sie bestand, wurden nämlich alle 8 Tage abgelöst, und beim Anfange des Gefechts war gerade die neue Besatzung angekommen. Diese Corps betrugen zusammen über 4000 Mann, und wetteiferten mit einander an Bravheit und fester Entschlossenheit. Der Feind ließ mehr als 2000 Todte auf dem Platze, obgleich Suchet in seinem Bericht nur 250 angiebt. Unser Verlust war nicht sehr bedeutend. Suchet gab die Anzahl der Gefangenen zu nicht mehr als 8 oder 900 an, und in der That zählten wir, als die Regimenter wieder in die Stadt einrückten, nicht mehr als 1000 Vermißte.

Ich war gerade auf der Fregatte Prueba von Cadiz angelangt, und ward sogleich zum Befehlshaber der Fronte und des Thores Rosario, dem Fort Olivo gegenüber, ernannt. Auf diesem letzteren Posten brachte ich die Nacht zu, um den Rückzug der Regimenter, welche aus dem Gefecht zurückkehrten, ohne daß sie der Feind beunruhigt hätte, zu decken. — Am nächsten Tage (30sten Mai) versammelte der Oberbefehlshaber Marquis Campo-Verde die Generale, die Befehlshaber der Artillerie und der Ingenieure, die Abgeordneten der Haupt-Junta von Catalonien u. s. w. Nachdem ein jeder seine Meinung abgegeben hatte, und auch die meinige, über die Art wie man den Feind zwingen könne, die Belagerung aufzuheben, gehört worden war, (da man die Stadt wegen ihrer schwachen Werke auf keine andere Art retten konnte) so ward beschlossen, daß ich die Vertheidigung des Platzes übernehmen sollte. Vergebens wandte ich ein, daß ich so eben erst angekommen, weder mit den Officieren, noch den Truppen, den Behörden noch den Einwohnern bekannt wäre, noch auch den Platz selbst kennte, von dem nicht einmal ein Plan vorhanden war, ja auch von den Hülfsquellen des Landes

gar nichts wüßte. Alle meine Vorstellungen waren unnütz, und ich bekam von dem Oberbefehlshaber den schriftlichen Befehl, Tarragona zu vertheidigen.

Am folgenden Tage (dem 31sten) verließen der Oberbefehlshaber, der Generalstaab und die vornehmsten Einwohner die Stadt. Der General versprach, daß binnen 6 oder 8 Tagen aufs höchste er die Armee herbeiführen würde, um den Platz zu entsetzen. Jedermann war durch dies Versprechen beruhigt, mich allein ausgenommen, der ich voraussehen konnte, daß es nicht gehalten werden würde: um indeß die Gemüther nicht niederzuschlagen, übernahm ich die Vertheidigung, entschlossen, die Belagerung so lange als möglich auszuhalten, um der Regierung Zeit zu lassen, Maaßregeln zu ergreifen und auszuführen, und dem Feinde jeden erhaltenen Vortheil so theuer als möglich zu verkaufen.

In der That leistete auch diese Festung trotz ihrer Schwäche, und nachdem sie das Fort Olivo eingebüßt hatte und gänzlich auf ihre Mauern beschränkt war, einen Widerstand, der einer Festung des ersten Ranges zur Ehre gereicht haben würde. Am 30sten Mai sandte der Marquis Campo Verde den Oberst O'Ronan mit 1500 Mann ab, das Fort Olivo wieder zu nehmen, welcher Angriff aber abgeschlagen wurde. Am Tage darauf verließ der Marquis die Stadt. Ich ordnete nun den Dienst der Truppen an, theilte die Einwohner in Compagnieen und brauchte sogar die Frauen zu Arbeiten für die Vertheidigung, wobei ich indeß nur dem Eifer der Einwohner seine gehörige Richtung zu geben brauchte. Weder Alter noch Geschlecht ward als Entschuldigung vorgeschützt, und oft mußte ich ihrer Thätigkeit Einhalt thun. Ausser den königlichen Magazinen legte ich auch noch aus den Sachen, welche Einwohner, als sie die Stadt räumten, zurückgelassen hatten, Magazine an. Die Kriegskasse war auf 6000 Piaster eingeschmolzen, ich erhob eine Contribution von 300,000 Franken auf die vornehmsten Kaufleute der Stadt, welche ohne irgend eine der königlichen Gefälle zu bezahlen, Tarragona verlassen, und sich mit ihrem Gelde nach Villa nueva zurückgezogen hatten, welche Summen in die Kasse des Intendanten

de Piombo kam, um zur Vertheidigung des Platzes angewandt zu werden.

In der Nacht vom 1sten auf den 2ten Junius begann Suchet sein Feuer auf die Bastion Orleans, (welche Stelle, als die schwächste der Festung, wohl gewählt war), das aber, da es ohne falschen Angriff gemacht wurde, das ganze Feuer der Kanonenböte und des Forts Francoli auf sich zog. — Nichtsdestoweniger setzte der Feind seine Arbeiten fort, und am 7ten Juni mußte ich dem Oberst Roten den Auftrag geben, das Fort Francoli, nachdem alles daran zerschossen war, mit seiner Artillerie zu räumen, nicht aber ward es, wie Suchet angab, mit Sturm genommen. — Suchet verlor eine große Menge Leute bei dem Angriffe, was er mit kalter Gleichgültigkeit ansah. Er forderte von ihnen nicht allein den gewöhnlichen Dienst der Soldaten, sondern brauchte sie auch als Arbeiter, da er deren nicht vom Lande erhalten konnte, und behandelte sie, um sie zur Arbeit zu zwingen, mit der äußersten Strenge; da er wußte, daß seine Erhebung oder seines Herrn Ungnade von dem Ausgange der Belagerung abhing.

Sobald die Franzosen das Fort Francoli genommen hatten, errichteten sie eine Batterie auf den Wällen desselben, um die Schiffe zu vertreiben, welche auf dieser Seite der Bai lagen. — In der Nacht auf den 11ten sandte ich den Brigadegeneral Sarsfield mit 2000 Mann ab, welcher den Feind von 12 bis 2 Uhr Morgens beschäftigte, und ihm einen bedeutenden Verlust zufügte. Von diesem Ausfalle, so wie von einem andern 3 Nächte vorher, wo 300 Grenadiere unvermuthet in seine Laufgräben drangen, und die schlafenden Soldaten entweder niedermachten oder gefangen nahmen, sagt Marschall Suchet nichts. — Am 16ten Junius ward die 400 Mann starke Garnison des Prinzen Halbmonds, einem Werke zwischen Fort Francoli und der Stadt überfallen, und uns das Werk genommen. Am 21sten stürmte der Feind die Bastionen St. Charles, Orleans und Fort Royal in 5 Colonnen, und nach einem hartnäckigen Widerstande mußten unsere Truppen die Werke verlassen und sich nach der Stadt ziehen. Der Feind drang nach und nach durch die 3 Breschen ein, und mischte sich unter

unsere Leute, bei welcher Gelegenheit ein fürchterliches Blutbad unter den Franzosen und Spaniern entstand.

Ich war auf dem Walle der Stadt über dem St. Johannisthore, mit einem Corps Truppen, um denen beizustehn, welche zu weichen genöthigt würden. Da ich sie aber untermischt mit Franzosen ankommen sah, so ließ ich das Thor schließen, um nicht Feind und Freund zusammen in die Stadt kommen zu lassen. Alsdann rief ich den spanischen Truppen zu, sich am Fuße des Walls in Schlachtordnung zu stellen, was sie sehr gut ausführten, und sich schnell von den Franzosen trennten, auf welche ich nun ein furchtbares kleines Gewehr- und Kartätschenfeuer machen ließ, das sie zum Rückzuge zwang. Ein französischer Capitain war indeß so kühn, mit seiner Grenadiercompagnie bis an das Thor vorzudringen, und einen Versuch zu machen, dasselbe durch Kolbenschläge einzuschlagen, welchen Versuch sie indeß beinahe alle mit dem Leben büßten. — Von 12 bis 3 Uhr Morgens zogen sich die Truppen über die Traversen des Rosario und Cervantes in die Stadt zurück, und ich war erstaunt, unsern Verlust nach genauer Zählung nicht bedeutender als 500 Mann zu finden. Der des Feindes war weit größer.

In der Nacht vom 21sten eröffnete der Feind seine erste Parallele gegen die eigentliche Stadt, und einmal im Besitz der Vorstädte, bemeisterte er sich auch des Hafendammes wo er eine Batterie errichtete, um den Einschiffungsplatz in der Bai Milagro zu bestreichen. — In den folgenden Tagen eröffnete er eine zweite Parallele in einer Entfernung von 60 Toisen, und nun fielen bereits Bomben in die Stadt. Am 18ten schoß er mit 14 Vierundzwanzigpfündern in einer Entfernung von 30 Toisen Bresche, der er sich um so leichter nähern konnte, da die Stadt weder Graben noch bedeckten Weg hatte. — Die Garnison bewies bei der ganzen Belagerung die größte Standhaftigkeit und den größten Muth, und würde gewiß den Platz erhalten haben, wäre sie von der Armee unterstützt worden. Dieser Umstand veranlaßte Suchet seine Angriffe mit desto größerer Heftigkeit zu machen, und um die Hälfte mehr Menschen aufzuopfern, als eine regelmäßige Belagerung gekostet haben würde. — Ich meines Theils hoffte

sehnlich auf jenen Beistand, und da ich auf den Hügeln um Tarragona die Vorposten des spanischen Heers sah, so trug ich kein Bedenken, mich auf die Versicherungen zu verlassen, welche General Campo Verde mir jeden Tag zukommen ließ; nähmlich daß er den Feind im Rücken angreifen würde, und so den Platz und die Provinz zu retten hoffe. Ich beschloß dem zu Folge, mich bis auf das äußerste zu vertheidigen, und dieß gab zu den fürchterlichen Ereignissen des 28sten Junius Anlaß, von denen ich das Nähere in meinem Bericht an die spanische Regierung vom 30sten meldete, den Suchet nach Cadiz zu besorgen versprach, ihn aber dem Kaiser schickte. — Napoleon ließ diesen Bericht mit den Veränderungen, die er für nöthig hielt, bekannt machen; ich kann indeß versichern, daß statt wie er glauben machen wollte, den Fall der Stadt den Engländern beizumessen, ich mit Dank den Beistand erkenne den ich von 3 Kriegsschiffen und einer Fregatte unter dem Capitain Codrington empfing, der nicht allein in der Bai, wo eine große Menge Kauffartheischiffe, mit Familien von Tarragona an Bord, lagen, Ordnung erhielt, sondern auch unsere Kranken und Verwundeten in die Hospitäler an den benachbarten Küsten und auf den Inseln brachte, und durch sein beständiges Feuer auf die Werke der Franzosen ihre Annäherung erschwerte, und sie endlich zwang, sich für ihre Transporte aus Tortosa einen neuen Weg durch Balaguer zu eröffnen, um aus dem Bereich der englischen Kanonen zu kommen *).

Der Feind hatte mich mit seiner ganzen Macht umgeben: der Marquis von Campo Verde hatte versprochen, mich mit der Armee zu unterstützen: die Engländer waren zwei Tage vorher mit einer Division Truppen angekommen um mir beizustehen, da sie aber sahen, daß die Stadt wahrscheinlich mit Sturm genommen werden würde, so beschlossen

---

*) Aus dem nun folgenden Berichte des Generals Contreras geben wir nur das wichtigste. Die zahlreichen Stellen, welche Napoleon unterdrücken ließ, giebt er alle mit Cursiv gedruckt, so daß man hier abermals einen Beweis sieht, wie genau das französische Volk von dem unterrichtet wurde, was in Spanien vorging!

Sp.

sie, gar nicht zu landen. So sah ich mich auf meine Garnison allein zurückgebracht, und entschloß mich nun, mit dem Schwerdte in der Hand zu sterben.

Nach näherer Untersuchung fand ich, daß ich noch 8000 Mann der besten und erfahrensten Truppen hatte: dem zu Folge stellte ich zwei Bataillone der Provinzialgrenadiere und das Regiment Almeria der Bresche gegenüber, mit dem Befehl nicht zu schießen, sondern die Franzosen mit dem Bajonette anzugreifen. Ich ließ Wein, Branntwein und Taback unter die Soldaten austheilen, redete sie selbst an, und that alles, was man in einem solchen Augenblicke thun muß. Allein der Erfolg entsprach meinen Erwartungen nicht: die Truppen schlugen zwar die erste französische Colonne zurück, befolgten aber dann meine Befehle nicht mehr genau, und so drangen 2000 französische Grenadiere von 5—6000 Mann Linientruppen unterstützt, in die Bresche ein. — Unsere Truppen zogen sich von dem Walle zurück, und waren ungeachtet alles unseres Zuredens nicht wieder zu sammeln. Der Feind drang nun über die Wälle in die Stadt, tödtete, verwundete oder beraubte wenigstens alles ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters, und es würden noch mehrere Greuel vorgefallen seyn, wenn nicht die französischen Officiere, mit Gefahr ihres eigenen Lebens großmüthigerweise so viele Personen als möglich gerettet hätten.

In dem Augenblick, wo ich nach dem St. Marins-Thore ging, um dort einige Soldaten zu sammeln, und an deren Spitze einen Angriff auf die Franzosen zu machen und uns durchzuschlagen, erhielt ich einen Bajonetstich in den Leib und ward gefangen genommen. Das Gerücht, ich sei getödtet worden, verbreitete sich alsbald, und die Unordnung erreichte nun einen so hohen Grad, daß viele von den Soldaten ihre Waffen wegwarfen, und wehrlos den Franzosen in die Hände liefen.

Am nächsten Tage ließ mich General Suchet auf einer Tragbahre in sein Hauptquartier zu Constanti bringen, wo ich die Generale Courten und Cabrer, den Brigadier Mesina und einige andere Staabsofficiere, die zu Gefangenen gemacht worden waren, nebst etwas über 7800 Mann und 400 Subalternofficiere fand, die sämmtlich nach Frankreich

geschickt wurden. — General Suchet behandelte uns, nachdem ich ihn durch Gründe überzeugt hatte, daß ich mich so lange vertheidigen müssen, mit der Auszeichnung, die unser Widerstand verdiente. Es waren 6—7000 Bomben und Granaten, und eine unzählige Menge von Kanonenkugeln in die Stadt gefallen; über 18,000 Mann, sowohl Franzosen als Spanier blieben: die Franzosen verloren 19 Ingenieure, 31 Artillerieofficiere, 14 Obersten, den General Salm und mehr als 12,000 Mann; wir dagegen 32 Artillerieofficiere und 6000 Mann.

Gegen die unglückliche Garnison schien sich übrigens alles verschworen zu haben. Campo Verde versprach zu erscheinen und erschien nicht; das Königreich Valencia sandte den General Miranda mit einer Abtheilung valencianischer Truppen, der Stadt zu Hülfe zu kommen: sie landete zu Tarragona und vereinigte sich am nächsten Tage mit Campo Verde's Armee. Eine englische Abtheilung zeigte sich am 26sten Juni; der Befehlshaber Oberst Skerrett berathschlagte mit mir über das, was er zu thun hätte, als aber die Oberofficiere seiner Ingenieure und Artillerie die Wälle besichtigt hatten und der Meinung waren, daß die Stadt nicht länger widerstehn könne, kehrten sie an Bord ihrer Schiffe zurück. —

Während meines Aufenthalts zu Constanti und späterhin zu Reus behandelte mich General Suchet und die anderen Generale mit aller möglichen Auszeichnung, jedoch ward ich immer von mehreren Officieren bewacht, und zwei Schildwachen standen an der Thür meines Zimmers. Man bot mir alles mögliche an, wenn ich aus Ferdinands VII. Dienst in den Bonaparte's treten wollte, und gab sich alle Mühe mich zu überzeugen, daß Spanien nie wieder seine Unabhängigkeit erlangen würde. Man fügte noch hinzu, daß wir vollkommen blind und unverständig seyn müßten, um noch zu hoffen, daß ein Krieg glücklich beendigt werden könnte, der zwar ungerecht *) von ihrer

*) Suchet's eigene Worte, am 29sten Juni Abends in Gegenwart seiner Officiere, der spanischen Generale und der Bedienten, die aufwarteten, gesprochen.

Seite, aber auch unklug von Seiten der spanischen Regierung sei. — Diesem allen machte mein, dem General Suchet gethanener Vorschlag, Napoleons Dienste zu verlassen, und in die Ferdinands zu treten, ein Ende, und von diesem Augenblicke an sah ich ihn nicht mehr.

Vom 29sten Juni bis zum 9ten September folgte ich beständig dem Hauptquartier: von Constanti nach Reus, von da nach Lerida und von dort nach Saragossa. An Orten wo keine Festung war, wohnte ich in Privathäusern, und aß mit den Bewohnern auf Kosten der Municipalität, aber immer von meiner Wache begleitet. Zu Lerida ward ich in die Festung eingesperrt und bekam meine Portionen, die aber, je mehr Suchets Hoffnung sich verminderte, mich für seine Parthei zu gewinnen, immer mehr abnahmen.

Am 9ten September ging General Suchet von Saragossa nach Valencia, und am 11ten ward mir angekündigt, mich zur Reise nach Frankreich in Bereitschaft zu halten. Zu gleicher Zeit schloß man alle Thore und Schlagbäume von Saragossa, damit die Einwohner nicht einen Versuch, mich zu befreien, machen, oder wenigstens dem Landvolke Nachricht von meiner Abreise geben möchten. Um 4 Uhr brach ich, von mehreren gefangenen spanischen Officieren und Soldaten begleitet, auf, unter Bedeckung des 11ten Bataillons Artillerie und 30 Mann Reiterei, unter dem Befehl des Oberstlieutenant Le Long, der uns bis nach Pau führte, und so wie alle frühere Bedeckungsofficiere mit seinem Kopfe für uns einstehn mußte. Uebrigens hat auch jeder Befehlshaber eines Transports Gefangenen Anweisung nicht allein auf die, welche sich von dem Zuge absondern, sondern auch auf die, welche Ermüdung und Krankheit zurückbleiben läßt, Feuer zu geben. Dieser Befehl wird, nach Maaßgabe der Menschlichkeit der Soldaten und ihrer Anführer, im Allgemeinen weniger oder mehr streng ausgeführt: dem Oberst Le Long muß ich indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Leben eines dieser Unglücklichen, der krank war, erhielt. Er ließ ihn in einem Dorfe bei Huesca zurück, und begnügte sich, eine Bescheinigung darüber von dem Alcade zu fordern, ungeachtet der Einwendungen eines der Officiere der Bedeckung, der

den Befehl in seiner ganzen Strenge ausgeführt wissen wollte.

Oberst Le Long begleitete mich nach Pau, wo er mich der Gensdarmerie übergab. Nachdem ich auf mein Gesuch an den Kriegscommissair, um die Unterhaltungsgelder, die Kriegsgefangenen meines Ranges, nach Napoleons Anordnungen zukommen, eine abschlägliche Antwort erhalten hatte, wandte ich mich an den befehlshabenden General der Division, der zu Bayonne sich aufhielt, und es ward nun nicht allein der Befehl gegeben, mir jene Gelder vom Tage meiner Gefangennehmung an, auszuzahlen, sondern auch, daß ich, soviel ich fordern möchte, erhalten sollte, um bequem und anständig zu reisen, was ich jedoch nicht annahm, sondern mich bloß auf die mir zukommenden 500 Franken einschränkte. Mit diesem Gelde und einigen Unzen Goldes, die mir ein Patriot, während meiner Gefangenschaft zu Saragossa in die Hände zu spielen gewußt hatte, und welche ich mit dem General Courten theilte, ging ich von Pau nach dem festen Schlosse Bouillon, von einem Gensdarmen begleitet, der auf meine Kosten reisete.

Zu Limoges erfuhren wir, daß König Ferdinand VII. auf dem Schlosse Valencay bei Chateauroux sich befinde, und daß der Befehl gegeben worden sey, daß jeder Spanier, der sich im Departement der Indre, in welchem das Schloß liegt, betreten lassen würde, augenblicklich erschossen werden solle. Der Gensdarme, der mich begleitete, verließ daher den Weg von Orleans, und nahm den über Moulins und Nevers. Eben so war es ihm verboten worden, mit mir durch die 18te Militairdivision zu gehen, ich weiß nicht warum. —

Am 22sten Oktober 1811 erreichte ich Bouillon, und wurde am nächsten Tage dem Gouverneur des Schlosses, Capitain Petit vorgestellt, der von Napoleon Befehl erhalten hatte, mich mit der meinem Range zukommenden Achtung zu behandeln. Diesen Befehl sollte er geheim halten, und überhaupt von meinem Anherkommen nichts eher laut werden lassen, bis ich angelangt wäre. Nichtsdestoweniger erregten die Ausbesserungen, die man in meinem Zimmer vornehmen mußte, Aufmerksamkeit, und das geflissentliche

Verbergen der Befehle in Hinsicht auf mich, erregte die Vermuthung, daß eine Person von Bedeutung her gebracht werden würde. Einige glaubten, es sei der Pabst, oder irgend ein Cardinal, oder die Generale Dupont und Marescot, deren Schicksal damals noch nicht entschieden war *).

Das Schloß Bouillon, ungefähr um 950 von Gottfried dem Alten, dem Großvater Gottfrieds von Bouillon, erbaut, liegt auf einem Berge 200 Fuß über dem Spiegel des kleinen Flusses Smoie. Am Fuße des Schlosses sieht man das Städtchen, das mit seinen Vorstädten ungefähr 3000 Einwohner hat, und von einem schwachen Walle umgeben ist. — Als ich das Schloß bezog, waren die Herren Bouvet de Lozier, Armand Gaillard und Augustin Rewbell, 7 flamländische Priester, ein französischer Prediger und ein Benedictinermönch aus Mainz darin. Hr. Rewbell, frühерhin Escadronchef und Adjutant des Generals St. Suzanne, war im Jahr 1803 eingezogen und zu zweijähriger Gefangenschaft verurtheilt worden, aber 1812 noch im Gefängniß. Die Herren Bouvet und Gaillard waren 1804, wegen ihres Antheils an der Verschwörung von Georges zum Tode verurtheilt worden: Napoleon hatte indeß ihre Strafe in vierjähriges Gefängniß verwandelt. Nichtsdestoweniger waren sie schon seit beinah acht Jahren auf Bouillon.

Kaum war ich in meinem Zimmer eingerichtet, als der Gouverneur mir ankündigen ließ, daß ich nicht aus dem Schlosse gehen dürfe, daß alle Briefe von mir und an mich durch seine Hände gehen müßten, und daß ich wie alle andere Staatsgefangenen im Schlosse 25 Sous täglich erhalten würde. — Um die Achtung für meinen Rang vollkommen an den Tag zu legen, befahl der Polizeyminister Savary vierzehn Tage später dem Gouverneur, meinen Bedienten von mir zu trennen, weil er als Spanier und

*) Beide wurden späterhin, nachdem sie seit 1808 gefangen gesessen hatten, für ihren Antheil an der Capitulation von Bailen, durch ein geheimes Conseil zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt.

Kriegsgefangener in das nächste Depot geschickt werden müsse; ich könnte mir indeß einen andern halten, nur müßte es ein Franzose seyn. Dieß Anerbieten verwarf ich natürlich, und mein Bedienter ward nach Charleville geschickt, wo ein Depot von 300 Kriegsgefangenen vom Regiment Asturias ist, die nicht unter dem König Joseph dienen wollten. Sie bekommen 3 Sous und 1½ Pfund Brot täglich, und dürfen für sich arbeiten, was nicht bei allen unseren unglücklichen Landsleuten der Fall ist, von denen einige zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, andere aber im größten Elende leben, so daß sie da, wo sie nicht Arbeit genug finden, im eigentlichen Sinne des Worts Hungers sterben. So sah ich einst im December zwei hundert Gefangene, meist barfuß, ohne Hüte und in einen linnenen Sack gekleidet gehen. — Wenn sie krank sind und in das Hospital geschickt werden, geht es ihnen noch schlimmer. Von 100 kommen nicht 2 lebendig heraus! — Auch ist es jedem Spanier verboten, irgend einen unserer militairischen Orden zu tragen, und die Gensdarmen haben Befehl sie denen abzureißen, die jenem Verbot nicht nachkommen.

Erstaunt, mich so ganz den Befehlen, die man meinetwegen gegeben hatte, zuwider, behandelt zu sehen, schrieb ich an die Minister und an Bonaparte selbst, und schilderte meine Lage, erhielt aber keine Antwort. Da ich mich täglich mehr über diese unwürdige Behandlung empört fühlte, und meinem Vaterlande noch ferner in diesem ungerechten Kriege Dienste zu leisten wünschte, so faßte ich den Entschluß zu entfliehen *). Zur Ausführung desselben bedurfte ich eines Gefährten, und da ich mich überzeugt hatte, daß Hr. Bouvet ein gescheuter, entschlossener und verschwiegener Mann war, so vertraute ich ihm meinen Plan an. Wir wurden bald einig, und hatten glücklicherweise nicht nöthig noch einen dritten in unser Geheimniß zu ziehen.

---

*) Es giebt vielleicht keinen Grund, Flucht aus Kriegsgefangenschaft zu entschuldigen, aber man denke an die unglaubliche Menge von französischen kriegsgefangenen Officieren, die aus England entflohen sind! Sp.

In der Nacht vom 1sten zum 2ten Oktober führten wir, nachdem wir die sicherste und beste Art über die Mauer zu kommen, ausgefunden hatten, ungeachtet aller Aufsicht unsern Plan aus. Es war eine finstere regnigte Nacht. Ich bestand darauf zuerst hinabzusteigen: es war nöthig eine senkrechte Höhe hinabzukommen, und dann 40—50 Fuß an dem Abhange des Felsens hinabzuglitschen, ehe man an einen wagerechten Vorsprung kam, der sich in der Mitte des Weges an den Seiten des Berges erhebt. Von dort steigt man auf in den Felsen gehauenen Stufen bis zum Anfange der Straße der Stadt herab, von der dieser Weg nur durch ein kleines Thor getrennt ist, das unseren Bemühungen leicht nachgab. Nach anderthalb Stunden beständiger Anstrengung fanden wir uns endlich im Freien, ohne irgend jemanden begegnet zu seyn, und waren sogar den Patrouillen der Nationalgarde glücklich ausgewichen, die damals viel mit der Aufsuchung und Bewachung der Marodeure zu thun hatten, welche des Mangels an Lebensmitteln wegen, häufig herumstreiften.

Seit dieser Zeit durchstrichen wir, mein Gefährte und ich, mehrere Provinzen von Frankreich, zuweilen zu Fuß, zuweilen zu Pferde, bald zu Wagen, bald in einem Boote, und begaben uns auf mehrere Punkte der Küste in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden, nach England hinüber zu kommen, was wir jedoch erst im Junius dieses Jahres (1813) möglich machen konnten.

Es ist nicht gut zu begreifen, was Bonaparte dazu bestimmte, mich als einen Staatsgefangenen zu behandeln, statt mich zu irgend einem Depot von Kriegsgefangenen zu senden, wie es mit den meisten spanischen und englischen Generalen geschah. — Allein Bonaparte's System haßt von Natur alles was rechtlich und edel ist. Palafox der so muthig Saragossa vertheidigte, Martines, der sich so entschlossen bei Figueras benahm, Caro, der sich bei der Schlacht von Sagunt auszeichnete, wurden wie ich in feste Schlösser gebracht, und was noch schrecklicher ist, wenn wir anders dem Gerücht trauen dürfen, der brave Gouverneur von Girona ward in der Festung Figueras vergiftet, wohin man ihn als Kriegsgefangenen gebracht hatte.

Was man überhaupt anwandte Spanien in Schrecken

zu setzen, davon mag folgender Zug ein Beispiel geben. Suchet ließ am Tage nach der Eroberung von Tarragona ungefähr hundert Alcades und Corregidores aus der umliegenden Gegend zusammenbringen und mit einer Bedeckung durch die Straßen und über die Plätze der Stadt führen, damit sie die Leichnahme sehen möchten, mit denen sie angefüllt waren, nachdem er vorher alle die, welche in den Häusern lagen, hatte herauswerfen lassen, und ausdrücklich verboten hatte, keinen derselben wegzunehmen. Seine Absicht war, daß diese Alcades und Corregidors bei ihrer Rückkehr in ihre Bezirke bekannt machen sollten, was sie gesehen hatten, damit die Einwohner, abgeschreckt von diesem furchtbaren Bericht, es nie wieder wagen möchten, sich auf eine ähnliche Weise zu wehren. — So sagte mir Suchet. Ich versicherte ihn, daß er sich tröge, und daß, weit entfernt seinen Erwartungen zu entsprechen, diese Maaßregel eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen werde. Jeder von den Cataloniern würde zum Tiger, und jeder Franzose der in ihre Hände fiele, ohne Barmherzigkeit ermordet werden. Meine Voraussagung traf ein, denn im August beklagte sich Suchet bitterlich in meiner Gegenwart zu Saragossa über die Grausamkeiten, welche die Catalonier an allen Franzosen verübten, die in ihre Gewalt geriethen.

V.

Briefe aus einem Marattenlager.

Von Thomas Duer Broughton *).

1.

Kirvoli, 26sten Dezember 1808.

Am 20sten dieses marschirte ich von Agra nach einer kleinen Stadt Namens Kagarol, etwa 14 Meilen entfernt; das Land ist flach und offen, und ziemlich gut angebaut; hat aber, ausgenommen in der Nähe von drei oder vier großen Dörfern, die zu beiden Seiten der Landstraße liegen, nur wenig Bäume. Nirgends sah ich Wasserbehälter (tanks) oder

*) Unter den neuesten Bereicherungen der Völkerkunde zeichnen sich die folgenden Briefe (Letters written in a Mahratta camp during the year 1809, descriptive of the character, manners, domestic habits, and religious ceremonies of the Mahrattas, with ten coloured engravings from drawings by a native artist. London 1813, 385 S. 4.) sehr vortheilhaft aus. Der Verfasser derselben war Befehlshaber der Eskorte des Residenten bei dem Rajah Scindiah; seine Beabachtungen sind anspruchlos, treu und bedeutend: er giebt nur das, was er selbst gesehen hat, ohne Einmischung einer fremdartigen, aus Büchern geschöpften Gelehrsamkeit. Das Buch ist indeß so verschwenderisch gedruckt, daß eine

oder Bäche, die in dieser Jahreszeit Wasser führten, sondern nur verschiedene Brunnen, von denen das Land allein bewässert zu werden schien. Zwei Meilen ungefähr von den Cantonnirungen bei Agra sind die Trümmer eines von Kumal Chan, einem Edelmann vom Hofe Akbar's erbauten Schlosses. Die Gebäude sind alle aus einem schönen rothen Stein, einige noch immer sehr vollkommen; hauptsächlich ein geräumiger Brunnen oder Bouli, der von einem artigen runden Gebäude umgeben wird, das aus zwei Reihen Bogen bestand: in jeder derselben ward ein Paar Ochsen gebraucht, um das Wasser herauf zu ziehn.

Am 21sten marschirte ich etwa 15 Meilen nach Sepou, einem Dorfe, das dem Rana von Dolpur gehört, an dem Flusse Parbutti belegen. Die Einwohner zeigten mir die Ueberbleibsel eines lehmenen Forts Namens Roschungur, das ehemals nach ihrer Versicherung sehr stark war. Sie waren höflich und aufmerksam, und versahen mich willig mit Holz, Stroh und andern Nothwendigkeiten, die ich zum Behuf meines Lagers forderte.

Am 22sten erreichte ich Bari, 14 Meilen von Sapu, in Hinsicht auf Wichtigkeit die zweite Stadt im Gebiet des Rana. Die Straßen sind eng, aber viele Häuser, die aus dem in der Nähe gefundenen rothen Stein aufgeführt sind, sind 2 Stockwerke hoch, und haben das Aussehn größerer Bequemlichkeit als in den indischen Wohnungen gewöhnlich ist. Die Stadt ist von Gärten und Mango- und Tamarindenhainen umgeben. Der Rana hält sich hier bisweilen auf; er hat ein gutes Haus in einem Gehege, das mit dem Namen eines Forts beehrt wird: es ist aber nichts

---

vollständige Uebersetzung mit Weglassung der schon bekannten Wiederholungen und Abkürzung der etwas schleppenden Erzählung desselben, nicht mehr als einige Bogen in unserer Zeitschrift füllen wird. Die illuminirten Kupfer haben das Verdienst, Gestalten und Trachten treu darzustellen. Die Orthographie der ostindischen Namen versichert der Verfasser nach dem System des Hrn. Borthwick Gilchrist, Professor der hindostanischen Sprache an dem Gymnasium von Fort William zu Calcutte, der sich auch durch mehrere schätzbare Werke über die hindostanische Litteratur bekannt gemacht hat, gegeben zu habe. R.

weiter als ein offener viereckter Platz, umgeben von einer Mauer aus rothem Stein, die an jeder Ecke und in der Mitte runde Thürme hat. Bari ist vor vielen Jahren hauptsächlich von Pithanen (Patanen) bewohnt worden, und man sieht noch einige schöne muhamedanische Gräber in der Gegend. Das Land auf dieser Seite von Sepou ist nicht so gut angebaut als auf der andern: ich bemerkte auch weder so viele noch so große Dörfer. Lebensmittel sind indessen wohlfeil: 18 Sihrs (ein Sihr ist beinahe 2 Pfund) Waizenmehl kosten eine Rupi, und für denselben Preis kauft mon 24 Sihrs Gram, eine Getreideart, die zum Viehfutter dient. Ein Befehlshaber des Rana, der selbst zu Dholpur war, machte mir im Namen seines Herrn die Aufwartung, und trug Sorge mich mit allem, was ich bedurfte, zu versehen. Er benachrichtigte mich, daß vor nicht langer Zeit von einem Räuberhaufen im Dienst des Ram Pal und des Bukschi Gudchsur, zwei bekannten räuberischen Häuptern ein Angriff auf die Stadt gemacht, daß er mit einigem Verlust abgeschlagen sey, sie aber noch immer in der Nachbarschaft gelagert wären. Nachmittag ritt ich aus, um einen vom Kaiser Schach Dschihan erbauten Jagdsitz zu sehn. Er liegt in der Mitte einer weiten Ebene, ungefähr 2 Meilen von der Stadt; das Schloß ist an den Ufern eines schönen Wasserstücks, das von starken mit Steinen eingefaßten Dämmen gebildet wird, erbaut, auf denen eine weite und wohlgepflasterte Terrasse angelegt ist. An drei Ecken des Dammes sind eben so viele artige Pavillons, von denen jeder eine vollständige Reihe von Zimmern enthält: am Nordufer ist ein Gehege, ungefähr 150 Ellen im Viereck, das ehemals ein Garten war, welcher die den Weibern angewiesenen Zimmer umgab. Sämmtliche Gebäude sind mit schweren Platten von rothem Stein bekleidet und sehr gut erhalten.

Am 23sten hatten wir einen verdrießlichen und unangenehmen Marsch von 18 Meilen nach Siri-Muttra, dem Aufenthalt eines kleinen Rajah, der dem Rana von Dolpur schatzpflichtig ist. Der Weg ging über Felsen von dem rothen Stein, der in diesem Theil des Landes so gewöhnlich und nur an einigen Stellen mit dünnen Lagen von

Dammerde bedeckt ist. Nahe bei einem Haufen kleiner Dörfer sah ich einige mit schlechtern Getreidearten, etwas Zuckerrohr, Ricinus und Baumwolle bebaute Stellen; der Rest des Landes war eine völlige Wüste. Siri Muttra ist eine ziemlich große Stadt, und auf einem nackten Felsen von rothem Stein erbaut; aus diesem Stoff sind alle Häuser aufgeführt: so daß es in einiger Entfernung schwer ist zu unterscheiden, ob wirklich eine Stadt vorhanden ist. Die Häuser sind niedrig und die Straßen so enge, daß mein Elephant nur mit Mühe hindurch ging, ohne die Dächer zu beschädigen. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner schien die Verarbeitung des rothen Steins in Platten zu seyn, womit die ganze Gegend umher in solchem Ueberfluß bedeckt ist, daß ich einige Zeit gebrauchte um einen Platz für mein Zelt zu finden. Der Rajah war sehr artig und gab sogleich Befehl mich mit allem was ich bedurfte, zu versehen; am Nachmittag machte er mir einen Besuch, begleitet von seinem Divan oder Minister und einem Vakil oder Bothschafter des Rana. Der Rajah selbst ist ein fetter Mann von gutmüthigem Aussehn, von mittlern Jahren und dem Anschein nach ohne einen ausgezeichneten Charakter; sein Minister ist ein recht lebhafter Alter, sehr neugierig, und sprach viel. Er untersuchte alles in dem Zelt, und schien besonders erfreut über ein gedrucktes Buch, das auf dem Tische lag; er schien von dieser Kunst nie vorher einen Begriff gehabt zu haben. Es enthielt zufälligerweise ein Bild des Marquis Wellesley, das ich ihm zeigte; er fragte sogleich ob es der sey, der die Maratten schlug, und da ich die Frage bejahte, rief er aus: mein Herz zittert bei seinem Anblick; und er machte das Buch zu. Der Vakil war auf einer Sendung nach Scindyah's Lager, und die eigentliche Absicht seines Besuchs, mich um Erlaubniß zu bitten, unter meinem Schutze reisen zu dürfen. Er hatte in Sirimuttra sieben Tage Halt gemacht, aus Furcht, den räuberischen Häuptlingen zu begegnen; einem derselben, Bukschi Gudschur, war er besonders verhaßt, weil er an seiner Entlassung aus dem Dienst des Rana Schuld war, und jetzt die Stelle des Bukschi bekleidete. Da ich dieß wußte und benachrichtigt war, daß sein Feind ihn bei Kirvoli auflauerte, schlug ich ihm sein

Verlangen unter dem Vorwande ab, daß ich nur eine Bedeckung von 50 Sipay's hätte, und daher alles vermeiden müsse, was die Eifersucht der Räuber reizen könnte. Er beruhigte sich, schien aber, wie ich fürchtete, noch immer die Absicht zu haben, bei der nächsten Station zu mir zu stoßen. Als einen Beweis von der Achtung vor unsern Waffen bemerke ich, daß dieser Vakil, den Schutz von meiner kleinen Schaar erwartete, gegen 200 bewaffnete Männer bei sich hatte. Alle meine Gäste bezeugten ihre Zufriedenheit mit den Engländern und der britischen Regierung; besonders rühmten sie uns, daß wir die unerträgliche Gewalt der Maratten gebrochen hatten.

Am 24sten war der Weg so schlecht, daß ich mit Mühe ein kleines Dorf auf dem Gebiet von Siri Muttra erreichte, nur 8 Meilen entfernt von meinem Lagerplatz: ich war froh, daß der Vakil seine Absicht, zu mir zu stoßen, aufgegeben hatte. Gestern erreichte ich diesen Ort nach einem Marsche von 14 Meilen. Bald nachdem wir am Morgen aufgebrochen waren, fing es an zu regnen, und fuhr so fort während des ganzen übrigen Tages; deswegen und wegen des schlechten Weges kam ich erst nach 9 Uhr ans Ziel, ganz durchnäßt, frostig und ermüdet. Das Gepäck traf erst 2 Stunden hernach ein, und da die Zelte völlig naß, die Leute ermüdet, das Vieh abgetrieben war, beschloß ich heute zu ruhen. Die Indier leiden außerordentlich von Kälte und Näße: in dieser Jahreszeit tragen sie Kleider mit Baumwolle ausgestopft und hüllen sich in Shals oder Steppdecken (quilts) nach ihrem Vermögen. Die Aermeren werfen ein grobes Tuch um ihre Schultern, und da die unteren Gliedmaßen der Witterung immer ausgesetzt sind, so gehn sie bebend und zitternd auf die erbärmlichste Art umher. Sie denken nicht daran, sich durch Anstrengung warm zu halten; sondern sie kauern um die Glut einiger weniger verbrannten Scheite mit größerem Eifer als wir bei dem strengsten Wetter um ein Kaminfeuer: sollte gar ein Regenschauer einfallen, so sind sie völlig hülflos.

2.

Sindhya's Lager, Supor 1sten Januar 1809.

Bald nach der Absendung meines vorigen Briefes ward mir ein Besuch des Rajah angekündigt: er gab zugleich Befehl mich mit allen Bedürfnissen zu versehen. Er heißt Hurri Bukhsch Pal und folgte vor wenigen Jahren seinem Bruder, der ein viel versprechender junger Mann gewesen seyn soll, und von dem seine Unterthanen noch mit enthusiastischer Bewunderung sprechen: er liebte besonders die Unterhaltung mit Europäern, und unterrichtete sich über ihre Sitten und Gebräuche. Die natürliche Furchtsamkeit des jetzigen Rajah, der als ein Jüngling von sehr beschränkter Fähigkeit dargestellt wird, hielt ihn ab, seinem Bruder in dieser Hinsicht nachzuahmen. Als die für den Besuch bestimmte Stunde heranrückte, verließ ihn sein Muth; einige seiner Leute hatten ihm gesagt, daß ich ein Bataillon Fußvolk, ein ganzes Corps Reiter und einige Kanonen bei mir habe; so leicht es ihm gewesen wäre, sich von der Wahrheit zu unterrichten, so war seine Furcht doch so groß, daß er sich entschuldigen ließ. Sein Geschlecht, das zu dem Rasbutten Stamm gehört, ist eins der ältesten des Landes; es herrschte ehemals in Biana und besaß weitläuftige Ländereien. Gleich den meisten kleinen Häuptlingen in diesem Theil Hindostans wurde er jedoch von Zeit zu Zeit seiner besten Besitzungen durch die Maratten beraubt, die sich auf ihren Trümmern erhoben: etwa vor 60 Jahren verließ Rajah Goval Singh, der seinem Hause das, was ihm übrig geblieben war, zu erhalten wünschte, den ehrwürdigen Sitz seiner Vorfahren, und zog sich nach Kirvoli, wo er die jetzige Stadt mit dem Fort bauete. Das Einkommen dieses kleinen Staats übersteigt nicht eine und einviertel Lack Rupien oder etwa 15,000 Pf. Sterling: hiervon verlangt der Paischwa einen Tribut von 20,000 Rupien. Die Geschäfte werden von dem Pflegevater des Rajah und einem seiner Verwandten, der den Titel Divan führt, verwaltet: diese beiden Personen besitzen das ganze Vertrauen ihres Herrn, und üben eine unumschränkte Herrschaft über das Land, während er selbst sich ausschließlich ländlichen Vergnügungen überläßt.

Meine Zelte waren etwa 2 Meilen von der Stadt: Nachmittags ritt ich nach derselben; ihre Lage ist sehr stark; dicht unter der Mauer an der Südseite fließt der Putschperi, ein Fluß mit hohen senkrechten Ufern, der während der Regenzeit zu einem furchtbaren Strom anschwillt: während sie auf den andern Seiten fast ganz von tiefen und weiten Gräben umgeben ist. Das Fort liegt in der Mitte des Orts und wird durch eine gute steinerne Mauer mit Basteien verstärkt. Auf der Rückkehr begegnete ich dem Pflegevater des Rajah, der mich bitten ließ anzuhalten, und mich mit ihm zu unterreden. Ich stieg natürlich ab; und nachdem Pferdedecken auf dem Boden ausgebreitet waren, (die gewöhnliche Art solche Unterredungen oder Mulaqats einzurichten) setzten wir uns nieder. Dieser Mann, der den Rang eines Oberaufsehers hat, ist etwa 40 Jahr alt und angenehm von Betragen und Aussehn. Er entschuldigte seinen Herrn, daß er mich nicht besucht habe, und erbot sich, mich am folgenden Morgen bei ihm einzuführen: ich lehnte es ab, wegen der Nothwendigkeit meine Reise zu beschleunigen: er gab mir verschiedene nützliche Nachrichten über den übrigen Weg, und nach einer halben Stunde trennten wir uns. Während der Unterredung mit ihm sah ich ein Bataillon Sipays, die auf europäische Art, wiewohl in einem etwas übertriebenen Stil, gekleidet und disciplinirt waren, sich nahe am Thor üben; dieses nebst einem Corps Nudschibs oder Fußvolk mit Luntenflinten, einem Haufen von etwa 100 Reitern, und den Puiks, d h. unregelmäßig bewaffneten Fußknechten, die hauptsächlich zur Sammlung der Einkünfte gebraucht werden, vollendet den Kriegsstaat.

An den beiden folgenden Tagen führte unser Weg durch einen engen Landstrich zwischen 2 Hügelreihen, der kaum eine Meile breit war, bis wir den Fluß Bunas erreichten, etwa 30 Meilen von Kirvoli. Am zweiten Tage ward unser Lager auf einer Insel im Bette des Bunas aufgeschlagen, der hier beinahe 2 Meilen breit ist; obgleich in dieser Jahreszeit nur ein schmaler Strom mit schönem klaren Wasser durch den Sand rinnt. Unsere Bedürfnisse erhielten wir aus einem Dorfe am linken Ufer, Harvoti, von welchem dieser Ghat oder Uebergang über den Fluß

den Namen hat. Der Weg von Kirvoli ist gut bis etwa 4 Meilen vom Bunas, wo das Land so ganz von Gräben durchschnitten wird, daß die übrige wirkliche Entfernung durch die Krümmung der Landstraße mehr als verdoppelt wird. Bei diesem Punkt erweitert sich auch das Thal in eine ausgedehnte Ebene, und öffnet eine schöne Aussicht auf die Hügel um Mularna rechts, und die in der Nähe der Stadt Rampura vorn. Mir begegneten an diesem Tage zwei Hirkara's oder Boten aus dem Lager: in den Briefen die sie brachten, rieth man mir, den Weg über die Stadt Nuya Schuhur zu vermeiden, weil man vermuthete, daß Sindhya selbst die Absicht habe, gegen dieselbe vorzurücken; man empfahl mir, einen Umweg über Mularna zu nehmen und zu versuchen, bei einer Fähre höher den Fluß hinauf, über den Dschumbul zu gehn. Ich hatte durchaus keine Lust meine Reisen, deren Zweck ich so nahe war, noch so weit auszudehnen; ich berathschlagte daher mit den Hirkaras, die der Rajah von Kirvoli mit mir geschickt hatte: ich kannte sie als schlaue und verständige Burschen und sie lehrten mir einen kürzern Weg, der unter der Festung Kundhar fortging, und auf dem ich da er wenig bekannt war, nach ihrer Meinung, ohne alle Furcht und Belästigung fortkommen könnte. Die Hirkaras sind eine sehr thätige und nützliche Classe von Menschen: ihr Geschäft ist, Nachrichten einzuziehn, Wegweiser abzugeben, Briefe und Bestellungen zu befördern; sie sind mit dem Lande, seinen Straßen, den Päſſen über Hügel und Ströme wohl bekannt: sie haben gewisse Vorrechte und kommen ohne Beschwerde durch, wo andere Reisende in der äußersten Gefahr seyn würden. Sie werden oft in große Entfernungen geschickt, und sind viele Monate abwesend; sie müssen sich dann oft die größten Entbehrungen gefallen lassen, in einem Lande, wo keine Wirthshäuser sind, und wo die Einwohner vieler Landschaften blos vom Raube leben.

Am Morgen des 29sten brach ich nach Kundhar auf; der erste Theil des Weges lief längs dem rechten Ufer des Flusses und dann gerade sein Bette hinab; da es aus feinem Sande besteht, so war dieser Theil unsrer Reise höchst verdrießlich und ermüdend für das Vieh. Der Fluß läuft durch eine Oeffnung in einer Reihe von Hügeln nach Süden

und bespült ihren Fuß an beiden Seiten. Links läuft die Bergreihe bis zu einem Hügelfort Bariur, das zu Dscheipur gehört; rechts wendet es sich nach Südwest und bildet einen Theil von der noch größern Reihe Arrabari, in deren Mitte das berühmte Schloß Runtambor und die Stadt Madupor oder Nuya Schuhur liegt. Nachdem wir etwa 4 Meilen das Bett des Flusses hinunter marschirt waren, wandten wir uns rechts und kamen in einem engen Paß zwischen zwei hohen Hügelreihen, die sich fast senkrecht auf jeder Seite erhoben: der zwischen liegende Raum nicht breiter als eine halbe Meile, war mit einem undurchdringlichen Gestrüpp von Bäumen und Unterholz bedeckt, durch welches ein schmaler sandiger Weg oder vielmehr Fußsteig führte, dem Anschein nach von den Bergströmen gebildet, die in der Regenzeit von den Hügeln herabrauschen. Gleich nach unserm Eintritt in den Engpaß wurden wir von einem Haufen Gudschurs, Räubern, welche die Hügel bewohnen, aufgehalten. Zuerst versicherten sie, daß hier keine Landstraße sey; da sie aber unsern Entschluß sahn, weiter zu gehn, versicherten sie, bestimmte Befehle von dem Qiludar oder Befehlshaber von Runtambor zu haben, keinem den Durchgang zu verstatten, und erklärten, daß wenn wir darauf beharrten, sie durch das Abfeuern ihrer Flinten gleich alle Haufen in der Nachbarschaft aufwiegeln würden, sich uns zu widersetzen. Die Hirkaras beruhigten sie endlich durch die Versicherung, daß ich Pässe vom Qiludar selbst habe, der sehr unzufrieden seyn würde, wenn sie mich aufhalten wollten; einer von ihnen raunte mir zu, es wären bloße Gunwars oder Bauern, und es wäre immer erlaubt, solche Gesellen auf alle Art hinters Licht zu führen. Am fernern Ende des Engpasses wurden wir von einem andern Haufen der Gudschurs auf dem halben Wege nach dem Gipfel des Berges begrüßt, welche die Antwort meiner klugen Begleiter entweder nicht hörten oder nicht verstanden, und auf uns feuerten; sie waren jedoch zu weit, als daß die Kugeln uns erreichen konnten, und wir zogen gegen Kundhar über eine Ebene weiter, die sich von der Mündung des Engpasses nach dem Fuß des Hügels erstreckt, auf welchen das Fort liegt. Bei unsrer Annäherung kamen die Bewohner einiger kleinen um den Fuß des

Hügels zerstreuten Dörfer, hervor, um uns anzugaffen, und bald kam das Land ringsumher in Aufruhr; da dieser Weg durch die Hügel ganz unbekannt gehalten ward, so war es natürlich daß sie einige Unruhe empfanden als ein so großer Haufe aus demselben sich hervorwand; und da wegen der Enge des Pfades das Gefolge und Gepäck sich bis zu einer erstaunlichen Länge ausdehnten, erschien der Zug weit furchtbarer als er wirklich war. Nun wurden Lärmschüsse vom Fort abgefeuert, die durch die Gebirge wiederhallten und eine fürchterliche Wirkung hervorbrachten. Die Nuqqaru, eine Art großer Paucke, ward längs den Hügeln von Posten zu Posten geschlagen, als Lärmzeichen für das Land und die benachbarten Forts; von allen Seiten strömten die Bauern mit ihren Familien, Heerden u. s. w. herein, und vor Abends ward die Besatzung mit 1000 Mann verstärkt. Ich gestehe, ich fühlte mich nicht ganz ruhig bei solchen warmen Vorbereitungen zu meinem Empfange: und ich fing an zu glauben, daß ich sehr unvorsichtig gehandelt hatte, ohne Erlaubniß eine so unbesuchte Straße einzuschlagen. Es war jetzt jedoch zur Rückkehr zu spät; es blieb nichts übrig, als eine gute Mine zu machen und muthig weiter zu gehn. Als ich der Stadt näher kam, die am Fuß des Hügels auf der Südseite liegt, fand ich die Einwohner versammelt, und die Soldaten außerhalb den Mauern aufgestellt. Ich hatte vorläufig einen Hirkara und einen meiner Diener mit einer Höflichkeitsbotschaft an den Qiladar geschickt, ihn von meiner Person und meinen Absichten unterrichtet, und ihn um die Erlaubniß gebeten, hier die Nacht zu lagern, und morgen ruhig nach Pali zu gehn, wo ich über den Dschumbul setzen wollte. Der Emil, der vornehmste bürgerliche Beamte, der in der untern Stadt wohnte, wollte meine Boten nicht einlassen, versprach aber den Qiladar, der oben seinen Sitz hatte, von meinen Forderungen zu unterrichten, und mir seine Antwort zu schicken: unterdessen sollte ich mich etwas von der Stadt entfernen und den Erfolg erwarten. Ich stieg daher unter dem Schatten einiger Bäume etwa eine Meile von der Stadt ab, wo eine Quelle war, und befahl sämmtliches Gepäck zusammen zu legen, und das Vieh, jedoch unabgepackt, zu tränken. Es war

2 Uhr vorbei und die nächste Station noch volle 9 Meilen weiter: ich ward daher sehr ungeduldig wegen der Rückkehr meiner Boten: es waren 2 Abgeschickte vom Qiladar angekommen, um alles, was mich betraf, auszukundschaften: ich übergab ihnen einen vom britischen Residenten bei Scindhya unterzeichneten Paß in persischer Sprache, als eine Legitimation, obgleich sie mir offen gestanden, daß ihr Herr denselben nicht lesen könne; und wiederholte meine frühere Forderung; auch fügte ich hinzu, daß ich hoffe, der Qiladar werde mir einige von seinen Leuten mitgeben, um mir den Weg zu zeigen und mir Boote zum Uebergang über den Fluß zu verschaffen. Unterdessen hatte sich ein ungeheurer Haufe von Leuten aus der Stadt, alle bewaffnet, und Soldaten mit brennenden Lunten versammelt, um die Firinschi (Franken) wie die Europäer allgemein in Indien heißen, zu sehn. Sie bildeten einen Kreis um mich, setzten sich nieder, und wir knüpften eine Unterredung an: sie thaten unzählige Fragen, und ich antwortete ihnen auf eine solche Art, die ihnen am meisten gefallen konnte. Sie kamen sämmtlich in der Versicherung überein, daß ich die Nacht nicht würde dort bleiben dürfen: denn niemals habe eine Kafila oder Karavane diesen Weg genommen. Sie irrten sich indessen; nach Sonnenuntergang kam endlich ein Hirkara vom Qiludar mit der Erlaubniß mich zu lagern: er versicherte auch, daß Banias oder Kaufleute abgeschickt werden sollten, um uns mit allen unsern Bedürfnissen zu versehen; beim Uebergang über den Strom könnte er mir jedoch nicht behülflich seyn, weil die Fähre unter der Aufsicht des Befehlshabers von Nuya Schuhur stehe; er rieth mir, sogleich an denselben zu schreiben. Ich mußte mich hiezu entschließen: eben hatte ich den Brief fertig, als ein Mann von sehr ehrwürdigem Ansehn, der Zemindar oder Einnehmer von Pali bei mir eingeführt ward; er versicherte mich, daß die Böte unter seinem Befehl ständen, daß er mich gern begleiten und für meine Ueberfahrt sorgen würde, ohne daß ich nöthig hätte nach Nuya Schuhur zu schicken.

Das Fort Kundhar gehört zu Dscheipur und ward vor 80 Jahren gebaut; seine Besitzer halten es für unbezwinglich, und die Leute, die sich um mich drängten, fragten

mich im Ernst, ob ich es für möglich hielt, daß eine Kugel von der Ebene den Gipfel erreichen würde: das Fort schien mir jedoch wenig mehr als eine steinerne Mauer mit Zinnen und runden Thürmen in gewissen Entfernungen zu seyn, die rings um den Rand eines Hügels von eiförmiger Gestalt gebaut ist, der etwa eine halbe Meile lang seyn mag: er ist sehr abschüssig, und hierin glaube ich, besteht die größte Stärke: er ist überdies durch hervorspringende Felsen uneben und bis an den Gipfel mit niedrigem Gestrüpp bedeckt. Ehe man das eigentliche Hauptwerk der Festung erreicht, muß man nothwendig durch sieben Thore dringen; diese stehn unter der Aufsicht von eben so vielen Quiludars, von denen jeder von dem andern unabhängig ist: obgleich einer den Namen des höchsten Befehlshabers führt. Das Ganze steht unter dem Befehlshaber von Runtambor, der in der Regel ein Takur oder Herr vom höchsten Range und einer der vertrautesten Diener des Rajah ist. Diese letzte Festung liegt etwa 5 Meilen von Kundhar, in der Mitte der Arrabari Hügel. Sie ward vom Rajah Emir Singh, unter der Herrschaft des Kaisers Allaeddin gebaut, und wird für die stärkste und größte Festung in Hindostan gehalten. Wenn die Dscheipurianer davon sprechen, so nennen sie es das Werk der Riesen: jeden, der so unwissend seyn sollte, zu fragen, ob sie genommen werden kann, würden sie mit Verachtung auslachen. Da kein Europäer indessen sie gesehn hat, so sind wir außer Stande, um über ihre wahre Stärke zu urtheilen, und können daher an ihrer Unbezwinglichkeit immer ein wenig zweifeln; sie liegt nach der Beschreibung auf sieben Hügeln, die auf allen Seiten ganz schroff und nur auf einem Fußsteige zugänglich sind, welcher so wie der zu Kundhar, durch sieben Thore, gleichfalls unter der Aufsicht von 7 Quiludars, vertheidigt wird, ohne deren Unterschrift und Siegel kein Purwanu oder Paß weder von, noch nach dem Fort gültig ist. Die Zugänge werden genau bewacht, und allen, außer denen die zu der Besatzung oder der Stadt gehören, ist der Eintritt verboten. Der Name der letzteren ist Tuleti, von dem Hindostanischen Wort Tuli, unten, weil sie am Fuß eines Hügels gebaut ist: sie soll weitläuftig, bequem und wohl bevölkert seyn. Die Stadt Madupor oder

Nuya Schuhur, d. h. die neue Stadt, ist in den letzten Zeiten vom Rajah Madu Singh erbaut, 3 oder 4 Meilen von Runtambor; und steht allein an Größe und Wichtigkeit Dscheipor selbst nach; die Zugänge zu ihr werden jedoch mit eben so vieler Eifersucht als die von Runtambor bewacht, und alle unsere Nachrichten von ihr haben wir nur von Hörensagen. Zwei Wege führen durch die Hügel zu ihr: beide sind stark befestigt, und werden sorgfältig bewacht. Sobald die Zelte aufgeschlagen waren, kamen Banianen aus der Stadt, die uns reichlich mit allen Bedürfnissen zum Abendessen versorgten; wir waren aber noch nicht ganz befriedigt, als die Kaufleute von den Dienern eines der Qiludars ergriffen wurden, dessen Erlaubniß sie sich nicht ausgewirkt hatten; sie wurden sämmtlich in's Gefängniß gesetzt, und erst nachdem eine gute Summe von ihnen erpreßt war, erhielten sie ihre Freiheit wieder.

Am 30sten marschirte ich etwa 9 Meilen nach Pali, einem Dorfe am linken Ufer des Dschombol, wo eine Fähre ist. Natu Singh begleitete mich, seinem Versprechen gemäß, und bemühte sich sehr, alles herüber zu schaffen; wegen der Kleinheit der Boote und der Ungeschicklichkeit der Schiffsleute ward es aber 9 Uhr Abend, ehe das ganze Detaschement jenseits war: es war hier kein Pfund Korn, weder für die Menschen noch das Vieh zu erhalten. Zum Glück war das Lager am vorigen Abend so spät aufgeschlagen, daß viele Leute ihre Lebensmittel für den Tag mitgebracht hatten: die Uebrigen mußten fasten. Der Weg nach Pali, einem unbedeutenden kleinen Dorf, ist gut und das Land frei und wohl angebaut. Gestern hatten wir einen leichten Marsch von 8 Meilen, zum Lager, durch eine schöne Gegend, die unlängst wohl bevölkert und angebaut gewesen zu seyn schien, aus der aber die Annäherung von Scindyahs Heer die Bewohner vertrieben und alle ihre Dörfer zu Ruinen gemacht hatte.

3.

Supor, den 14ten Januar 1809.

Nichts kann weniger auf den Namen eines regelmäßigen Lagers Anspruch machen als das eines marattischen Heers. An Marschtagen bricht der Bini Wala oder Generalquartiermeister früh auf, wenn er den Platz erreicht, wo die Armee lagern soll, pflanzt er eine kleine weiße Fahne auf, um den Ort zu bezeichnen, wo die Zelte des Maha Rajah aufgeschlagen werden sollen, und die zusammengenommen der Deuri heißen. Die Fahnen der verschiedenen Märkte oder Basars werden bei der Ankunft aufgesteckt; stets in derselben verhältnißmäßigen Richtung gegen einander, und gemeiniglich in einer so geraden Linie als der Boden verstattet. Die Läden, Dokans, werden in 2 paralel neben einander laufenden Linien aufgeschlagen, und bilden so eine große Straße von der Vorder- zur Hinterseite des Heers. Diese Straße ist oft 3 bis 4 Meilen lang; der Diuri liegt ungefähr drei Viertel der ganzen Länge von der Vorderseite, und hat blos den sogenannten Dschuori Basar hinter sich. Die verschiedenen Oberhäupter lagern rechts und links von der Hauptstraße, indessen gemeiniglich in der Nähe irgend eines besondern Basars. Ihre verschiedenen Lager werden ohne die geringste Rücksicht auf Regelmäßigkeit, Reinlichkeit oder Anstand errichtet; Menschen, Pferde, Kameele, Ochsen, sind alle in eine Masse vermengt: diese Masse wird auf allen Seiten von andern von gleicher Beschaffenheit umgeben, in einer fortgesetzten Reihe unbequemer Verwirrung. Dies bildet das sogenannte Bura Luschkar oder das Hauptheer; es ist gemeiniglich so viele hundert Ellen breit, das heißt von Flügel zu Flügel als es Meilen in der Länge von vorn nach hinten ausmacht.

Die Läden, welche die Basars bilden, bestehn meist aus Decken oder grobem Tuch, das aber ein Bambusrohr oder einen andern Stock, der zur Dachstange dient, ausgespannt, und an jedem Ende von einer gabelförmigen, in dem Boden befestigten Stange, unterstützt wird. Diese Wohnungen heißen Pals; sie sind von jeder Größe, von 3 bis 8 oder 9 Fuß hoch, und verhältnißmäßig weit und

lang, nach den Umständen des Besitzers. Unter diesem elenden Dach sind nicht nur die Waaren zum Verkauf ausgestellt, sondern die Familie des Kaufmanns wohnt unter demselben das ganze Jahr hindurch, und zugleich auf viele Jahre. Die reichsten Kaufleute der Basars gebrauchen solche Pals; aber die Soldaten und andere zum Heere gehörigen Personen besitzen gemeiniglich etwas bequemere Wohnungen, die in der Regel aus 2 oder 3 mal zusammengelegtem Tuch bestehn, an einem Ende verschlossen sind, und eine Klappe an der entgegengesetzten Seite haben, um Wind und Regen abzuhalten: diese Wohnungen heißen Ruoti's und kommen unsern Vorstellungen von einem Zelt näher. Sie sind wie die Pals von aller Art und Größe, und die meisten Oberhäupter vom ersten Range wohnen darin. Bei kaltem Wetter drängt sich alles um ein elendes Feuer von Pferde- oder Kuhdünger oder schmutzigem um die Zelte gesammelten Stroh; in ein grobes Tuch oder eine baumwollene Decke eingehüllt, bemühen sie sich mit Hülfe einer Pfeife schlechten Tabacks einige Stunden in sorgloser Unthätigkeit hinzubringen, bis sie vom Rauchen und Schwatzen müde, in ihre Pals kriechen, wo sie gleich einschlafen. Auf diese Art bringen die Mäßigern den Abend zu; andere aber, deren Sinnlichkeit eine höhere Befriedigung fordert, eilen bei der Annäherung des Abends in den Nackläden oder in die Zelte der Freudenmädchen; hier verschwärmen sie die Nacht in niedrigen Ausschweifungen. Auch die den Vergnügungen gewidmeten Zelte sind nicht anders als die bis jetzt beschriebenen: sie werden durch ein Halbdutzend in grobes dickes Oel getauchter Dochte erhellt, die in einer schmutzigen ehernen Lampe aufgestellt, zusammen kaum so viel Licht verbreiten, als ein gewöhnliches englisches Binsenlicht (rushlight). Das Getränk, das man in diesen Buden verkauft, wird aus der Frucht des Baumes Mouah abgezogen, ist ungefähr so stark als gewöhnlicher Wachholderbranntwein, und mit einem Geruch und Geschmack geschwängert, der den Magen des rüstigsten Lastträgers in London umkehren würde. In dieser Gestalt heißt es Daru, und noch einmal mit etwas größerer Sorgfalt abgezogen, Phul; vier Quart vom erstern und zwei von dem letztern kosten eine Rupi; es wird jetzt gewöhnlich

in englischen Flaschen zum Kauf ausgeboten. Bisweilen wird in diesen Buden auch eine schlechte Art Rum zu demselben Preise verkauft.

An der Thür eines jeden Zelts ist ein Feuer, wie ich vorhin beschrieben habe; da der Rauch von demselben zu schwer ist, um in die Lüfte zu steigen, so verbreitet er sich durch das ganze Lager; er erhält die Leute warm, vertreibt die Fliegen von dem Vieh, und macht Allen, die an ein so grobes Element nicht gewohnt sind, die Augen übergehn.

Dies ist das allgemeine Bild eines Marattenlagers: bisweilen, wenn das Heer auf eine längere Zeit Halt macht, und ein Ueberfluß an Gras oder Bäumen in der Nachbarschaft ist, bauen sich die Leute kleine Hütten, und genießen nach ihrer Art einer gewissen Bequemlichkeit: wie z. B. in der Regenzeit des Jahrs 1807., da Scindhia 7 Monate vor dem Fort Rutgur lag.

Der Dschinsi oder Park bildet ein besonderes Lager, wie auch die regelmäßigen Infanteriebrigaden: die letztern lagern sich immer in einem Viereck, oder wie sie es ausdrücken, einem Qilu, das wörtlich ein Fort heißt. Unser Aufenthalt ist im Rücken des Ganzen, und wir halten uns gemeiniglich in der Entfernung einer Meile vom Heer: der empörende Mangel an Reinlichkeit macht die Maratten zu den unangenehmsten Nachbarn. Es ist unmöglich einen Ritt in der Nähe des großen Lagers zu machen, ohne von dem Gestank, der von den Körpern der Pferde, Ochsen und Kamele, die keiner wegzuräumen sich die Mühe nimmt, und einer Menge andern Schmutzes entsteht, vergiftet zu werden: überdies wird man von dem Gedränge des Viehes und der Menschen aufgehalten, die jeden Morgen auf Futterung ausgehn und am Abend wieder zurückkehren.

Eins der berühmtesten Corps im Heer des Maha Rajah ist ein Risalu oder ein Haufe, der Baruh Bhais oder die zwölf Brüder heißt, nach der Zahl der Anführer, die ursprünglich an der Spitze standen. Er besteht ganz aus Maratten, oder wenigstens den Bewohnern der ursprünglichen Marattengebiete in Dekan *) und sie gelten für die

*) Nach der Schreibung des Verfassers Duk, Hun; es ist

unruhigsten und ausschweifendsten Schaaren im Heer, d Pindara's selbst kaum ausgenommen. Der einzige Unte schied zwischen den beiden Corps ist, daß die letztern durc aus gar keinen Sold erhalten, und sich bloß von Beut ernähren, während die Baruh Bhais einen kleinen monat lichen Sold empfangen; man glaubt, daß sie dadurch de Herrschaft des Fürsten, in dessen Dienst sie sich begeben haben, mehr unterworfen werden und ihren Gewaltthätig keiten und ihrer Raubsucht einigermaßen Zwang anlegen. Dieser Unterschied ist jedoch blos dem Namen nach vorhan den, denn kein Baruh Bhai enthält sich irgend einer Art der Plünderung. Sie waren über die verzögerte Bezahlung zur Zeit als ich im verflossenen Mai nach den Provinzen ging, unzufrieden, und verließen sämmtlich das Lager; erst nach einigen Monaten kehrten sie wieder zu demselben zu rück. Während ihrer Abwesenheit unterhielten sie sich von Plünderung, und erpreßten überall wohin sie kamen Con tributionen; nach ihrer Rückkunft waren sie so wenig im Stande, ihre angebohrnen Gewohnheiten abzulegen, daß sie das ganze Land umher, und selbst die Leute von ihrem eignen Lager in Unruhe und Bestürzung versetzten; endlich fand der Maha Rajah nöthig, einige Schritte zu thun, um sie zur Ordnung zu bringen: demnach umgab er sie vor etwa 3 Wochen mit einigen Corps Reiterei, 2 oder 3 Ba taillons und einigen Kanonen, und erklärte seinen Entschluß, daß er einen allgemeinen Angriff auf sie würde machen las sen. Diese Drohung wäre wahrscheinlich ausgeführt worden, wenn sie nicht auf die demüthigste Weise seine Gnade an gerufen und feierlich eine Besserung ihres Betragens ange lobt hätten: ein Versprechen, das sie natürlich nicht halten können, wenn sie auch wollten. Einer unsrer Sipays, der vom Urlaub zurückkahm, und einige zum Dak oder der Post gehörige Hirkaras, sind seit ihrer Umschaffung von ihnen geplündert. Solche Beleidigungen gehen ungeahndet hin: Nachsicht, bisweilen bis zum empörendsten Grade, ist

---

aus einheimischen Schriftstellern bekannt, daß Mahratta der Name des Urlandes in Dekan ist, woher das Volk stammt.

R.

ist die allgemeine Regel, die unser Verhalten in solchen Fällen bestimmt.

Ein anderes sehr ausgezeichnetes Corps in diesem bunten Lager, obgleich genau gesprochen, kein militairisches, ist das der Schodas, buchstäblich der Schurken. Sie bilden eine regelmäßig eingerichtete Schaar unter einem Oberhaupt Namens Fasil Chan, dessen Befehlen sie unbedingten Gehorsam leisten. Sie sind die privilegirten Diebe und Räuber des Lagers, und aus den Früchten ihrer Betriebsamkeit empfängt ihr Vorsteher ein sehr beträchtliches Einkommen. An Marschtagen versammeln sie sich unter ihrem Anführer und tragen das Gepäck des Maha Rajah. Bei Belagerungen graben sie die Laufgräben, errichten die Schanzen und tragen die Sturmleitern. Aber ihr Hauptgeschäft ist die Aufsicht über die ihnen unmittelbar untergebenen Spielhäuser, und hier entfalten sie alle die Künste der vollendeten Spitzbüberei, um die Unvorsichtigen zu verlocken und zu betrügen. Babu Chan, ein Marattenhäuptling von einigem Range und Ansehn, ist ein erklärter Gönner dieser sonderbaren Gesellschaft, und in der That, obgleich in einem höhern Kreise, ein so ausgemachter Schohda als irgend einer von der Bande. Etwa vor einem Jahre kam ein Handelsmann mit Pferden zum Verkauf ins Lager; der Chan wählte einige der kostbarsten aus, und bezahlte sogleich den Preis, den der Verkäufer forderte; zugleich ersuchte er ihn mehrere zu bringen, da er damit umgehe, die Zahl seines Risalu zu vermehren. Eine so unerhörte Redlichkeit und Freigebigkeit veranlaßte auch andere Kaufleute, ihre Pferde zum Verkauf zu bringen: der Maratte nahm sie sämmtlich zu dem verlangten Preise; als aber die Eigenthümer ihre Bezahlung forderten, spottete er über ihre Leichtgläubigkeit, und ließ sie wirklich von seinem Zelt durch den schurkischen Haufen forttreiben, der ihn beständig begleitete. Die Kaufleute brachten ihre Klagen vor den Maha Rajah, und nachdem sie mehrere Monate auf ihre Bezahlung gewartet hatten, erhielten sie endlich sieben Annas *) für die Rupi; überdies war ein Abzug für die

*) Ein Anna ist der sechszehnte Theil einer Rupi.

Banianen gemacht, bei denen die armen Leute genöthigt gewesen waren, Schulden zu machen, um während ihres Aufenthalts im Lager leben zu können. Die ganze Verhandlung dauerte etwa ein Jahr; nach Verlauf desselben mußten sie mit weniger als einem Viertel von dem, was ihnen zukam, das Lager verlassen.

Unter den Aermern herrscht das größte Elend. Wenn das Getreide theuer ist, so sind viele hundert arme Familien zu den traurigsten Mitteln genöthigt, bloß um leben zu können. Zu solchen Zeiten hab ich oft Weiber und Kinder gesehn, welche die unverdauten Getreidekörner aus dem Miste des Viehes hervorsuchten. Auch jetzt, da das Korn wohlfeil ist, denn 13 Sihrs Weizen kosten eine Rupi, ist es kaum möglich die Gränzen unsers eignen Lagers zu verlassen, ohne Zeuge von den empörendsten Beweisen des Elends und der Armuth zu seyn. Ich kehrte unlängst von einem Ritt zurück, als zwei erbärmlich aussehende Weiber mich bettelnd verfolgten; jede hatte ein kleines Kind auf dem Arm, und die eine bot mir wiederholt das ihrige für die unbedeutende Summe von 2 Rupi's an. Viele von unsern Sipays und Dienern haben Kinder, die sie entweder auf diese Weise kauften, oder zwischen unsern Zelten bettelnd auflasen. Bei der Annahme dieser kleinen Unglücklichen sind sie jedoch so oft hintergangen, daß sie jetzt vorsichtiger bei der Befriedigung ihrer wohlthätigen Neigungen geworden sind. Da die armen Leute des Heers fanden, daß ein Kind, das eine mitleiderregende Sprache führte, und vor Hunger zu sterben schien, in unserm Lager gewiß einen Beschützer treffen würde, so schickten sie in schweren Zeiten ihre Kinder aufs Betteln aus, und wenn sie wieder zu ihrer Unterhaltung im Stande waren, stellten sie sich, ihre verlohrnen Kinder entdeckt zu haben und verlangten sie zurück.

An allen indischen Höfen herrscht die sonderbare Gewohnheit, einen Beamten unter dem Namen Khuburdar oder Neuigkeitsmann zu halten, der ein geduldeter Spion des Oberhauptes ist, um dessen Person er angestellt wird; es ist sein Geschäft, alle seine Handlungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, seinem Principal getreu zu berichten. Scindhia hat einen in unserm, und wir natürlich

einen in seinem Lager. Dieser letztere ist ein vollkommenes Original. Er ist seit mehr als 40 Jahre im Dienst des britischen Residenten gewesen: in einem so langen Zeitraum hat er natürlich, wie man wohl denken kann, eine Sammlung Anekdoten von der außerordentlichsten Beschaffenheit zusammengebracht: viele von ihnen sind sehr unterhaltend; viele aber jedoch nicht allzuzüchtig und vielleicht nicht immer innerhalb der strengsten Gränze der Wahrheit.

Supur, in dessen Nähe wir lagerten, ist die Hauptstadt eines kleinen Fürstenthums, das zu Dscheipur gehört, und jetzt von einem Verwandten des Fürsten besessen wird. Der jetzige Rajah hat den Titel Suki Buo, oder der tanzende Herr, erlangt, von seinem Tanzen vor dem Götzenbilde im Tempel an gewissen Festen. Diese Benennung kommt ihm nicht ausschließend zu, sondern wird stets solchen Hindufürsten beigelegt, die sich durch die Verrichtung eines so löblichen Theils der religiösen Gebräuche auszeichnen.

Das Wetter ist sehr kalt: das Thermometer steht seit einigen Tagen bei Sonnenaufgang auf 31°: statt um einen freundlichen Kamin versammeln wir uns Abends zu einer Flasche alten Portweins um ein großes Becken mit glühenden Kohlen.

4.

Lager bei Kutoli, den 31sten Januar.

Wir marschirten gestern 11 Meilen bis hieher, und lagerten uns am rechten Ufer des Flusses Parbutti, Kuloti gegenüber, einer Stadt, die dem Rajah von Kota gehört. Der Weg ging über ein schönes, ebenes, mit verschiedenen Dörfern übersäetes und überall wohl angebauetes Land, obgleich, bis wir unsern neuen Lagerplatz erreichten, kaum eine Spur der Aerndte zu sehn war, da alles von den Maratten zerstört und die Dörfer abgedeckt waren. Unsere Zelte sind in einem mit Orangen, Limonien, Tamarinden und Mangobäumen angefüllten Garten aufgeschlagen. Uns gerade gegenüber jenseit des Flusses liegt der Pallast des

Rajah von Kutoli, ein schönes altes Gebäude im Hindugeschmack; es ist sehr hoch und am Ufer des Stroms gebaut. Die Zenanah oder das Gemach der Frauen nimmt einen Flügel ein; wir konnten gestern Nachmittag die Weiber deutlich sehn, die in einem offenen Thurm säßen, und der frischen Luft und der Aussicht auf das Feld genossen. Bald nachdem unsere Zelte aufgeschlagen waren, kam eine Botschaft vom Maha Rajah, der verlangte, daß wir große Sorge für die Bäume tragen möchten, die von den Einwohnern der Stadt sehr geschätzt würden: die größte Schwierigkeit war es jedoch, seine eigenen Leute abzuhalten, sie zum Futter für seine Kameele und Elephanten umzuhauen.

Der Parbutti bildet hier die Gränze des Gebiets Kota; der Garten ist der einzige nach Kutoli gehörige Ort auf dieser Seite des Flusses. Der rechtmäßige Rajah von Kota wird mit seiner Familie von einem gewissen Zalim Singh, der sich seit langer Zeit die ganze Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten angemaßt hat, in engem Verwahrsam gehalten: und dieser wird wirklich als Regent von allen Hindu-Staaten anerkannt; er ist ein Mann von ausgezeichneten Talenten, und obgleich er kein sehr weitläuftiges Gebiet beherrscht, so ist es ihm doch gelungen, sich bei allen seinen Nachbarn gefürchtet und geachtet zu machen. Er war unlängst von Scindhia zum Subu oder Statthalter der Landschaft Mevar ernannt: und bezahlte anderthalb Lakhs Rupi's, etwa 18,000 Pfund, für die Stelle. Der Maha Rajah änderte indessen bald hernach seine Gesinnung, und bestätigte den berühmten Ambadschi in diesem Amt; obgleich er es gar nicht für nöthig hielt, dem Zalim Singh sein Geld zurückzugeben.

Wenige Tage vorher ehe wir Supor verließen, begleitete ich den einstweiligen Residenten nach dem Durbar. Wir wurden in einem kleinen mit Scharlachtuch überzogenen Zelt empfangen, das mit bunter Seide fantastisch gestickt war. Scindhia saß beinahe in der Mitte auf einem großen vierkantigen mit Goldbrocat bedeckten Küssen; sein Rücken ward von einem runden Polster unterstützt, und seine Waffen lagen auf zwei flachen Küssen, die sämmtlich mit demselben kostbaren Stoff bedeckt waren, und zusammen

eine Art Thron, Musmud oder Guddi genannt, bildeten. Er ist über 30 Jahr alt, 5 Fuß 5 Zoll hoch, und geneigt fett zu werden, aber nicht groß. Seine Farbe ist ziemlich dunkel und seine Züge angenehm; aber sein ganzes Aussehn verräth den Wollüstling und betrügt hierin nicht. Er war sehr einfach gekleidet: in einem purpurnen Turban, einem alten gelben seidnen Rock, Ilkalik, und einem ausgebleichten Lilashawl, der sorglos über seine Schultern geworfen war. Um seinen Nacken trug er verschiedene Schnüre von kostbaren Perlen und ungeschnittenen Smaragden; auf die erstern bildet er sich besonders viel ein und verlangt auch Moti Wala oder der Perlenmann genannt zu werden. Auf dem Boden zur Rechten und Linken des Guddi, waren einige Pferdedecken ausgebreitet, die bei besondern Gelegenheiten mit Teppichen vertauscht werden: auf denselben saßen die Surdars oder Häuptlinge, und andre, die am Durbar Geschäfte zu verrichten hatten. Es ist gegen die Etikette, daß der Maha Rajah oft selbst spricht, aber wenn er es thut, ist seine Stimme sanft und seine Anrede angenehm; er wird auch allgemein für einen milden, gutmüthigen Mann gehalten. Einige Surdars vom höchsten Range saßen dicht um den Guddi und redeten bisweilen den Maha Rajah an, um ihm, was vorfiel zu berichten und seine Befehle zu empfangen. Unser Platz war zu seiner Linken, und gleich vorn saß Atmaram, ein Pundit, der sich in unserm Lager aufhält, und das gewöhnliche Werkzeug der Mittheilung mit dem Durbar ist. Die Surdars waren alle aufs einfachste gekleidet: sie nehmen in allen ihren Handlungen eine große Einfachheit an, obgleich es wahrscheinlich keine hochmüthigere und unwissendere Edelleute in irgend einem Lande auf der Erde giebt. Viele Fragen wurden gemacht nach Hrn. M. dem Residenten, seiner Gesundheit, seinem jetzigen Aufenthalt, der Zeit, wann wir ihn erwarteten, u. s. w. als aber seine Ankunft in Murschedabad erwähnt ward, war Niemand im Durbar, der eine Vorstellung von der Lage der Stadt zu haben schien. Unter allen Häuptlingen, die jetzt im Lager sind, ist nach der Familie des Maha Rajah Gopal Rao Buo der ausgezeichneteste in Hinsicht auf Rang und Charakter. Er ist ein Bramin, und man hält allgemein

dafür, daß er mehr Kenntnisse, Ehre und Rechtschaffenheit besitzt als alle seine Gefährten. Seine Miene ist schön und sein Betragen würdig; obgleich seine Sitten mit zu vielem Stolz gemischt sind um angenehm zu seyn. Bei allen diesen Vorzügen macht er sich jedoch einer Kleinlichkeit schuldig, die das Geschlecht verräth, wozu er gehört. Im Jahr 1803, nachdem Oberst Collins, der britische Gesandte, Scindhias Lager verlassen hatte, ward Lieutenant Simpson, der zu seinem Gefolge gehörte, in einiger Entfernung von den Zelten von den Pindaras ergriffen und fortgeführt. Der Oberst schrieb an Gopal Rao und forderte seine Auslieferung. Sie ward abgeschlagen, und in seiner Antwort bemerkte der Buo höchst kindisch, daß, da der Oberst selbst den Krieg erzwungen habe, so habe er kein Recht, auf eine Befreiung von den Folgen desselben Anspruch zu machen, und setzte hinzu, daß das, was jetzt geschehen, nur unbedeutend gegen dasjenige sey, was folgen werde. Hr. Simpson ward höchst grausam und unwürdig behandelt, bis nach der Schlacht bei Assye, da er der Obhut des Obersten Soleure, eines französischen Officiers im Dienst der Begum Sumru, übergeben ward, der ihn aus seinem engen Gefängniß befreite, ihn mit Kleidern und andern Nothwendigkeiten versah, und mit einem Wort alles that, was in seinem Vermögen war, um seine Lage so erträglich zu machen, als die Umstände es verstatteten. Ehe wir den Durbar verließen, kam der Repräsentant der Familie des Ingria an, dessen seeräuberische Verheerungen an der Küste Malabar ehemals so furchtbar waren. Er ist ein Mann, volle 50 Jahre alt, sehr kurz und sehr schwarz, hat aber ein kluges Gesicht, war nicht wie die andern Surdars, sondern prächtig in Goldstoff gekleidet, und trug verschiedene Perlenschnüre um seinen Nacken. Seine Schwester war die Mutter des Maha Rajah, und er ist daher durch das ganze Lager unter der vertraulichen Benennung des Mamma oder des Oheims bekannt. Die Maratten lieben es besonders ihre Anführer mit solchen Ausdrücken zu bezeichnen. Die meisten haben die Wörter Dada, Appa oder Baba, vertraute Bezeichnungen für Vater, Großvater, Ohm, ihren Namen beigefügt. Solche Namen werden ihnen gemeiniglich als Kinder von ihren Verwandten und

Dienern gegeben, und sie behalten solche ihr ganzes Leben hindurch. Als wir uns erhoben um fortzugehn, wurden Attar und Pahn (Betel und Arekanuß) überreicht, und Gopal Rao, der uns am Eingang des Geheges entgegen gekommen war, begleitete uns bis dahin, und nahm seinen Abschied.

Die Zelte des Maho Rajah sind sämmtlich in einem Gehege von Wänden aus grobem Hanftuch, ungefähr 150 Fuß lang und halb so breit, eingeschlossen, worin die für die öffentlichen Zelte seine besondern, und die zur Zenanah bestimmten Plätze sämmtlich durch andere Wände von gleicher Beschaffenheit abgetheilt sind. Rund um dieses Gehege lagert die Khas Paega oder die Garde, wie auch der zahlreiche Zug von Dienern und Begleitern, die zum Hofe des Maha Rajah gehören.

Der Geldmangel, worin sich Scindhia befindet, setzt ihn bisweilen in die lächerlichste Lage, die man sich für einen regierenden Prinzen nur denken kann. Vor einigen Tagen besuchte mich ein Mann wegen zweier Chans, mit denen ich einige Bekanntschaft habe, und die ein großes Risalu im Dienst des Maha Rajah befehligen. Er benachrichtigte mich, daß wie gewöhnlich seine Herrn in großer Geldverlegenheit und genöthigt gewesen waren, es zu dem ungeheueren Zins von 5 p. C. monatlich zu borgen! Er sagte, daß ihre Forderungen an den Maha Rajah sich beinahe auf 7 Lacks Rupi's beliefen, und wenn sie nicht sogleich befriedigt würden, wollten sie am nächsten Tage an seinen Zelten Dhurna sitzen. Diese sonderbare Art, eine Forderung einzutreiben, ist bei den Maratten ein allgemeiner Gebrauch: Scindhia selbst ist nicht davon ausgenommen. Der Mann, der Dhurna sitzt, begiebt sich zu der Wohnung oder dem Zelt des Schuldners, und bleibt dort bis die Sache abgemacht ist; während dieser Zeit ist der Belangte auf sein Zimmer beschränkt, und darf mit keinen andern Leuten umgehn, als die der Andre erlaubt. Die Gesetze, wonach der Dhurna eingerichtet ist, sind so wohl bestimmt und anerkannt als die jeder andern Gewohnheit. Soll er sehr strenge seyn, so bringt der Gläubiger eine Zahl von seinen Begleitern mit, die das Zelt, bisweilen selbst das Bette seines Widersachers umgeben, und ihn

zugleich der Nahrung berauben; in diesem Fall schreibt ihm jedoch die Etikette dieselbe Enthaltsamkeit vor, und der stärkste Magen trägt natürlich den Sieg davon. In der Landschaft und Stadt Benares war eine Gewohnheit dieser Art einst so herrschend, daß Braminen sich gewöhnten lange Zeit ohne Nahrung zu bleiben: sie wurden dann zu der Thür irgend eines Reichen geschickt, wo sie ein Gelübde ablegten, so lange ohne Speise zu bleiben, bis sie eine gewisse Geldsumme erhalten würden. Das Leben eines Braminen zu erhalten ist eine so nothwendige Pflicht, daß das Geld gemeiniglich bezahlt ward; doch ging immer ein langer Kampf vorher, um gewiß zu seyn, ob der Mann standhaft genug sey oder nicht, denn Geld ist das Leben und die Seele aller Hindus. In dem Lager giebt es viele Braminen, die sich vermiethen, um Dhurna für diejenigen zu sitzen, die sich selbst einer so großen Unbequemlichkeit nicht aussetzen wollen. Der Diener der Chans wollte wissen, wie viel von den vierteljährigen Zahlungen die unsre Regierungen an Scindhia leistet, schon abgetragen wäre, da die Sage gehe, daß ein Maratten Banquier von großem Vermögen sie für die nächsten 18 Monate aufgekauft habe. Diese vierteljährigen Zahlungen belaufen sich gegen anderthalb Lakh Rupi's; ein Lakh wird an Scindhia selbst, 80,000 Rupi's, dem Namen nach, an einige der vornehmsten Oberhäupter seines Durbar bezahlt; in der That eignet der Maha Rajah sich die ganze Summe allein zu. Hierzu kommen jetzt noch 75,000 Rupi's, statt des der Buessa Bai, Scindhias Lieblingsfrau, im Frieden von 1805 ausgemittelten Dschagirs. Der Maha Rajah zog die baare Summe dem Besitz des Distriktes selbst vor, der den Verfügungen eines Gerichtshofes unterworfen war. Eine thätige und unpartheiische Gerechtigkeitspflege gewährt einem Marattenfürsten die unangenehmsten und ungewöhnlichsten Vorstellungen. Muß er eine Geldsumme erheben oder einen sehr dringenden Gläubiger befriedigen, so unterzeichnet er Empfangscheine auf die künftigen Forderungen, welche die einzigen Fonds sind, die auf dem Markt einen erträglichen Cours haben; diese Empfangscheine werden in der Regel zu einem Diskonto von 18 bis 30 Procent wieder verkauft. Das letztere ist der gewöhnliche Preis, wenn sie

ein Jahr zu laufen haben. Der Diener des Chans sagte mir, daß sein Herr einen von diesen Scheinen genommen habe, der nach drittehalb Jahren bezahlt werden sollte, und den er schwerlich zu 20 Procent würde realisiren können.

Trotz allen diesen Schwierigkeiten verliert der Maha Rajah selten seine Munterkeit und gute Laune; er achtet selbst nicht den strengsten Dhurna, wenn er nicht etwa während der Dauer desselben Nachricht erhält, daß ein Tiger in der Nähe des Lagers entdeckt worden ist. Die Tigerjagd gehört zu seinen Lieblingsvergnügungen, wie auch Elephantenkämpfe, welche er wöchentlich, besonders bei kaltem Wetter, 4 oder 5 mal veranstaltet. Die größten Elephanten werden zu diesem Zweck ausgesucht; man futtert sie mit heißen Gewürzen und andern Reizmitteln, um sie wild zu machen. Das Gefecht gewährt nur wenig Lust, obgleich ohne Zweifel etwas Großes in dem Zusammenstoßen zweier so ungeheuern Thiere liegt. Es ist oft sehr schwierig, sie nahe an einander zu bringen; wenn es aber den Treibern gelingt, sie bis in einer gewissen Entfernung zu stacheln, so stürzen sie auf einmal vorwärts, verwickeln ihre Rüssel und Hauzähne, und schlagen mit aller Kraft, bis einer weicht und fortläuft. Der Sieger folgt, bearbeitet den Gegner mit seinem Rüssel und bemüht sich ihn niederzuwerfen: er ist bei der Verfolgung seines Sieges so eifrig, daß es bisweilen nöthig ist, ihn durch Feuerwerk in Furcht zu setzen und von der Verfolgung abzuziehn. Bei diesen Gelegenheiten wird Scindhia von großen Reiterschaaren begleitet, wobei man die schönsten Dekhanischen Pferde sieht. Diese Zucht ist Dekhan eigen, und wird von den Maratten aufs höchste geschätzt. Sie sind von arabischen Hengsten mit den ursprünglichen Stuten des Landes erzeugt, die sehr klein sind. Die Dekhaner selbst sind selten höher als 14 Hände (56 Zoll), und die schätzbarsten oft noch niedriger: sie sind kurz im Kreuz und Halse, haben kleine wohlgestaltete Köpfe, und schlanke, obgleich ausgezeichnet wohlgebildete Glieder; sie haben einen feurigen Muth, sind voll Leben und sollen mehr Anstrengung und schlechtere Nahrung vertragen können als alle andere Pferde in Indien. Ein Dekhaner, dessen Geschlechtregister bekannt ist, kostet oft

3 oder auch 4000 Rupi's; die Maratten sind so eingenommen von diesen schönen und schätzbaren Lieblingen, daß sie, wenn es möglich ist, dieselben mit Weizenkuchen, gekochtem Reis, Zucker und ähnlichen Leckereien futtern. Ein großer Theil der Menschen, die das Lager ausmachen sind Muhamedaner, die gerade jetzt ihr großes Fest, das Ed el Korban oder Opferfest am 10ten Tage des Monats Dsulhadsje feierten. Der vorhin erwähnte Diener des Chans versicherte mich, daß an dem gewöhnlichen Fest, das seine Herrn am 10ten Tage nach dem Tode ihres ältern Bruders gaben, 5000 Personen zu Mittag gespeiset wurden. Die besorgten Vorräthe bestanden aus 100 Mahnds (ein Mahnd ist gleich 80 Pfunden) Waizenmehl, 60 Mahnds Reis und 60 Ziegen *). Was von den eingeladenen Gästen nicht verzehrt wird, wird unter die Fakirs und die Armen von aller Art, die das Lager umschwärmen, vertheilt. Andre Mahlzeiten, obgleich nicht in einem ganz so großen Verhältniß, finden am 20sten und 40sten Tage statt.

Auch die Hindu's feiern ein Fest mit Namen Sunkrat; wo Parthieen eines kleinen schwarzen Samens, Til genannt, als Geschenke an diejenigen gesandt werden, denen man ein Compliment zu machen wünscht. Der Maha sendet sie an den britischen Residenten und die vornehmsten Surdars im Lager. Arme Leute tragen eine große Menge davon umher und theilen es an Alle aus, die reich genug sind, eine oder zwei Rupi's zur Erwiederung zu geben. Ein reicher Bankier gab bei dieser Gelegenheit einer Anzahl Braminen ein Mittagsmahl, wobei er einen schönen Beweis von marattischem Zartgefühl und Oekonomie gab. Ein reichliches Mahl ward bereitet, und wenn jeder Gast so viel zu sich genommen hatte, als er mit möglichster Anstrengung verschlingen konnte, erhob er sich, und ward mit einem neuen Doti, oder Kleide um die Hüften zu wickeln, einer Decke und einer groben leinenen Jacke, mit Baumwolle ausgestopft, beschenkt; er wurde dann nach einem kleinen zerstöhrten Fort in der Nähe des Lagers geführt,

*) Wenn diese Vorräthe auf 5000 Personen vertheilt werden, so scheint der Einzelne, besonders vom Fleisch, nur eine kärgliche Mahlzeit bekommen zu haben. R.

wo er eingeschlossen ward, um zu verhindern, daß er sich nicht zum zweitenmal darstelle, und sich einen ungebührlichen Theil von der Mahlzeit zueigne. In diesem Gewahrsam wurden die Gäste die ganze Nacht durch gehalten, und am folgenden Morgen zusammen in ihren neuen Kleidungen herausgelassen. Es ist eine Religionspflicht, die den Gemüthern der Hindus eifrig eingeschärft wird, Braminen zu füttern; je größer die Menge der Lebensmittel ist, die von den heiligen Männern verzehrt wird, desto größer ist das Verdienst und die Ehre des Wirths. Wenn die Braminen bis zum Bersten gegessen haben, entschließen sie sich bisweilen auf das dringende Verlangen desselben, noch ein wenig mehr niederzuwürgen: und empfangen für jeden ferneren Bissen eine steigende Zahl von Rupi's, bis die Natur sich bei der Ueberfüllung empört; es sind nicht selten Beispiele vorgekommen, daß dies so lange wiederholt worden ist, bis ein armer vollgepfropfter Unglücklicher, verführt vielleicht von einigen hundert Rupi's, noch einen Bissen sich eingezwungen hatte, und auf der Stelle gestorben ist. In diesem Falle trifft dem Fütternden kein Tadel, weil der Gefütterte geradewegs ohne Weiteres zum Himmel fährt.

Es ist die Busuntzeit, oder der Lenz der Hindus. Das Wort bezeichnet Freude, und in dieser Zeit sind demnach alle fröhlich und glücklich. Sie schenken ihren Freunden kleine Büschel von grünem Korn oder Blumen, und tragen sie in ihren Turbanen, welche sie gelb färben, da dies die heiterste aller Farben ist: viele kleiden sich ganz in gelben Anzügen: überall hört man Lieder und Musik. Die allgemeine Freude verbreitet sich auch auf die armen Frauen, die das Korn mahlen, und die jetzt ihre Arbeit stets durch einen Gesang erleichtern. Alles im Lager verbrauchte Getreide wird von Weibern gemahlen, die dazu eine sehr einfache Mühle gebrauchen, die aus 2 flachen zirkelförmigen Steinen, etwa 15 Zoll im Durchmesser, besteht. Der obere wird durch eine Handhabe auf einer in dem unteren befestigten Achse umgedreht. Die Frau sitzt auf dem Boden mit der Mühle vor sich, die eine Schukki heißt; wenn sie angestrengt arbeitet, so kann sie 40 bis 50 Sihrs Korn an einem Tage mahlen. Diener und andere ärmere Leute, die ihre Weiber im Lager haben, verdienen etwas zu ihrem

Solde, wenn sie dieselben in ihren Mußestunden zu dieser Verrichtung anhalten. Eine fleißige Frau, die nicht zum Schlafe geneigt ist, steht in einer Stunde der Nacht auf und beschäftigt sich mit der Mühle: wer erwacht, kann sicher seyn, 2 oder 3 so beschäftigte Frauen zu hören, die bei ihrer Arbeit in einem Tone singen, der, wenn nicht geradezu schön, doch gar nicht unangenehm ist, und wohl mit der Stille der Nacht übereinstimmt. Einige von diesen Gesängen, besonders die auf den Busunt anspielen, sind nicht ohne Verdienst: ich lege die wörtliche *) Uebersetzung eines solchen Liedes bei, das einer Frau in den Mund gelegt wird, die sich um die Abwesenheit ihres Gemahls grämt, und an den allgemeinen Festlichkeiten keinen Theil nehmen kann: Busunt bedeutet nicht blos die Jahrszeit selbst, sondern auch die kleinen Geschenke an Blumen u. s. w. deren ich vorhin erwähnte, und welche die Frauen ihren Liebhabern verehren.

Ein Busuntlied.

Hell tönt die Trommel überall,
Des Tambourins, der Cymbeln Schall;
Doch herber Trennung Sehnsuchtsschmerz
Verzehrt in wilder Glut mein Herz.

In Liedern schwillt der Frauen Brust,
Begeistert von des Lenzes Lust.
Dieweil der strengen Liebe Strahl
Mich traf zu nie begränzter Qual.

Des Kokils **) süße Kehle klingt,
Die Liebesgram gefällig singt;
Gleich ihm bin ich von Kummer schwer,
Von allem Trost, von Hoffnung leer.

---

*) Unmöglich, denn es ist wie alle die folgenden kleinen Volksgedichte, in zierlichen englischen Reimen: wie Schade, daß Hr. Br. uns dieselben nicht ganz kunstlos, in nackter Prose gegeben hat; in seinen gereimten Nachbildungen weht kaum noch ein leiser Hauch von der ursprünglichen Eigenthümlichkeit; mir blieb nichts übrig, als die kleinen Gedichte so treu als möglich, in dem Versmaaß, das sie im Englischen haben, wiederzugeben. R.

**) Die Ringeltaube der Hindudichtung. Es ist ein kleiner grüner Vogel, dessen Gesang im Frühling besonders melodisch ist; man glaubt, daß er stark zu der zarten Leidenschaft reize.

Bringt er zurück der Tage Glanz,
Dann, Mädchen, nehm ich deinen Kranz:
Doch jetzt da meine Lieb' ist fort,
Wo fänd' dein Busunt Platz und Ort?

Die Fouragirer sind über das ganze Land zerstreut: zu allen Stunden kehren sie zum Lager zurück mit ihren Tuthus, einer dauerhaften Art von Kleppern oder Ochsen, die unter ihren Lasten grünen Weizens oder grüner Gerste stöhnen. Solche Räubereien verursachen natürlich das größte Elend unter den unglücklichen Bauern, die aus ihren Wohnungen vertrieben und genöthigt werden einen Zufluchtsort in Kota oder einem andern Gebiet zu suchen, das nicht von dem Besuch eines Marattenlagers bedroht wird. Ich selbst begegnete verschiedenen Familien, die auf diese Weise auswanderten, und die einmüthig den Scindhia und seine Räuberhorden verwünschten. In mehreren Fällen haben sie sich selbst gerächt; indem sie den fouragirenden Parthieen das Vieh abnahmen, wenn nicht die Begleitung stark genug war, um sie zu beschützen. Viele von den Leuten des Maha Rajah sind in diesen Scharmützeln verwundet worden.

(Die Fortsetzung nächstens.)

VI.

Ueber Tetuan und Tangers.

Nach Robert Semple.

Das hier folgende Bruchstück aus der zweiten Reise *) des Hrn. Semple durch Spanien, die er im Jahre 1809, während des französisch-spanischen Krieges machte, ist ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß eines Landes, von dem wir seit Höchst, Chenier und Jackson sehr wenig oder keine Nachrichten gehabt haben. Wahrscheinlich würde uns der Verfasser auch mit seinen Bemerkungen über die Hauptstadt der Barbarey beschenkt haben, wenn nicht die in dem folgenden Aufsatze erwähnten Umstände ihn an der Fortsetzung seiner Reise gehindert hätten. Die einfache Art mit der seine Beobachtungen vorgetragen sind, macht sie uns doppelt werth, und wenn wir gleich auch tiefer gehende Beschreibungen von Naturgegenständen, genauere Nachrichten von der Verfassung des Landes, wie wir sie vor kurzem von den englischen Reisenden Mac-Gill und Blacquiere über die östlicher liegenden afrikanischen Freistaaten erhalten haben, vermissen,

*) A second journey through Spain in the spring of 1809. w. pl. Lond. 1812. 8. sec. Ed. Die erste Reise durch Spanien, Italien und die Türkei kam zu London 1807. 2 Bde. 8. heraus.

so haben diese Mittheilungen doch das Verdienst aus den neueren Zeiten zu seyn. Hr. Semple ist übrigens dem deutschen geographischen Publikum durch seine in mehreren deutschen Blättern übersetzten Nachrichten über Caraccas bekannt: seine neueste Reise hat das Interesse, daß sie durch unser Vaterland gemacht wurde, und zwar zu einer Zeit, wo die Freiheit desselben im Aufdämmern war *), und ist wenn auch nicht durch uns unbekannte Data ausgezeichnet, doch deswegen merkwürdig, weil der Verfasser durch eine Reihe von Umständen ganz unfreiwilliger Theilnehmer an dem Schicksale der Feinde Preußens wurde.

Sp.

Mit dreien Engländern, mit denen ich zu Granada bekannt geworden war, faßte ich den Entschluß, von Spanien nach der Küste der Bärbarei überzusegeln, und wo möglich bis Fez vorzudringen. — Unsere Einrichtungen waren bald getroffen. Da man bei den Mauren nichts ohne Geschenke ausrichten kann, so nahmen wir Stücke Tuch von verschiedenen Farben mit, von denen jedes zu einem mauriſchen Gewande hinreichte, einige Stücke Dimity und einige kleinere Sachen, was alles zusammen etwa 200 Dollars werth seyn mochte: eben so nahmen wir ein Zelt und einiges Hausgeräth mit. Vor allen Dingen aber versahen wir uns mit einem Dolmetscher, einem Juden, Samuel Serfaty, der seit langer Zeit zu Gibraltar wohnte, aber in der Barbarey geboren war, wo sich ein Theil seiner Angehörigen noch aufhielt, und der mit der Sprache und den Sitten des Landes vollkommen bekannt war.

Nachdem wir von widrigen Winden eine Zeit lang aufgehalten worden waren, fuhren wir in einem der Böte, welche gewöhnlich Vieh von der Küste der Barbarei nach Gibraltar bringen, hinüber. Diese Böte sind in der Regel von 40—50 Tonnen Last, und wie die Schooners aufgetakelt. Die Breite der Straße zwischen Gibraltar und Ceuta

---

*) Observations made on a tour from Hamburgh through Berlin, Görlitz and Breslau to Silberberg and thence to Gottenburg. London 1814. 8.

beträgt ungefähr 6 Stunden. Wenn man auf der Hälfte des Weges ist, so erscheinen die beiden Küsten besonders anziehend; Gibraltar zeigt sich von keiner anderen Stelle aus so erhaben, und die Küsten scheinen sich überhaupt an Höhe, Größe und Klima hier vollkommen zu gleichen.

Wir fuhren dicht unter den Felsen von Ceuta hin. Die Stadt selbst liegt auf einer schmalen Landzunge, die gegen das feste Land hin durch Gräben und Befestigungslinien gedeckt ist, und sich gegen die See in felsige Höhen endigt. Auf diesen Höhen sieht man Batterien, welche, wenn sie mit Geschicklichkeit angelegt wären und bedient würden, Ceuta wahrscheinlich eben so unüberwindlich als Gibraltar machen würden. Von der Spitze von Ceuta fuhren wir nach einer andern Landspitze, innerhalb deren die Bai von Tetuan liegt. Da der Wind uns fortwährend günstig war, so kamen wir schnell vor diesem Vorgebürge vorüber, und genossen nun einer freien Ansicht der hohen Bergkette welche Tetuan umschließt, so wie auch der Stadt selbst, die sich in einer weißen Linie längs dem Abhange eines Hügels fortzieht, der etwa 5 (engl.) Meilen vom Ufer liegen mag. Nach kurzer Zeit erreichten wir das Ende der Bay, und landeten an der Mündung eines kleinen Flusses, dessen Strom sich noch tief in die See hinein durch sein verschiedenfarbiges Wasser unterschied. Dicht am Ufer stand ein viereckter weißer Thurm, der sowohl zur Bezeichnung der Mündung des Flusses, als auch dazu dient, um darauf die maurische Flagge aufzustecken, sobald sich fremde Kriegsschiffe nähern. Hier landeten wir nach einer Ueberfahrt von 9 Stunden, und wünschten einander zu der Ankunft auf dem sandigen Boden Afrika's Glück. Unsere buntscheckige Schiffsgesellschaft, die aus Juden, Mahomedanern und Genuesern bestand, zerstreute sich bald: wir blieben in den Händen unseres jüdischen Dolmetschers allein am Ufer zurück.

(Der Beschluß nächstens.)

4 Bde
ne

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06562 2113

DO NOT CIRCULATE

389